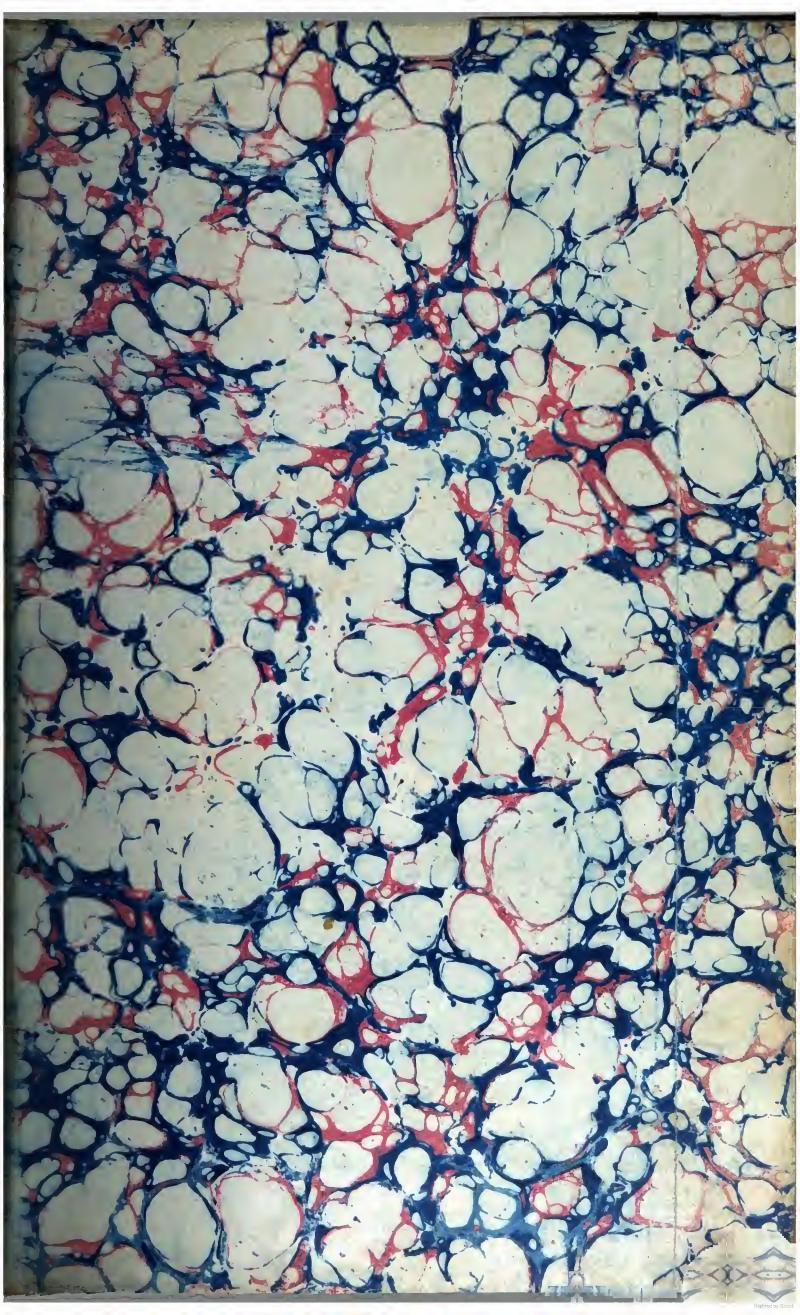
KAIS. KÖN. HOF- BIBLIOTHEK
15.247-B
ALT-

Ll 17. c. 84.



15247 B.

Geſchichte der Pädagogik.

Zweiter Theil.

Geschichte der Pädagogik

vom

Wiederaufblühen

klassischer Studien bis auf unsere Zeit.

Von

Karl von Raumer.

Zweiter Theil.

Stuttgart.

Verlag von Sam. Gottl. Liesching.

1843.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Der Univerſität Erlangen

widme ich,

unter herzlichen Segenswünſchen

zur erſten Säcularfeier,

dieſes Werk.

Aus akademiſchen Vorleſungen hervorgegangen möge es bezeugen, daß ich der mir theuern Univerſität nach Kräften treu zu dienen bemüht war und, ſo lange es Gott gefällt, fernerhin bemüht ſein werde.

Karl von Raumer.

Vorrede.

Gegenwärtiger zweiter Theil führt bis zum Tode Pestalozzis; der dritte wird noch einiges der Vergangenheit Angehörige enthalten, außerdem eine Charakteristik der gegenwärtigen Pädagogik zu geben suchen. Jeder Sachkundige weiß, wie schwer eine solche Charakteristik sei und wird es nur billigen, daß ich mich bei Lösung dieser Aufgabe nicht übereile.

Es ist mir wahrlich nicht darum zu thun etwas Neues vorzubringen, sondern das zu sagen, was unserer Jugend frommt. Dieß ernstlich zu erforschen und zu erfahren, auf Ansichten und Urtheile gründlicher Schulmänner zu achten, kurz, über einen Gegenstand von so großer Wichtigkeit nichts eitel und leichtfertig in die Welt zu schreiben, ist mir heilige Gewißenspflicht.

Mich freut nichts mehr, als mit tüchtigen Männern früherer und jetziger Zeit in Gesinnung, Streben und Art der Ausführung zusammenzutreffen; so gewährte es mir große Freude, als ich bei Comenius so manches fand, was ich im Laufe meines Lehramts erfahren und ausgesprochen hatte.

Viel Mühe kostete es die Quellen zu sammeln, welche ich bei Ausarbeitung des gegenwärtigen Theils benutzt habe. Zu den allerwichtigsten gehören Gelegenheitsschriften, besonders Schulprogramme, welche die Geschichte einzelner Lehranstalten behandeln. Aus Vergleichung solcher Spezialgeschichten tritt uns das Bild der Schulen Deutschlands von der Ostsee bis zu den Alpen entgegen, ihr gemeinsamer pädagogischer Charakter in bestimmten Perioden und ihre gemeinsame Umwandlung im Laufe der Zeit. Wie aber dieß Gemeinsame einerseits, so treten zugleich klar aus jenen Monographieen die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen deutschen Schulen heraus, durch welche sich norddeutsche von süddeutschen, schlesische von rheinischen unterscheiden.

Eine große Anzahl Schulprogramme ward mir durch die Güte des Herrn Rector Vömel in Frankfurt zu Theil. Außerdem erhielt ich Programme und pädagogische Schriften von den verehrten Herrn Verfaßern, vom Herrn Professor Dr. Cramer (meinem trefflichen Mitarbeiter an der Geschichte der Pädagogik) und Hrn. Gymnasiallehrer Dr. Zober in Stralsund, vom Herrn von Fellenberg in Hofwyl, Herrn Dr. Buddingh in Delft, Herrn Rentamtmann Preusker in Großenhayn und Herrn Gymnasiallehrer Schöppach in Meinungen. Indem ich aufs herzlichste für diese große Zuvorkommenheit danke, muß ich zugleich mit Bedauern bemerken, daß ich mehreres zu spät erhielt, um es noch für meine vorliegende Arbeit benutzen zu können. —

Alljährlich erscheinen Schulschriften, welche die Geschichte bestimmter Lehranstalten oder auch solche Gegenstände behandeln, die zur Charakteristik der gegenwärtigen Pädagogik vorzüglich wichtig sind. Gewis werden die verehrten Verfaßer solcher Schriften nach dem Gesagten es entschuldigen, wenn ich sie bitte, mir dieselben auf dem Wege des Buchhandels gütigst zukommen zu laßen. —

Erlangen, den 11. August 1843.

K. v. Raumer.

Neue Bildungsideale und Bildungsmethoden.

Kampf, Wechselwirkung und allmähliche Vermittelung zwischen dem Alten und Neuen.

Von Bacos Tode bis zum Tode Pestalozzis.

I.

Die Neuerer.

Wir haben die Lehranstalten in den protestantischen Ländern Deutschlands kennen lernen, von den untersten Elementarschulen bis zu den Universitäten hinauf, und ebenso den Charakter der wichtigsten katholischen Schulen, der Jesuitenschulen.

Jetzt nähern wir uns den Anfängen einer neuen Epoche des deutschen Unterrichtswesens und zugleich der entsetzlichsten Zeit in der Geschichte unsres Vaterlandes. Ehe ich jene neue Epoche charakterisire, will ich noch einen Blick auf den Zustand der deutschen gelehrten Schulen beim Beginn des 17ten Jahrhunderts werfen.

Betrachten wir zuerst die Lehranstalten des Jesuiterordens. Von wie unberechenbarer Wichtigkeit es für seine Zwecke sei — für Herstellung einer absoluten Hierarchie und Vernichtung der Reformation — wenn er den Jugendunterricht ganz an sich reißen könnte, das hatte der Orden früh eingesehen. Mit bewundernswürdiger Klugheit, Geschicklichkeit und ausdauernder Consequenz verfolgten die Jesuiten ihre Zwecke, nach einem weit umfaßenden, wohl berechneten Plane. — [1] Im Jahre 1550 hatten sie noch keine feste Stätte in Deutschland, das darauf folgende Jahr gründeten sie ihre erste Schule und zwar in Wien, 1556 die Lehranstalten in Köln, Prag, Ingolstadt, 1559 in München und Tyrnau, 1563 in Dillingen, 1569 in Braunsberg, 1575 in Heiligenstadt. [2] Auch in Mainz, Aschaffenburg, Brünn, Olmütz und Würzburg setzten sie sich fest.

1) Die zunächst folgenden Angaben von gestifteten Jesuitenschulen entlehne ich aus Rankes ausgezeichneter Darstellung der Gegenreformation. (Die röm. Päpste Bd. 2, 25 ff.)

2) Director Rinke im heiligenstädter Gymnasialprogramm von 1837 sagt: „von

Nach Gewohnheit gebrauchten die Jesuiten jedes Mittel, um zu ihrem Ziele zu gelangen; nicht bloß protestantische, sondern auch katholische Lehranstalten, welche ihnen im Wege waren, wußten sie zu beseitigen. So in Trier, Posen, Prag.

In Trier hatten Hieronymiten zu Ende des 15ten Jahrhunderts ein Fraterhaus gestiftet. [1] Johannes Even, Weihbischof von Trier, gibt diesen (um das Jahr 1514) das beste Zeugnis: sie seien gute ehrbare Priester, führten ein tugendlich Leben, unterwiesen die Jugend, und hätten zu seiner Zeit dreihundert Schüler gehabt. — Das Volk nannte die Hieronymiten: goldene Priester. Als sich im Erzstift protestantische Regungen kund gaben, berief der Erzbischof Johann von der Leyen im Jahre 1560 Jesuiten nach Trier. Zuerst predigten sie, bald nachher ernannte sie der Kurfürst zu Lehrern, im Jahre 1566 wurde ihr Collegium vollständiger organisirt. „Noch zwar bestand das (Hieronymiten-) Collegium von S. German: obgleich man alsobald begonnen hatte, langsam die Schule zu untergraben, welche zu stürzen noch nicht gerade thunlich schien. Aber es war leicht vorauszusehen, daß es neben dem der Jesuiten, welches allein alle Gunst des Fürsten genoß, nicht lange fort mehr existiren konnte." Im Jahre 1570 erhielten die Jesuiten ein von Minoriten bewohntes Kloster, welches diese „ganz gegen ihren Willen verlassen und in die Gebäude des Collegiums zum h. German wandern mußten, wo die Schule der Hieronymiten endlich aufgehört hatte. Im Jahre 1569 war von diesen Schulmännern nur noch einer übrig." Sie mußten „zu Trier, wie überall, dem neuen Orden weichen. Alle Schulen kamen nun in die Hände der Jesuiten." [2]

[3] In Posen hatte der Bischof Lubranski im Jahre 1519 eine Lehranstalt gestiftet; die Jesuiten eröffneten die ihrige 1573. Sie wußten

dem Jahre 1574 an kam es zu der Arbeit, das Eichsfeld zur katholischen Religion zurückzuführen." Zwei Jahre nach der Errichtung der Jesuitenschule, 1577, zählte sie schon über 200 Schüler. Die Jesuiten blieben bis 1773, da Dalberg aus Erfurt kam, und ihnen, der Aufhebungsbulle Clemens des Vierzehnten zufolge, befahl: am 30. September vor Tagesanbruch die Stadt zu verlaßen. Ib. S. 5. 11. 41.

1) „Beitrag zur Geschichte der Schulen im ehemaligen Churfürstenthum Trier, von dem ersten Director J. H. Wyttenbach" im trierschen Gymnasialprogramm von 1841. S. 10 ff.

2) Ib. 14.

3) „Von den Schulen im ehemaligen Polen, namentlich im Posenschen, vom Prof. Czwalina." Posener Gymnasialprogramm von 1837. S. 10. 14. 18. 19.

den Bischof Konarski so für sich zu gewinnen, daß er nicht allein das Jesuitercollegium auf alle Weise begünstigte und empfahl, sondern sich auch um die lubranskische Anstalt gar nicht kümmerte und sie absichtlich eingehen ließ. 1574 waren schon die meisten Zöglinge dieser Anstalt zu den Jesuiten übergegangen, von denen ihnen viel mehr Freiheit gestattet wurde. — Verfuhren diese so gegen Katholiken, wie erst gegen Protestanten! Es hatte ein Kaufmann Rydt 1567 eine evangelische Schule in Posen gestiftet, früher noch, 1555, gründeten hier böhmische Brüder eine Lehranstalt. Im Jahre 1616 wurden beide Schulen nebst den evangelischen Kirchen „von den Jesuitenschülern und dem mit ihnen verbundenen Pöbel von Grund aus zerstört." — Am rücksichtslosesten verfuhren die Jesuiten 1621 nach der Schlacht am weißen Berge gegen Katholiken und gegen Protestanten. Ohne Rücksicht auf den Widerspruch des Erzbischofs Harrach von Prag und mit Verletzung des bisherigen Rechts der Kapitel, Universität, Dechanten und Pfarrer erhielten sie die alleinige Leitung aller Schul- und Unterrichtsanstalten. Die calvinischen Prediger verjagten sie in demselben Jahre aus Böhmen.[1]

Bei dem Zwecke, den die Jesuiten verfolgten, war es natürlich, daß sie sich, wo möglich, in protestantischen Städten oder in deren Nähe ansiedelten. Waren doch protestantische Eltern in verschiedenen Gegenden Deutschlands so blind, dem Orden ihre Kinder zur Erziehung anzuvertrauen. Konnten sie sich wundern oder beschweren, wenn diese in den Schooß der katholischen Kirche geführt wurden?

Als die Jesuiten im Jahre 1621 in Alt-Schottland, fast vor den Thoren von Danzig, ein stattliches Collegium bauen wollten, schrieb Johannes Schröder, Lehrer am danziger Gymnasium, an den Rath: es werde sehr von nöthen seyn, daß sich ihre Schulen zusammennähmen, „damit," sagt er, „diese Gesellen mit ihrer Institution nicht den Preis und Vorzug behalten; sonst wird manch junges Blut von ihnen eingenommen und innerlich verschüret werden. Ich kenne diese Vögel... weiß der Jesuiten Griffe, ich bin vor 12 Jahren im Lande Braunschweig bei sie gewesen."[2]

Dieser berechnenden, absichtsvollen, pädagogischen Thätigkeit der

1) Raumers Geschichte Europas 3, 416.

2) „Geschichte des academischen Gymnasiums in Danzig vom Prof. Dr. Th. Hirsch." Danziger Gymnasialprogramm zum 3. August 1837. Ganz vorzüglich.

Jesuiten gegenüber, lernten wir schon den redlichen Eifer kennen, mit welchem die Protestanten — Reformatoren, Schulmänner und Fürsten — für Einrichtung und Verbeßerung der Lehranstalten sorgten. — Besonders trat Johannes Sturm als Normalschulmann in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts heraus. Seiner Methode, sagt Morhof,[1] folgten nicht nur die Städte Deutschlands, sondern auch die in fremden Ländern. Wir sahen, daß der würtembergische Schulplan des Herzog Christoph, wie der sächsische von August I mit dem sturmschen sehr übereinstimmte. In den verschiedensten deutschen Städten folgte man dem Muster Sturms. Wenn der Rector Jentzkow im Jahre 1591 für das Gymnasium zu Stralsund eine Schulordnung entwarf, so war diese „nichts weiter als eine, mit großer Umsicht erweiterte und besonders gewendete Umarbeitung der von Johann Sturm in verschiedenen Schriften niedergelegten Methode."[2] Eben so wird von dem Rector Heinrich Petreus erzählt: er habe sich bei Organisation des Gymnasiums in Göttingen das straßburger zum Muster genommen.[3] Auf dem Gymnasium zu Frankfurt am Main befolgte man Sturms Methode;[4] Decurionen wurden auf dem liegnitzer Gymnasium, wie in Frankfurt, wahrscheinlich nach Sturms Vorgang eingeführt.[5]

Der confessionelle Kampf pflanzte sich in die Schulwelt hinüber. Aber trotz desselben hatten damals Protestanten und Katholiken ein gemeinsames Ziel *gelehrter* Bildung. Sagte doch Sturm: ich habe gesehen, welche Schriftsteller die Jesuiten erklären und welche Methode sie befolgen, eine Methode, die von der unsrigen so wenig abweicht, daß es scheint, als hätten sie aus unsern Quellen geschöpft.

Gegen dieses Gemeinsame damaliger jesuitischer und protestantischer Bildung traten nun Gegner auf; es beginnt in den ersten Decennien des 17ten Jahrhunderts ein principieller pädagogischer Kampf, der von Protestanten ausgeht und unter wechselnder Gestalt bis auf den heutigen Tag fortwährt.

1) Morhof Polyhistor. Ed. 4. 1747. 1, 333.

2) Zober im stralsunder Gymnasialprogramm von 1840. S. 7.

3) Einige Nachrichten über die ältesten Schulen Göttingens vom Dir. Kirsten. 1840. S. 7.

4) Zur Feier des 300jährigen Jubiläums des frankfurter Gymnasiums vom Rector Pömel. 1829. S. 5.

5) Gymnasialprogramm des Rector Köhler in Liegnitz. 1837.

Ich will diejenigen, welche neue Principien und neue Ideale in der Pädagogik aufstellten, um deswillen Neuerer nennen. Der Name soll weder ein Lob, noch einen Tadel aussprechen; es mag zunächst dahin gestellt bleiben, ob das Neue, was jene Männer brachten, guter oder böser Art war, oder ob sich zum Guten Böses gesellte.

Neuerungen waren vorauszusehen. Wird eine Bildungsweise ganz einseitig verfolgt, bis sie zur Caricatur ausartet, berücksichtigt man beschränkt und beschränkend nur diese und jene Lehrgegenstände und die ihnen entsprechenden Talente mit Vernachläßigung aller übrigen, so straft sich dieß früher oder später, es muß eine Reaction erfolgen. Jede Reaction überschreitet aber gewöhnlich das Maaß, artet in Radicalismus aus und strebt das früher unbillig Bevorzugte ganz zu verdrängen.

So geschah es bei dem jetzt beginnenden pädagogischen Kampfe. — Daß die philologische Bildung zur Caricatur ausgeartet war, erkannte schon Erasmus und verspottete die Nachäffer Ciceros. Doch scheint sein Ciceronianus auf Sturm keinen Eindruck gemacht zu haben. Dessen Bildungsideal war und blieb ciceronianische lateinische Beredtsamkeit, er wollte, wo möglich, aus jedem Schulknaben einen Ciceronianus bilden. Wir bewunderten seine Methode, die Virtuosität, mit welcher er sein Ziel verfolgte und alle Kräfte auf dasselbe richtete. Allein wir fragten schon: ob denn sein Bildungsideal das rechte sei, wir verhehlten uns nicht, daß er und seine unzähligen Nachahmer über das Streben, ihre Schüler zu ciceronianischer Beredtsamkeit zu bilden, fast alle anderen lernwürdigen Gegenstände hintansetzten, und ebenso alle geistigen Gaben der Schüler, mit Ausnahme der sprachlichen. — Auch sahen wir, daß Baco und Montaigne gegen diese rein philologische Schulbildung direct oder indirect auftraten. Beide waren jedoch nicht Schulmänner und daher nicht in der Lage, ihre Ansichten lehrend und erziehend zu verwirklichen.

Allein es währte nicht lange, so fanden sich auch Pädagogen, welche thätig gegen die bisherige Bildungsweise ankämpften. Zwei Männer traten auf, deren ausdauerndes, rastloses Streben viele Jahre hindurch auf Darlegung und Ausübung einer neuen Lehrmethode gieng, es waren Wolfgang Ratich und Johann Amos Comenius. Mit ihnen beginnt eine lange Reihe pädagogischer Methodiker, in welcher Reihe Locke, Rousseau, Basedow und Pestalozzi vor allen heraustreten. Durch

persönliche Eigenthümlichkeit, durch Vaterland, Confession und durch Zeit und Umstände, unter welchen sie lebten, sind diese Männer zwar von einander verschieden; dennoch tritt uns in ihren Principien und Tendenzen etwas, ihnen allen Gemeinsames, entgegen. Eine kurze Charakteristik dieses Gemeinsamen will ich den Monographieen der genannten Männer vorausſenden und versuchen, wie in der Ouvertüre einer Oper, die wichtigsten Themata mitzutheilen, welche in ihren Werken mehr oder minder klar durchklingen.

Der Blick war freier geworden, die Aussicht hatte sich erweitert, manche treffliche neue Ansichten und Ideale tauchten auf. Freilich erweiterte sich der Horizont oft so sehr, daß die Augenschärfe der Beobachter nicht für ihn ausreichte; es waren die Neuerer auch häufig der Verwirklichung ihrer eigenen Ideale nicht gewachsen. Mit vollem Recht erkannten sie vieles als nothwendiges, im Wesen des Menschen gegründetes, durch seine Lebensverhältnisse gefordertes Bildungselement, woran die früheren Pädagogen nicht gedacht; mit Recht bekämpften sie die beschränkte Einseitigkeit, wie die in mancher Hinsicht fehlerhafte Lehrweise derselben. Aber schon aus der folgenden kurzen Charakteristik der Neuerer[1] ergibt es sich, wie diese so manches Treffliche der herkömmlichen Lehrweise verkannten und gegen frühere Extreme auftretend, selbst in entgegengesetzte Extreme verfielen. Möchten wir, hierdurch gewarnt, solche Extreme vermeiden, das Gute aber, welches sich bei jeder der zwei einander bekämpfenden Parteien findet, dankbar anerkennen und fest halten, und so eine wesentliche innige Versöhnung beider Parteien herbeiführen. —

Es charakterisirt nun Folgendes die Neuerer:

1) Alle polemisiren entschieden gegen das zu ihrer Zeit herrschende Unterrichts- und Erziehungswesen. Die gewöhnliche Unterrichtsweise, welche sich seit der Reformation bis fast auf unsere Zeit hinab im Wesentlichen sehr gleich blieb, die Unterrichtsweise der Grammatici (Philologen) charakterisiren die Neuerer als ein blindes Tappen ohne Weg und Ziel.

2) Sie versprechen nicht etwa eine verbeßerte Methode, da sie vielmehr das Lehren der Grammatici für ganz unmethodisch erklären, sondern eine Methode, als etwas ganz Neues. Dieselbe soll den

1) Im Verfolg der Geschichte werde ich die Belege zu dieser Charakteristik geben.

Lehrling von den einfachsten, faßlichsten Elementen jedes Lehrobjects aus, naturgemäß, ohne allen Zwang zur vollendeten Wißenschaft, auf einem ebenso gebahnten, als kurzen und lustigen Wege sicher zum Ziele führen. Neuere sagen auch wohl: im Lehrling sollten mit innerer organischer Nothwendigkeit Blüten und Früchte der Wißenschaft entwickelt werden.

3) Man schrieb der Methode gemäße Lehrbücher, nach welchen, wie man behauptete, Einer wie der Andere, der Fähige wie der Unfähige gleich gut lehren könne, wofern er sich nur mit treuer, ja pedantischer Gewißenhaftigkeit an das Lehrbuch binde. Dieß egalisire die Geister; ja es früge sich, ob die selbständigeren ungebundenen Lehrer nicht den mittelmäßigen Köpfen in pädagogischer Brauchbarkeit nachstünden.

4) Zur völligen Caricatur artet diese Ansicht bei solchen aus, welche sich erdreisten zu behaupten: es komme nichts auf Fähigkeit und Unfähigkeit der Schüler an; der an der Methode streng festhaltende Lehrer vermöge hierdurch Alles, er könne aus jedem Holz einen Mercurius schnitzen und das Gras wachsen laßen.

5) Der bestehenden Lehrweise werfen sie besonders vor: es sei eitel todter Gedächtniskram (dieß der gewöhnliche Ausdruck).[1] Besonders gelte dieß vom gewöhnlichen Lehren der alten Sprachen, welche sie, die Neuerer, in kürzerer Zeit und leichter, die einen auf diese, die andern auf jene neue Weise beizubringen versprechen.

6) Todt nennen sie den sogenannten Gedächtniskram, weil die Knaben so Vieles auswendig lernen müßten, was sie nicht verstünden. Nur Verstandenes dürfe dem Gedächtnis eingeprägt werden. Beleben wollen sie den Unterricht, indem sie in eben dem Maaße den Verstand der Kinder in Anspruch nehmen, als sie die Uebung des Gedächtnisses hintansetzen. Mehrere von ihnen scheinen freilich keine Ahnung von dem Mysterium des Gedächtnisses zu haben, nur ein echoartiges Staargedächtnis, kein geistig lebendiges Menschengedächtnis zu kennen, auch nicht zu wißen, wie höchst gewöhnlich ein durch Dreßur geistig ertödteter Verstand sei.

„Ja, was man so erkennen heißt,
Wer darf das Ding beim rechten Namen nennen?"

1) Ein Ausdruck, welcher freilich durch die soldatische Weise, wie die Lehrer den Kindern das Auswendiglernen befahlen, einigermaßen gerechtfertigt wird.

7) Weil ihre Methode naturgemäß, sagen die Neuerer, so lernten die Kinder freiwillig, mit Lust und Liebe, daher nach ihrer Versicherung Strafen, besonders körperliche, von selbst wegfielen, weil diese nur durch die widerwärtige, die Kinder zum Ungehorsam reizende, Lehrweise herbeigeführt würden.

8) Einige Neuerer wollen jeden Knaben nach seiner eigenthümlichen Gabe und Fähigkeit, nicht alle Schüler einerlei behandelt wißen. Andere dagegen faßen nur den generellen menschlichen Charakter ins Auge. Da es nur Eine, allen Menschen gemeinsame, Natur gebe, so bedarf es, nach letzteren nur Einer, allen gemeinsamen Methode. Die erstere Ansicht ist mehr aristokratisch, die letztere demokratisch; jene bei solchen, welche nur Ein zu erziehendes Normalkind, diese bei denen, welche die Volkserziehung ins Auge faßen.

9) Die Neuerer berücksichtigen die Muttersprache, ja bevorzugen sie und kämpfen gegen die tyrannische Herrschaft des Latein, ohne es zunächst ganz zu verwerfen. Durch diese Berücksichtigung der Muttersprache, dadurch, daß sie dieselbe in den Kreis der Unterrichtsgegenstände aufnehmen, suchen sie die, durch lateinische Zunftsprache bewirkte scharfe Scheidung der Studirten von den nicht studirenden Ständen wo nicht aufzuheben, doch möglichst zu verringern und zugleich eine vom Latein unabhängige Bildung mit demokratischem Sinne geltend zu machen.

10) Sie heben die Realien hervor, versuchen es auch, Sprach- und Realstudien zu verbinden.

11) Hiermit verwandt ist das Hervorheben der Leibesübungen und die Polemik gegen dunkle dumpfige Schulstuben.

12) Da sie die Muttersprache und Realien hervorheben, so bekämpfen sie es folgerecht, daß man Nichtstudirende auf lateinischen Schulen bilde, und verlangen Stiftung besonderer Realschulen. Von wahrhaft christlicher Liebe gedrungen sinnen einige auf Verbeßerung der, von den meisten lateinischen Gelehrten hintangesetzten, Volksschulen und wirken dafür unermüdet in weiten Kreisen.

13) Wie gegen das Gedächtnis treten sie, doch mehr factisch als theoretisch, gegen die Phantasie auf. Der von ihnen unnatürlich und vorzeitig angestrengte Verstand der Kinder tödtet die Phantasie. Vom Schönen ist bei ihnen nicht die Rede. Lehren sie Musik, Zeichnen ꝛc., so geschieht es auf rationalistische, antikünstlerische Weise;

alle Poesie wird zurückgestellt oder mit lieb- und freudloser Kälte behandelt; Gedichte analysirt und interpretirt man todt.

14) Die Anschauung, von welcher bei ihnen viel die Rede ist, deutet auf Pflege der Einbildungskraft. Aber meist scheint es nur so. Durch unaufhörliches Hineinreden und marterndes Abfragen stört man die stille Ruhe der Hingebung und tödtet alle einfältige Bilderempfängnis durch das unzeitigste, widerwärtigste Reflectiren. Das Wort ist nicht Ausdruck für den in der Seele des Schülers völlig gereiften Eindruck; es wird ihm vielmehr vom Lehrer voreilig in den Mund gelegt: er muß Dinge nennen und beschreiben, die ihm durchaus fremd sind. So werden die sogenannten Uebungen der Anschauung zu leeren Sprechübungen, ohne allen realen Gehalt.

15) Mit der Polemik gegen das Gedächtnis dürfte bei vielen ein Hintansetzen der Geschichte und Vergöttern der Gegenwart, der Wirklichkeit verwandt sein. Zudem influirt hierbei aufs stärkste das Hinwenden zu irdischen, materiellen Interessen, zum irdischen Nutzen und Wirken, mit gänzlicher Misachtung höherer freier Bildung.

16) Bei mehreren Neuerern des achtzehnten Jahrhunderts tritt ein entschiedener Pelagianismus hinzu. Die Aufgabe des Erziehers besteht nach ihnen einzig darin: die vegetative Entwicklung der guten natürlichen Anlage jedes Kindes, nach Art des Gärtners, zu fördern, so daß die angeborene potentia zum actus reife. Naturam sequi ist ihr Princip. Von der Sorge, daß die angeborene böse potentia ertödtet werde und nicht zum actus reife, vom Heiligungskampfe ist nicht die Rede; der Gegensatz von Natur und Gnade ist für sie nicht da. [1]

Hiermit dürften die Grundzüge der neuen Richtung im Unterrichts- und Erziehungswesen beschrieben sein; betrachten wir nun das Leben und Wirken des Chorführers der Neuerer, des Wolfgang Ratich.

1. Wolfgang Ratich.

[2] Wolfgang Ratich ist im Jahre 1571 zu Wilster in Holstein geboren. Er besuchte das Hamburger Gymnasium und studirte dann in

1) Von den religiösen Tendenzen früherer, den irreligiösen späterer Neuerer wird im Verfolg gesprochen werden.

2) Quellen s. Beilage B.

Rostock Philosophie und Theologie. Wegen schwerer Aussprache gab er die Theologie auf, trieb nun vorzugsweise hebräisch, ging nach England, dann nach Amsterdam um Mathematik zu studiren. Hier hielt er sich 8 Jahre auf, und lernte auch von einem geborenen Araber arabisch; hier war es auch, wo er dem Prinzen Moritz von Oranien eine neue, von ihm erfundene Lehrweise anbot. Der Prinz gieng auf sein Anerbieten ein, doch unter der Bedingung, daß er einzig Latein lehren solle. Mit dieser Bedingung nicht zufrieden, wandte sich Ratich nach Basel, Straßburg, wie auch an mehrere Höfe und trug diesen seine neue Methode an. Dann übergab er am 7. Mai 1612 „dem deutschen Reich" auf dem Frankfurter Wahltag ein Memorial,[1] worin er „mit göttlicher Hülfe zu Dienst und Wohlfahrt der ganzen Christenheit Anleitung zu geben" versprach:

„1. Wie die Ebreische, Griechische, Lateinische und andere Sprachen mehr, in gar kurzer Zeit, so wohl bei Alten als Jungen leichtlich zu erlernen als fortzupflanzen seyen."

„2. Wie nicht allein in Hochteutscher sondern auch in allen andern Sprachen eine Schule anzurichten, darinnen alle Künste und Facultäten ausführlicher kennen gelehrt und propagirt werden."

„3. Wie im ganzen Reich ein eindrächtige Sprach, ein eindrächtige Regierung und endlich auch ein eindrächtige Religion, bequemlich einzuführen und friedlich zu erhalten sey."

„Solches desto besser zu beweisen, so kann er auch, heißt es, ein specimen in Ebreischer, Chaldeischer Schriften, Arabischer, Griechischer, Lateinischer und Hochteutscher Sprach schriftlich zeigen, woraus vom ganzen Werk gründlich kann geurtheilt werden."

Hierauf greift Ratich die bisherige Lehrweise an. Dem Lauf der Natur sey es gemäß, wenn die Jugend zuerst ihre Muttersprache „recht und fertig lesen, schreiben und sprechen lerne," wobei man die deutsche Bibel gebrauchen könne. Ebreisch und Griechisch seien zunächst, als Sprachen des biblischen Grundtextes zu erlernen, dann Latein aus dem Terenz, Juristen könnten es aus den Institutionen erlernen. Uebrigens könne man sich in allen Facultäten deutsch fassen.

Nach Lesung dieses Memorials verehrte Pfalzgraf Wolfgang

1) Ich erhielt eine Abschrift dieses Memorials durch die Güte des Herrn Archivar Dr. jur. Herzog in Frankfurt.

Wilhelm von Neuburg dem Ratich 500 Gulden, um sich dafür die ihm nöthigen Bücher zu kaufen; Landgraf Ludwig von Darmstadt aber trug den gießener Professoren Helwig und Jung auf, ihm über Ratichs Lehrweise Bericht zu erstatten. Im Jahre 1613 veranlaßte die verwittwete Herzogin Dorothea von Weimar eine Zusammenkunft von Gelehrten in Erfurt, um Ratichs Methode zu prüfen. Auf Verlangen derselben Herzogin untersuchten die Jenaischen Professoren Grawer, Brendel, Walter und Wolf, Ratichs Methode, ihr Bericht über dieselbe erschien bald nach dem Helwigschen. Beide Berichte waren entschieden für die neue Methode.[1]

Im Jahre 1614 forderten die Augsburgschen Kirchenpfleger und Schulherrn den Ratichius auf, in ihrer Stadt die Schulen zu reformiren. Näheres über seinen dortigen Aufenthalt wißen wir nicht.[2]

Die Herzogin Dorothea berief den Ratich nach Weimar, um sie und ihre Schwester, beide geborene Prinzessinnen von Anhalt, im Lateinischen zu unterrichten; sie vermachte ihm auch 1617 zur Beförderung seiner Sache 2000 Gulden.

In demselben Jahre 1617 war Ratich wieder in Frankfurt und bat den Rath eine Commission niederzusetzen, der er seine Lehrkunst entdecken wolle. Die Commission ward ernannt, erstattete Bericht, worauf der Rath decretirte: man solle „Ratichio seine Gelegenheit förderlich anderer Orten zu suchen auferlegen und anzeigen lassen."[3]

Im Jahre 1618 nahm Fürst Ludwig von Anhalt Köthen, ein Bruder der verstorbenen Herzogin Dorothea von Weimar, den Ratich auf. Er ließ für ihn eine Druckerei in 6 Sprachen anlegen, zu welcher er die Lettern aus Holland verschrieb.[4] Fürst Christian, der Bruder des Fürsten Ludwig, schrieb diesem seinem Bruder im Jahre 1618: die Intention Ratichs sey zu loben, aber dieweil auch das Werk den Meister

1) Auf beide beruft sich die Herzogin Dorothea schon in dem Empfehlungsschreiben, welches sie unterm 8. Mai 1613 dem Ratich, da er von Weimar nach Frankfurt zurückkehrte, an den dortigen Magistrat mitgab, von welchem ich eine Abschrift besitze.

2) Bericht B des Hrn. Dr. Niemeyer, S. 11 ff. Wir werden weiterhin zwei Berichte von Augsburger Mitarbeitern Ratichs kennen lernen.

3) Programm zur Feier des dreihundertjährigen Jubiläums des Frankfurter Gymnasii 1829. Vom Hrn. Rector Vömel. S. 19.

4) In dieser Druckerei dürften die in der Beilage erwähnten Schulschriften gedruckt sein.

loben müſſe, ſo würde die ganze determination auf dem Effect beruhen. Er rathe die Sache durch den zerbſter Rector Wendelin unterſuchen zu laßen, gern wolle er ſie fördern helfen.[1] — Fürſt Ludwig ſcheint jedoch dieſem nüchternen Rathe nicht gefolgt zu ſein. Er ließ ein neues Schulhaus bauen und forderte die Bürger von Köthen auf, ihre Kinder nach der neuen Methode unterrichten zu laßen, indem er ihnen allen Vorſchub verſprach. Es kamen nicht weniger als 231 Knaben und 201 Mädchen zuſammen. „Es iſt aber, erzählt Beckmann der Geſchichtſchreiber von Anhalt, mit dieſer Sache nicht zum Beſten abgelaufen. Und hat ſich Ratichius der gemachten Hoffnung nicht gemäß bezeiget, weshalb er denn einen unangenehmen Revers von ſich geben und daß er mehr verſprochen als halten können, darinn erkennen und die Hochfürſtliche Herrſchaft ſowohl zu Weimar als Köthen um Verzeihung bitten müſſen, womit er ſeinen Abſchied bekommen.“[2]

Darauf gieng Ratich im Jahre 1620 nach Magdeburg, wo er zwar vom Magiſtrat begünſtigt wurde, ſich aber 1622 mit dem dortigen Rector Evenius entzweite.[3] Nun berief ihn die erwähnte Prinzeß Anna Sophia, welche den Grafen Günther von Schwarzburg geheirathet hatte, nach Rudolſtadt und nahm bei ihm hebräiſchen Unterricht. In dieſer Zeit traten viele gegen Ratich auf, unter andern der bekannte dresdner Oberhofprediger D. Hoë von Hoënegg, welcher früher, im Jahre 1614, ſehr für ihn eingenommen war, im Jahre 1626 aber an die Gräfin Anna Sophia ein langes, Ratichs Verſuche mis-

1) Einen franzöſiſchen Brief des Fürſten Chriſtian an Fürſt Ludwig vom 8. Sept. 1618 theilt Hr. Dr. Niemeyer (B. S. 9) mit. Er ſchreibt „buchſtäblich“: Puis dongues qu'il vous tarde que je me resolve sur l'affaire du Ratichius. J'ay suis delibere de ne me vouloir pas mesler. Et ce a cause que nul de ceulx auxquels J'ai parle depuis (vous asseurant en avoir parle avec divers personnages qui ont renommée d'Estre doctes) ont voulu croire que les Effets seront conformes a ses propositions m'alleguants force Exemples au contraire en Hassie, en la Comte de Nassau, de Hanau, chez Ms. le marg. de Bade, a Auguste et a Basle mesme.

2) Hr. Director Dr. Niemeyer (A) erzählt: er habe aus den Acten des herzoglichen Archivs in Köthen ein anonymes Gutachten geleſen, worin ſich vieles, was dem Ratichius nicht zur Ehre gereiche, befunden. Dies ſtimmt mit Beckmann ganz überein.

3) Hr. Director Niemeyer (A) führt an: Bockerodt Programm von Evenius. Gotha 1724. Wahrſcheinlich enthält dieß Programm Näheres über Ratichs magdeburgiſche Misverhältniſſe.

billigendes, Schreiben richtete. „So ist E. F. Gn. unverborgen, schreibt er, wenn sich Jemand für einen Baumeister ausgiebet und zwar für einen sonderlichen, kunstreichen Baumeister, das er nit leichtlich Beifall bekomme, man habe denn sonderliche, vortreffliche, in die Augen lauffende und handgreiffliche Proben, dadurch andere angereget werden ihn auch zu einem Hauptbau zu gebrauchen und solchen ihm anzuvertrauen. Nun weiß man aber hier am Hofe ganz von keiner solchen namhaften Prob, die Herr Ratichius seinem erbieten gemäß an einem einigen Ort offentlich gethan hätte, umb welcher mangelnder probe willen man desto weniger hiesigen ortts eine änderung mit voriger Lehrartt fürnemen und Ratichii Didaktikam anzuordnen bewilligen würde." [1] Auch die Herzöge von Weimar und Gotha sagten sich von ihm los, aber die Gräfin Anna Sophia (welche 1630 Wittwe geworden) gab ihn nicht auf. Sie erhielt ihn vielmehr in Kranichfeld, dann in Erfurt, empfahl ihn auch dem Kanzler Orenstiern, welcher Ratichs Didaktik prüfen ließ. Die Doctoren Hieronymus Brückner, Johann Matthaeus Meyfart und Stephan Ziegler erstatteten unterm 10. März 1634 dem Kanzler einen günstigen Bericht. [2]

Dieser Bericht handelt 1) vom „intent und vorhaben,"
2) von der Lehrkunst Ratichs,
3) von dem, wozu er erbötig.

Zuerst theilen die Berichterstatter Ratichs Polemik gegen die bestehende Lehrweise mit, wie dieselbe nicht wesentlich christlich sei, die Schüler vielerlei zugleich lernen müßten u. s. w. [3] Dann charakterisiren sie Ratichs Methode, zuletzt tragen sie seine Wünsche vor, als: eine Vocation, das Directorium beim Werk, gute Mitarbeiter u. s. w.

Das Resultat dieser Verhandlung mit Orenstiern erzählt Comenius, welcher den Kanzler 1642 in Schweden sprach. Da ich erfuhr, sagte ihm der Kanzler, daß Ratichius mit einer neuen Methode umgehe, so hatte ich keine Ruhe, bis ich den Mann selbst gesehen, der mir aber, statt eines Gesprächs, einen dicken Quartanten zu lesen gab. Ich überwand die mühsame Arbeit [4] und nachdem ich das ganze Buch durch-

1) Niemeyer B. S. 8. Das Schreiben befindet sich auf der herzoglichen Bibliothek in Gotha.
2) Niemeyer A. S. 7.
3) Das Nähere weiter unten.
4) Devoravi illam molestiam.

blättert, so ersahe ich daraus, daß er die Gebrechen der Schulen nicht übel aufdecke, allein die Heilmittel, welche er dagegen vorschlug, schienen mir nicht hinreichend.“ [1] Welch treffendes Urtheil! Comenius selbst wandte sich, wie er [2] an einem andern Orte berichtet, brieflich im Jahre 1629 an Ratich, und bat ihn wiederholt aufs dringendste ihm Auskunft über seine neue Methode zu geben. Aber Ratich gab ihm keine Antwort. Erst im Jahre 1632 erfuhr er hierüber mehr durch einen Brief des würdigen Georg Winkler, Pfarrers zu Goldberg. „Wie große Hoffnungen, schrieb ihm dieser, erregte nicht Helwigs und Jungs pompöse (pomposa) Ankündigung der Methode Ratichs! Aber der gute Ratich hält damit zurück und wird damit zurückhalten.“ Winkler erzählt dann wie Moser, Lehrer an der goldberger Schule, bei Ratich gegeßen, in Hoffnung bei dieser Gelegenheit von dessen Methode zu hören, wie er aber nur wenig erfahren. Ratich habe erklärt: er wolle seine Erfindungen nur einem Könige theuer verkaufen unter Bedingung, daß die Gelehrten, denen er sie mittheilte, verpflichtet würden, dieselben zu vertheidigen. Ob Christus, die Apostel und Propheten so verfahren seien? fragt Winkler.

Ratich überlebte nicht lange die Verhandlungen mit Oxenstiern. Schon im Jahre 1633 rührte ihn der Schlag an der Zunge und rechten Hand, im Jahre 1635 starb er im 64sten Jahre seines Alters.

Wir wollen nun zuerst an einem Beispiele, am Lehren des Deutschen und Lateinischen, sehen, wie Ratich und seine Anhänger beim Unterrichten verfuhren, und dann die wichtigsten allgemeinen Lehr- und Erziehungs-Principien des Mannes näher ins Auge faßen. Das Beispiel des Unterrichtens schicke ich voraus, um mich bei Mittheilung der Principien auf dasselbe beziehen zu können.

1. Ratichs Sprachunterricht.

Das Erlernen einer Sprache beginne im 6ten oder 7ten Jahre mit Kennenlernen der Buchstaben, denn der Buchstab sei das einfachste Element der Grammatik. Der Lehrer zeige den Knaben, indem er langsam an der Tafel jeden Buchstaben anschreibt, die Gestalt desselben, und nenne ihn zugleich, so daß sich Form und Name des Buchstaben

1) Meyfarts Bericht erwähnt der Kanzler nicht.
2) Opp. did. 2, 282.

zugleich einpräge. Die Formen vergleiche er z. B. O mit dem Kreiſe, C mit dem Halbkreiſe, X mit dem Kreuz.[1] —

Ratich verlangt: der Schüler ſolle die Buchſtaben ſogleich nachmalen, ſein Anhänger Kromayer[2] dagegen: erſt „wenn er etlichermaßen leſen könne.“

Dann gehe der Lehrer zur Bildung der Sylben über, welche er ebenfalls zugleich ſchreibe und ausſpreche.

Hiernach, ſagt Ratich, wähle er einen Autor, aus welchem die Sprache bequem erlernt werden kann, deſſen Inhalt rein und anziehend ſei, wie etwa Geſchichten, Komoedien ꝛc. Den jüngſten Knaben müße man jedoch ein Anfangsbüchlein (parvus libellus rudimentorum) geben, den größeren aber den Autor ſelbſt. Dieſer Autor iſt — Terentius.

Hier weichen die Ratichianer einerſeits, Kromayer andererſeits von Ratich ab. Jene verlangen: nach dem Buchſtabiren müße alsbald der Terenz eintreten,[3] dieſer dagegen ſagt: „die Knaben ſollen erſtlich recht deutſch lernen, ehe man ihnen das Lateiniſche oder eine andere Sprache, fürgibet. Denn es iſt unrecht, wenn die Knaben noch nicht fertig und recht Deutſch leſen können, daß man ihnen etwas Lateiniſches, als den Donatum, lateiniſche Verßlein, und was dergleichen iſt, fürgibet.“ Daher, fährt er fort, lerneten viele Schüler die lateiniſche Grammatik ohne fertig Deutſch zu können „das macht ſie haben es in den untern Claſſen nicht recht gelernet, ſondern ſind flugs zum Lateiniſchen angeführt worden. Viel weniger iſt diß recht, das man pflegt die Kinder, alsbald im Anfang, ehe ſie deutſch leſen können, in lateiniſchen Abcbüchern leſen zu lehren. Diß iſt der Natur zuwider, dann je in der Mutterſprache leichter iſt leſen zu lernen, als in einer frembden und gantz unbekannten.“ In der deutſchen Claſſe ſolle daher deutſch gelehrt, das Latein auf die lateiniſche Claſſe verſpart werden. —

Der Gang des deutſchen Unterrichts iſt nun kürzlich bei Kromayer folgender: Vom Buchſtabiren ſolle baldigſt zum Leſen übergegangen

1) Methodus 140.

2) Vgl. Literatur Nr. 7.

3) Praxis 162: Alphabeto absoluto progreditur ad syllabas . . . Quo facto *statim* ad Autorem, qui in lingua latina Terentius est, fit transitus. Vom deutſch lernen iſt alſo weder bei Ratich, noch den früheren Ratichianern die Rede; Kromayer zeigt ſich, wie ſich aus dem Spätern ergibt, den Principien ſeines Meiſters getreuer, als der Meiſter ſelbſt.

werden. Der Lehrer soll „erst das ganze Buch (die Genesis) allein, biß zum Ende hinauß fürmachen, jedes Capitel flugs zweymal nach einander; also daß die Schüler gantz nichts reden, sondern nur zuhören, drauff sehen und drauff zeigen.“ Wenn das Buch durch ist, so „fahet es der Präceptor wiederumb von forne an, und lieset er das Capitel nur einmal, das andre mal flugs drauff leſt er die Knaben auch lesen, einen jeden etwa 4 Zeilen,“ dann soll das Buch zum drittenmale von den Knaben allein gelesen werden. —

Hierauf geht Kromayer zum Lehren der deutschen Grammatik über, für solche, welche später die alten Sprachen treiben wollen.

„Wo nun sonderliche feine Ingenia fürhanden,“ schreibt er, „an welchen man merket, das sie zum studiren tüchtig, und künftig ferner in andere Schulen geschickt werden sollen, mit denen gebühret sich, nachdem sie fertig haben lesen gelernet, das man auch die deutsche Grammaticam fürnehme, und dadurch eine gute Bereitung zur lateinischen Grammatica mache.

Sol demnach der Präceptor dieselben sonderlich zusammensetzen, und ihnen die deutsche Grammaticam fürgeben: je auf einmal ein Kapitel oder gewisses Theil: 1) Er, der Präceptor, lese es ihnen deutlich für, und erkläre es ein wenig, wo es dessen bedarf, mit anderen Worten: 2) Lasse es die Knaben einmal oder zehen nachlesen: 3) Lasse sie drauf alsbald, wenn es rumb gelesen ist, das schon genug bekannte erste Buch Mosis für die Hand nehmen, und er, der Präceptor, weise ihnen die Application des verlesenen grammatischen Stückes im ersten Kapitel, etwa in ein fünf, sechs, oder auch wohl zehen Exempeln, lese im Kapitel immer fort, bis ein solch Wort kömmt, das sich zu vorhabender grammatischer Application schicket, da halte er alsdann ein wenig inne, und zeige ihnen an, wie sich solch Exempel auf die fürhabende Regel oder Präceptum in der Grammaticken reime. Als: wenn er von den unwandelbaren Wörtern handelt, da hat er flugs im Eingang des 1 Kapitels des ersten Buchs Mosis Exempel, wie auch sonst allenthalben, vollauf. Am Anfang schuf Gott Himmel und Erden, ꝛc. „am“ ist eine Präposition: und die Erde war wüste und leer „und“ ist eine Conjunction, ꝛc. Also, wenn er die Nomina und Verba für sich hat, Anfang, ist ein Nomen Substantivum, generis Masculini, der Anfang, singularis Numeri ꝛc. schuf, ist ein Verbum Activum, ist die dritte

Perſon, iſt ein Imperfectum ꝛc., wird alſo conjugiret, Ich ſchaffe, du ſchaffeſt, er ſchaffet: Wir ſchaffen, ihr ſchaffet, ſie ſchaffen. Imperfectum, ich ſchuf, du ſchuffeſt, er ſchuff. Da weiſe er, daß dis eben die Perſon ſey, die im Buch (im Geneſi) ſtehet ꝛc. Präteritum Perfectum, ich hab geſchaffen, du haſt geſchaffen, er hat geſchaffen ꝛc. und darf mit ſolcher Application nicht nur eben im erſten Kapitel (im Geneſi) bleiben, ſondern fahre fort auch in den andern Kapiteln.

Dieſe Application aber beruhet allermeiſt darauf, das der Präceptor nur allein rede, den Knaben die Exempel zeige, und laſſe ſie in Geneſi das Exempel ſelbſt anſehen; desgleichen, wenn etwas conjugiret oder decliniret wird, auf die Form, darnach es gehet, in der Grammatica ein fleißiges Auge haben, und dem Präceptori immer in der ſtille zuhören. Wann alſo ein Theil appliciret iſt, alsdann fahre der Präceptor in der Grammatica fort, nehme wieder ein Theil für ſich, leſe es für, laſſe es nachleſen, und ſuche die Exempel im Geneſi, zeige und applicire ſie.

Und iſt bei dieſem ganzen Punct der deutſchen Grammaticken zu merken, das es nicht dahin gemeinet iſt, das man eben auf eine gentzliche vollkommene Wiſſenſchaft dieſes Stücks bei den Knaben gar genau und ſcharf dringen wolle. Nein, diß wird nicht erfordert weder vom Präceptore, noch von Discipeln.

Man weiß auch wohl, das an der Grammatica ſelbſt noch immer, bei mehr und mehr Uebung und Obſervation in der Prari, etwas zu verbeſſern ſein wird; ſondern es iſt daran genug, daß die Knaben nur etlicher maßen alſo in ihrer bekannten Mutterſprache, ehe ſie noch zu der lateiniſchen Grammatica, als in einer fremden und ihnen ganz unbekannten Sprache, greiffen, lernen verſtehen die Notiones ſecundas oder Grammatiſchen Terminos, was da ſey Numerus, Caſus, Declinatio, Conjugatio, Nomen, Verbum ꝛc., welches ihnen denn hernach in der lateiniſchen Grammatica eine treffliche Hülfe iſt, indem ſie den Verſtand derſelben Terminorum ſchon in ihrer Mutterſprache mehr als die Hälfte hinweg haben. Denn gleich wie einem, der die Grammatica in der lateiniſchen Sprache allbereit gelernt hat, es viel leichter wird, die Partes Orationis, Numerum, Tempora, Perſonas, Nomina, Verba ꝛc. in der Hebräiſchen oder ſonſt fremden Sprache und Grammatica zu verſtehen, als demjenigen, der die Grammatica in Hebräiſcher oder einer andern unbekannten Sprache erſt lernen ſoll, und weiß noch gar nichts.

was Grammatica für ein thun iſt, was Nomina, Verba, Numerus, Tempus, Modus, Caſus für Notiones und Dinge ſeynd, welchen es alles ſo viel deſto ſchwerer und unluſtiger für kömmt, inmaßen wir deſſen allhier Exempel gehabt haben: Alſo ſolte man billig ermeſſen, das es den Schülern gleichermaßen ergehe, wenn ſie die lateiniſche Grammatica in der unbekannten lateiniſchen Sprache flugs lernen ſollen, ehe ſie etwas darvon wiſſen, was Grammatica an ſich ſelbſt und dero Notiones für Dinge ſind. —

Mann ſollte aber in acht nehmen, das nicht dergeſtalt eine Grammatica von der andern Hülfe und Vorbereitung hat und haben könne, das eben in ſpecie, inſonderheit, die Wörter in einer Sprache, wie in der andern müſten allzeit gleiches Generis, Conjugationis oder Declinationis ſeyn, welches (bei Beſchaffenheit der Sprachen) ein unmüglich Ding iſt: ſondern es iſt genug, das in Genere, in gemein, eine Grammatica der andern dienlich iſt, das, wenn ich in deutſcher Sprache bereits habe verſtehen lernen, in gemein, was Genera, Caſus, Declination, Conjugation ꝛc. für Notiones und Dinge oder Kennzeichen ſeyn, hernach in den lateiniſchen und anderen Grammatiken, wenn eben ſolche Termini wiederkommen, mir dieſelben nicht mehr ſo ſchwer und ganz unbekannt, ſondern deſto leichter fürkommen. Und dieſer Vortheil iſt keinesweges geringſchätzig zu achten. Drumb bleiben wir dabei, das die deutſche Grammatica vor der lateiniſchen ſoll getrieben werden." —

Die Art nun, wie Ratich verlangt, daß der Unterricht im Lateiniſchen ſolle beſchaffen ſeyn, ſtimmt im Ganzen durchaus mit Kromayers Weiſe überein, welche ich mit deſſen eigenen Worten mittheilen will. [1]

„Die lateiniſche Grammatica ſoll nicht gelernet werden vor dem Autore, ſondern nach und in dem Autore. Sind demnach die Bücher, die wir in der lateiniſchen Claß brauchen, dieſe: 1) Der Autor, als nämlich der gemeine Terentius, den wir hierzu ſonderlich haben drucken laſſen: 2) Die lateiniſche Grammatica, welche auch zu dieſer Inſtitution ſonderlich zugerichtet: 3) Die lateiniſchen Evangelia, item der lateiniſche Katechismus, und die Loci Communes Theologici, und ferner in

1) Ich gebe vorſätzlich keinen Auszug, ſondern das Original, deſſen breite Form dem langweiligen Inhalt vollkommen entſpricht und gerade hierdurch dem Leſer einen richtigen Begriff von der Unterrichtsmethode Ratichs und ſeiner Anhänger gibt, ihm reelles Mitleid mit Lehrern und Schülern einflößt.

den oberen Claſſibus die andern lateiniſchen Autores, als Cicero, Virgilius ꝛc.

Der Terentius, von dem wir anfahen, ſoll in deutſcher Sprache, ſoviel den Senſum und die Res belanget, erſt, ſo viel müglich, bekannt ſeyn. —

Denn gleich wie man einen die Hebreiſche Sprache viel leichter lehren kann im erſten Buch Moſis, welches im Deutſchen allbereit bekannt, als etwa in einem ſchweren Propheten, der ein gut theil unbekannter, oder in einem ganz fremden Rabiniſchen Buche: Alſo iſt es gewiß, das die Schüler auch die lateiniſche Sprache viel leichter lernen, wenn ihnen der Sinn und Meinung deß Autoris, als deß Terentii, in deutſcher Sprache allbereit bekannt iſt, als wenn ſie darvon noch ganz nichts wiſſen noch inne haben. Wird man demnach hinführo drauff denken, das der Terentius, dem Sinn nach, in guter deutſcher Sprache in Druck gegeben werde:[1] da man denn, ehe das Lateiniſche angehaben wird, eine jede Comödi kann laſſen die Knaben einmal, zwei oder drei zuvor herumb leſen. —

1) Gervinus (Geſch. der poetiſchen Nationalliteratur 3, 76) ſagt: „Man konnte gar nicht ſatt werden, ihn (den Terenz) zu überſetzen. — 1620 ließ die fruchtbringende Geſellſchaft den ganzen Terenz in Cöthen deutſch und latein herausgeben, 1620 ward er von Michael Meiſter in Halle, 1624 von David Höſchel und Math. Schenk, 1626 von einem Ungenannten (in Weimar bei Joh. Mieſchner), 1627 von Johann Rhenius ganz überſetzt, welche letztere Ueberſetzung im 17. Jahrhundert noch zwei Auflagen erlebte.“ Alle dieſe Ueberſetzungen dürften durch Ratichs Lehrmethode veranlaßt ſeyn. Die erſte kommt in Cöthen um dieſelbe Zeit heraus, als Ratich dort rumorte, die fruchtbringende Geſellſchaft, welche ſie edirt, war ja von Ratichs Beſchützer, dem Fürſten Ludwig von Anhalt geſtiftet. David Höſchel, Mitverfaßer der Ueberſetzung von 1624, war Rector der S. Annen-Schule zu Augsburg. Er ward nebſt zwei andern im Jahre 1614 an Ratich nach Frankfurt am Main geſchickt, um deſſen Methode kennen zu lernen. Sie berichteten: Ratich habe ihnen „ſein inventum dergeſtalt geoffenbaret, daß ſie damit erſettiget und zufrieden“, wie er denn auch ſpäterhin nach Augsburg berufen ward, um das Gymnaſium zu reformiren. „Terentii 6 Freudenſpiel in die deutſche Sprache verſetzet. Weymar 1626“ fand ich in einem Bücherkataloge aufgeführt, es iſt gewis die von Gervinus angeführte Ueberſetzung und wohl eben ſo gewis die von Kromayer verſprochene. Johann Rhenius gab, wie erwähnt, im Jahre 1626 drei pädagogiſche Tractate heraus, welche er aus der Hand ſeines beſten Freundes (optimi amici) Ratich erhalten. Da Terenz in dieſen Tractaten eine Hauptrolle ſpielt, ſo dürfte Rhenius hierdurch veranlaßt worden ſein, im folgenden Jahre 1627 eine Ueberſetzung deſſelben drucken zu laßen.

Inmittelſt aber muß der Präceptor ſolchen Mangel durch ſeinen Fleiß erſetzen, dergeſtalt, das er vor einer jeden Comödi, die ganze Summam derſelben, item vor einem jeden Actu, deſſen ganzen Inhalt, und auch vor einer jeden Scena die ganze Meinung derſelben, deutſch, ganz deutlich und verſtändlich, den Knaben einmal, oder auch ein par mal, mündlich fürſage, und nacheinander hererzähle, als ob ſie den deutſchen Terentium für ſich in den Händen hätten.

Darauf ſoll er anfahen, das Lateiniſche zu erponiren de verbo ad verbum: Er nehme auf einmal etwa ein drey Blat für ſich und exponire es von Wort zu Wort, in einer Stunde zweimal. Die Signification muß aufs genaueſte genommen werden, nach dem Buchſtaben die erſte Bedeutung, ſoviel immer mehr müglich, die im Brauch iſt, ungeachtet wie es klinge dem Senſu nach. Alß zum Exempel im Prologo Andriae: Poeta der Tichter, cum wenn, primum erſtlich, animum das Gemüth, ad zu, scribendum zu ſchreiben, adpulit er hat hinzugetrieben, id daſſelbige, sibi ſich, negotii des Geſchäfts, credidit er hat gegläubet, solum allein, dari gegeben werden, populo dem Volk, ut auf daß, placerent es ſollten gefallen, quas welche, fecisset er hätte gemacht, fabulas die Mehrlein etc.

Und muß die Expoſition nicht ändern, ſondern jedes Wort, ſo oft es im ganzen Buch fürkömmt, einmal dolmetſchen wie das andere.

Er muß auch eine jede Lection in einer Stunde zweimal, flugs nacheinander exponiren, und ſonſt kein einiges Wort dazwiſchen reden, auch die Knaben alle und jede laſſen ganz ſtill ſeyn, und nur zuhören und im Buch drauff weiſen. Alſo fähret er, der Präceptor, von Stunde zu Stunde fort, leſt Niemand aufſſagen, ſondern machet er den ganzen Terentium allein hinaus, jede Lection zweimal das geſchieht in wenig Wochen.

Darnach ſoll der Präceptor den Terentium wieder von Forne anfahen, abermals, wie vorhin, mit exponiren von Wort zu Wort, ohne allein, das der Präceptor machet ſeine drei Blatt, nur das erſte mal, die halbe Stunde, und das andere mal flugs drauff die andere helffte der Stunde leſt er es die Knaben nacherponiren, immer nach der Reihe, einen jeden ein drey oder vier Zeilen, und wo ſie fehlen, muß er ihnen alsbald einhelfen, und leſt die andern inmittelſt fleißig zuhören, und drauff merken. —

Wann solchergestalt der Terentius auch zum andern mal zum Ende gebracht ist, wird er zum dritten mal von forne angefangen und exponiren ihn nun die Knaben alleine, doch jede Lection in der Stunde zweimal, wie anfänglich vom Präceptore geschehen: der Präceptor höret nur drauff und hilfft ihnen ein, wo sie fehlen.

Wann sie zum dritten mal mit dem Autore auch hinauß sind, so leſt sie der Präceptor nunmehr die Grammaticam auch in die Hand nehmen, und muß er ihnen hier wiederumb alles für machen: solcher maßen:

Sol er ihnen nur deutsch die Summa sagen der ganzen Grammatica, wie es als beruhe auf Betrachtung der einzelnen Wörter nach der Etymologie, und dann auf rechtmäßiger Zusammensetzung derselben nach der Richtschnur deß Syntares, damit es eine ganze Rede werde, und erinnert sie deſſen, was sie schon in der deutschen Grammatica gelernet, sie zugleich vertrostende, wie es fast alles gantz leicht und die Arbeit gering, und unschwer seyn werde, wenn sie nur in der Still fleißig drauf hören und sehen. —

Darauf nimmet er ein gewiß Kapitel oder Theil für sich, lieſet eine Definition oder Regel her, verdolmetschets von Wort zu Wort, und saget flugs drauff die Dolmetzschung auch nach dem Sensu, oder nach der rechten deutschen Meinung, immer mit erinnernde, wo es in der deutschen Grammatica auch für gelaufen: fehret also fort bis zu Ende deß fürhabenden Theils, widerholet ebensolche Expoſition zum andern male: Und zum drittenmal lieſet er ihnen den lateiniſchen Text eben deſſelben Theils nur blos hin für, ohne Verdeutschung: Und läſt's die Knaben etwa ein drei oder viermal (einen jeden ein gewiß Partikel) also nach exponiren: und drauff eben selbige Lection, also blos, ohne Expoſition, ein zehen oder mehrmal deutlich und laut herleſen. —

Folgends in dieſer oder kommenden Stunde muß der Präceptor dieſelbe Lection der Grammatiken im Autore Terentio appliciren: dergeſtalt, er fehet den Terentium zum vierdten mal von forne wieder an, und leſt die Knaben allzeit beyde Bücher nunmehr bei der Application zugleich in der Hand haben, nemblich den Terentium, und die Grammaticam. Er, der Präceptor, exponiret wiederumb von wort zu wort, bis ein Exempel kömpt deß für habenden Grammatiſchen Stücks, da helt er inne, und zeiget es an, das diß ein Exempel sey, der fürhabenden Regel oder Präcepti, widerholet allzeit die Dolmetzschung deß

lateiniſchen Worts und lieſet dann die Regel oder das Präceptum, und weiſet flugs deutlich, wie ſich das Exempel darzu reime: die Knaben müſſen allzeit mit Fingern auf das Exempel im Autore zeigen, wenn er es nennet, und flugs drauf auch die Augen und Finger zur Grammatica wenden eben auf die Regel, die da fürgeſaget wird, als zu welcher das gegenwärtige Exempel gehört.

Und ſobald der Präceptor ein Exempel appliciret hat, ſoll er eben mit ſolchen Worten, wie er geredt, auch die Knaben bei vieren, oder ſechſen, eben daſſelbige Exempel laſſen nach appliciren, damit es der gantze Haufe ſo viel deſto öffter höret und merken lernet, welches das Exempel im Text ſey, wo es ſtehe im Autore, und wie es auf die Grammaticam zu zihen, und die fürhabende Regel nach ſolchem Exempel recht zu verſtehen ſey. Wann der Präceptor ſonſt flugs fortfahren wollte, ſo würden es die Knaben nicht ſobald merken können, welches im Autore das Exempel ſey, und ehe ſie es recht anſehen und wahrnehmen, würde der Präceptor allbereit in der Zeile fortgeſchritten ſeyn.

Wann aber, wie vor erzehlt, ein Exempel alſo bei fünf oder ſechs mahlen, von den Knaben iſt nachgemachet worden, ſo ſoll der Präceptor fortfahren und noch mehr Exempla im Text ſuchen. Er muß aber immerfort exponiren im Autore, biß wieder ein Exempel kömpt, und laſſe alſo von einem Präcepto oder Regel nicht abe, biß er es wol durch ein zwanzig Exempla erkläret hat, und ſol ein jedes Exempel von den Knaben, ſonderlich in der erſt, biß ſie der Application im Autore ein wenig gewohnen, immer ein vier oder ſechsmal nach gemachet werden, wenn ſie es aber nun gewohnt ſein, zum wenigſten dennoch ein zwei oder dreimal. —

Und iſt in dieſem Curſu jetzo nicht dran gelegen, wie weit man in der Grammatica oder Autore in einer Stunde fortkomme, denn worzu eine Stunde nicht reichet, darzu nimmet man die andern auch. —

Wann ein Präceptum, wie geſagt, erklärt und im Autore applicirt iſt, ſo fehret der Präceptor in der Grammatica fort, und nimmt wiederumb ein gewiß Stück für ſich, erklärt's, lieſets, leſt nach exponiren und rumb leſen und applicirts auch im Autore.

Und iſt zu merken, das nur das fürnembſte und die Hauptregeln in der Grammatica am meiſten zu treiben ſind: Wenn aber etwa ſonderbare Stück oder Exceptiones ſeind, da auch im Autore nicht flugs

Exempla die menge fürkommen, da gehet man geſchwinder mit durch und leſts bei einem oder zweien Exempel bleiben, und ſparet dieſes Stücks Uebung gleichſam biß man mit der Grammatiken gar hinauß iſt.

Denn da iſt zu wiſſen, daß wir gebrauchen triplicem Analysin oder Applicationem: 1) particularem, 2) universalem, 3) universalissimam. In der Particular-Analyſi appliciren wir nur die Exempel die ſich zu fürhabenden einzelnen Präcepto oder Regel der Grammatiken ſchicken, da wir die anderen Wörter im Autore nur mit exponirend attingiren und durchlaufen. In der Univerſal-Analyſi aber, welche angehet, wenn man die Etymologia in der Grammatica ſtückweiſe zum Ende bracht hat, da appliciren wir alle Wort, wie ſie im Autore nach einander für laufen, es ſey vox flexibilis vel inflexibilis; es ſey conjunctio oder praepositio, nomen oder Verbum etc.

Gleichwie auch mit dem Syntax es alſo gehalten wird, wenn er einmals ſtückweiſe iſt zum Ende bracht worden, das man darnach [ungeachtet man ſey, wo man wolle im Autore] universaliter alle Conſtructiones, wie die im Autore nach einander von Periodo zu Periodo fürkommen, appliciret und auf die Regeln im Syntaxi zeucht, biß man zum dritten auf die universalissimam analysin kömmt, da die ganze Grammatica zugleich geübet und in einem jeden Periodo des Autoris erſtlich die Etymologia, darnach der Syntax appliciret, und alſo der Autor grammatice gentzlich reſolviret und erkläret wird. —

Wie man nun, anfänglich muß langſam gehen, und ein Wort oder Exempel wol zehn oder zwantzig mal appliciren, Item, eine Regel wol zehen oder mehrmal muß herrecitiren laſſen, alles nur aus dem Buch leſende: alſo bedarf es auf die letzt ſolches langſamen gehens nicht mehr, ſondern kann man ſchleunig fortfahren, wenn man ſihet, das die Knaben die fürnembſten Präcepta beides verſtehen, und von ſolcher vielfaltigen getriebenen Wiederholung außwendig können, iſt alsdann genug, das ein Exempel nur einmal appliciret werde, ja die gar leichten und ſo gar gemeinen nur mit einem Wörtlein berühret, auch wol gar übergangen und nur diejenigen in acht genommen und etwas fleißiger wiederholet werden, die ſeltener fürkommen ſind, oder ſonſt für den anderen etwas ſchwerer ſind: drumb muß endlich der Präceptor im Autore mit Gewalt forttreiben, und nur ſehen nach denen Exempeln, die was ſonderliches auf ſich haben.

Sonderlich aber ſehet man vor dißmal an, wenn ſeine Phraſes fürkommen, dieſelben durch etliche Tempora und Perſonas (obgleich nicht eben nach der Ordnung, damit es nicht nach der Larven gehe) gantz durchzuführen, welches denn der Präceptor ſelbſt erſt eine zeitlang muß den Knaben fürſagen, und alſo für machen und darnach allererſt, wenn ſie dergleichen oft genug gehöret haben, ſie auch ſich verſuchen und nachmachen laſſen. —

Als zum Exempel, Heaut. 1. 1. Ego vesperi domum revertor ich kom des Abends wieder zu Haus, tu vesperi domum reverteris, du kömmſt des Abends wieder zu Haus, vos vesperi domum revertimini, ihr kommet des Abends wieder zu Haus: tu vesperi domum revertebaris, du kameſt des Abends wieder zu Haus, nos vesperi domum revertebamur, wir kamen des Abends wieder zu Haus: illi vesperi domum revertentur etc., nos vesperi domum revertemur etc., reversi eramus etc.

Alſo: ego videbar tibi praeter aetatem meam facere, du meinteſt ich thäte wieder mein Alter oder, ich hatte bei dir das Anſehen, als thäte ich wider mein Alter, tu visus es mihi praeter aetatem tuam facere, mich hat gedäucht, du thuſt wider dein Alter, illi videbantur nobis praeter aetatem suam facere.

Es iſt auch in acht zu nehmen, das nur die fürnembſten Stücke in der Grammatica am meiſten zu treiben ſind: Als in Etymologia die Declination item das Genus Nominum, item die Conjugationes verborum: im Syntax faſt nur ein Regeln oder zehen: Als:[1] 1) Adjectivum et Substantivum etc. 2) Substantivum cum Substantivo. 3) Dativos adsciscunt etc. 4) Ablativo casu efferuntur etc. 5) Relativum cum antecedente etc. 6) Nominativus praecedit etc. 7) Activa verba omnia. 8) Ablativus instrumenti etc. 9) Quodlibet verbum admittit Dativum etc. 10) Infinitivi adduntur etc. 11) Accusativus proprius casus etc. item von den Praepositionibus.

Dieſe Stücke ſoll man am meiſten einreiben: mit den andern und übrigen aber die Knaben nicht allzu zeitlich plagen, aufhalten, und verzagt machen, denn ſie dieſelben noch wol lernen können, wenn es allbereit zum Argument-machen kommen iſt, darzu ſie dann bei jenen

1) Das Folgende ſind Anfänge ſyntaktiſcher Regeln in Melanchthons lateiniſcher Grammatik.

wenigen Stücken wol und zeitlich gelangen können, und also einen fructum studii Grammatici an sich spüren, nicht ohne Lust und fernere gute Hoffnung. Wenn sie soweit bracht sind, alsdann soll ein Präceptor die übrigen etwas schwereren Stücke, gleichsam als Paralipomena fürnehmen und eins nach dem andern durch erklären, oftmahliges rumblesen, item durch oftmahlige Application vieler Exempel, ihnen auch beibringen und bekannt machen.

Wann nun die Grammatica, wie oben erzählet, mit ihren fürnembsten Stücken zum ende gebracht ist, alsdann sol der Präceptor den Autorem noch einmal fürnehmen, und nach dem Sensu exponiren, eine jede Scenam ein par mal, drauff straks fortfahren, und die Knaben nur zuhören lassen, biß man merket, das sie durch vielfaltiges Zuhören, auch einen Habitum hierinne erlanget haben, das mag geschehen mitten im Terentio, oder gegen dessen Ende: alsdann soll man sie sich auch versuchen lassen, und flugs, wo sie fehlen, zu rechte helfen.—

Wenn die Schüler nun auch den Autorem ad sensum verstehen, so sollen die Exercitia Stili: oder (wie man es nennet) das Argumentmachen angehen: dergestalt:

Der Präceptor soll erst etwa ein 4 Wochen lang den Schülern die Argumenta selbst mündlich fürmachen, und zwar alle ad imitationem Terentii: demnach den Terentium fürnehmen, von forne an, die Knaben heißen drauff sehen und ihnen einen deutschen Periodum ad imitationem fürsagen, mutatis personis, item temporibus etc. Sol drauff alsbald fortfahren und ein anderes fürbringen, so lange als die Stunde wäret, und die Knaben nur zuhören und im Terentio auf die Imitation sehen lassen. Solche Argumentlein sollen nur erst eine Zeile lang sein, oder nur ein Comma in sich begreifen, hernach sol man sie immer lenger und lenger proponiren, von zweien, dreien Commatibus ꝛc. Endlich von einem, zweien, dreien ganzen Periodis, und ihnen alsdenn die particulas connexionum mit Fleiß zeigen. —

Wann das mündliche Argument-machen also eine weile getrieben ist, alsdenn allererst und nicht eher soll man zu den schriftlichen Argumenten schreiten, und ihnen dieselben auch meistestheils, sonderlich im Anfang, eine geraume Zeit lang nicht anders als ad imitationem geben: Auch, wenn es dictiret ist, einen oder den andern Schüler es lassen laut herlesen und drauff acht haben, ob sie alles recht gehöret und ge-

ſchrieben und ob ſie auch recht distinguiret haben. Darauf ſoll die Correction folgen, die ſoll nicht heimlich, ſondern öffentlich, auch nicht mit der Feder in eines jeden Buch (denn das geſchmier können die Knaben ſelten leſen und recht verſtehen), ſondern mündlich geſchehen. Und iſt genugſam, wo der Knaben viel ſind, das ein Argument nur vier Perſonen corrigiret werde, doch alſo öffentlich, daß es die anderen auch mit genieſſen.

Wann die Knaben ſo weit bracht ſind, ſo ſoll man mit ihnen anfahen latine zu reden, und mögen ſie er Claſſe grammatica ac Terentiana, inn eine andere höhere Schuel oder Claß, als Ciceronianam, Virgilianam etc. fortgeſchickt und geſetzet werden."

Im Jahre 1573 erſchien ein Schulplan [1] für ſämmtliche ſächſiſche Herzogthümer, 46 Jahre vor der kromayerſchen Schulordnung. Jener Plan iſt in vieler Hinſicht dieſer Schulordnung diametral entgegengeſetzt. Die Grammatik wird dort vorangeſtellt, Auswendiglernen, Privatfleiß ſehr empfohlen u. ſ. f. Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn Ratichs neue Methode im Weimarſchen großen Anſtoß gab, ſo daß Kromayer zum Schluß ſeines Berichts zu ſagen veranlaßt iſt: mit dieſem „newen Schulweſen" ſei es nicht auf „Enderung der Religion" abgeſehen. [2] „Sonderlich," fährt er fort, „hat ſich das heilſame Schulweſen unter dem Namen bei böſen oder auch der Sache unerfahrenen Leuten übel leiden müſſen, als ſtecke nichts anders dahinder, als eine Verfälſchung der reinen Lehr und Abfall von der wahren lutheriſchen Religion. Solches iſt ganz nichtig und falſch." Er beruft ſich darauf, daß ſie „das Concordienbuch ſelbſt, welches je ein ſtarker Unterſcheid iſt zwiſchen den Lutheranern und Calviniſten auch Papiſten, in deutſcher und lateiniſcher Sprach, durch ein ſonderlich dazu gefertigtes Handbüchlein, in unſern Schulen aufs fleißigſt treiben."

Ich theilte ſoviel aus Kromayers Bericht mit, um zu zeigen, wie Ratich und ſeine Anhänger ſchon genau den Weg von Hamilton, Jacotot u. a. einſchlugen, und wie auch ſie dieſe Weiſe zur Caricatur ausbildeten. So wird z. E. der Terenz nach Kromayers Anleitung

1) „Ratio administrandi scholas triviales proposita in visitatione ecclesiarum et scholarum sub ducatu juniorum principum Saxoniae. Jenae 1573."

2) Aehnliche Anklagen wurden ſpäter gegen Rouſſeau, Baſedow u. a. mit mehr Recht vorgebracht.

etwa dreimal deutſch und wohl über ſechsmal latein geleſen. Die deutſche Ueberſetzung mußte zu dem beſtimmten Zwecke möglichſt getreu ſein; war ſie dies, wie konnte man es nur verantworten, ſie, bei ſolchem Inhalt, wiederholt leſen zu laßen.

Aus des Ratich und der Ratichianer Darſtellung, wie man den Terenz mit den Knaben leſen ſolle, will ich nur noch ein Paar ſeltſame Bemerkungen mittheilen.

Der Lehrer, ſagt Ratich, ſolle den Autor zuerſt ganz langſam, ſylbenweiſe vorleſen, die Schüler folgen ihm durchaus ſchweigend in ihrem Exemplar nachleſend. Für ſich dürfen die Schüler nichts wiederholen.[1] Nach der Lection, ſagen die Ratichianer,[2] werden die Bücher zugemacht und bleiben in der Schule. Nur weiter geförderten Schülern iſt die Repetition geſtattet. „Man quelet den Verſtand und will es von ſich ſelbſt lernen," heißt es in den Artikeln,[3] „ſo doch darumb der Lehrmeiſter da iſt, daß ers erſt lehren ſoll. Wenn der Lehrjunge ſelbſt wil weiſe und klug ſeyn und wiſſen wie er lernen und gelehrt werden ſoll, ſo bedarf er des Lehrmeiſters nicht." Noch ehe der Schüler etwas von lateiniſcher Grammatik gehört hat, ſoll der Lehrer mit ihm an jedem Tage einen Act leſen; ſo beendet er vom Montag bis Freitag ein Stück, das am Sonnabend wiederholt werden muß. Binnen ſechs Wochen werden ſo die 6 Stücke des Terenz geleſen.[4]

Warum überhaupt früher ein Autor geleſen, danach erſt die Grammatik getrieben werden müße, werden wir weiterhin erfahren.

Nachdem ich nun an einem einzelnen Falle das Lehrverfahren Ratichs und ſeiner Anhänger gezeigt, folgen hier

II. Die allgemeinen Principien

dieſer Methodiker, wie ſich dieſelben vorzüglich in den „Artikeln" und in Aphorismen, welche der „Praxis" angehängt ſind, finden.

1) Methodus 145. Absente praeceptore omnis privata repetitio discenti plane interdicta est.

2) Praxis 166.

3) S. 199.

4) Praxis 164. Singulis itaque septimanis Comoedia una absolvitur, singulis diebus actus unus. Ex his autem colligere est, quanta promptitudo in praeceptore requiratur, si singulis horis actus absolvendus est integer! (Ja wohl!) donec sex septimanis Terentius omnino perlectus et expositus fuerit. Atque hactenus nihil adhuc de Grammatica latina discipulus audivit.

1) „Alles nach Ordnung oder Lauff der Natur.[1] Denn die Natur braucht eine sondere ihr bequeme Ordnung, womit der Verstand des Menschen etwas fasset, das muß in acht genommen seyn auch in der Lehr Kunst, denn alles widernatürliches und gewaltthätiges oder gezwungenes Lehren und lernen ist schädlich und schwecht die Natur."

Hatte aber Ratich und seine Schule die wahre Ordnung der Natur erkannt? Hatten sie es beim Lehren des Latein? Mußten sie nicht im Gebiet der Zucht, der Heiligung einen dem „naturam sequi" entgegengesetzten Weg einschlagen, ein Willenbrechen und Rückenbläuen? —

2) „Nicht mehr denn einerley auf einmahl.[2] Es ist dem Verstande nichts hinderlichers als wenn man vielerley zugleich und auf einmal lernen will, ist eben als wenn man Muß, Brey, Fleisch, Milch, Fische in einem Hafen kochen wollte auf einmal. Sondern man soll ordentlich eines nach dem andern nehmen und das eine erst recht abhandeln, darnach zu einem andern schreiten. Man soll zu einer jeden Sprach brauchen einen einigen Autor darauß man die Sprach lehre. Wenn der recht eingenommen und gleichsam verschlucket ist, mag man andere auch fürlesen. Nichts soll man neues fürnehmen, biß daß das vorige recht gründlich und zu aller Genüge gefasset ist."

Ist dieß wirklich nach dem „Lauff der Natur?" Ists natürlich, wenn jemand acht Monate lang einzig Brei oder einzig Fische, nichts anders eßen wollte, wie Ratichs Schülern acht Monate lang (und wohl drüber) einzig Terenz vorgesetzt wird? Ist eine Abwechselung der Lesestücke, wie in den trefflichen Jacobsschen Lesebüchern nicht vielmehr der „Ordnung der Natur gemäß?" Wie man eben nie einerlei ißt, sondern z. B. Brod zum Fleisch — ganz so ists die Aufgabe des Pädagogen, den Schülern nicht ein ewiges, ermüdendes Einerlei aufzutischen. Und wie feine Speisewirthe auszumitteln suchen, welche Speisen zu verbinden seien und eben durch die Verbindung an Wohlgeschmack und an Verdaulichkeit gewinnen, so muß der feine Pädagog etwa in demselben Semester für dieselben Schüler Verschiedenes lehren, was einander ergänzt, durch dessen Abwechselung die Schüler frisch bleiben,

1) 179. 176.
2) 179. 175.

nicht übersättigt, sondern auf gesunde Weise geistig genährt werden.[1] Auch der Satz: man müße nichts Neues fürnehmen, bis daß das vorige recht gründlich gefaßet ist, auch er bedarf des Zusatzes: nach Maaßgabe der Faßungskraft des jedesmaligen Schülers.

3) „Eins offt widerholet." „Unglaublich ist es, was die offt Wiederholung eines Dinges vermag. — Hierauß wird diß genommen, daß man alle Tage nur eine gewiße Materi handelt, in allen Lectionen, vor und nachmittage. Denn was offt wiederholet wird, das wird dem Verstande recht und tieff eingebildet. Wenn man aber nur ein mal oder etliche etwas fürgibt, und sobald etwas anders darauff, und vielerlei durch einander, so kann keines recht bekleiben, wird auch der Verstand verwirret, überschüttet und geschwechet."

Mit dem vorigen Princip gleichartig, und gleich bedenklich, wenn nicht das rechte Maaß gehalten wird.

4) „Alles zuerst in der Mutter Sprach." „Denn in der Mutter Sprach ist der Vortheil, daß der Lehr Jünger nur auf die Sache zu gedencken hat, die er lernen soll, und darff sich nichts weiters mit der Sprach bemühen." — „Auch ist dieser Nutz dabey, daß wenn alle nützliche und gemeinem Leben nothwendige Wissenschaften ins deutsch gebracht und darinnen gelehret werden, ein jeder hernach, wes Standes er auch ist, kann zu bessern Verstand gelangen, daß er in allerlei Sachen sich desto besser richten und davon urtheilen kann. Was das in Religionssachen und Regimentssachen und insgemein im menschlichen Leben thun wird, ist leicht zu ermessen, wenn man bedenkt, wie ein verderbter Zustand, Unwissenheit und Unerfahrenheit jetzund im Schwang gehet." —

„Auß der Mutterspach alsdann in andre Sprachen."[2]

Die Wichtigkeit dieses Artikels ist klar, er bezweckt Wiedereinsetzung der Muttersprache in das ihr zukommende Recht, Aufheben der scharfen Trennung zwischen lateinischen Gelehrten und unlateinischen Laien, die Forderung, daß auch letztere gebildet werden müßten, die Muttersprache das Element ihrer Bildung.

1) Zeitgenoßen erwiederten schon: „die varietas der lectionum sey zweierlei, eine confusa, die andere aber ordinata, diese sey nicht schädlich, weil sie ad unam scientiam gerichtet sey." Grawerus 12.

2) S. 182.

Welche Keime des Guten, aber durch ſpätern Misbrauch auch des Böſen!

5) „Alles ohne Zwang.“ [1]

a. „Man ſoll die Jugend nicht ſchlagen zum lernen oder umb lernens willen. Durch Zwang und Schläge verleidet man der Jugend die studia, daß ſie dem Studieren feind wird. Es iſt auch wider die Natur. Denn darumb pflegt man die Knaben zu ſchlagen, weil ſie nicht behalten haben, was man ſie gelehrt, hetteſt du aber recht gelehret wie es ſeyn ſollte, ſo würden ſie es auch behalten haben, und darffeſtu der Schläge nicht. Nun aber ſollen ſie entgelten deines Irrthums, daß du die rechte Art zu lehren an ihnen nicht gebraucht haſt, das iſt je ein ubermachte Unbilligkeit. So iſt der menſchliche Verſtand alſo beſchaffen, daß er mit Luſt muß faſſen was er behalten ſoll, das verderbeſtu alles mit deinen zörnen und Schlägen. Was aber Sitten, mores und Tugend anlanget, das hat ſein Beſcheid, da heiſt es, Thorheit ſteckt in Hertzen eines Knabens, aber die Ruthe der Zucht wird ſie wegnehmen, wie Salomo ſpricht.“

b. „Der Lehr Jünger muß ſich nicht vor dem Lehrmeiſter entſetzen, ſondern ihn lieben und in Ehren halten. Das folgt von ſich ſelbſt auß dem vorigen. Denn wenn der Lehrmeiſter ſein Ampt recht verrichtet, ſo fehlet es nit, der Knabe gewinnet eine Liebe zu ihm und zu dem Studieren.“

[2] „Alle Arbeit fellet auf den Lehrmeiſter. Denn er muß fürleſen und erklären, und zwar in der Mutterſprache doch iſt diß viel leichter Arbeit alß bisher in Schulen geweſen. Denn er braucht ſich nicht zu plagen mit verhören, examiniren und plawen (bläuen), ſondern helt ſeine Stunde wie ſichs gebühret, und iſt ſicher daß er Frucht ſchaffet, das kann ihm nicht fehlen, wenn er nur das Lehrampt recht verrichtet und treibet nach dem gebührenden methodo.“

[3] „Der Lehrmeiſter ſoll nichts thun als lehren. Zucht halten gehört den Scholarchen zu .... daß der Lehr Junge kein Wiederſinn auf

1) S. 183.

2) S. 196.

3) S. 200. Ebenſo empfiehlt die Praxis pag. 167: Omnia salsis verbis et vultu blando, gravi tamen, non plagis aut saevitia, prout opus esse viderit. Quod si duriorem disciplinam res postulaverit, committendum id est Scholarchis.

den Lehrmeiſter kann ſchöpffen, ſondern je mehr und mehr liebet, welches ſehr viel im lernen thut."

Dieſe Lehren ſind wieder Vorläufer der neuern Pädagogik. Wenn die Kinder nichts lernen, ſo wird dem Lehrer alle Schuld beigemeßen, nach Ratichs Methode müßten ſie, ſo meinte man, ohne allen Zweifel Fortſchritte machen, müßte aus jedem Holz ein Mercurius geſchnitzt werden können. War die frühere Pädagogik vielfach hartherzig, orbiliſch, ſo blickt hier ein entgegengeſetztes Aeußerſtes ſchon hervor, eine Beſorgnis, durch gewißenhafte Ausübung der Gerechtigkeit die Liebe der Kinder zu verlieren. Dem zu entgehen, ſoll nicht der Lehrer, ſondern der Scholarch die Strafen vollziehen — ſo wie die Jeſuiten in ihren Collegiis leibliche Züchtigung nicht durch einen Jeſuiten, ſondern durch jemand, der nicht zum Orden gehörte, ertheilen ließen.

6) Nichts ſoll auswendig gelernet ſeyn."[1]

„Urſach, es iſt ein Zwang der Natur, man thut dem Verſtand Gewalt an, darum giebts die Erfahrung daß wer ſich viel an Außwendiglernen bindet, dem gehet viel ab am Verſtand und Scharfſinnigkeit. Denn weil der Verſtand muß an die Wort gebunden ſeyn, hat er nicht Raum einem Dinge recht nachzuſinnen. Dann iſt es unnöthig und kann durch beſſere Mittel erſetzt werden, nemlich wenn ein ding durch offt Widerholung dem Verſtande recht eingebildet wird, ſo folget die Gedächtnuß ohne alle Mühe von ſich ſelbſten hernach."[2]

Auch hier ſieht man, woher man kommt, wohin es geht. Früheren Pädagogen galt das Auswendiglernen alles, ohne Rückſicht aufs Verſtehen des Gelernten, nun ſoll aber der Verſtand das Gedächtnis ganz erſetzen. An das innige Verhältnis der Einbildungskraft und des Gedächtniſſes, da jene die Bilder aſſimilirt, dieſes dieſelben feſthält und

1) S. 185. In der Praxis 169 heißt es: Tenta „discipulos num in conjugationibus et declinationibus prompti sint; sed omnia e libro, non memoriter fiant, nec permittendum ut discipulus flexiones memoriter recitet" (!)

2) Memoria enim veram objecti intelligentiam e vestigio sequitur. Methodus 146. Ab intellectu enim ad memoriam procedendum est, neutiquam contra. Praxis 164. „Man hat die Natur gezwungen in deme, daß die Knaben das müſſen auswendig lernen und zwar alleine vor ſich ſelbſt, ohne Hülffe des Praeceptoris, was ſie noch nicht verſtanden." Grawer 29. Auch heißt es: „die localis memoria iſt ganz verboten, wenn man durch gewiſſe Figuren an gewiſſe Stell geſetzt und eingebildet, etwas behalten will."

vorsätzlich oder unwillkürlich reproducirt; daran denkt die Schule Ratichs so wenig, als viele neuere Pädagogen.

Hierauf wird verlangt,[1] daß die Kinder ihre Erholungsstunden haben, ja daß nicht zwei Lehrstunden hinter einander gehalten werden sollen, besonders „weil diese Lehrart durch Fürlesen geschieht und das Gehör leichter ein Ueberdruß bekömpt, als andere Sinnen." Denn[2] „dem Lehr Jungen gebührt zuzuhören und still zu schweigen." Er soll währender Lection nichts reden, noch fragen, um den Mitschülern nicht hinderlich zu seyn, die Lection könne dann auch nicht zur rechten Zeit vollendet werden. Hat er was zu fragen, so thue ers nach der Lection. —

Daß ein solches stets schweigendes Anhören des Lesens für die Knaben der unnatürlichste Zwang war, wird indirect hier von den Ratichianern selbst eingestanden, indem sie den Ueberdruß eingestehen. Comenius, welcher eine kurze Charakteristik der Methode Ratichs gibt,[3] bemerkt: da den Schülern sei pythagoräisches Stillschweigen auferlegt worden, so müßten die Lehrer vergeblich arbeiten, in jenen aber werde alle Aufmerksamkeit ertödtet.

7) „Gleichförmigkeit in allen Dingen."[4]

„In allen Sprachen, Künsten und Wissenschaften muß eine Gleichförmigkeit seyn, beyd was die Art zu lehren und was die Bücher betrifft und die Praecepta, so viel immer möglich ist. Als die Grammatica muß in Deutschen übereinstimmen mit der Hebräischen, Griechischen, so viel immer müglich die Eigenschaften der Sprachen zulassen. Denn diß hilfft dem Verstande trefflich wohl ... und giebt auch dieses eine Scharffsinnigkeit, daß man sihet, wie eine Sprache von der andern abtritt und wo sie übereinkommen." —

Dieß bezielt eine allgemeine Grammatik der Sprachen, welche man lehrt, da denn jede Grammatik einer bestimmten Sprache in zwei Hälften zerfiele, in das Gemeinsame und das Eigenthümliche. —

1) S. 186.

2) S. 197. In discipulo silentium Pythagoricum. S. 176.

3) Opp. did. 2, 80 100. Asininum, inutilem irritum, laborem docentibus praeceptum istud parit .... Homo non est truncus ex quo (mere passive se habente) statuam sculpas; sed est viva imago, se ipsam formans, deformans, reformans.

4) S. 187.

Gewis ist hierin etwas richtiges. Man scheide beim Erlernen einer fremden Sprache zunächst, was diese Sprache mit der Muttersprache übereinstimmendes und was sie abweichendes hat.

8) [1] „Erst ein Ding an ihm selbst, hernach die Weise von dem Ding."

„Keine Regulen soll man geben, ehe man die Materie, den Autorn und Sprach gegeben hat. Diß scheinet gantz ungereimbt, aber die Erfahrung zeuget es, daß es gleichwohl wahr ist. Denn was richtet einer auß in einer Sprach, der noch nichts in keinem Autore gelesen, ob er gleich all voll Regeln gepfropft ist. — Zuletzt muß er doch dahin kommen, daß er in einem oder vielen Autoribus nach einander und mit offter Wiederholung muß die Regeln verstehen lernen und zu Nutz machen. Was thuts ihm dann Noth, daß er sich vorhin vergeblich mit den Regeln quelet? Reguln ohne Materien verwirren den Verstand. — Es denke nur ein jeder an sich selbst ob ihm auch sein Lebelang in Autoribus fürkommen seyn alle die Exempel, die er mit großer Mühe hat müssen lernen in der Grammatik. — Also die patronymica, wie martern sie die arme Jugend und werden doch selten gebraucht, drumb ists ungereimbt Ding, daß man erst die Grammatik einblewen wil und hernach erst die Sprach lehren. Es heist krige erst das Korn danach sih dich nach dem Sack umb: Uberkomme erst das Geld, danach kaufe den Beutel, da du es hineinlegst. Die Regeln sollen nicht gebrauchet werden zur Vorbereitung auch nicht sowohl zu einer Nachrichtung, als fürnehmlich zur Bestätigung. Es meinet wohl einer, der nicht nachsinnet, ey worzu dienen sonst die Regeln, denn daß sie den angehenden eine Handleitung geben, und ihn vorbereiten, daß er desto fertiger die Sprach fassen kann? Aber die Praxis und Erfahrung lehren, daß solche Speculation nichts ist."

„Es muß aus der Materi vorhin ein Entwurff im Verstand (habitus) gefasset seyn, ehe die Regeln dazu kommen." Auf den Einwurf: in der Grammatik würden ja Regeln mit Beispielen verbunden, antwortet Ratich: doch stehe die unverständliche Regel voran, die Beispiele seyen disparat aus den verschiedensten Autoren zusammengetragen, auch uninteressant. Und in den „Artikeln" heißt es: „Allerley Exempel kommen auß allerley Autoren zusammen, wie ein Hackstal und gemischt

1) S. 188 ff.

Futter, da doch zu einem rechten Grund zu legen und in der Sprach Eygenſchafft zu führen, kein ſolches Gemeng, das nicht an einander hanget, ſtat hat." [1]

Dieß ſind nun die Gründe, warum Ratich und ſeine Anhänger das Leſen eines beſtimmten Autors voran ſchicken und die Grammatik aus dem Autor entwickelt wißen wollten. Auf den erſten Blick erſcheint es ſeltſam, daß ſich Ratich hierbei auf das Lehren der Geometrie beruft. Mündliche Vorträge, ſagt er, würden bei dieſem Lehren wenig fruchten, wofern man dem Lehrling nicht an einem Körper oder durch Zeichnung an der Tafel anſchaulich machte, wie ein ſtumpfer oder ſpitzer Winkel, ein Kreis u. ſ. w. ausſehe. Ratichs angeführtes Beiſpiel dürfte aber, bei näherer Betrachtung, gewis paßen. Ganz allgemein drückt er ſich übereinſtimmend mit unſerm 8. „Artikel" ſo aus: es iſt widerſinnig, ſich eher mit dem Accidentellen einer Sache, als mit der Sache ſelbſt abzugeben. [2] Dieſer Grundſatz leidet beim Lehren eine weite Ausdehnung und iſt von größter Wichtigkeit und Wahrheit, wofern er nicht bis zur Caricatur verfolgt wird.

9) „Alles durch Erfahrung und ſtückliche Unterſuchung." [3]

Deutlicher iſt der lateiniſche Aphorismus: Per inductionem et experimentum omnia! [4]

„Kein Regel auch kein Lehrbegriff wird zugelaſſen, die nicht gründlich aufs new erkundiget und in der prob richtig erfunden ſey, unangeſehen viel oder alle ſo davon geſchrieben, ſo oder ſo halten. Denn es muß Gewißheit und Sicherheit da ſeyn, und iſt keinesweges auf einige autoritaet zu bawen. So weiß man denn, daß man nicht fehlen kann. [5] Drum gilt keine autorität bloß und ſchlecht, wann nicht Urſach und Grund da iſt. Auch lange Gewohnheit iſt nichts zu achten, denn ſie bringt hierin keine Sicherheit."

1) S. 193.

2) Et omnino, Accidens rei prius quam rem ipsam quaerere prorsus absonum et absurdum esse videtur. Und in der Praxis S. 175: Ne modus rei ante rem.

3) S. 194.

4) S. 178.

5) Non igitur auctoritas destituta rationibus valeat, neque vetustas quicquam praescribat. Praxis 178.

Das Lateinische: „per inductionem et experimentum omnia" deutet fast mit Bestimmtheit darauf hin, daß Baco auf Ratich Einfluß geübt. War dieser doch in England, als Bacos erste Schriften bekannt wurden. Ist doch Induction Bacos Schiboleth. — Der Radicalismus Ratichs tritt hier am stärksten hervor; das Motto seiner Lehrbücher: Vetustas cessit, ratio vicit,[1] stimmt hiemit ganz überein — als wenn vetustas und ratio Gegensätze wären! Indem man gegen die herrschende servile Gesinnung, gegen das Alterthum ankämpfte, verschüttete man das Kind mit dem Bade. Aber Vergangenheit muß unsre Zukunft gründen.

Die dünkelhafte Selbstüberhebung und die Geringschätzung der Alten nehmen bei den spätern Methodikern sehr zu. Faktisch herrschten jedoch bei Ratich und Ratichianern die Alten noch ganz, welch eine große Rolle spielt nicht der Terenz! —

Mit dem Vorstehenden stimmt nun der erwähnte Bericht von Jungius und Helwig überein. Jungius, 1587 zu Lübeck geboren, war abwechselnd Professor der Philosophie, Mathematik und Medicin zu Gießen, Rostock, Helmstädt; er starb 1657 zu Hamburg als Rector Gymnasii und Professor der Physik und Logik. Unter seinen vielen Schriften finde ich, außer unserm Bericht, keine pädagogische aufgeführt.

Anders ist es mit Helwig. Dieser, 1581 in Sprendlingen, südlich von Frankfurt am Main, geboren, studirte in Marburg, wo er 1599 in seinem 18ten Jahre Magister ward. 1605 wurde er in Gießen angestellt, 1610 dort zum Professor der Theologie ernannt. Er starb aber schon 1617 im 36sten Jahre, wahrscheinlich in Folge übertriebenen Arbeitens. Helwig war ein außerordentlich gelehrter Mann, er sprach hebräisch, wie seine Muttersprache,[2] schrieb Grammatiken der griechischen, hebräischen, chaldäischen, syrischen Sprache, ein hebräisches und griechisches Schullexicon und vieles Andere. Er galt für einen der geschicktesten Sprachlehrer,[3] und hatte eine neue Methode, leichter Sprachen zu lehren, welche ihm viel Spott und Feindschaft

1) Dasselbe Motto vor Ratichs „allgemeiner Verfassung", zu deutsch: „Gewohnheit verschwind, Vernunft überwind, wahrheit platzfind."

2) Buxtorf schrieb an ihn: Si tibi adessem Helvice, lingerem pulverem pedum tuorum. Das berichtet der seltsame Schuppius, Schwiegersohn Helwigs.

3) Passant pour l'un des hommes du monde qui avoit le plus d'addresse et de méthode pour enseigner une langue. Bayle s. v. Helvicus.

zuzog, da man ihm nachſagte: „er hab wolln einen Drichter machen, dadurch er der Jugend die Kunſt in den Kopff hab ſchütten wollen, eben wie man den Wein in Herbſtzeiten in das Faß ſchütte.“ [1] — Helwigs Bericht über Ratichs Methode erſchien nur drei Jahre vor ſeinem Tode: der gelehrte Mann hat Ratichs Gedanken mit Enthuſiasmus aufgenommen und auf eigenthümliche Weiſe ausgebildet.

Ich will aus jenem Bericht das Wichtigſte mittheilen. Zu Anfang heißt es: Ratich habe „ſowohl durch ämſiges Nachſinnen als ſtetiges Ueben eine beſondere Weiſe, dadurch gute Künſte und Sprachen leichter, geſchwinder, richtiger, als bisher in Schulen geſchehen, können gelehrt und getrieben werden, erfunden“ — in dieſem chriſtlichen Vorhaben ſich 13 Jahre bemühet.

Nach Ratichs Methode ſei es möglich, „wenn hierzu gehörige Bücher verfertiget, eine Sprache aufs längſt in einem Jahr, oder auch, da man eilen wollt, in einem halben Jahr, täglich zu 3 oder 4 Stund genommen, ſowohl bei alten als jungen Leuten, mit Luſt und Liebe beſſer zu lehren und zu lernen, als ihre eigene Mutterſprache.“ (!) [2]

Bei Künſten und Wißenſchaften ſei Ratichs Methode noch anwendbarer, als bei Sprachen, „ſintemal die Künſte und Wiſſenſchaften ihrer Natur nach, und an ſich ſelbſt richtig ſind, dahingegen an die Sprachen durch langen Gebrauch viel Unrichtigkeiten (anomalien) eingeführet ſind.“ —

Wahrſcheinlich erſchien dem Helwig jede Abweichung von ſeinen allgemeinen Sprachprincipien ebenſo als eine Unrichtigkeit, wie etwa ein vom gemeinen Manne in Deutſchland verdrehtes und verſtümmeltes lateiniſches Wort. —

Es komme nun, fährt Helwig fort, nicht nur auf Kenntnis des

1) Schuppius „vom Schulweſen. Zuſchrifft S. 129.“ — Dagegen heißt er in ſeiner Grabſchrift: Novae Didacticae autor et informator felicissimus.

2) Der Grawerſche Bericht S. 21 ſagt: nicht ohne Arbeit, ſondern nur mit geringerer als bisher, ſolle nach Ratichs Weiſe gelernt werden. „Wenn einer,“ heißt es, „von Jehna aus nach Leipzig will verreiſen, und zeucht erſtlich auf Weida, darnach auf Altenburg, von Altenburg auf Weiſſenfels und dann nach Leipzig, ſo kömpt er zwar hin, aber es ſpreche ein anderer, ich will dir einen richtigern Weg zeigen, nehmlich auff Naumburg und Weiſſenfels und darnach auff Leipzig. Da wil ja dieſer nicht, daß er gar ohne Arbeit und reiſen ſol nach Leipzig kommen, ſondern nur ohne gröſſere und unnötige Arbeit.“

Lehrobjects, sondern auch auf Lehrgabe an; wiederum auch nicht bloß auf Lehrgabe. „Denn die Natur," sagt er, thut zwar viel, aber wenn die Kunst dazu kommt, alsdann kann die Natur viel sichrer, gewisser und vollkommner ihre Wirkung verrichten. Darum ist nothwendig, daß eine besondere Kunst sey, darnach sich ein jeder, der lehren will, richten und halten könne, damit er nicht nach bloßem Gutdünken und Muthmaßung, oder auch allein nach angeborner Gescheidenheit (discretion), sondern nach der Lehrkunst sein Lehramt treibe; gleichwie der recht reden will, nach der Sprachkunst, der recht singen will, nach der Singkunst sich zu richten hat." Der Gebrauch dieser Lehrkunst gehe, wie der der Vernunftkunst (logica) durch alle Sprachen, Künste und Wißenschaften; solch eine allgemeine Lehrkunst sei die des Ratichius. Der handle unter Anderm „wie die Geister und Gaben zu unterscheiden, daß die fertigen nicht aufgehalten werden, hergegen die von Natur nicht so fertig sind, nicht dahinten bleiben, wie und wann die Uebungen anzustellen, wie dem Verstand zu helfen, das Gedächtniß zu stärken, das Urtheil zu schärfen, ohne Zwang nach dem freien Lauf der Natur. Nun habe diese Lehrkunst, nicht weniger als andere Künste, ihre beständige Gründe und gewisse Regeln, welche sowohl aus der Natur des Verstandes, Gedächtniß, der Sinnen ja des ganzen Menschen, als auch aus den Eigenschaften der Sprachen, Künste und Wissenschaften genommen sind, daß also kein Lehrmittel zugelassen wird, welches nicht zuvor aus unleugbaren Gründen bewähret, und auf der Prob gut befunden sey."

Weiterhin spricht Helwig gegen das bisherige unverständige Auswendiglernen und Uebersetzen in fremde Sprachen, gegen das „ehe wieder fordern, als mans recht gegeben, ehe auswendig halten, als mans versteht, ehe üben, als mans gelernet hat." Ratich beseitige das, enthebe die Knaben der Angst, lege die Hauptarbeit auf den Lehrer, welcher es dennoch leichter habe, als früher, „wenn er schon seiner Sprach oder Kunst selber noch nicht aller Ding mächtig, zugleich indem er andere lehret, sich darin selber schärfe, fertig und vollkommen mache." Beim gewöhnlichen Lehren sei der Ausgang ungewis und müße Alles auf ein Gerathewohl gewagt sein. „Der meiste Theil," sagt er, „wurgelt sich müde an der bittern Wurzel, ehe dann er des geringsten Geschmackes der lieblichen Frucht genießen kann, das ist,

muß sich abmartern oder plagen, ehe denn er den geringsten Nutzen davon siehet oder weiß."

Weiterhin kämpft Helwig gegen die Tyrannei des Latein, „da eine jegliche Sprache stracks aus der Mutterspracb gelehret, auch alle Wissenschaften und Künste mit Vortheil leichtlich in der deutschen Sprach erforschet mögen werden." Insgemein habe man nichts denn Lateinisch lernen müßen, „grad als wäre die Lateinische allein die Richtschnur aller andern Sprachen und Künste, da wir doch näher hätten können dazu kommen."

So laße die neue Methode den Sprachen, Künsten und Wißenschaften ihre natürliche Freiheit. „Denn," fährt Helwig fort, „da die Tyrannei der lateinischen Sprach abgeschaffet, kann nach Gefallen und Notdurft einer diese jener eine andere Sprach neben seiner Kunst lernen und treiben, oder auch sich gänzlich auf eine gewisse Kunst oder Wissenschaft legen, dieselbige mit neuen Erfindungen vermehren, gleichwie die Griechen, Araber (!) und andre gethan, welche nimmer den Nachkommen so viel zu Gute ausgerichtet, wenn sie mit den Grammatiken sich so manniche Jahr, wie unsre Jugend, hätten müssen aufhalten und abmartern lassen." Träte das alleinherrschende Latein zurück, so würden Hebräisch, Griechisch, ja Chaldäisch, Syrisch, Arabisch auch berücksichtigt werden können.

Besonders dürfte die Muttersprache nicht dahinten bleiben, welche große Vorzüge habe, und „recht und künstlich gelernt werden müsse," wie Griechen und Römer ihre Muttersprache erlernt. „Zudem," sagt Helwig, „ist es auch die lautere Wahrheit, daß alle Künste und Wissenschaften, als Vernunftkunst, Sitten- und Regierkunst, Maß-Wesen-Naturkundigung, Arznei- Figur- Gewicht- Stern- Bau- Befestkunst, oder wie sie Namen haben mögen, viel leichter, bequemer, richtiger, vollkömmlicher und ausführlicher in deutscher Sprach können gelehret und fortgepflanzet werden, weder jemals in griechischer, lateinischer oder arabischer Sprach geschehen ist."

Um nun die Methode Ratichs auszuführen, müßten Grammatiken und Compendien nach derselben abgefaßt werden, auch „Wurzel- und Wörterbücher."

Zum Schluß empfiehlt Helwig diese Angelegenheit den Fürsten, Obrigkeiten, Eltern, Lehrern. —

Ich brauche kaum zu sagen, wie auch in Helwigs Bericht die Principien und Ansichten der neuen Methodiker auftreten: Polemik gegen die herkömmliche Unterrichtsweise, gegen die Tyrannei des Lateinischen, gegen mechanisches Auswendiglernen mit Hintansetzung des Verstandes. — Dagegen Versprechen einer neuen, leichten, kurzen, sichern Unterrichtsmethode, durch deren Hülfe den Schülern wie den Lehrern Mühe und Noth erspart werde, die selbst an den Lehrer geringere Ansprüche mache, Hervorheben des Verstandes mit Hintansetzung des Gedächtnisses, Gleichstellen des Griechischen, Hebräischen ꝛc. mit dem Lateinischen, besonders aber die Forderung, daß die Muttersprache wieder in ihr gutes Recht eingesetzt, noch mehr, daß dieselbe „recht und künstlich" erlernt werden müße.

Der grawersche (jenaische) Bericht über Ratich ist vorzüglich gegen die Widersacher der neuen Lehrweise gerichtet. Man machte Einwürfe, wie man sie heute noch hört, wenn im Schulwesen etwas Neues aufkommt. So heißt es: „Sprichst du, Hat man denn bißhero nicht gewust, wie man die Jugend recht in Sprachen sol unterrichten? Haben denn unsere Vorfahren nichts davon gewust? sol denn die Kunst jetzo erst aufkommen?" [1] Grawer antwortet: „ob solche Art die Jugend in Sprachen zu unterrichten nicht zu verbessern sey?" Sei doch die Musica seit 80 Jahren von geringem Anfang so hoch gestiegen, ob denn die Vorfahren den Nachkommen gar nichts in der Didactica zu verbeßern übergelaßen? —

Jener Vorwurf ward aber wohl durch Ratichs allzuheftige Angriffe auf die bisherige Lehrweise, wie durch seine allzugroße Anpreisung der eigenen Weise verursacht.

Ein zweiter Vorwurf war: wenn man die Künste in deutscher Sprache lehrte, so würden sie „gar zu gemein werden, ja es würde jedermann ohne Unterschied gelehrt werden und also die recht Gelehrten verachtet werden." Die Künste, erwidert Grawer, seien an keine Sprache gebunden, man meine: „es könne absolute und allerdings niemand gelehrt seyn, er verstehe denn die Lateinische und Griechische Sprache und hergegen, wer nur die Lateinische und Griechische Sprache

1) Grawer 58.

wiſſe, ob er ſchon ſonſten nichts mehr wiſſe, der ſey gar ſehr gelehrt.“ [1] Auch in unſerer Zeit haben wir Aehnliches gehört.

Meyfarts Bericht lobt beſonders die lutheriſche Rechtgläubigkeit Ratichs, auch daß derſelbe unnütze Lehrgegenſtände abſchaffen, andere dagegen einführen wolle. [2] —

* * *

Ratichs Leben und Wirken ſcheint in vieler Hinſicht dem des Johannes Sturm diametral entgegengeſetzt. Dieſem gelingt alles, weil er ganz im Geiſte ſeiner Zeit handelt und daher von der ganzen Zeit getragen wird. Er iſt nur der Altmeiſter unter vielen, die mit ihm das gleiche Ziel haben. Dieß Ziel faßt Sturm klar und feſt ins Auge, entſchloßen und geſchickt verfolgt er daſſelbe. — Dem Ratich dagegen kommen viele neue, ſeinen Zeitgenoßen unverſtändliche, ja ärgerliche Gedanken. Er hat Einſicht genug, um die Mängel des Herkömmlichen zu erkennen, aber nicht genug, um ihnen abzuhelfen. Er ahnet manches Beßere, ſchaut es aber nur in allgemeinen Umrißen als Princip. Will er ſeinen Principien gemäß etwas verwirklichen, in die Schulen einführen, ſo zeigt er ſich ganz unklar und ungeſchickt. Dieſen Principien vertrauend verſpricht er, was er bei ſeiner praktiſchen Unfähigkeit nicht zu halten im Stande iſt; ſo kommt er, ſelbſt bei denen, die ihm wohlwollen, in den Ruf eines Charlatans. Dieſer große Conflict ſeiner Ideale mit ſeinem Ungeſchick, dieſelben zu realiſiren, macht den Mann unglücklich; er erſcheint in dieſer Hinſicht als ein charakteriſtiſcher Vorgänger ſpäterer Methodiker, beſonders Peſtalozzis. — Sturm, als ein Virtuos in ſeinem Berufe, geachtet und anerkannt von ſeinen Zeitgenoßen, erſcheint uns dagegen glücklich.

1) 1b. 63—65.

2) Ich übergehe, was Meyfart über die Instrumenta inservientia und dirigentia ziemlich unklar berichtet. „Durch (erſtere) verſtehet er alles das, wodurch man ſowohl zum erkandtnuß der ſachen und ſprachen als auch zum grundtlichen wircken gelangen kan, ſo theils in cognoscendo theils in operando beſtünde.“ Dieß erinnert ſehr an Baco. Als Instrumenta dirigentia werden genannt: Eutactica, episteмonica, Mnemonia, glossodidactica, Praxeodidactica, Noematicodidactica, organicodidactica. S. 13. 14.

2. Der dreißigjährige Krieg.

Die Zeit, da Ratich vorzüglich thätig war und Aufsehen erregte, währte bis zu den Jahren 1618 und 19, bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges.

Dieser Krieg ist die entsetzlichste Periode in der Geschichte unseres Vaterlandes. Die Heere waren große Mörder- und Räuberbanden, der Geist des Friedens und heiliger Ordnungen war ganz verschwunden, Mordlust, Unzucht, Rauben herrschten ohne Widerstand. Es war ein so ungeheurer Greuel der Verwüstung und frevelnder Ruchlosigkeit, daß fromme Menschen in Versuchung kamen, am Regiment Gottes zu zweifeln. „Das Land war verödet, ausgeplündert, menschenleer, eine Wüste für Wölfe und reißende Thiere. — Von Schulen und Lehrern war fast nicht mehr die Rede." [1]

Spezialgeschichten deutscher Lehranstalten, welche bis auf die Zeit des dreißigjährigen Krieges zurückgehen, liefern Belege zu dem Gesagten; ich will einige mittheilen.

Die protestantische Schule zu Friedberg in Hessen litt in jener Zeit „unberechenbaren Schaden." „Die im Gefolge des Krieges entstandene Pest und Armuth raubte ihr eine Menge ihrer Schüler." Im Jahre 1630 ward sie durch Oesterreicher und Bayern dem Untergange nahe gebracht, 1631 aber, nach Gustav Adolphs Siege bei Leipzig, wieder hergestellt, [2] als die Schweden in Friedberg einrückten. — Das protestantische Gymnasium in Hersfeld wurde im Jahre 1629 einem katholischen Priester und Lehrern aus den Jesuiten übergeben; Tilly erschien,

1) Raumers Geschichte Europas. 3, 596 ꝛc. Zwei geistliche Lieder aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges laßen einen tiefen Blick in die damalige melancholische Stimmung redlicher Männer thun. Das eine von Meder, Pfarrer im leipziger Kreise, beginnt: „Wann, ach wann wird doch erscheinen der gewünschte Friedenstag." Das zweite, von Martin Rinckart (1585—1649), ist gewissermaßen eine Parodie des Vater unser. Es beginnt: „Vater unser, der Elenden, willst du nicht mehr Vater seyn." Weiter heißt es: „Soll denn nun dein Nam auf Erden ganz und gar vertilget werden?" dann: „Und dein Wille soll auf Erden nimmermehr erfüllet werden?" Zuletzt aber schließt es mit getroster Bitte um Erlösung „du hast über Höll und Tod Reich und Kraft und Herrlichkeit."

2) Nachrichten über die Augustiner-Schule zu Friedberg von Prof. Dieffenbach. Progr. 1825. S. 12 ff.

um das Restitutionsedict durch Gewalt der Waffen zu unterstützen und hauste fürchterlich. Im Jahre 1632 erhielt das Gymnasium seine protestantischen Lehrer wieder, aber schon im Jahre 1634 ward es durch den kaiserlichen General Götz völlig aufgelöst; die Lehrer flüchteten nach Kassel und andern Orten. 1636 begann der Unterricht von Neuem, 1637, da wiederum kaiserliche Truppen nach Hersfeld kamen, mußte die Schule geschloßen werden. Bald darauf wieder eröffnet, vegetirte sie doch nur kümmerlich in kümmerlicher Zeit und lebte erst nach dem westphälischen Frieden neugekräftigt auf. [1]

Göttingen ward im Jahre 1626 fast zwei Monate belagert und fürchterlich beschoßen. Durch die äußerste Noth gezwungen, nahm der dortige berühmte Rector Georg Andreas Fabricius einen Ruf an das Mühlhäuser Gymnasium an; mit ihm entfernten sich die andern Lehrer und die auswärtigen Schüler. [2] Später nach Göttingen zurückberufen, war er im Jahr 1641 ohne Gehalt, mit 500 Thalern im Rückstand.

Sehr viel litt Schulpforte durch den Krieg. Der Prediger Martin Caulbel [3] kam am 2. August 1632 mitten durch das wallensteinsche Heer nach Pforte. In demselben Jahre wurden die Alumnen wegen der kriegerischen Feindseligkeiten entlaßen, im folgenden kehrten sie zurück. Im Jahre 1636 entließ man sie wegen feindlicher Einfälle zweimal; 1637, da der Feldmarschall Leslie in der Nähe von Pforte sein Winterlager hatte, entfernten sie sich 17 Wochen lang; man konnte weder für sie noch für die Lehrer Lebensmittel haben. Am 18. Februar 1639 wurden wiederum Lehrer wie Alumnen durch Banners Reiterei zerstreut. Als der Prediger von Schulpforte am 23. Februar mit fünf Schülern zurückkehrte, mußten alle, wohl oder übel, bis zur neuen Ernte Haferbrod eßen. Am 16. April 1641 sind die Knaben, 12 an der Zahl, durch Bernhardsche, vom General Rose befehligte Soldaten von Neuem aus einander gejagt worden. Gott wird den General und seine Soldaten am jüngsten Tage richten, schreibt der damalige Prediger Besold, denn sie haben 2 Alumnen durch um den Kopf geschnürte Stricke torquirt.

1) Hersfelder Gymnasialprogramm des Dir. Dr. Münscher. 1836. S. 8 ff.

2) Göttinger Gymnasialprogramm des Dir. Dr. Kirsten vom Jahre 1829. S. 22 ff.

3) H. E. Schmiederi commentarii de vitis Pastorum et Inspectorum Portensium. 1838. Pag. 31 sqq.

Am 21. Mai kehrte Besold mit zwei Schülern nach Pforte zurück. Auf das Jahr 1643 fiel das hundertjährige Jubiläum der Anstalt. Alles war aber in solcher Kriegsverwüstung, daß nur 11 Knaben das Andenken der Schulstiftung kläglich feiern konnten. —

[1] Nur für das Schulwesen in Schweinfurt schien der Krieg Glück zu bringen. Nach der Schlacht bei Leipzig rückte Gustav Adolph am 2. October 1631 in Schweinfurt ein. Die Bürger verpflegten seine Truppen gut, brachten auch große Opfer bei Befestigung der Stadt. Zur Belohnung schenkte ihnen der schwedische König 17 bedeutende Dörfer, [2] mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß die Einkünfte und Gefälle davon zum Theil „zur Errichtung eines Gymnasiums Gott zu Ehren und der studierenden Jugend zum Besten" verwendet werden sollten. Nachdem aber Gustav Adolph bei Lützen gefallen war, die Schweden das Würzburger Land verlaßen hatten, so nahm der Bischof jene Dörfer, sein früheres Eigenthum, wieder in Besitz. Dennoch fügte der Magistrat den 6 bisher bestandenen Klassen seiner lateinischen Schule eine 7te unter dem Namen Gymnasium Gustavianum hinzu. Im Jahre 1634 weihte man dasselbe ein, der damalige Bürgermeister Dr. Bausch, ein Senator, mehrere Geistliche übernahmen freiwillig den Unterricht unentgeldlich. Unter den furchtbarsten Kriegsgräueln [3] erhielt sich die neue Anstalt durch diesen ehrenfesten Bürgersinn; erst nach 170 Jahren, 1804 ging sie ein.

In Stargard ward durch ein Legat des Bürgermeisters Peter Groning ein Gymnasium gegründet und im September 1633 eröffnet. Allein schon am 7. October 1635, da Kaiserliche die Stadt belagerten, ward dasselbe ein Raub der Flammen, nur 19 Häuser und die Johanniskirche blieben übrig. Auch das Gymnasialgebäude brannte ab und die Lehrer zerstreuten sich. Längere Zeit ward gar nicht Schule gehalten. Zwei Lehrer sammelten allmählich wieder Schüler, der eine,

1) Geschichte der latein. Schulen und des Gymnasiums zu Schweinfurt von Professor Wainich. Programm von 1831. S. 4 ff.

2) Der Schenkungsbrief war ausgestellt Frankfurt am Main den 2. März 1632.

3) Octavio Piccolomini beschoß Schweinfurt nach der Schlacht von Nördlingen mit glühenden Kugeln und nahm es ein; 1647 eroberte es der schwedische General Wrangel. Die kaiserlichen Truppen allein hatten der Stadt einen Kostenaufwand von 283,610 Gulden verursacht. Ib. 5.

Conrector Bindemann, ward 1646 zum Rector erwählt, 11 Jahre lang war kein Rector.[1]

Das Gymnasium zu Goldberg, einst weit und breit durch Trotzendorf berühmt, ging 1621 ganz ein, ebenso das Beuthener im Jahre 1629; das zu Oels gerieth in tiefen Verfall. Im Jahre 1639 lag ein kaiserliches Regiment in Oels, 1640 ward die Stadt vergebens von den Schweden belagert, 1642 von den Schweden erobert und geplündert, dann von den Kaiserlichen wieder genommen. Damals schrieb der Gymnasialrector Biebing: Wahrhaftig unter so vielen und so großen Qualen in Oels zu leben heißt bürgerlich umkommen, vor der Zeit sterben, und täglich einen Vorschmack der Höllenstrafen haben.[2]

Im Jahre 1648, dem Friedensjahre, stiftete Herzog Georg Rudolph eine fürstliche Schule bei der Johanniskirche in Liegnitz. Er bestimmte die Einkünfte des eingegangenen Goldberger Gymnasiums, wie er in einer Fundationsurkunde vom 28. April 1646 sagt: „zur Wiederaufrichtung, Erfrischung und Verbesserung alles dessen, was von den Vorfahren für Kirchen und Schulen Löbliches gestiftet, durch den dreißigjährigen Krieg aber zu erhalten keine Möglichkeit gewesen.“[3]

Dieß wird hinreichen, um zu zeigen, wie zerstörend die entsetzliche Verwüstung in jenen dreißig Kriegesjahren auf die Schulen unseres armen Vaterlandes wirkte.

Als aber der Krieg zu Ende ging, da folgte der Zerstörung eine Zeit der „Wiederaufrichtung und Erfrischung.“ Wir werden sie näher betrachten, nachdem wir vorher das Leben und Wirken des Comenius kennen gelernt, welcher den ganzen dreißigjährigen Krieg durchlebte und durchlitt.

3. Comenius.

Johann Amos Comenius ist zu Comnia[4] in Mähren im Jahre 1592 geboren. Er verlor sehr früh seine Eltern, Vormünder

1) Geschichte des Gymnasiums zu Stargard, vom Director und Schulrath Falbe. 1831. S. 6 ff.

2) Oelsnisches Gymnasialprogramm des Dir. Dr. Lange. 1841. S. 18 ff.

3) Liegnitzer Gymnasialprogramm des Prorector M. Köhler. 1837. S. 14.

4) Comnia liegt unter 35° 30′ L. 49° B. — Die Literatur zur folgenden Darstellung siehe Beilage C.

vernachläßigten ihn so sehr, daß er im sechszehnten Jahre erst das Latein anfing. Er sagt: diese Vernachläßigung im Unterricht, worunter er sehr gelitten, habe ihm schon früh Mitleid gegen andere eingeflößt.[1] Später studirte er an verschiedenen Orten, namentlich zu Herborn im Herzogthum Nassau, wo Alsted sein Lehrer war. Dieser, ein reformirter Theolog,[2] welcher der dordrechter Synode beigewohnt, schrieb eine Menge theologischer, philosophischer und pädagogischer Bücher, war Chiliast und dürfte nach den verschiedensten Richtungen hin auf Comenius Einfluß gehabt haben.[3] In sein Vaterland 1614 zurückgekehrt, wurde Comenius Rector der Schule zu Prerau,[4] 1618 Prediger zu Fulneck, wo seit 1480 der Hauptsitz der böhmischen Brüder und der zu ihnen geflüchteten Waldenser war. Hier versah er zugleich die Schule, arbeitete an Schulbüchern, verlor aber seine Manuscripte, als die Spanier 1621 Fulneck eroberten.

Im Jahre 1624 erhielten alle evangelischen Prediger in den österreichischen Staaten den Befehl, das Land zu räumen, wodurch Comenius sein Amt verlor. Zunächst blieb er noch im böhmischen Gebirge beim Baron Sadowski von Slaupna, dessen Kinder ein gewisser Stadianus unterrichtete, für welchen Comenius 1627 eine kurze Methodologie schrieb. Als später der Befehl kam: wer sich nicht zum Katholicismus bekenne, solle das Land verlaßen, da wanderten allein aus Böhmen 30000 Familien aus, darunter 500 edle Geschlechter.[5] Nun zog auch Comenius mit seiner vertriebenen Heerde nach Polen. Auf dem Grenzgebirge sahe er sich noch einmal um nach Mähren und Böhmen, fiel mit seinen Brüdern auf die Kniee und betete zu Gott unter vielen Thränen, daß Er doch mit seinem Worte nicht gar aus Böhmen und Mähren weichen, sondern sich noch einen Samen behalten wolle. —

Comenius erzählt, daß er den Anfang seiner didaktischen Studien

1) Opp. did. 1, 442.

2) Geboren 1588, gestorben 1638 als Professor der Theologie und Philosophie zu Weißenburg in Siebenbürgen.

3) So sagt Comenius: er habe sich bei Aufstellung der Schulklassen nach Alsted gerichtet. Opp. did. 3, 20.

4) Opp. did. 1, 3. Prerau liegt südöstlich von Olmütz, Fulneck ungefähr in der Mitte zwischen Teschen und Olmütz.

5) Raumer Geschichte Europas 3, 451.

in das Jahr 1627 setze,[1] da er die erwähnte Methodologie schrieb, doch könne er wohl weiter zurückgehen, nämlich auf das Jahr 1614, in welchem die Berichte der gießener und jenaischen Professoren über Ratichs Methode erschienen.[2] Durch diese Berichte veranlaßt, habe er als Rector in Prerau eine mildere Methode latein zu lehren versucht und zu dem Zweck eine kleine, 1616 in Prag herausgekommene Grammatik geschrieben. In jenem Unglücksjahre 1627 habe er darauf gedacht, daß durch Stiftung von Schulen, in denen nach guten Lehrbüchern und klarer Methode unterrichtet würde, dem Volke, bei Rückkehr beßerer Zeit, geholfen werden müße. So wandte in den Jahren französischer Knechtschaft Fichte seine Augen auf Pestalozzi und hoffte, daß in Iferten eine neue Generation für eine einstige freie Zeit Deutschlands aufwachsen solle. —

Comenius wanderte aus Böhmen nach Lissa, lehrte dort latein und gab im Jahre 1631[3] seine Janua linguarum reserata heraus, eine neue Weise Sprachen, insbesondre latein zu lehren. Dieß Buch begründete seinen Ruhm. Er selbst sagt von demselben in der Dedication seiner didaktischen Werke: was ich mir nicht einbilden konnte, geschahe, daß nämlich dieß kindische Werklein (puerile istud opusculum) von der gelehrten Welt mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Dieß bezeugen viele Männer verschiedener Nationen, welche mir zu meiner neuen Erfindung herzlich Glück wünschten, ebenso die Uebersetzungen in fremde Sprachen. Denn es wurde das Buch nicht bloß in 12 europäische Sprachen übersetzt — ich sah diese Uebersetzungen selbst — nämlich in die lateinische, griechische, böhmische, polnische, deutsche, schwedische, holländische, englische, französische, spanische, italiänische, ungarische — sondern auch in asiatische Sprachen übersetzte man es, in die arabische, türkische, persische, ja in die mogolische, welche ganz Ostindien versteht."[4] —

1) Opp. did. 1, 3.

2) Außer diesen nennt Comenius (Opp. did. 4, 442) den Campanella, Baco, Rhenius und Joh. Valentin Andreä ꝛc., deren Methoden er studirt habe. An Ratich selbst wandte er sich im Jahre 1629 vergebens zu wiederholtenmalen brieflich, um von ihm Auskunft über dessen Methode zu erhalten. Opp. 2, 282 (s. Ratich).

3) „Janua . . . primumque anno 1631 edita." Opp. did. 1, 250.

4) . . . Mogolicam toti orientali Indiae familiarem. Bayle nennt die Verfaßer mehrerer dieser Uebersetzungen. Der Orientalist Jac. Golius in Leyden schickte die Janua

In Lissa entwarf er auch 1629 seine Didactica magna seu Omnes omnia docendi artificium. — Der große Ruf, welchen ihm seine Janua erwarb, veranlaßte die schwedischen Reichsstände, ihm 1638 den Antrag zu machen, ihre Schulen zu reformiren. Er nahm den Antrag nicht an, ward aber durch denselben bewogen, seine, zuerst deutsch geschriebene, Didactica ins Latein zu übersetzen. Freunde in England, denen er einen Auszug derselben mittheilte, ließen diesen drucken. Als er von England aus eine ähnliche Aufforderung: das Schulwesen zu reformiren, erhielt, ging er 1641 nach London.[1] Die Angelegenheit ward im Parlament verhandelt. Aber die irischen Unruhen und der ausbrechende bürgerliche Krieg vereitelten seine Plane, so daß er England verließ, und, von Ludwig de Geer eingeladen, 1642 nach Schweden reiste. Er besprach sich in Stockholm mit dem Kanzler Oxenstiern und Johannes Skyte, Kanzler der Universität Upsala. Oxenstiern, der nordische Adler, erzählt Comenius, habe ihn schärfer examinirt, als irgend ein Gelehrter.[2] Ich bemerkte, sagte der große Kanzler, schon in meiner Jugend, daß die gewöhnliche Lehrweise etwas Gewaltsames sei, konnte aber nicht entdecken, worin der Fehler liege. Als mich endlich mein König, glorreichen Andenkens, als Gesandten nach Deutschland schickte, so besprach ich mich hierüber mit mehreren Männern. Da ich erfuhr, daß Ratichius mit einer neuen Methode umgehe, so hatte ich keine Ruhe, bis ich den Mann selbst gesehen, der mir aber, statt eines Gesprächs, einen dicken Quartanten zu lesen gab. Ich überwand die mühsame Arbeit und nachdem ich das ganze Buch durchblättert, so ersahe ich daraus, daß er die Gebrechen der Schulen nicht übel aufdecke, allein die Heilmittel, welche er dagegen vorschlug, schienen mir nicht hinreichend. Was Ihr aufstellt, ist fester gegründet. Ich antwortete: so viel wie möglich hätte ich hierin gethan und ich müße nun zu etwas

seinen Bruder P. Golius in Aleppo, welcher dieselbe ins Arabische übersetzte. Sie gefiel den Muhamedanern so sehr, daß sie dieselbe ins Türkische, Persische und Mongolische (?) übersetzen wollten. Jac. Golius erzählte dieß im Jahre 1642 an Comenius und fügte hinzu: Vides Comeni quam feliciter tibi Janua tua ad gentes aperiat Januam. Opp. did. 2, 268.

1) Opp. did. 2, Einleitung. Congregatum interim Parlamentum, praesentiaque nostra cognita, jussit nos expectare.

2) Ib. Vgl. oben: Wolfgang Ratich, wo schon eine Aeußerung Oxenstierns aus diesem Gespräch mitgetheilt ward.

Anderem übergehen. Worauf Orenstiern sagte: ich weiß, daß Ihr etwas Größeres vorhabt, denn ich habe Euren Prodromus Pansophiae gelesen; davon wollen wir morgen sprechen. — Am andern Tage, erzählt Comenius weiter, habe sich Orenstiern nun über jenen Prodromus scharf ausgesprochen, indem er die Frage vorausgeschickt: ob er auch Widerspruch ertragen könne? Da Comenius dieß bejahte, so bestritt er dessen im Prodromus geäußerte große Hoffnungen mit tiefen politischen Gründen; auch berief er sich darauf, daß die heilige Schrift gegen das Ende der Welt vielmehr böse als schöne Zeiten zu verkündigen scheine. Doch empfahl er dem Comenius seine Arbeit auszuführen, zuvörderst aber für das Bedürfnis der Schulen zu sorgen, eine leichtere Weise, das Latein zu erlernen, auszuarbeiten, und eben dadurch dem Größern, was er beabsichtige, Bahn zu machen. — Der klare praktische Orenstiern, scheint es, wollte den Comenius von grenzenlosem Streben in ein zwar beschränkteres, aber desto sicherer zum Ziele führendes Wirken einlenken. —

Die Schweden bestimmten nun den Comenius, in Elbing ein Werk über seine Methode auszuarbeiten. Hiermit waren aber dessen englische Freunde gar nicht zufrieden. Sie meinten: mit der Schriftstellerei für Knaben möchten andere sich befaßen, ihm gezieme es das Größere, die Pansophie, auszuarbeiten. Quo moriture ruis? minoraque viribus audes? schrieben sie ihm. Er aber freute sich durch diese Mahnung wieder auf die königliche Straße zurückgerufen zu werden,[1] schickte den englischen Brief nach Schweden, in sicherer Hoffnung, man werde dort beipflichten. Allein das Gegentheil geschah; man trug ihm vielmehr schwedischer Seits auf, erst seine Didaktik zu vollenden. Das Vorzügliche müße man freilich vorzüglich, was aber zuerst gethan sein wolle, müße man zuerst thun. Auch schreite man nicht vom Größern zum Kleinern fort, sondern umgekehrt. —

So mußte denn Comenius, wohl oder übel, wieder an das Ausarbeiten der Schulbücher gehen. Nachdem er vier Jahre lang gearbeitet, kehrte er 1646 nach Schweden zurück. Drei Commissarien prüften das Werk und erklärten es des Drucks würdig, sobald Comenius die letzte Hand an dasselbe gelegt. Dieß zu thun gieng er nach Elbing

1) Gavisus ego hac regam in viam revocatione.

zurück und von da 1648 nach Lissa, wo er in demselben Jahre das aufgetragene Werk: die Novissima linguarum methodus herausgab.[1] Es war das Jahr, welches durch den westphälischen Frieden dem furchtbaren dreißigjährigen Kriege ein Ende setzte. Da wendet sich Comenius in jenem Werk so an die Fürsten: „Ihr habt Vieles zerstört, o ihr Mächtigen, erbauet nun wieder Vieles! Ahmt hierin dem nach, welcher euch an seiner Statt zu Verwaltern der menschlichen Angelegenheiten eingesetzt hat, Er zerstört, um zu bauen, reutet aus, um zu pflanzen."

Im Jahre 1650 reiste er auf des Fürsten Ragozki Einladung nach Ungarn und Siebenbürgen, blieb hier vier Jahre, während deren er die Schule zu Patak[2] organisirte. Unter andern schrieb Comenius hier sein zweites berühmtes Werk, den Orbis pictus. Er konnte es jedoch nicht in Ungarn beendigen, weil es ihm an einem geschickten Kupferstecher fehlte. Deshalb schickte er es an den Buchhändler Michael Endter in Nürnberg, aber nun hielt der Kupferstecher die Publication bis in das dritte Jahr auf. Im Jahre 1657 spricht Comenius die Hoffnung aus:[3] das Werk werde auf der nächsten Messe erscheinen. Wie großen Beifall es gleich bei seinem ersten Erscheinen gefunden haben muß, ergibt sich schon daraus, daß bereits zwei Jahre später, 1659, eine zweite verbeßerte Auflage bei Endter erschien.

Im Jahre 1654 kehrte Comenius nach Lissa zurück, wo er sich bis 1656 aufhielt, da die Stadt von den Polen verbrannt wurde, wobei er sein Haus, seine Bibliothek und fast alle seine Manuscripte, die Arbeit vieler Jahre, verlor. Er flüchtete nach Schlesien, dann ins Brandenburgsche, weiter nach Hamburg und Amsterdam. Hier blieb er bis an sein Ende und wurde vorzüglich von reichen Kaufleuten unterstützt, deren Kinder er unterrichtete. In Amsterdam ließ er auch 1657 seine Opera didactica auf Kosten des Lorenz de Geer, Sohn des erwähnten Ludwig de Geer, drucken. Am 15. November 1671 entschlief er in seinem 80sten Jahre.

Ich habe, meiner Aufgabe getreu, vorzugsweise die pädagogische

1) Opp. did. 2. Die Vorrede ist in Elbing 1648 geschrieben.

2) Patak, d. i. Fluß, auch Saros Patak, welchen Namen es nach Comenius (Opp. did. 3, 101) a lutositate accepit. Es liegt am Bodrog östlich von 39° L. nördlich von 48° Br.

3) Opp. did. 3, 830.

Wirksamkeit des Comenius berücksichtigt, während andere Schriftsteller[1] andere Richtungen des merkwürdigen Mannes hervorgehoben haben, besonders seine Anhänglichkeit an mehrere falsche Propheten jener Zeit, an Drabicius, Kotterus und die Poniatovia. Unter dem Titel: Lux in tenebris edirte Comenius 1657 ihre Weissagungen, welche besonders gegen den Papst und das Haus Oesterreich gerichtet waren. Die Türken, hieß es, würden siegreich einbrechen, Wien erobern, von da über Venedig gegen Rom, als gegen das neue Babel ziehen, und beide Städte zerstören. Später erwartete man: Ludwig XIV werde, nach Untergang des Hauses Oesterreich, zum Heile der Welt Kaiser werden. Auf Carl Gustav von Schweden, Nagozki u. A. waren die Augen der Seher gerichtet; im Jahre 1672 hofften sie den Anfang des tausendjährigen Reichs zu erleben. Georg Müller sagt in Bezug auf des Comenius Buch Lux in tenebris sehr wahr: „Ist es ihm so sehr zu verargen, wenn er, dem Wahrheit und Religionsfreiheit so sehr am Herzen lagen und der sie allenthalben gewaltsam unterdrückt sah, jede bessere Aussicht begierig ergriff und in einer liebenswürdigen Schwärmerei der Hoffnung die Zeit der Erlösung näher sahe, als sie nach dem Rath der Vorsicht kommen sollte?" Aehnliche Hoffnungen, bemerkt Müller, hätten damals die besten Köpfe gehegt.

Ein Drittes, was den Comenius außer Pädagogik und Weissagungen sehr beschäftigte, waren vergebliche Bemühungen, die verschiedenen Confessionen zu einigen.

Den trefflichen Mann lernen wir in seiner großen Frömmigkeit und herzlichen Liebe, wie nach den verschiedenen Richtungen seiner rastlosen Thätigkeit aus Confessionen kennen, welche er im 77sten Lebensjahre im Angesicht des Todes schrieb, aus welchen ich am Schluße meiner Darstellung einen Auszug geben werde. —

* * *

Comenius hinterließ eine Menge pädagogischer Werke.[2] Die Opera didactica allein enthalten über tausend Folioseiten, sie sind die reichste Schatzkammer scharfsinniger und tiefer pädagogischer Gedanken. Möchte es mir gelingen, in der Kürze die Pädagogik des ausgezeich-

1) Vgl. vorzüglich Bayle s. v. Comenius.
2) Das Verzeichnis derselben in der Beilage B.C.

neten Mannes nach Anleitung seiner Schriften einigermaßen treffend zu charakterisiren, seine wesentlichsten, bleibenden Grundgedanken, Bestrebungen und Leistungen herauszuheben, ungeirrt von seinen mehr zufälligen, flüchtigen Einfällen und Versuchen. —

Das erste bedeutende Werk, welches Comenius schrieb, war seine

1. Didactica magna.

Er gehörte nicht zu den Pädagogen, welche nur vereinzelte Anläufe nehmen, in diesem und jenem Lehrgegenstande, in dieser und jener Lehrweise alles Heil suchen, vielmehr war er im besten Sinne universell, und bei dieser Universalität strebte er dennoch nach möglichst tiefer Begründung. Das bezeugt diese Didactica magna, das früheste und tiefsinnigste pädagogische Werk des Comenius. Er entwarf es schon 1628, im 36sten Lebensjahre, in frischer Manneskraft noch ungeknickt durch die Mühseligkeiten, welche ihn später trafen, unverwirrt durch manche Irrwege, welche er in spätern Jahren verfolgte. Er hat pädagogische Erfahrung, doch beengen die vielen Rücksichten noch nicht den Sinn, und Misverhältnisse, welche ihm später in den Weg treten. Noch segelt er mit vollen Segeln, ohne zu laviren, und läßt seinen Gedanken freien Lauf, ohne überall zu fragen: ob sie auch ausführbar. War doch auch so Vieles in seiner Zeit unausführbar, was späterhin sich sehr wohl realisiren ließ!

Der Mensch, sagt Comenius in der Didactica, lebt ein dreifaches Leben, ein vegetatives, animales und intellectuales oder geistiges; er hat eine dreifache Heimat: den Mutterleib, die Erde, den Himmel. Durch die Geburt tritt er in die zweite Heimat, durch Tod und Auferstehung in die dritte, ewige. Wie das Kind im Mutterleibe für das irdische Leben zubereitet wird, so bildet sich die Seele durch Mithilfe des Leibes im irdischen Leben für die Ewigkeit. Glücklich ist der, welcher wohlgebildete Glieder aus Mutterleibe auf die Welt bringt, tausendmal glücklicher der, welcher im Tode eine wohlgebildete Seele davon trägt! —

Der Mensch ist ein vernünftiges Geschöpf, Herr der übrigen Geschöpfe, Ebenbild Gottes; daher war sein Sinn ursprünglich auf Wißen, Tugend und Frömmigkeit gerichtet. Wir dürfen uns nach dem Falle nicht für unfähig zu den dreien erklären, ohne schändlich undankbar

gegen die Gnade Gottes in Christo zu sein, durch welche wir wiedergeboren sind.[1]

Als Ebenbilder des allwißenden Gottes streben wir nach Wißen. Die Capacität unsres Geistes ist unergründlich. —

Der Same des Wißens, der Tugend und der Religion, nicht diese selbst sind dem Menschen ursprünglich gegeben, sie müßen erst durch beten, lernen, üben erweckt hervortreten; durch Thun gelangt der Mensch erst zum wahrhaften Sein.

Alle Menschen sind unterrichtsbedürftig. Der Unterricht muß früh beginnen. In der Jugend ist der Mensch zu bürgerlichen und andern Geschäften nach dem Rathe Gottes unfähig, damit er eben Muße zum Lernen habe.

Alle Kinder, reiche und arme, vornehme und geringe, Knaben und Mädchen müßen in Schulen unterrichtet, in allen muß Gottes Ebenbild wieder hergestellt, jedes muß für seinen künftigen Beruf befähigt werden. Alle müßen Alles lernen, jeder Mensch ist ein Mikrokosmus. Nicht daß jeder jede Wißenschaft ergründen könnte, aber alle sollen so unterrichtet werden, daß sie auf die Gründe, Verhältnisse und Zwecke der wichtigeren Dinge, die da sind und werden, aufmerken lernen, alle, deren Bestimmung es ist, in dieser Welt nicht bloß Zuschauer, sondern Thäter zu sein.[2]

Wir haben keine Schulen, welche ihrer Bestimmung entsprechen. An vielen Orten fehlen sie ganz, an andern ist nur für die Kinder der Wohlhabenden gesorgt, die Unterrichtsweise ist abschreckend, langweilend, dunkel, das Sittliche wird vernachläßigt. Realien lehrt man nicht, auf Latein verwendet man 15 bis 20 Jahre und bringt es doch zu nichts. „Sind mir doch selbst," sagt Comenius, „meine schönsten Jugendjahre elendiglich in unnützem Schultreiben verkommen. Ach, wie oft hat mich, nachdem es mir vergönnt war, das Beßere zu erkennen, die Erinnerung an meine verlorene Jugend Thränen ausgepreßt, wie oft habe ich im Schmerz ausgerufen:

O mihi praeteritos referat si Jupiter annos!

Aber der Schmerz ist vergeblich, vergangene Tage kehren nicht zurück.

1) Interiores nostrae vires ex lapsu primaevo infirmatae sunt, sed non extinctae. Did. 55.

2) Didact. 42—45.

Nur Eins bleibt, nur Eins ist möglich, daß ich den Nachkommen rathe, was ich nur zu rathen vermag und nach Darlegung der Weise, wie unsere Lehrer uns in Irrthümer gestürzt, den Weg zeige, wie das Irren zu vermeiden ist. Das geschehe im Namen und unter Leitung dessen, der allein unsere Fehler zu zählen, unser Krummes grad zu machen weiß."

Der Unterricht wird in dem Maaße leicht von Statten gehen, als die Unterrichtsmethode der Natur folgt. Alles Natürliche geht von selbst.

Der Unterricht beginne in früher Jugend, da der Sinn noch frei ist und schreite stufenweise nach Maßgabe der wachsenden Faßungskraft fort. —

Die Schulen lehren irrig zuerst die Sprache und gehen dann zu den Dingen über; mit Künsten, welche sich auf die Rede beziehen (artibus sermocinatricibus), hält man die Knaben einige Jahre hin, dann erst gibt man ihnen Realien, als Mathematik, Physik ꝛc. Und doch ist die Sache Substanz, das Wort Accidenz, die Sache der Leib, das Wort ist Kleid. Sache und Wort sind daher zugleich beizubringen vornehmlich aber die Sache als Object des Verstandes und der Rede. —

Unrichtig machte man beim Sprachunterricht mit der Grammatik den Anfang, statt mit einem Autor oder gehörig eingerichtetem Wörterbuch, da doch Autoren und Wörterbuch die Materie der Sprache reichen, die Form erst von der Grammatik hinzugefügt wird.

Beispiele müßen auch den abstracten Regeln, kurz überall muß die Materie der Form vorangehen.

Man treibe nicht vielerlei zu gleicher Zeit, sondern eins nach dem andern. —

Man gebe den Schülern von vorne herein eine Art Encyklopädie des zu Lehrenden, welche im Verfolg weiter und weiter ausgebildet wird.

Jede Sprache, Wißenschaft, Kunst werde zuerst nach ihren einfachsten Rudimenten gelehrt, dann vollständiger, nach Regeln und Beispielen, hierauf systematisch mit Zuziehung der Anomalien. —

Man vertheile den Unterricht sorgfältig in Klassen, so daß die untere Klasse der zunächst folgenden obern vollständig vorarbeite; die obere dagegen das in der untern Erlernte befestige. Die Natur ist in stetem Fortschritt begriffen, doch so, daß sie nicht etwa das Frühere aufgibt, indem sie Neues beginnt, vielmehr das früher Begonnene

fortsetzt, vermehrt und zur Vollkommenheit führt. Jede Klasse werde in bestimmter Zeit absolvirt. —

Die Jugend darf anfangs nicht mit Controversen behelligt werden; nie wird einer die Wahrheit ergründen, wenn sein erster Unterricht sich in Discussionen bewegte.

Es ist nicht gut, daß ein Knabe mehrere Lehrer habe, da schwerlich alle die gleiche Methode befolgen, was ihn verwirrt. Alle Disciplinen sind nach einer naturgemäßen, gleichförmigen Methode zu lehren, und nach gleichförmigen Lehrbüchern. —

Auch minder Begabte werden durch die Lehrbücher in den Stand gesetzt, gut zu unterrichten, die Bücher treten für sie ein.

Freundliche, liebevolle Eltern und Lehrer, heitere Schulstuben, Spielplätze bei den Schulhäusern, anregender, natürlicher Unterricht, alles muß zusammenwirken, um das Lernen angenehm zu machen und den gewöhnlichen Widerwillen gegen die Schule zu vertreiben.

Die meisten Lehrer säen Pflanzen statt Pflanzensamen; statt von einfachen Principien auszugehen, führen sie die Schüler alsbald in ein Chaos von Büchern und abgeleiteten Disciplinen ein. —

Die Grammatik einer fremden Sprache, z. B. der lateinischen, muß der Muttersprache jedes Schülers angemeßen sein, da verschiedene Muttersprachen in verschiedenem Verhältnis zum Latein stehen.

Beim Erlernen einer fremden Sprache schreite man vom Verstehenlernen zum Schreiben, wobei man sich Zeit nimmt, weiter zum Sprechen, da man improvisiren muß, fort.

Zuerst lerne man das zunächst Liegende kennen, später das weiter und immer weiter Entfernte.

Anfangs übe man die Sinne, dann das Gedächtnis, hierauf den Verstand, zuletzt das Urtheil. Denn die Wißenschaft beginnt mit der sinnlichen Wahrnehmung, welche durch die Einbildungskraft dem Gedächtnis zugeführt wird, durch Induction einzelner Wahrnehmungen bildet dann der Verstand allgemeine Wahrheiten (Begriffe); endlich entspringt das gewisse Wißen aus dem Urtheil über hinlänglich Verstandenes. —

Der Schüler lerne nichts auswendig, was er nicht begriffen hat. —

Er lerne nichts, was nicht für dieses und jenes Leben nütze

iſt; [1] nicht bloß um Kenntniſſe, auch um Tugend und Frömmigkeit handelt es ſich. —

Alle Studien müßen möglichſt Ein Ganzes bilden, aus einer Wurzel entſprungen ſein. Ueberall werde der Cauſalnexus angegeben. [2]

Man lehre nicht bloß verſtehen, ſondern zugleich das Verſtandene ausſprechen und behandeln. [3] Soviel einer verſteht, ſoviel gewöhne er ſich auszuſprechen und umgekehrt lerne er verſtehen, was er ſagt. Rede und Sachkenntnis müßen gleichen Schritt halten.

Damit Ein Lehrer im Stande ſei, eine große Menge zu unterrichten, theile er die Klaſſe in Decurien und ſetze über dieſe Decurionen, welche ihm helfen.

Leſen und ſchreiben werde zugleich gelernt.

Nicht Schatten der Dinge, ſondern Dinge ſelbſt, welche auf die Sinne und die Einbildungskraft Eindruck machen, ſind der Jugend nahe zu legen. Mit realer Anſchauung, nicht mit verbaler Beſchreibung der Dinge muß der Unterricht beginnen. Aus ſolcher Anſchauung entwickelt ſich ein gewiſſes Wißen.

Das ſinnlich Aufgefaßte haftet am feſteſten im Gedächtnis, mehr als hundertmal wiederholte Beſchreibung und Erzählung. Daher ſind auch Bilder, z. B. bibliſche, ſehr zu empfehlen.

Zuerſt iſt ein Gegenſtand in ſeiner Totalität ins Auge zu faßen, dann erſt ſeine Theile — dieß gilt für das leibliche, wie für das geiſtige Auge.

Alle Theile, ohne Ausnahme, ſind zu betrachten und ihr gegenſeitiges Verhältnis.

Die Unterſchiede der Dinge ſind gehörig beizubringen. Qui bene distinguit bene docet. —

Jede Kunſt wird durch Ueben erlernt, Schreibkunſt durch Schreiben, Singkunſt durch Singen ꝛc. Der Meiſter muß es dem Lehrling vormachen zur Nachahmung, ohne mühſelige theoretiſche Anweiſung. Iſt doch der Menſch ein animal μιμητικόν!

1) Ea siquidem discenda sunt in terris, monente Hieronymo, quorum scientia perseveret in coelos. 88.

2) Omnia doceantur per causas. 95. Scire est remper causas tenere. 118.

3) Quae quis intelligere docetur, doceatur simul Eloqui et Operari, seu transferre ad usum. 96.

Beim Ueben muß man von den ersten Elementen beginnen und allmählich zum Schwereren und Zusammengesetzteren fortschreiten. So von Buchstaben zu Sylben, Worten ꝛc.

Die Nachahmung muß sich anfangs streng an das nachzuahmende Muster halten, erst allmählich gelangt der Lehrling zur Freiheit und Selbstständigkeit. So copirt er anfangs die Vorschrift des Schreibmeisters peinlich genau, erst nach vieler Uebung lernt er eine individuelle Hand schreiben.

Sprachen. Zuerst lehre man die Muttersprache, zunächst die Sprache eines benachbarten Volkes, dann erst latein, griechisch, hebräisch, immer eine Sprache nach der andern. Man fange ja nicht mehrere zugleich an, das verwirrt. Ist einer in mehreren Sprachen fest, dann erst mag er sie lexikalisch und grammatisch vergleichen.

Jede Sprache wird beßer durch den usus, durch hören, wiederholtes lesen, abschreiben ꝛc., als durch Regeln gelernt; diese aber kommen dem usus zu Hilfe und geben ihm Sicherheit. Die Sprachregeln müßen schlicht grammatisch, nicht subtil philosophisch sein.

Bei Erlernung einer neuen Sprache ist der Lehrling nur auf die Abweichungen dieser Sprache von der Grammatik der ihm schon bekannten Sprachen aufmerksam zu machen, ohne jedesmalige Wiederholung des Gemeinsamen.

Nur die Muttersprache und das Latein sind bis zur möglichsten Vollkommenheit zu erlernen. —

Comenius gibt auch ernste Lehren, wie die Knaben zur rechten Klugheit, Mäßigkeit, Männlichkeit, Gerechtigkeit geführt werden sollen, durch Ueben, Lehren und das Beispiel der Erwachsenen. Dem Unkraut säenden Satan und der verderbten Natur müße die Zucht vermahnend und strafend [1] Widerstand leisten. — Die Kinder, sagt er, sind anzuweisen, Gott zu suchen, ihm gehorsam zu sein und ihn über Alles zu lieben; [2] und zwar von früh auf. Sie sind dazu nicht so ungelehrig, als manche meinen; mögen sie anfangs immerhin nicht verstehen, was sie thun, das Verständnis findet sich späterhin. Hat Gott doch be-

1) Verbis et verberibus. 137.

2) Perfrui conscientiae voluptate. Fruimur Deo in amore et favore ejus ita acquiescendo ut nihil nobis in Coelo et Terra optabilius sit Deo ipso.

fohlen, ihm alle Erſtlinge zu opfern, warum nicht auch die Erſtlinge der Gedanken, des Lallens, unſerer Bewegungen und Handlungen?

Früh lehre man die Kinder, daß nicht das zeitliche, ſondern das ewige Leben Zweck unſres Daſeins, das zeitliche Vorbereitung auf das ewige ſei, damit ſie über irdiſches Abmühen nie das Eine, was Noth, aus den Augen verlieren. Darum müßen ſie von frühſter Jugend auf zu dem angehalten werden, was zu Gott führt, zum Leſen der heiligen Schrift, zum Beiwohnen des Gottesdienſtes und zum Gutes thun. Durch die Schrift ſollen ſie glauben, lieben, hoffen lernen. „O möchte ſich Gott unſerer erbarmen," ruft Comenius aus,[1] „daß wir eine Weiſe fänden, welche uns kräftig lehrte alles, womit ſich unſer Geiſt außer Gott beſchäftigt, auf Gott, alles irdiſche Abmühen, worin die Welt verwickelt und verſenkt iſt, auf Fleiß fürs himmliſche Leben überzutragen!"

Innerlich und äußerlich muß die Jugend für die Religion gebildet werden; bloß äußerliche Bildung macht Heuchler, die nur um zu ſcheinen Gott verehren; bloß innerliche ſchafft Fanatiker, welche in eigene Träumereien verliebt, den Predigerſtand verachten und die Ordnung der Kirche zerſtören.[2]

2. Janua reserata.

Die Vorrede handelt von dem Zweck und der Einrichtung des Buchs.

Die That bezeuge es, ſagt Comenius, daß man bisher auf Schulen nicht die rechte Art Sprachen zu lehren gekannt; zehen und mehr Jahre habe man ohne ſonderlichen Erfolg auf dieſelben verwendet. Mit weitläuftigen, verwirrten grammatikaliſchen Regeln habe man die Jugend zuerſt etliche Jahre aufgehalten, zugleich[3] „mit Wörtern der Dinge ohn die Dinge ausgeſtopfet." „Denn," fährt Comenius fort, „weiln die Worte Bedeutungen der Dinge ſind, was ſollen ſie doch, ſo die Ding nicht erkannt werden, wol bedeuten? Es mag gleich ein Knabe tauſendmal tauſend Wörter herzuſagen wiſſen, ſo er ſie den

1) Didact. 144.

2) Den Schulplan, welchen Comenius in der Didactica magna gibt, werde ich weiter unten mittheilen, ebenſo Stellen über den Realismus.

3) Ich citire abwechſelnd den lateiniſchen und deutſchen Text der Janua.

Dingen nicht weiß zuzueignen, was wird wol dieſe Menge für Nutz haben?“ [1]

Man meine dem Uebel durch die in Schulen eingeführten Klaſſiker abzuhelfen, da aus ihnen zugleich reines Latein und Erkenntnis der Dinge geſchöpft werden könne. „Dieſes Fürnehmen aber, wie ſcheinbar es ſey, alſo ſey es höchſt ſchädlich.“ Die Knaben könnten ſich erſtlich die Klaſſiker nicht anſchaffen, ſeien ihnen auch zweitens nicht gewachſen. Und wenn „einer alle Klaſſiker durchwanderte, werde er doch befinden, daß er ſeinen Zweck, nämlich genugſame Wiſſenſchaft der Sprache, nicht erreiche, weil dieſelben nicht von allen Dingen gehandelt und ſo ſie gleich von allen zu ihrer Zeit gebräuchlichen Dingen gehandelt hätten, hätten ſie doch von denjenigen, ſo zu unſerer Zeit in Schwang gehen, weder handeln, noch etwas wiſſen können; daß man alſo nothwendig ander mehr, ſowohl alte als neue Scribenten, ſo von Kräutern, Metallen, Feldbau, Kriegsweſen und Baukunſt geſchrieben, dazu thun und wieder überleſen müßte, da denn in Wahrheit mit Ueberhäufung der Bücher kein Ende ſeyn würde.“ Wie viel Zeit würde aber erfordert, wenn einer auf ſolche Weiſe die Sprachen erlernen wollte!

Darum ſei es wünſchenswerth geweſen, „„daß ein kurzer Begriff der ganzen Sprache alſo verfertigt werden möchte, daß alle und jede derſelbigen Wörter und Arten zu reden (phrases) in eine Verfaſſung (corpus) zuſammengebracht, in kurzer Zeit und mit geringer Mühe begriffen, einen leichten, anmuthigen, ſichern Durchgang zu denen Scribenten, welche von den Sachen ſelbſt handeln, geben möchten.“ So wie es leichter geweſen wäre, in Noahs Arche einen Ueberblick der Thiere zu bekommen, als wenn man ſie in allen Welttheilen aufſuchen müße, ſo würde es auch leichter ſein, aus einem ſo eingerichteten Compendium alle Wörter kennen zu lernen, als dieſelben aus unzähligen Schriften zuſammenzuſuchen. Solch Compendium habe vor einigen Jahren ein Jeſuit liefern wollen, indem er eine Janua linguarum latein und ſpaniſch herausgegeben, welche in 1200 Sprüchen die gebräuchlichſten lateiniſchen Wörter enthalten, ſo daß (Partikeln ausgenommen) kein Wort mehr als einmal vorgekommen ſei. Daſſelbe Buch ſei

1) Est enim nocentissimarum fraudum non postrema, quae humano generi, imo et Doctorum vulgo, multum illudit, in linguarum scientia locare sapientiam. So ſagt Comenius in einer ſeiner ſpäteſten Schriften. Ventilabrum Opp. did. 4, 50.

1615 mit einer englischen, später mit einer deutschen und französischen Uebersetzung vermehrt, zuletzt, 1629, in acht Sprachen erschienen.[1]

Doch leiste das Buch nicht, was es verspreche. Erstlich mangelten viele Wörter, welche der tägliche Gebrauch fordere, dagegen enthalte es ungebräuchliche. Zweitens: Wörter von mehrfacher Bedeutung kämen nur einmal, also nur in einer dieser Bedeutungen vor. Wäre diese eine Bedeutung „die erste, schlichte (simplex) und eigentliche, so könnte ein sinnreicher Kopf die andere leichtlicher errathen." Dem sei aber nicht so, die meisten Wörter würden in veränderter, metaphorischer, metonymischer ꝛc. Bedeutung aufgeführt. Endlich so enthalte das Buch viele Sätze, die keinen Verstand hätten, andere, welche eben nicht erbaulich seien. Darum habe er es versucht, diesen Fehlern abzuhelfen, aus „Begierde, der Jugend Nutz und Frommen zu befördern." Er habe aber Folgendes leisten wollen.

„1. Weil ich dieses," sagt er, „für ein unbewegliches Gesetz der Lehrkunst halte, daß der Verstand und die Sprache jederzeit schnurstracks bei einander lauffen,[2] und daß einer so viel gewohne auszusprechen, als er mit dem Verstand begriffen habe (denn wer da verstehet, das er nicht ausdrücklich andeuten kann, was ist zwischen ihm und einem stummen geschnitzten Bilde für ein Unterschied: ohne Verstand aber reden ist Papageisch[3]), so habe ich nöthig zu thun erachtet, daß alles in der ganzen Welt in gewisse Stellen, daß

1) Das Nähere über diese Janua findet man Opp. did. 2, 81. 270. Ihr Titel ist: Janua linguarum sive modus ad integritatem linguarum compendio cognoscendam maxime accommodatus: ubi Sententiarum centuriis aliquot omnia usitatiora et necessaria vocabula semel comprehensa sunt, ita ut postea non recurrant." Der Verfaßer war der Irländer W. Bateus, welcher als Theatiner in Salamanca lebte. Isaak Habrecht, ein straßburger Arzt, ließ diese Janua in Deutschland neu drucken; Caspar Scioppius gab sie 1627 latein-italiänisch unterm Titel: Mercurius bilinguis heraus, und 1636 in Basel als: Mercurius quadrilinguis (latein, deutsch, griechisch, hebräisch). Bateus wollte durch sein Buch vorzüglich die Ausbreitung des Christenthums befördern, die Heiden sollten mit Hilfe desselben leicht latein lernen.

2) Ut intellectus et lingua parallelae decurrant semper.

3) Nam qui intelligit, quod exprimere nequit, a muta statua quid differt? dare autem sine mente sonos, psittacorum est, necessario faciendum putavi, ut rerum ipsa universitas per classes certas ad pueritiae captum digereretur, eoque modo id, quod sermone exprimendum est (res ipsae) imaginativae parti primum imprimeretur.

es die Knaben begreifen könnten, ordentlich gefasset, und also dasjenige, welches mit der Rede soll ausgesprochen werden, nämlich die Dinge selbst, erstlich eingebildet würde." So seien „hundert gemeine Titul der Dinge entsprossen."

Dann habe er „ungefähr 8000 Wörter in 1000 vollkommene Sprüche gebracht, welche er erstlich kürzer und eintheilig, darnach etwas länger und mehrtheilig gemacht habe."

Ferner habe er sich bemühet, „daß zum ersten Begriff der Knaben alle Wörter in ihrer eigentlichen und natürlichen Bedeutung möchten vorhanden seyn, wenige ausgenommen." — Wörter von mehrfacher Bedeutung habe er nach ihrer unterschiedlichen Bedeutung wiederholt aufgeführt. Synonyme oder auch Wörter von entgegengesetzter Bedeutung habe er einander gegenüber gesetzt „und also geordnet, daß eines des andern rechten Verstand gleichsam aufschleußt."

Zugleich habe er die Sätze so eingerichtet, daß sie in grammatischer Hinsicht lehrreich seien. —

Auf diese Vorrede folgen nun die 100 Abschnitte, welche in 1000 Sätzen de omni scibili handeln. Zuerst ein Eingang, in welchem der Leser begrüßt und ihm gesagt wird, Gelehrsamkeit bestehe darin, daß man die Unterschiede und Namen der Dinge wiße, dieselbe zu erlangen sei nicht so gar schwer. In dem kurzen Büchlein solle dem Leser „in einem kurzen Begriff die ganze Welt und die lateinische Sprache" gezeigt werden. Der Leser möge die wenigen Blätter auswendig lernen, so werde er finden, „daß ihm zu allen freien Künsten die Augen eröffnet würden." [1] Nun folgt der zweite Abschnitt, welcher vom Ursprung der Welt, und so fort bis zum 99sten, welcher vom Ende der Welt handelt, der hundertste aber enthält eine Abschiedsermahnung an den Leser.

3. Realismus des Comenius.

So ungefähr ist das kleine Buch beschaffen, welches in 12 europäische und mehrere asiatische Sprachen übersetzt wurde. Von einer spätern Umarbeitung und Erweiterung desselben werde ich im Verfolg sprechen. Frägt man: woher der so große Beifall kam, so war es wohl aus Freude am Ueberblick über die ganze Welt, der Jungen und

1) Oculatum te ad omnia humanitatis studia re ipsa comperies.

Alten gegeben wurde, in einer Zeit, die noch keine großen wissenschaftlichen Anforderungen stellte. Mancher erholte sich vielleicht auch bei Durchmusterung der Dinge, welche das Buch in bunter Mannigfaltigkeit der Einbildungskraft vorüber führte, von den altherkömmlichen grammatischen, dialektischen und rhetorischen Anstrengungen und spiritualistischen Ueberspannungen. Besonders aber imponirte das in diesem Schulbuche auftretende Grundprincip: daß das Erlernen der Sprache, insbesondere des Latein, mit dem Kennenlernen der, durch die Sprache bezeichneten, Dinge Hand in Hand gehen müße. Durch dieß Princip unterscheidet Comenius sich wesentlich von früheren Pädagogen, und auf mannigfaltige Weise sucht er es zu verwirklichen.

Aus seiner 1633 erschienenen[1] Physik ersehen wir, wie er auf den pädagogischen Realismus gefallen. Den ersten Anstoß erhielt er, wie er selbst erzählt, durch den bekannten spanischen Pädagogen Ludwig Vives. Dieser erklärt sich gegen Aristoteles, verlangt statt des heidnischen ein christliches Philosophiren. Disputiren führe zu nichts, sagt Vives, sondern eine schweigende Betrachtung der Natur.[2] Beßer die Schüler fragen und suchen, als daß sie mit einander streiten. — Doch, bemerkt Comenius hierzu, Vives verstand sich beßer darauf, wo es fehle, als darauf, wie es sein müße.

Die zweite Anregung bekam Comenius durch Thomas Campanella,[3] aber auch dieser genügte ihm nicht. „Da mir aber, sagt er, Bacos Instauratio magna in die Hände fiel, ein bewundernswürdiges Werk, welches ich als das leuchtendste Werk des anbrechenden neuen Jahrhunderts der Philosophie betrachte, da sahe ich ein, daß auch dem Campanella Demonstrationen von solcher Gründlichkeit fehlen, wie die Wahrheit der Dinge fordert.[4] Doch ängstete es mich wiederum, daß

1) Die Vorrede ist in Lissa 1632 geschrieben, aus welcher das Nächstfolgende entnommen ist.

2) Nihil hic opus disputationibus, sed contemplatione Naturae tacita.

3) Campanella, geb. 1568 zu Stilo in Calabrien, gest. 1639 zu Paris, Dominicaner. Eines Staatsverbrechens gegen die spanische Regierung beschuldigt, kam er 1599 ins Gefängnis, aus welchem er erst 1626 auf Fürbitte Urbans VIII entlaßen wurde. Besonders wirkten Campanellas Prodromus philosophiae restaurandae, die Realis Philosophia epilogistica und die Libri de rerum sensu auf Comenius.

4) Es sei mir erlaubt, daß ich Einiges, was ich schon anführte, um Bacos Einfluß auf die Pädagogik nachzuweisen, hier wiederhole, um den Comenius vollständig zu charakterisiren. — Hierher auch: Opp. did. 1, 426, wo er sagt: Non

der herrliche Verulam zwar den wahren Schlüßel der Natur mittheilt, aber ihre Geheimniſſe nicht aufſchließt, nur an wenigen Beiſpielen zeigt, wie ſie aufzuſchließen ſeien, das Uebrige den künftigen, Jahrhunderte hindurch fortgeſetzten, Beobachtungen überläßt." — Im Verfolg der Vorrede zur Phyſik, aus welcher jene Aeußerungen entnommen ſind, ſagt Comenius: er habe ſich überzeugt: nicht Ariſtoteles müße uns Chriſten Meiſter der Philoſophie ſein, ſondern es müße frei nach Anleitung von Sinn, Vernunft und Schrift philoſophirt werden. „Denn," fährt er fort, „wohnen wir nicht eben ſo gut als die Frühern im Garten der Natur? Warum ſollen wir nun nicht eben ſo wohl wie ſie Augen, Ohren, Naſe brauchen; warum durch andere Lehrer als dieſe unſre Sinne die Werke der Natur kennen lernen? Warum, ſage ich, ſollen wir nicht ſtatt todter Bücher das lebendige Buch der Natur aufſchlagen? in welchem viel mehr zu ſchauen iſt, als uns je einer erzählen könnte, und dieß Schauen bringt zugleich mehr Freude und Frucht." Ueberdieß, fügt er hinzu, hierin wahrſcheinlich dem Baco folgend, überdieß ſind wir durch eine Erfahrung ſo vieler Jahrhunderte dem Ariſtoteles weit voraus. —

Aus dem Mitgetheilten ergibt es ſich, daß Comenius, wie Baco, den realen Realismus, nicht bloß den verbalen bezielte, die ſinnliche directe Betrachtung der Dinge, nicht die durch Erzählungen und Beſchreibungen anderer vermittelte. Dieß erhellt auch aus vielen Stellen in ſeinen andern Werken. So ſagt er in der Didactica magna: [1] die Jugend recht unterrichten heißt nicht, ihr einen Miſchmaſch von Worten, Phraſen, Sentenzen und Meinungen, die man aus Autoren zuſammengeleſen, einſtopfen, ſondern ihr das Verſtändnis für die Dinge öffnen, damit hieraus, wie aus einem lebendigen Quell viele kleine Bäche ſich entſpinnen. — Bis jetzt haben die Schulen wirklich nicht darauf hingearbeitet, heißt es weiter, daß die Kinder wie junge Bäume aus eigener Wurzel Triebe entwickelten, ſondern nur darauf waren ſie aus, daß ſie ſich mit anderweitig abgebrochenen Zweiglein behängten. So lehrten ſie die Jugend, ſich nach

est nihil, quod Verulamius mirabili suo organo rerum naturas intime scrutandi modum infallibilem detexit. Und an einer andern Stelle (p. 432) lobt er Bacos: artificiosam inductionem, quae revera in naturae abdita penetrandi reclusa via est. Auch an andern Stellen citirt Comenius den Baco, oder gebraucht Ausdrücke (z. B. infelix divortium Rerum et Verborum) und gibt Urtheile, welche auf ihn hinweiſen.

1) Opp. did. 1, 91 sqq.

Art der äsopischen Krähe mit fremden Federn zu schmücken. — Sie zeigten ihnen nicht die Dinge selbst, wie sie an sich sind, sondern theilten ihnen mit, was von denselben einer oder der andere und der dritte und der zehnte denke und schreibe, so daß es als ein Beweis der größten Gelehrsamkeit galt, wenn man die einander widersprechenden Ansichten recht Vieler über recht Vieles kannte. Daher kam es, daß die Meisten nichts thaten, als aus Autoren Phrasen, Sentenzen und Meinungen zu excerpiren und die Wißenschaft daraus als einen Cento zusammenzuflicken. Ihnen gilt des Horaz: o Imitatorum servum pecus! — Wozu hilfts aber, sich in anderer Meinungen über die Dinge zu verlieren, wenn doch nach einer Kenntnis dieser Dinge selbst, wie sie sind, die Frage ist. Ist denn all unsere Arbeit im Leben auf nichts weiter gerichtet, als andern, die nach allen Richtungen sich herumtreiben, nachzulaufen? ... O ihr Sterblichen, eilen wir doch, ohne Umschweif, zum Ziele. Haben wir dieß fest und klar im Auge, warum gehen wir nicht stracks drauf los? warum sehen wir lieber mit fremden, als mit eigenen Augen? — — Fast niemand lehrt Physik durch Anschauung (oculari demonstratione) und Experimente, alle unterrichten durch mündlichen Vortrag des aristotelischen Werks oder irgend eines andern. — In Summa: die Menschen müßen, so viel als möglich, angeleitet werden, ihre Weisheit nicht aus Büchern zu schöpfen, sondern aus Betrachtung von Himmel und Erde, Eichen und Buchen, das heißt: sie müßen die Dinge selbst kennen und erforschen, nicht bloß fremde Beobachtungen dieser Dinge und Zeugnisse von denselben. Und so würden wir wieder in die Fußtapfen der Alten treten." — Die Ansicht des Comenius ist so klar, daß sie keiner Auslegung bedarf. — Weiterhin[1] geht er näher auf die Art des realen Unterrichts ein. Das Object desselben seien solide, wahre, nützliche Dinge, welche den Sinn und die Einbildungskraft afficiren. Das geschehe, indem man sie den Sinnen nahe bringe, Sichtbares den Augen, Hörbares den Ohren, Riechbares der Nase, Schmeckbares dem Geschmack, Fühlbares dem Gefühl. Der Anfang des Wißens solle vom Sinnlichen sein.[2] „Muß daher nicht, frägt Comenius, der Anfang des Lehrens keinesweges mit einer

1) Ib. S. 115 ff.

2) Comenius bezieht sich wiederholt auf das Bekannte: nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu.

wörtlichen Darlegung der Dinge, sondern mit realer Anschauung gemacht werden? Und dann erst, nach Vorlegung des Dinges selbst, mag der mündliche, dasselbe näher erklärende, Vortrag sich anschließen."[1] Was man so sinnlich angeschaut, das präge sich dem Gedächtnis tief, unvergeßlich ein; eine Begebenheit tiefer, wenn man sie selbst mit erlebt, als wenn man sie hundertmal erzählen hören. Daher das plautinische Wort: ein Augenzeuge gelte mehr, als zehn Ohrenzeugen.[2] Wer einmal mit eigenen Augen einen Leichnam seciren sehe, verstehe die Anatomie des menschlichen Leibes beßer, präge sich dieselbe tiefer ein, als wenn er die weitläuftigsten anatomischen Bücher, ohne Anschauung, gelesen hätte. Daher sage man: Anschauung ersetze die Demonstration. — Fehlen hin und wieder die Dinge, so mag dieß und jenes sie vertreten. So z. B. Abbildungen, wie man deren in botanischen, zoologischen, geographischen und andern Schriften findet; dergleichen Abbildungen sollte man in Schulen haben, kosteten sie viel, so nützten sie auch viel. —

4. Drei Schulbücher des Comenius: Vestibulum. Die umgearbeitete Janua reserata. Atrium.

A. Vestibulum.

Bald nach Herausgabe der Janua reserata schrieb Comenius ein kleines Schulbuch: Januae reseratae Vestibulum,[3] es sind nur 427 kurze Sätze.

Um das Jahr 1648 gab er eine Umarbeitung dieses Buchs,[4] eine zweite 1650, als er nach Patak zur Organisation der dortigen Schule berufen ward.[5] Er bestimmte diese zweite Umarbeitung des

1) Doctrinae initium fiat non a verbali rerum enarratione sed a reali inspectione. Et tunc demum, re exhibita, accedat sermo, rem uberius explicans.

2) Auch beruft sich Comenius auf das Horazianische:

Segnius irritant animos demissa per aurem,
Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus, et quae
Ipse sibi tradit Spectator.

3) Opp. did. 1, 302. Die Vorrede ist vom 4. Januar 1633.

4) Opp. did. 2, 293. Die Vorrede ohne Datum. Dieß Vestibulum folgt unmittelbar auf die, 1648 herausgegebene Methodus novissima, in welcher es S. 163. 173 beschrieben ist. Es ist nur ein Fragment in den Opp. did. gegeben.

5) Opp. did. 3, 141.

Vestibulum zum Lehrbuch für die unterſte Klaſſe jener Schule; ich will daſſelbe nach Form und Inhalt in der Kürze charakteriſiren.

Es beginnt mit einer Invitatio; der Lehrer verſpricht dem Schüler zur Weisheit Anleitung zu geben, eine Anleitung, Alles zu verſtehen, in Allem das Rechte zu thun und von Allem richtig zu ſprechen und zwar in lateiniſcher Sprache, welche ſchön, den Völkern gemein ſei und zur gelehrten Bildung nöthig. Im Vestibulum ſollten die Fundamente der Sprache gelegt, in der Janua das Nothwendige des Baues aufgeführt, im Atrium die Zierrathen deſſelben hinzugefügt werden. Dann möge der Schüler in die Paläſte der Autoren eintreten, das iſt, in ihre weiſen Bücher, damit er weiſe, klug und beredt werde.

Die zweite Abtheilung handelt von der Eintheilung der Dinge; lauter Subſtantiva werden genannt. Z. B. sidera sunt: Sol. Luna. Stella. In sole sunt: Lux. Radius. Lumen. Sine lumine est: Umbra. Caligo. Tenebrae. . . .

Apud lanionem: Farcimen. Perna. Lardum. Arvina. Adeps. Sebum etc.

In der dritten Abtheilung werden die Modi rerum aufgeführt, hier walten die Adjectiva vor. Z. B. Sol est clarus vel obscurus. Luna plena vel dimidia. Stella fixa vel vaga.

Die vierte Abtheilung iſt überſchrieben: Mentiones rerum. Z. B. Quis ibi est? Is quem vides. Quid fert? Id quod vides. Hier die Pronomina.

Im fünften Abſchnitt: Motus rerum überſchrieben, werden die Verba aufgeführt. Z. B. Quaeque res potest aliquid esse, agere pati . . . Dei actio est creare: sustentare, beare . . . Sentire est: videre, audire etc. Hierauf folgen die verſchiedenartigen actiones hominis, z. B. per membra corporis, per animam etc.

Der ſechſte Abſchnitt, überſchrieben: Modi actionum et passionum, begreift die Adverbia. Z. B. Ubi est? hic, illic, ibi etc.

Der ſiebente Abſchnitt: Circumstantiae rerum et actionum gibt die Präpoſitiones. Z. B. Quod movetur, movetur ab aliquo praeter aliquid, ad aliquid.

Im achten Abſchnitt: Cohaerentiae rerum et actionum ſind die Conjunctiones. Z. B. Ego et tu, illeque sumus homines etc.

Im neunten Abſchnitt: Compendia rerum et verborum finden ſich die Interjectiones. Z. B. heus tu! Ecce me! etc.

Der zehnte Abſchnitt iſt überſchrieben: Multiplicatio rerum et verborum. Dieſer letzte Abſchnitt gibt einige Beiſpiele von Erzeugung und Verbindung der Worte. Z. B. Doctus Doctor docet dociles doctrinam etc.

Wenn die Janua und das Atrium jedes 1000 Sätze enthält, ſo das Vestibulum nur halb ſo viel, nämlich 500.

An das Vestibulum ſchließen ſich Rudimenta Grammaticae an. Das erſte Kapitel handelt von den Buchſtaben; die Kapitel 2—10 entſprechen den gleichzahligen Abſchnitten des Vestibulum. Z. B. Kap. 2 handelt vom Nomen und gibt in der Kürze die Declinationen; Kap. 5 handelt vom Verbo, den Conjugationen ꝛc. Das 10. Kapitel gibt die Begriffe von primitivis, derivatis und compositis; das 11te ſtellt 15 einfache Regeln der Syntax auf.

Auf dieſe Grammatik folgt noch ein Repertorium vestibulare sive Lexici latini rudimentum, in welchem alle im Vestibulo vorkommenden Wörter alphabetiſch aufgeführt ſind mit der Zahl des Satzes (unter den 500), in welchem es vorkommt. Z. B. Cano (cecini, cantum) 457. Im Satz 457 heißt es: Cantoris est canere.

In einem Briefe ſchreibt Comenius an Tolnai,[1] Lehrer der erſten (unterſten) Schulklaſſe in Patak, über ſeine Lehraufgabe, insbeſondre über die Benützung des Vestibulum ꝛc. Er erhalte Schüler, welche ihre Mutterſprache leſen und ſchreiben könnten, in ihnen ſolle er den Grund zum Latein legen, auch die Anfangsgründe der Muſik und der Arithmetik ihnen beibringen.

Die Anordnung im Vestibulum ſcheine nur rein ſprachlich zu ſein, indem mit Substantivis der Anfang gemacht werde, dann die Adjectiva folgten u. ſ. w. Aber dieſe Anordnung ſei zugleich im tiefſten Sinne Ordnung der Dinge, indem man mit Aufzählung der Dinge ſelbſt beginne, dann ihre Haupteigenſchaften (primaria rerum accidentia) folgen laße u. ſ. w.

Er habe das Vestibulum gern mit Bildern, wie ſie der Text verlange, ausſtatten wollen, um dadurch die Knaben zu locken und

1) S. 134 l. c. Dieſe Briefe des Comenius an die Lehrer erinnern ſehr an Sturms epistolae classicae.

damit sich ihnen alles um so beßer einprägen möchte, aber es nicht gekonnt, weil ihm ein Künstler zur Ausführung gefehlt. Die Bilder müße nun der Lehrer durch Erklärung der Dinge, Vorzeigen und sonstiges Vergegenwärtigen derselben, so gut es sich thun laße, ersetzen. Fiele eine solche Berücksichtigung der Dinge weg, so sei der Unterricht todt; „dieß parallel laufende Kennenlernen der Dinge und Worte sei eben das tiefe Geheimnis der Methode.“[1] Damit dieß leichter ausgeführt werde, solle dieselbe Nomenclatur (das Vestibulum) in die Muttersprache übersetzt und nach Anleitung dieser Uebersetzung müßten mit den Schülern, ehe nur vom Latein die Rede wäre, zuerst die Sachen durchgenommen werden. Hierbei könnten sie ihre Aufmerksamkeit ganz den Sachen zuwenden: so würden sie nicht zugleich durch unbekannte Dinge und eine unbekannte Sprache, sondern nur durch die ersteren in Anspruch genommen.

B. Janua.

Die erste Ausgabe der Janua reserata von 1[illegible] habe ich oben charakterisirt. Von dieser verschieden ist die Janua, welche Comenius in seiner Methodus novissima beschreibt. Sie besteht aus einem Textus, welcher mit der ursprünglichen Janua übereinstimmt, an diesen schließt sich ein Lexikon, diesem eine Grammatik an — es sind dieselben drei Theile, wie beim Vestibulum.[2]

Die dritte Umarbeitung der Janua verfertigte Comenius zugleich mit der dritten Ausgabe des Vestibulum für die Schule von Patak. Sie beginnt aber nicht wie dieses mit dem Textus, welchem Grammatik und Lexikon folgen, sondern umgekehrt geht sie vom Lexikon auf die Grammatik, von dieser auf den Textus über. Das Lexikon führt den Titel: Sylva latinae linguae vocum derivatarum copiam explicans, sive Lexicon januale.[3] Es ist ein Etymologicum, dessen Einrichtung jeder einzelne Artikel zeigt. Z. B.

Fin - is - it omnia, et ostendit rei - em,[4] h. e. - alem causam.

1) Rerum enim et verborum parallela cognitio profundum illud Methodi mysterium est. Pag. 138 l. c.

2) Opp. did. 2, 299 ist nur die Januae linguarum Grammatica nach dieser zweiten Bearbeitung gegeben. Vgl. Method. nov. Opp. 2, 181.

3) Opp. did. 3, 219.

4) D. i. *Finis finit* omnia et ostendit rei *finem*, h. e. *finalem* causam etc.

De - ibus agrorum saepe sunt lites, quas - itor de - it distinguens agrum tam ab agris - itimis (seu af - et con - ibus) quam a con - iis inde - itis. Si vero inter af - es (af - itate junctos) jurgia exoriuntur, judex prae - it diem prae - itum, quo ea - aliter de - iat; nam - ita esse convenit; non in - ita; in - itas Dei est.

Auf solche Weise hat er etwa 2500 Wurzeln und ihre Derivata und Composita aufgeführt und gibt dann noch Regeln der Derivation und Composition.

Der Lehrer sollte in etwa 4 Monaten zuerst dieß Lexikon mit seinen Schülern durchnehmen; Worte müßten sie zuerst kennen lernen, diese seien die einfachen Elemente der Rede. Er nennt das Lexikon einen Wald, die Wurzelworte mit ihren Derivatis und Compositis sind ihm einzelne Bäume mit ihren Verzweigungen. Diese sind das Bauholz, welches im zweiten Lehrbuch der Klasse, der „Grammatica janualis continens Residuum Grammaticae vestibularis" zugehauen und für den Bau der Rede zubereitet wird.

In der Einleitung zur Grammatik beklagt sich Comenius über die Fehler der früheren Sprachlehren, indem er sich besonders auf den trefflichen Gerard Vossius beruft. Unsre Grammatiken, sagt Vossius, enthalten eine Last von Regeln und Ausnahmen, welcher die Knaben unterliegen, so viel Ueberflüßiges müßen sie lernen, nur um es bald zu vergeßen; und wie viele falsche Regeln enthalten diese Grammatiken überdieß. Lipsius, führt Comenius an, spreche drum vom Läppischen, Caselius vom mehr als Läppischen der Grammatiken, beide kämen darauf: es sey beßer, das Latein nur durch Lesen der Autoren zu erlernen. Dem stimmt Comenius aber nicht bei; der bloße Usus sei blind, er müße erst durch Regeln zur festen Ueberzeugung werden. Weiterhin sagt er, bei Entwerfung seiner, an die Fundamente des Vestibulum sich anschließenden Grammatica janualis sey er vorzüglich dem G. Vossius gefolgt.

Die Folge der Kapitel dieser Grammatik ist:[1] de Litera. Syllaba.

Zu größerer Klarheit müße das entsprechende Deutsche hinzugefügt werden, verlangte Comenius später (Opp. 4, 60). Z. B.

Am - are - or - ator.
Lieb - en - e - haber.

1) Opp. did. 3, 428.

Voce. Phrasi. Sententia. Periodo. Oratione; sie führt die einfachen Anfänge der Grammatica vestibularis weiter aus, das Subtilste, die Feinheiten der Sprache spart sie jedoch der folgenden höhern Klasse auf.

Von der Grammatik gehen dann die Schüler zum dritten Theile, zum „Janualis rerum et verborum contextus, historiolam[1] rerum continens.“ Es ist dieß eine Umarbeitung der früheren Janua reserata, doch ausführlicher und gelehrter ausgestattet, als diese, wiewohl beide in 100 Abschnitten 1000 Paragraphen enthalten. In der ersten Janua besteht jeder Paragraph aus einer einzigen meist kurzen Periode, in der zweiten sind die Paragraphen häufig weit länger.

C. Atrium.

Dieß Atrium[2] charakterisirt Comenius schon in der Methodus novissima; er hat es aber erst für die Schule von Patak ausgearbeitet.[3] Es zerfällt in dieselben drei Theile, wie die vorigen Lehrbücher, die Ordnung weicht aber von der des Vestibulum wie der Janua ab, denn Grammatik macht den Anfang, ihr folgt der Textus, diesem das Lexikon. Die Grammatik des Atrium nennt Comenius Ars ornatoria sive Grammatica elegans. Er definirt sie: eleganter loquendi ars. Eleganter loqui est: animi sensa aliter quam sermonis nativi leges requirunt, eloqui; et tamen intelligi suavius quam intelligeremur, si sermonis ductu nativo uteremur. — Aus dieser Definition ergibt es sich, daß Comenius hier nicht etwa von dem, was man feines, von Barbarismen freies Latein nennt, spricht, sondern vielmehr von etwas, was man sonst in der Rhetorik abhandelt.

Auf die Grammatik folgt das eigentliche Atrium, welches wiederum in 100 Abschnitten und 1000 Paragraphen eine Encyklopädie gibt, ausführlicher und gelehrter, als die der vorangegangenen Janua. Diesem wollte Comenius noch ein Lexicon latino-latinum hinzufügen, was jedoch nicht erschienen ist.

1) Ebend. 474.

2) Ebend. 451. Es ist hier ein sich weit ziehendes Verdrucktsein der Seitenzahlen, die Seite 451 folgt auf 592.

3) Opp. did. 2, 163. 197. 458. David Bechner gab vor Comenius 1636 ein Fragment: Proplasma Templi Latinitatis (Opp. did. 1, 318), welches wie das Atrium auf die Janua als Schulbuch folgen sollte. Vgl. Opp. did. 2, 83.

5. Die Klassiker.

Wenn die Schüler in der untersten ersten Klasse das Vestibulum, in der folgenden zweiten die Janua, in der dritten das Atrium als vorbereitende Lehrbücher gehabt, so sollten sie zuletzt in eine vierte Klasse, aus dem Atrium in die Palatia der Autoren eintreten. Denn, sagt Comenius:[1] wenn wir die Jugend nicht durch das Vestibulum, die Janua und das Atrium in die Palatia der Autoren selbst einführen, so würden wir so lächerlich sein, wie einer, der auf mühsam gesuchtem, gefundenem und zurückgelegtem Wege bis an das Thor einer Stadt gelangt wäre und dennoch nicht hineingienge. — Es sollten nun die Schüler dieser vierten Klasse im ersten Vierteljahr den gewöhnlichen lateinischen Styl üben, im zweiten, Reden aus römischen Historikern und ciceronianische lesen, zugleich oratorische Stylübungen vornehmen; im dritten Vierteljahr den Ovid, Horaz und Virgil lesen, um mit dem poetischen Styl bekannt zu werden (ligati styli causa); zuletzt sollten sie die laconischen Schriftsteller (laconicos scriptores), vornämlich den Seneca und Tacitus kennen lernen, auch Anleitung bekommen, Briefe, Reden und Gedichte zu schreiben.

Nähere Anweisung, welche Autoren und wie sie gelesen werden sollen, gibt Comenius in seiner Methodus novissima.[2]

Seine drei Lehrbücher, sagt er hier, führten den Schüler dahin, Latein zu verstehen und nicht unlateinisch zu schreiben und zu sprechen. Dann müße dieser zu den Autoren übergehen, um aus ihnen genauere Realkenntniße, einen beßern Styl und praktische Klugheit zu erlernen. Er müße sich nicht auf Cicero beschränken, da dieser ja weder die ganze Latinität, noch alle und jede Realien enthalte. Den Terenz und Plautus zu lesen sei wegen des zum Theil unzüchtigen Inhalts bedenklich, um Latein sprechen zu lernen, seien sie jedoch die besten, wie Cicero der beste in Bezug auf Periodenbau. Für den laconischen Styl sey Seneca Muster, für den epischen Virgil, für den elegischen Ovid, für den lyrischen Horaz. Aus Plinius, Vitruv, Cäsar u. A. könne man Realien

1) Opp. did. 3, 132. Er sagt es in seiner Abhandlung über die in drei Klassen getheilte Schule in Patak, um die Nothwendigkeit der Stiftung einer vierten Klasse darzuthun und charakterisirt die Aufgabe dieser Klasse. S. unten: Schola pansophica.

2) Opp. did. 2, 199.

entnehmen. — Man müße die Autoren nicht oberflächlich leſen, ſie excerpiren und nachahmen; letzteres theils durch Rücküberſetzungen, dann indem man ſie verkürze oder Zuſätze zu ihnen mache, endlich, indem man den Inhalt des Klaſſikers auf andere Perſonen, Verhältniſſe u. ſ. w. übertrüge. Der Schüler ſolle hierzu nur Ein Muſter nehmen, z. B. den Cicero, in welchen er ſich durch tägliche, ja ſtündliche Stylübungen ganz hineinbilde.[1] Doch müße er ſich wohl hüten, nicht in einen leeren Phraſeologen auszuarten.[2]

Mit größerem Rigorismus urtheilt Comenius in ſeiner frühern Didactica magna über die heidniſchen Bücher.[3] Terenz, Plautus, Cicero u. A., ſagt er, herrſchen in unſern Schulen, welche nur dem Namen nach chriſtliche ſind. Daher die Gelehrten, ſelbſt die Theologen, nur äußerlich Chriſto angehören, während Ariſtoteles ſie innerlichſt beherrſcht. Tag und Nacht ſtudiren ſie die Klaſſiker, vernachläßigen aber die heilige Schrift. . . . Sollen die Knaben um des Styles willen die Unfläthigkeit des Terenz, Plautus u. A. ſtudiren? Sollen wir dem ohnehin verderbten Menſchen auf ſolche Weiſe Oel ins Feuer gießen? Haben jene Autoren auch manches Gute, ſo haftet doch gerade das Böſe, was ſie enthalten, in den Seelen der Knaben. Auch die beßern Klaſſiker, wie Cicero, Virgil bieten ganz unchriſtliche Seiten. Doch wie Iſrael die ägyptiſchen Gefäße nahm,[4] ſo mögen charakterfeſte chriſtliche Gelehrte aus den Klaſſikern Blumenleſen machen, welche von der Jugend ohne Gefahr geleſen werden können. Ganz könnten etwa nur Seneca, Epiktet und Plato der, im Chriſtenthume ſchon befeſtigten, Jugend in die Hand gegeben werden. Um aber das Misverſtändnis zu vermeiden, als verbiete er allen und jeden das Leſen der Klaſſiker, ſo beziehe er ſich auf Chriſti Verheißung, daß den Gläubigen weder Schlangen noch Gift

1) Sentiet enim se in illius genium ita transformatum, ut nihil nisi quod Ciceronem sonet, auribus gratum sit. Ib. 205.

2) Non absque causa sapiens ille Bucholcerus scripsit: Italis Ciceronianis sum iniquior, quia tantum loquuntur verba non res. Et Rhetorica ipsorum plerumque est κολακευτικὴ. Est glossa sine textu, nux sine nucleo, nubes sine pluvia: plumaeque sunt meliores quam avis ipsa. Comenius kannte offenbar den Ciceronianus des Erasmus, wie dieſer bezüchtigt er beſonders die Italiäner, den Bembo u. A. der paganitas.

3) Opp. did. 1, 147.

4) Dieſelbe Vergleichung findet ſich in Auguſtins Confeſſionen (7, 9) in Bezug auf das Leſen heidniſcher Philoſophen durch Chriſten.

ſchaden ſollen. Nur müße man die im Glauben noch ganz ſchwachen Knaben nicht jenen Schlangen vorwerfen, ſie vielmehr mit der lautern Milch des göttlichen Worts ſpeiſen.

Am ſtrengſten ſpricht er ſich über das Studium der Alten in einer ſeiner ſpäteſten pädagogiſchen Schriften aus, welche er „die Worfſchaufel der Weisheit" genannt hat.[1] Er ſagt hier: Beiſpiele der neueſten Zeit, ſelbſt von Königen und Königinnen[2] ſchreckten, welche, verlockt durch heidniſche Bücher, die Einfalt des Evangelii verſchmäht. Könnte man Gelehrte, wie den Lipſius und ähnliche durch die Klaſſiker berauſchte examiniren, ſo würde man bei ihnen keine davidiſche Freude am Geſetz Gottes, vielmehr Ekel finden. —

Comenius war in Bezug auf das Leſen der Alten in derſelben Verlegenheit, wie andere chriſtliche Pädagogen. Er fürchtete den Einfluß heidniſcher Bücher auf die chriſtliche Jugend — dieſelbe chriſtliche Jugend ſollte aber durchaus Latein ſchreiben und ſprechen lernen. Latein ſprechen lernt ſie unſtreitig am beſten durch wiederholtes Leſen des Terenz, und dieſer iſt ſo unzüchtig! Wie iſt dieſer Widerſpruch zu löſen?

6. Orbis pictus.

Außer den drei Schulbüchern — dem Vestibulum, der Janua und dem Atrium, die wir kennen gelernt, ſchrieb Comenius ein viertes. Es iſt der Orbis pictus, welcher ſeit ſeiner erſten Erſcheinung im Jahre 1657, bis auf den heutigen Tag, bald zweihundert Jahre lang, wenn auch in den verſchiedenſten Verwandlungen, ein Lieblingsbuch der Jugend iſt.

Comenius hatte in einer Hinſicht die Unzulänglichkeit ſeiner Lehrbücher ſehr gefühlt. Mit Betrachtung der Dinge wollte er den Anfang gemacht ſehen, und in der Schulſtube gab es doch nichts zu betrachten. Es iſt bemerkt worden, ſchreibt er an den Buchhändler Michael Endter in Nürnberg,[3] daß viele unſere kleinen Bücher ſatt haben, weil dieſe von Dingen, welche durch Hülfe der Worte beigebracht werden ſollen, überfüllt ſind, von ſolchen Dingen, welche die Knaben aber nie geſehen

1) Ventilabrum sapientiae Opp. did. 4, 47. Merkwürdige Retractationen.

2) Chriſtina von Schweden iſt wahrſcheinlich gemeint.

3) Der Brief iſt Liſſa 1655 datirt und ſteht vor der, bei Endter 1659 erſchienenen, Ausgabe des Atrium.

und deren viele die Lehrer selbst nicht kennen. — Durch die Herausgabe des Orbis pictus werde aber, sagt er, dem Uebelstande abgeholfen.

Wir sahen, daß Comenius schon längst dem Text entsprechende Bilder für sein Vestibulum ꝛc. gewünscht, aber keinen Künstler gefunden, welcher unter seiner Leitung diese Bilder gezeichnet und in Holz geschnitten hätte. Nun dankt er im erwähnten Briefe dem Buchhändler Endter aufs herzlichste, daß er sich der Sache angenommen. „Dieß Werk," schreibt er ihm, „gehört Dir, es ist in seiner Art ganz neu. Du hast eine correcte und saubere Ausgabe des Orbis pictus gegeben, und Figuren und Bilder besorgt, durch deren Betrachten die Aufmerksamkeit erweckt, die Einbildungskraft befriedigt wird. Dieß vermehrt freilich die Kosten der Ausgabe, aber sie werden Dir gewis ersetzt werden." Weiterhin sagt Comenius, das Buch werde den Schulen sehr angenehm sein, nicht bloß, weil es ganz natürlich sei die Augen an Bildern zu weiden, sondern noch weit mehr, weil man nun beim Unterrichten ohne Anstoß fortschreiten, Lehrende wie Lernende nie stocken würden, da das in Worten Ausgedrückte nun auch dem Auge zum Anschaun geboten und so, ohne Irrthum, dem Geiste eingeprägt würde. — Ich habe kaum nöthig, dieß berühmte Schulbuch näher zu charakterisiren, da es, wie gesagt, in unzähligen Auflagen bis auf den heutigen Tag wiederholt herausgegeben wurde. Dem Texte nach unterscheidet sich der alte Orbis pictus des Comenius wenig von der Janua reserata; er ist eine mit Bildern versehene Janua. Die Bilder in den neueren Ausgaben sind klarer, als die der früheren; Abänderungen des Textes sind nicht glücklich. Besonders merkwürdig ist eine Vergleichung des 42sten „Von der Seele des Menschen" überschriebenen Abschnitts in der Ausgabe von 1659 mit demselben Abschnitt der Edition von 1755. In ersterer sieht man die Seele leibhaftig ganz ingeniös abgebildet, nämlich in der Gestalt des Leibes, lauter gleichmäßige Punkte, ohne Licht und Schatten, schemenartig. Der Künstler wollte offenbar andeuten, daß die Seele im ganzen Leibe, so zu sagen, allgegenwärtig sey. Im Orbis pictus von 1755 sieht man dagegen abgebildet ein Auge, und auf einem Tische liest man I. I. II. I. I. II. Es dürfte schwer sein, hierin ausreichende Symbole der Psychologie zu erkennen und sie zu deuten.

Die Janua reserata des Comenius ist, trotz ihrer einstigen großen Berühmtheit, vergeßen; der Orbis pictus dagegen, wenn nicht im alten,

doch im neuen Gewande vielen bekannt und lieb. Das Princip: Lehren des Sachlichen und Sprachlichen müße Hand in Hand gehen, Worte ohne Sachkunde seien leere Worte, dieß Princip war freilich von Comenius in der Vorrede zur Janua ausgesprochen, im Buche selbst aber nicht realisirt. Daher natürlich die Klagen der Lehrer und Schüler über die Halbheit jenes Schulbuchs.

Im Orbis pictus erhielt man nun ein Werk, in welchem jenes Princip, so gut es sich machen ließ, realisirt war, und viele sagten: [1] sie bedürften fortan das Vestibulum und die Janua nicht, der kürzere Weg im Orbis pictus genüge ihnen. Es ist freilich ein himmelweiter Unterschied zwischen dem, was Comenius ursprünglich wollte — ein Kennenlernen der Dinge im Originale vor allem wörtlichen Belehren über diese Dinge und dem Betrachten der kaum zu erkennenden Bilder dieser Originale im Orbis pictus, verbunden mit dem Lesen des Textes.

Doch es ist ein Anfang, wer kann sagen, was sich mit der Zeit aus diesem Anfang entwickelt? — Das Basedowsche Elementarwerk ist der Orbis pictus des 18ten Jahrhunderts. Die chodowieckischen Bilder dieses Werks sind den alten Holzschnitten des Orbis weit vorzuziehen; aber wie steht im Uebrigen das geistlose, von falscher Aufklärung und oberflächlichem, materialistischem Realismus durchdrungene Elementarwerk hinter dem alten ernsten, religiösen Orbis pictus zurück. —

Ein sehr beachtungswerthes Lob des Orbis pictus findet sich in Joh. Matth. Gesners Isagoge. [2] „Für Anfänger in Sprachen," sagt Gesner, „dienen Bücher, aus welchen zugleich die Sachkenntniß vermehrt wird, für Jüngere die des Comenius, welche ich sehr liebe, besonders den Orbis pictus. Nicht daß des Comenius Werke vollkommen wären; allein wir haben keine bessern."

Ich wiederhole: der Orbis pictus ist der Vorläufer künftiger Entwicklungen, als Ziel steht vor Augen: nicht bloß eine kümmerliche gemalte Welt in der Schule, sondern soviel möglich die Welt im Originale kennen zu lernen, ja sich mit ihr einzuleben. —

1) Opp. did. 3, 830.
2) 1, 112.

7. Studienpläne des Comenius.

A. Drei Schulen. Akademie.

Comenius gibt in seiner Didactica magna einen allgemeinen Studienplan, in welchem er sich, wie eine Vergleichung mit den würtembergischen und sächsischen oben mitgetheilten Schulordnungen zeigt, im Allgemeinen an das Bestehende anschließt.

Er setzt hier folgende 4 Arten von Lehranstalten fest:[1]

A. Schola materna. Mutterschule.
B. Schola vernacula. Deutsche Schule.
C. Schola latina. Gymnasium.
D. Academia. Universität.

Eine Mutterschule, sagt er, müße in jedem Hause sein, eine deutsche Schule in jeder Gemeinde, eine lateinische in jeder Stadt, eine Akademie in jedem Reiche oder in jeder größern Provinz.

In der Mutterschule sollten die Kinder bis zum 6ten Jahre sein, vom 6ten Jahre bis zum 12ten in der deutschen, vom 12ten bis zum 18ten Jahre in der lateinischen, zuletzt vom 18ten bis zum 24sten auf der Akademie. In der Mutterschule sollten vorzüglich die äußern Sinne zum richtigen Auffaßen der Dinge geübt werden; in der deutschen Schule die innern Sinne, Einbildungskraft und Gedächtnis. Da müßten auch die durch die äußern Sinne innerlich eingeprägten Bilder der Dinge wieder äußerlich ausgeprägt und dargestellt werden, durch die Hand und die Zunge, durch lesen, schreiben, malen, singen u. s. w. Auf dem Gymnasium sollte man dann durch vergleichen, abwägen und tieferes Eingehen in die Dinge Verstand und Urtheil ausbilden, auf der Universität den Willen.

Hierauf charakterisirt Comenius jede der 4 Schulen.

a. Die Mutterschule.[2]

Man solle beten: ut sit mens sana in corpore sano, aber auch dazu thun. Schon während der Zeit der Schwangerschaft müße die Mutter um das Gedeihen des Embryo bitten, der Diät gemäß leben,

1) Opp. did. 1, 164.

2) Ebend. 168. Aus der Schola infantiae (ebend. 197), einer genaueren Ausführung der Schola materna, entnehme ich im Folgenden Mehreres.

und sich möglichst still und leidenschaftlos verhalten. Das Neugeborne müße sie selbst stillen; es sei eine höchst verdammliche Sitte, besonders adlicher Frauen, Ammen anzunehmen, eine Sitte, welche den Müttern wie den Kindern schädlich, gegen Gott und Natur sei. Säugten doch Wölfinnen und Bärinnen ihre Jungen![1] Aus Bequemlichkeit und Eitelkeit würden Ammen angenommen, die oft schwächlicher seien, als die Mütter selbst.

Man gebe den Kindern keine gewürzte Speisen, noch weniger hitzige Getränke; vor dem zwanzigsten Lebensjahre durfte kein Spartaner Wein trinken. Arznei ohne Noth gegeben, ist den Kindern Gift. — Man laße sie nach Herzenslust spielen.

Während der ersten sechs Lebensjahre wird der Grund zu Allem gelegt, was sie im Leben lernen.

In der Physik fangen sie an Steine, Pflanzen, Thiere ꝛc. kennen zu lernen, ebenso Namen und Gebrauch der eigenen äußern Gliedmaßen.

In der Optik beginnen sie damit, Licht und Finsternis und Farben zu unterscheiden, auch ihre Augen an schönen Dingen zu weiden.

In der Astronomie lernen sie auf Sonne, Mond und Sterne merken, auch darauf, daß der Mond bald voll, bald sichelförmig sei.

Die Geographie beginnen sie mit Kenntnis ihrer Wiege, der Stube, des Gehöftes, der Straßen, der Felder; die Chronologie mit Unterscheiden von Tag und Nacht, Stunde, Woche, Feiertag; die Geschichte mit dem, was ihnen selbst gestern und vorgestern geschehen; die Politik mit Kenntnis des Hausregiments; die Arithmetik mit Zählen ꝛc.; die Geometrie mit dem Begreifen von lang, breit, Linie, Fläche, Zoll, Elle u. s. w.; die Musik mit Hören des Gesangs (im dritten Jahre können sie schon geistliche Lieder mitsingen); die Grammatik mit Aussprechen von Sylben und leichten Worten; die Rhetorik mit Aeußerungen durch Geberden und dem Beobachten und Verstehen der Geberden anderer. —

So sehen wir die Anfänge aller Wißenschaften und Künste im

1) . . . Genuino foetui tuo, quem intra tot mensium decursum sub corde gestasti, naturali sanguine nutrivisti tandem lac subtrahere? Et quidem tale, quod non in matrum, sed liberorum usum, deus dedit . . . Multo conducibilius est infantili valetudini genuinae matris, quam nutricis mammam sugere, quoniam in utero jam materni sanguinis adsueverunt nutrimento. Ib. 214.

zarteſten Kindesalter. Auch an der Poeſie, an Rythmen und Reimen haben die Kinder ſchon Freude. [1]

Hierauf geht Comenius zur erſten ethiſch religiöſen Erziehung über, verlangt vor Allem, daß die Eltern ein gutes Beiſpiel geben, dann eifert er gegen das unverantwortliche Verziehen [2] der Kinder und den Mangel an heilſamer Strenge. Weiterhin gibt er Anweiſung, wie man ſie zur Mäßigkeit, Reinlichkeit und zum Gehorſam gewöhnen ſolle; auch zum Schweigen, ſobald ſie geläufig reden können, nicht mehr ſprechen, um reden zu lernen. — In der Taufe gebe man die Kinder ihrem Schöpfer und Erlöſer zurück; forthin bete man für ſie und lehre ſie früh beten, lehre ſie das Vater unſer, den Glauben ꝛc.

Im ſechſten Lebensjahre werde das Kind reif, um die Schule zu beſuchen, welche ihm ja nicht als eine Strafanſtalt zu ſchildern ſei. Oefters höre man ſagen: wenn du nicht gut thuſt, werde ich dich in die Schule ſchicken, da werden ſie dich mit der Ruthe bändigen. Man ſchildere vielmehr die Schule als ſehr liebenswürdig, ſo daß ſich das Kind zum Voraus auf den Schulbeſuch freue. —

B. Die deutſche Schule.

[3] Eigentlich: Schule der Mutterſprache.

In dieſe Schule, ſagt Comenius, müßen alle Kinder gethan werden, nicht von früh auf in die lateiniſche, wie viele wollen.

Alle Kinder müßen unterrichtet werden. Ob ſie zum Studiren fähig und deshalb in die lateiniſche Schule zu bringen ſeien, das laße ſich im ſechſten Jahre noch nicht beurtheilen. Jene Schule ſei auch keinesweges einzig für Kinder Vornehmer beſtimmt, der Wind wehe, wo er wolle, fange auch nicht zu einer feſtgeſetzten Zeit an zu wehen.

Meine Methode, fährt Comenius fort, hat keinesweges einzig auf das, meiſt ſo erfolglos geliebte Latein ihr Abſehen, [4] ſie ſucht vielmehr

1) Comenius führt Reime an, die den Kindern Freude machen, als:
O mi pulle, mi puelle, dormi belle:
Claude bellos tu ocellos, curas pelle.

2) Continere me nequeo, quin nonnullorum parentum simininum et asininum in liberos affectum reprehendam.

3) Ib. 172.

4) Nostra methodus non solum illam, vulgo tam impotenter adamatam nympham, Latinam linguam petit.

gleichmäßig den Weg zur Ausbildung aller Muttersprachen. Eine fremde Sprache lehren wollen, bevor man der eigenen mächtig ist, heißt seinen Sohn im Reiten unterrichten wollen, bevor er gehen kann.[1] Endlich, sagt er, bezwecke ich Realkenntnisse; diese können eben so gut in der Muttersprache, als in der lateinischen beigebracht, und überall statt griechischer und lateinischer deutsche Kunstausdrücke gebraucht werden.

Darauf zählt er die Lehrgegenstände der deutschen Schule auf, als: deutsch lesen, richtig schreiben, rechnen, wie es das Leben fordert, meßen, gewöhnliche Melodieen singen, Auswendiglernen geistlicher Lieder, Kenntnis des Katechismus und der Bibel, eine ganz allgemeine Geschichtskenntnis, nämlich der Schöpfung, des Falles und der Wiederherstellung des Menschen, einige Kosmographie und Kenntnis der Gewerbe und Künste. Dieß Alles sei nicht bloß für Studirende nöthig, sondern auch für künftige Oekonomen, Kaufleute ꝛc. Die deutsche Schule solle in sechs Klassen zerfallen und für jede Klasse ein Schulbuch in der Muttersprache verfaßt werden.

c. Die lateinische Schule.

Hier sollen vier Sprachen und die sieben Künste des Trivium und Quadrivium — Grammatik, Dialektik, Rhetorik — Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie — gelehrt werden. Zudem Physik, Chronologie, Geschichte, Ethik und biblische Theologie. Die Schule zerfalle in folgende 6 Klassen, welche binnen 6 Jahren absolvirt werden.

I. Grammatica.
II. Physica.
III. Mathematica.
IV. Ethica.
V. Dialectica.
VI. Rhetorica.

Deutsch und latein müßen die Schüler vollkommen, griechisch und hebräisch zur Nothdurft grammatisch verstehen. Dialektik und Rhetorik, sagt Comenius, laße er vorsätzlich erst nach den Realien lehren. Ohne Sachkenntnis könne man unmöglich Sachliches in vernünftiger Rede

1) In spätern Jahren tadelte Comenius sich selbst, daß er sein Vestibulum latein geschrieben, nota docendo per ignota, Vernaculam per Latinam. Quicquid notius est praecedat, Vernacula Latinae semper praecat. Opp. did. 4, 51.

aussprechen.[1] Der abstracteren Mathematik schickt er die sinnliche und deshalb für den Anfänger leichtere Physik voran.[2]

D. Die Akademie.

Wiewohl seine Methode nicht bis zur Akademie sich erstrecke, sagt Comenius, so wolle er doch einige Wünsche aussprechen. Er verlange von der Akademie universelle Studien, eine Prüfung der ankommenden Studirenden, um zu erfahren, für welches Fach jeder besonders geeignet sei u. s. w. Merkwürdig ist des Comenius Aufforderung: eine Schola Scholarum oder Collegium didacticum zu stiften, in welchem Lande es auch sei. Es sollten sich nämlich Gelehrte verbinden, um mit vereinten Kräften die Wißenschaften zu fördern und neue Erfindungen zu machen. Er spricht den Begriff einer Akademie der Wißenschaften aus, ehe die erste Akademie der Art, die königliche Societät in London gestiftet war, indem er sich auch hierin an Baco anschließt.

B. Schola pansophica.

Comenius ward, wie erwähnt, im Jahre 1650 nach Ungarn berufen, um dort die Schule von Patak zu organisiren. Der Schulplan, welchen er entwarf, führt die seltsame Ueberschrift: Scholae pansophicae delineatio,[3] und seltsam ist der Plan selbst. Die Namen der sieben Klassen deuten zum Theil auf ganz ungewöhnliche Ansichten. Die Schulbücher der drei untern Klassen: der vestibularis, janualis und atrialis waren das Vestibulum, die Janua und das Atrium. Auf die atrialis folgt als vierte Klasse: Philosophica, dann Logica, Politica, Theologica seu Theosophica. Diese sieben Klassen sollten binnen sieben Jahren, ungefähr vom zehnten bis zum siebzehnten Lebensjahre, zurückgelegt werden.

Man ersieht aus dem Plane des Comenius, daß es nicht seine Meinung war: in den drei untern Klassen sollten einzig Realien und

1) Ut virginem non impraegnatam parere impossibile est, ita res rationabiliter eloqui impossibile eum, qui rerum cognitione praeimbutus non est.

2) Wahrscheinlich dem Baco folgend, wenn dieser sagt: Mathematica quae philosophiam naturalem terminare, non generare aut procreare debet. Nov. Org. 1, 96.

3) Opp. did. 3, 20.

Latein nach den genannten Lehrbüchern gelehrt werden. Katechese, Kalligraphie, Arithmetik, Geometrie und Musik kommen hinzu.

Ueberall zeigt sich die Bemühung von Elementen aus methodisch fortzuschreiten. Wenn sich die unterste Klasse in der Geometrie mit Punkten (!) und Linien beschäftigt, so die zweite mit ebenen Figuren, die dritte mit Körpern.[1]

In der vierten Klasse sollte das Griechische hinzukommen, Latein für diese Klasse ganz zurücktreten, so daß erst von der fünften an lateinische Autoren gelesen würden, und zwar in der Absicht, den Styl zu bilden.[2]

In jeder Woche bestimmte Comenius eine Stunde zum Vorlesen von Zeitungen,[3] um so die Geschichte der Gegenwart und Geographie zu erlernen. — Geistliche Musik sollte täglich gesungen werden, wovon sich keiner, auch kein Adlicher ausschließen dürfe; bestimmte Stunden wurden für Figuralmusik ausgesetzt.

Spiele und Turnen, heißt es, seien so wenig zu verbieten, daß man sie vielmehr fordern müße, als: Laufen, Springen, Ringen, Ballspiel, Kegel ꝛc., auch solle man Spaziergänge mit den Knaben machen.

Dramatische Aufführungen empfiehlt Comenius sehr, unter Anderm, damit die Knaben sich gewöhnen, „jede Rolle anständig zu spielen.“[4] Doch verwirft er die unsaubern Stücke der Alten, gibt dagegen seltsame andere an, welche von den Klassen aufgeführt werden könnten. So sollte die vierte Klasse aufführen: der Cyniker Diogenes oder vom compendiösen Philosophiren. Die fünfte Klasse, heißt es, könne ein sehr schönes Schauspiel geben, nämlich: „den Wetteifer der Grammatik, Logik und Metaphysik, die um den Vorzug streiten und endlich freundlich sich küssen und darüber verständigen, wie sie weislich im Reiche der Weisheit alles verwalten wollen. Welches Drama, das aus 50 Personen bestehet, sehr anmuthig ist.“ Die sechste Klasse sollte den Salomo, die siebente David darstellen. —

1) An diesem Beispiele sehen wir auch schon dieselben Misgriffe, wie sie später in der Pestalozzischen Schule sich finden.

2) Verba rara, phrases pulchras, inprimis autem sententias elegantes, et sic succum omnem extrahant, aus Cicero, Sallust ꝛc.

3) Ib. 28 . . . praelegantur ordinariae mercatorum novellae. So der Mercurius Gallo-Belgicus.

4) Personam quamcunque honeste agere.

Die Wände der Schulstube jeder Klasse seyen mit Bildern und Inschriften zu bedecken, welche der Aufgabe der Klasse entsprächen.

Die ganze Schule und jede einzelne Klasse müße eine Republik repräsentiren, einen Senat, einen Consul und Prätor haben.

Drei Lehrstunden sollten Vormittags, drei Nachmittags fallen, zwischen je zwei Lehrstunden könnte eine halbstündige Pause eintreten. —

* * *

Nur die untersten drei Klassen der pansophischen Schule traten ins Leben, der ungarische Adel wollte die vier übrigen nicht, was den Comenius sehr kränkte. Wo man nur Stückwerk verlange, sagt er, könne ein allgemeineres Studium nicht aufkommen, und nichts Neues, wo man am Gewöhnlichen klebe. Doch schickte er sich in die Umstände und schrieb damals die Abhandlung: „Ueber einen leichten, kurzen und angenehmen Weg, um die lateinischen Autoren fertig zu lesen und klar zu verstehen, über die in drei Klassen eingetheilte Schule.“ [1]

8. Das Latein und die Muttersprachen.

Nach Comenius sollten die Muttersprachen gelehrt werden. Darum verlangte er eine schola vernacula, in welche jedes Kind aufzunehmen sei, mochte es späterhin studiren oder nicht. Studirte es, so sollte es aus der schola vernacula in die schola latina übertreten. — Aufs stärkste erklärt er sich wiederholt gegen die Vernachläßigung der Muttersprachen und lobt Schottel und die fruchtbringende Gesellschaft, welche sich des Deutschen angenommen.[2]

Warum wollte er aber das Latein von den Knaben so eifrig getrieben wißen? Er verlangt es mit einer Strenge, wie nur immer Trotzendorf und Sturm, diese vernachläßigten jedoch das Deutsche ganz. Fordert ja Comenius von den Knaben „tägliche, ja stündliche lateinische Stylübungen“ und eine Nachahmung Ciceros, um sie ganz zu ciceronisiren, auch ein stetes Lateinsprechen in und außer der Schule![3]

Sein Ziel war: Latein sollte auf der ganzen Erde als Universal-

1) Opp. did. 3, 113. Die Abhandlung ist vom Jahre 1651; sie enthält vieles, was Comenius schon in der Methodus novissima gesagt.

2) Opp. did. 2, 219.

3) Ib. 204. 205.

ſprache herrſchen, als ein Gegengift der babelſchen Sprachverwirrung. Was die römiſche Hierarchie für die Einheit der Kirche, das wollte Comenius für die Einheit der Menſchheit; alle Völker ſollten ſich durch Eine gemeinſame Sprache zu verſtändigen im Stande ſein.

Er ſtellt den Grundſatz auf: man müße das Latein in ſeinem ganzen Umfang inne[1] haben. Das ſei jedoch nicht ſo zu verſtehen, als ſolle man alle und jede Worte der Sprache kennen. Geſtehe doch Cicero ſelbſt, er kenne die Ausdrücke der Handwerker nicht. Natürlich, da er die Werkſtätten nicht beſuchte. So lege man es auch bei uns Niemandem zur Laſt, wenn er dergleichen Ausdrücke in ſeiner Mutterſprache nicht wiße. Was man daher unter dem Innehaben einer Sprache in ihrem ganzen Umfange verſtehen müße, das richte ſich nach jedes Einzelnen Stande und Bedürfnis. Alle müßten nämlich die gemeinſame Sprache aller kennen, dazu aber der Arzt die eigenthümlichen techniſchen Ausdrücke der Medicin, der Theolog die theologiſchen u. ſ. w.[2]

Dieſem richtigen Princip iſt Comenius in ſeinen Lehrbüchern nicht treu geblieben. Sie wimmeln von eſoteriſch-techniſchen Ausdrücken, da ſie doch der allgemeinen Bildung dienen ſollen. Mit unſäglicher Mühe hat er eine Menge Werkſtätten- und Marktlatein zuſammengebracht, daß man kaum begreift woher; vielleicht ſind viele Ausdrücke von ihm ſelbſt gebildet. Es iſt ein Latein! — Döderlein ſelbſt würde es nicht immer verſtehen und meiſt vergebens im Lexikon Hülfe ſuchen. Man leſe z. B. die Kapitel vom Brodbacken, vom Fleiſcherhandwerk, von der Kochkunſt. Da heißt es: Placentarum species sunt: Similae, Spirae, Crustulae, Lagana, Liba, Scriblitae (Striblitae), Teganitae, Globuli, Boletini, Obeliae, Tortae, Artocreata. Zu gutem Glück fügt Comenius die Ueberſetzung hinzu: „Die Arten der Kuchen ſind: Semmeln, die Pretzeln, die Eiſenkuchen, die Plintzen, die Fladen, die Streublein.“ Die armen Knaben, wenn ſie Lucanicae, botuli, tomatula, hillae, apexabones,

1) Ib. 152 sqq.

2) Vgl. Didact. magna 127, wo Comenius übereinſtimmend mit der angeführten Stelle der Methodus novissima ſagt: Deinde sequitur, nemini totius alicujus linguae cognitionem necessariam esse, et si quis eam captet, ridiculum fore et ineptum. Nam ne Cicero quidem totam latinam linguam scivit, ut qui Opificum vocabula ignorare se fatetur, numquam scilicet cum sutoribus, cerdonibus conversatus, ut illorum operas inspectaret, et omnium quae illi tractant appellationes addisceret. Et quo usu ea didicisset?

tuceta, isicia u. ſ. w. merken ſollten. Und wozu merken? Etwa um mit dem Metzger latein zu ſprechen? Und wenn im claſſiſchen Latein einheimiſche Männer ſolch Sprechen mit anhörten, was würden ſie dazu ſagen? Oder vielmehr, was haben ſie geurtheilt über das Latein der Janua reserata? Scatet barbarismis Janua, ſagte z. B. Morhof. Kennt ein Knabe, ja kennt ein Mann die meiſten Handwerksausdrücke ſo wenig in ſeiner Mutterſprache, als Cicero ſie in der ſeinigen kannte, ſo billigt Comenius dieß Nichtkennen. Warum will er nun den Schülern die unerträgliche Laſt auflegen, jene Ausdrücke ſich ſogar auf Latein einzuprägen? Würde ſelbſt Latein die Univerſalſprache aller Völker — wozu nicht die geringſte Ausſicht iſt — ſo iſt es doch ganz undenkbar, daß ſich etwa ein Deutſcher mit einem türkiſchen oder japaniſchen Metzger im comeniusſchen Metzgerlatein unterreden könnte. —

Offenbar iſt daher das Latein eines Drittheils, ja vielleicht des halben Orbis pictus dem Schüler zu gar nichts nütze, und das halbe Buch dürfte ſonach mehr Werth haben, als das ganze.

Was bewog aber den Comenius im Widerſpruch mit den von ihm aufgeſtellten Principien, ein ſo übervollſtändiges Schulbuch zu ſchreiben? Ich meine: ſeine Anſicht vom Parallelismus der Dinge und der Worte; eine der Realwelt adäquate Sprachwelt ſteht ihm als Ideal vor der Seele.[1] Sollte nun der Orbis pictus die vollſtändige Realwelt begreifen, ſo mußte, wohl oder übel, die verbale Erklärung der Bilder gleiche Vollſtändigkeit haben. —

9. Methodus novissima.[2]

Zwanzig Jahre, nachdem Comenius die Didactica magna geſchrieben, gab er die Methodus novissima heraus, welche er, vom Kanzler Oxenſtiern aufgefordert, ausgearbeitet hatte. Dieß Werk hat nicht die Friſche und Kühnheit der Didactica, dagegen iſt es planmäßiger gearbeitet. — Es ſollte ja ein Studienplan ſein, ja die Principien enthalten, welche jedem rationellen Studienplane zu Grunde liegen müßten.[3] —

1) Condendam suademus rerum et verborum tabulaturam quandam universalem, in qua mundi fabrica tota et sermonis humani apparatus totus, parallele disponantur. Opp. did. 2, 53.

2) Opp. did. 2, 1 seqq.

3) Mehreres aus der Methodus iſt ſchon gehörigen Orts mitgetheilt worden.

Als die drei Hauptstücke seiner Methode nennt hier Comenius: den Parallelismus der Dinge und Worte; die lückenlose Stufenfolge des Unterrichts und das leichte, angenehme, schnell fördernde Verfahren bei einem Unterrichten, da der Schüler in steter Thätigkeit sei.[1] Könnte die Methode, sagt er, so genau in Vorschriften gefaßt werden, als sie von mir gedacht ist, so würde sie einem gut ausgeführten Uhrwerk gleichen, das taktfest sich bewegt und durch seine Bewegung auch Schlafenden und anderweitig Beschäftigten die Zeiten mißt, ohne abzuweichen, wenn es aber abweicht, leicht wieder ausgebeßert wird.[2]

Der Geist denkt, die Zunge spricht, die Hand schafft, daher Wißenschaft der Dinge, Kunst der Werke und Rede.

In Gott sind die Ideen, die Urtypen, welche er den Dingen aufprägt, die Dinge wiederum prägen ihre Bilder den Sinnen ein, die Sinne theilen sie dem Geiste mit, der Geist der Zunge, die Zunge den Ohren anderer, eine leibliche Vermittlung, da sich die in Leibern eingeschloßenen Geister nicht auf rein geistige Weise unter einander verständigen können.[3]

Jede Sprache ist in dem Maß gebildet, als sie eine vollständige Nomenclatur beßzt, für alle Dinge Worte hat, als bei ihr eine allgemeine lexikalische Uebereinstimmung hinsichtlich des Sinns der Worte stattfindet, und sie die Rede nach festen (grammatikalischen) Geſetzen bildet.[4]

Es ist eine Quelle von Irrthümern, wenn sich die Dinge den Worten anbequemen müßen, nicht umgekehrt[5] die Worte den Dingen.

Dieselben Eintheilungen gelten für Worte wie für Dinge, wer Einsicht in die Wechselverhältniße der Worte hat, der beobachtet die analogen Verhältniße um so leichter an den Dingen selbst.[6]

Die vollkommenste Sprache, sagte Vives, würde die sein, deren Worte die Natur der Dinge aussprächen, welcher Art Adams Sprache gewesen sein dürfte, in welcher er die Dinge benannte. Und Comenius glaubt, es könne eine reale Sprache geschaffen werden, in welcher jedes

1) Ib. 211.
2) Ib. 14.
3) Ib. 24.
4) Ib. 50.
5) Ib. 52.
6) Ib. 62.

Wort eine Definition repräsentire und die schon durch ihren Klang dem Geiste die Naturen der ausgesprochenen Dinge vergegenwärtige.[1]

Wißen[2] heißt: etwas bilden können, sei es durch den Geist oder durch die Hand oder durch die Zunge. Denn alles geschieht durch solch Abbilden und Einbilden der Bilder der Dinge. Wenn ich nämlich ein Ding sinnlich auffaße, so prägt sich dessen Bild dem Gehirn ein; bilde ich das Ding ab, so präge ich dessen Bild der Materie auf. Spreche ich aber das gedachte oder abgebildete Ding in Worten aus, so präge ich es der Luft und durch diese dem Ohr, Gehirn und Geiste eines andern ein. Die erste Art des Einbildens heißt Scire, Wißen; auf die zweite und dritte Weise bilden können, heißt „Scire, Können." So faßt Comenius das Wißen mit der bildenden und Redekunst in einen Begriff des Bildens. Das Wißen ist ihm ein Bilden, wobei sich der Mensch receptiv verhält, der Geist empfängt die Bilder durch die Sinne, wie eine lebendige daguerrotypische Platte, es ist der Prozeß des Einbildens. Diesem entgegengesetzt ist der Prozeß des Ausbildens, da der Geist sich in den bildenden und redenden Künsten schaffend äußert.—

Bei jeder Wißenschaft, fährt Comenius fort, sei ein dreifaches, er nennt es: Idea, Ideatum und Ideans. Idea ist ihm das Urbild (Imago archetypa), das Object der Wißenschaft, Ideatum ist das Abbild, das Product der Wißenschaft, Ideans das producirende Instrument, nämlich der Sinn, die Hand, die Zunge. Wißenschaft nimmt er in dem angegebenen Sinne. —

Lernen[3] heißt: von einem Erkannten zum Wißen eines Unbekannten fortschreiten, wobei also ein dreifaches in Betracht kommt: ein Unbekanntes, ein Bekanntes und die geistige Bewegung, um vom Bekannten aus das Unbekannte zu erreichen.

1) Ib. 67. 68.

2) Ib. 94. Diese schwer übersetzbare Stelle lautet im Originale so: Scire est aliquid effigiare posse: seu mente, seu manu, seu lingua. Omnia enim fiunt effigiando, seu imaginando, h. e. imagines et simulacra rerum effingendo. Nempe cum rem sensu percipio, imprimitur imago ejus cerebro. Cum similem efficio, imprimo imaginem ejus materiae. Quando vero id quod cogito, aut efficio, lingua enuntio, imprimo ejusdem rei imaginem aëri, et per aërem alterius auri, cerebro, menti. Primo modo imaginari dicitur Scire, Wißen: secundo et tertio posse imaginari, dicitur Scire Können.

3) Ib. 95.

Alles werde durch Beispiele, Regeln und Uebung gelehrt.

Dem Verstande muß das Wahre, dem Willen das Gute, der schaffenden Kraft das Mögliche als Beispiel vorgehalten werden, woran sich das durch Regeln geleitete Ueben anschließt. Die Regeln darf man nicht den Beispielen voranschicken. — Handwerker verstehen sich hierauf gut, keiner wird dem Lehrjungen einen theoretischen Vortrag über sein Gewerbe halten, sondern er läßt ihn zusehen, wie er, der Meister, es angreift, dann gibt er ihm das Werkzeug in die Hände und lehrt ihn damit umzugehen und es ihm nachzumachen.[1] Thun kann nur durch Thun gelernt werden, Schreiben durch Schreiben, Malen durch Malen.

[2] Man gehe nicht auf ein Zweites über, bevor man nicht des Ersten mächtig; beim Zweiten wiederhole man das Erste.

[3] Man lehre stufenweise, und schreite vom Leichten zum Schweren, vom Wenigen zum Vielen, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Nähern zum Entfernteren, vom Regelmäßigen zum Anomalischen fort.

Zur Wißenschaft gelangen wir einmal durch sinnliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen, dann indem wir vom Gegenwärtigen auf Abwesendes schließen, zuletzt durch Mittheilung Anderer.[4]

Augenschein ersetzt die Demonstration. Gut ists, dasselbe Ding mit mehreren Sinnen aufzufaßen.[5]

Man begreift ein Ding, wenn man sein Inneres so erkennt, wie man sein Aeußeres durch die Sinne auffaßt. Zu diesem innern Schauen gehört ein gesundes geistiges Auge, ein klarer Gegenstand und verweilendes Betrachten.[6]

In einer bestimmten Zeit faße man nur Einen Gegenstand ins Auge, und zwar zuerst den ganzen Gegenstand, darnach seine Theile.

Beim Urtheilen vergleicht man das Urbild mit dem Abbilde (Ideatum cum Idea).[7]

1) Ib. 103. 129.
2) Ib. 106.
3) Ib. 109.
4) Ib. 113.
5) Ib. 114.
6) Ib. 116.
7) Ib. 120.

Das Gedächtnis hat drei Aufgaben: einprägen, festhalten, erinnern.[1]

Die einzuprägenden Gegenstände müßen klar, zusammenhängend, geordnet sein, der auffaßende Sinn nicht überfüllt mit Eindrücken, welche sich in ihm verwirren; er sei still, nur auf Eins gerichtet und dieß mit Liebe (animo affectuoso) oder Bewunderung.

Festhalten wird durch Wiederholen, Excerpiren ꝛc.; Erinnern durch den innern Zusammenhang der Dinge erleichtert. —

Die Jüngsten müßen in sinnlichen Dingen unterrichtet werden, ihnen prägen sich die Bilder am festesten ein;[2] für sie gehören Beispiele, Vorschriften, nicht abstracte Regeln.

Der Lehrer sei nicht ein allzuguter Kopf; ist ers, so lerne er Geduld.[3] Cicero sage schon: je geschickter und geistreicher ein Lehrer sey, um so reizbarer und ungeduldiger lehre er, denn es peinige ihn zu sehen, daß seine Schüler langsam begriffen, was er schnell gelernt. —

Die schnell auffaßenden Schüler sind nicht immer die besten.[4] —

Faulheit des Schülers muß durch Fleiß des Lehrers ersetzt werden.

Anfänger müßen sich streng an die Vorschrift halten, weiter geförderte sollen von ihr unabhängig und frei verfahren, Anfänger langsam arbeiten, geförderte schneller und schneller.[5] —

Wer schnell lehren will, faße gleich anfangs das Ziel ins Auge und gehe stracks drauf los, ohne sich bei Nebensachen aufzuhalten, habe alle Lehrmittel immer bereit zur Hand und Eine Methode in verschiedenen Disciplinen, damit der Schüler bei neuen Materien nicht zugleich mit neuen Formen zu schaffen bekomme.[6]

Angenehm wird das Lernen den Schülern gemacht, wenn der Lehrer sie freundlich und ihrer Natur gemäß behandelt, wenn er ihnen das Ziel ihrer Arbeit zeigt, sie nicht bloß zusehen und zuhören, sondern zugreifen und mitsprechen läßt, auch auf Abwechslung bedacht ist.[7]

1) Ib. 121.
2) Ib. 132.
3) Ib. 133.
4) Ib. 134.
5) Ib. 135.
6) Ib. 139 sqq.
7) Ib. 142 sqq.

Gründlich zu lehren[1] bedarf es klarer, ausgesuchter Beispiele und Vorschriften, weniger zuverläßiger Regeln und ausdauernder Uebung. Es bedarf sicherer Fundamente, eines vorsichtigen Fortbaus, auch Vollständigkeit, Examiniren und Repetiren ist nöthig. Besonders wichtig ist es, daß jeder Schüler angehalten werde, selbst zu lehren. Fortius sagte: von seinen Lehrern habe er viel gelernt, mehr von seinen Mitschülern, am meisten von seinen Schülern.[2]

Die Schule ist eine Werkstätte der Humanität; sie soll die Menschen zum rechten fertigen Gebrauch ihrer Vernunft, Rede und ihres Kunsttalents, zur Weisheit, Beredtsamkeit, Geschicklichkeit und Klugheit ausbilden.

So erzieht man diese jungen Ebenbilder (imagunculas) Gottes, oder vollendet sie vielmehr den in ihnen durch göttliche Kunst gezogenen Umrißen von Güte, Macht und Weisheit[3] gemäß.

Die Kunst, Menschen zu bilden ist keine oberflächliche, sondern eines der tiefsten Geheimnisse der Natur (rerum) und unsres Heils.[4]

10. Unum necessarium.

Wir blicken zurück in eine frühere Vergangenheit, um des Comenius Vorläufer, wir blicken vorwärts in die spätere Zeit, um seine Nachfolger kennen zu lernen. — Erasmus, Vives, Campanella und vorzüglich Baco übten auf ihn, wie wir sahen, großen Einfluß. Ein Fünfter stand ihm der Zeit und seiner ganzen Lebensrichtung nach am nächsten, nämlich Wolfgang Ratich.[5] Manche Grundsätze des Comenius scheinen von Ratich entlehnt zu sein. Dahin gehört das Lob der natürlichen Methode im Gegensatz der herrschenden widernatürlichen, das Dringen auf Erlernen der Muttersprache, das Verwerfen des Zwangs beim Unterricht, das Voranstellen des Uebens vor den theoretischen Regeln, des Kennenlernens der Substanzen vor analytischer Betrachtung ihrer

1) Ib. 145.

2) Ib. 150. Saepe rogare; rogata tenere; retenta docere. Haec tria discipulum faciunt superare magistrum.

3) Ib. 251 sqq.

4) Ib. 273.

5) Comenius bat, wie erwähnt, den Ratich brieflich um Mittheilungen über seine Lehrweise, erhielt aber keine. Doch kannte er Helwigs Bericht und gewiß auch die 1626 erschienene Methodus institutionis nova Ratichii et Ratichianorum.

Accidenzen u. A. Bei einer Vergleichung der gegebenen Charakteristik des Ratichius mit der des Comenius, werden dem Leser noch andere Aehnlichkeiten in die Augen fallen, aber auch bedeutende Unähnlichkeiten. Waren z. B. beide Männer christlich gesinnt, so finden wir doch in Ratich einen entschiedenen Anhänger der lutherischen Confession, während dem Comenius eine Vereinigung aller Confessionen höchstes Ideal war. Ratichs Methode des Unterrichts im Latein ist von der des Comenius durchaus verschieden; wenn dieser verlangt: jeder Schüler solle beim Unterricht ununterbrochen selbstthätig sein und mitsprechen, so erlaubt Ratich nur dem Lehrer zu reden, und legt dagegen dem Schüler ein pythagoreisches Stillschweigen auf.

Der Einfluß des Comenius auf spätere Pädagogen ist unberechenbar, vornämlich auf die Methodiker. Oft dürfte es jedoch schwer zu ermitteln sein, ob diese ihn gekannt oder auf eigenem Wege Gleiches wie er gefunden haben. Wir werden bei Rousseau, Basedow und Pestalozzi vieles ganz mit Comenius Uebereinstimmende finden, was ich hier nicht vorgreifend darlegen will. —

Aber im Verfolg der Geschichte werde ich deshalb noch oft auf diesen außerordentlichen Mann zu sprechen kommen, da seine Werke die Anfänge so vieler späteren Entwicklungen enthalten. —

Comenius ist eine große, ehrwürdige Leidensgestalt. Verfolgt und heimathlos umherirrend während jener entsetzlichen, verwüstenden dreißig Kriegsjahre, verzweifelte er nicht, sondern mit ausdauernder glaubensstarker Treue arbeitete er unermüdet dahin, die Jugend beßer für eine beßere Zukunft zu erziehen. Scheint es doch, als hätte seine zweifellose Sehnsucht in einem großen Theile Europas viele, von der grimmigen Zeit niedergebeugte, ernste Männer aufgerichtet und auch sie mit der Hoffnung belebt: durch fromme und weise Erziehung sei eine gottgefälligere Generation herbeizuführen. Adolph Tasse, ein gelehrter hamburger Professor der Mathematik, schreibt:[1] „in allen Ländern Europas betreibt man das Studium einer beßern Lehrkunst mit Enthusiasmus. Hätte Comenius auch nichts weiter geleistet, als daß er eine solche Saat von Anregungen in aller Seelen ausgestreut, so hätte er genug geleistet.“ —

1) Tasse, Verfaßer vieler mathematischen Schriften, starb 1654. Der Brief scheint aus den Vierziger Jahren des 17ten Jahrhunderts zu sein. Opp. did. 1, 455.

Ich erwähnte, daß Comenius in seinem 77sten Lebensjahre Bekenntnisse schrieb, aus denen wir seine Frömmigkeit kennen lernen, seine innige Liebe, seine Sehnsucht nach den verschiedensten Richtungen hin unermüdet Gutes zu wirken. Der Titel des Buchs ist: „das Eine, was noth zu wissen, was im Leben, im Tode und nach dem Tode noth, was der durch das Unnöthige dieser Welt ermüdete und zu dem Einen, was noth sich zurückziehende Greis Johann Amos Comenius in seinem 77sten Jahre der Welt zu erwägen gibt." Ein Auszug aus dieser merkwürdigen Schrift möge meine Charakteristik beschließen. [1]

„Die allgemeinen Labyrinthe [2] des menschlichen Geschlechtes habe ich beschrieben: soll ich nun meine eignen Irrsale erzählen? Ich wollte sie mit Stillschweigen übergehen, wenn ich nicht wüßte, daß ich auch Zuschauer meines Thuns und meines Leidens gehabt, und fürchtete Aergernis durch Irrthümer zu geben, die ich nicht verbeßerte. Aber weil es meinem Gotte gefiel, mir ein Herz, das dem gemeinen Nutzen zu dienen begierig ist, zu schenken, und er mir auferlegte, eine öffentliche Rolle zu spielen, und einige meiner Handlungen gemisbilligt worden sind, so glaubte ich dieß berühren zu müßen, damit, wenn einige mich für ein Muster von Fürwitz und unnöthigen Bemühungen gehalten haben, oder noch halten, sie an meinem Beispiel sehen mögen, daß man auch bei guten Vorsätzen irren könne, und durch meine Erinnerungen lernen, entweder dieses zu verhüten, oder wie ich, es zu verbeßern. Denn was der Apostel sagt: ‚Thun wir zu viel, so thun wirs Gott, sind wir mäßig, so sind wir für euch mäßig' (2 Cor. 5); das hat ein jeder treue Knecht Gottes auf sich zu ziehen, damit, wo er etwa geirrt, er Gott seinen Irrthum bekenne, und, wenn er selbst gelernt hat diesen Irrthum zu verbeßern, er es seinem Nächsten zu Nutzen kommen laße.

1) Der lateinische Titel des mir vorliegenden Buchs ist: Unum necessarium in vita et morte et post mortem, quod non-necessariis mundi fatigatus et ad Unum Necessarium sese recipiens senex J. A. Comenius anno aetatis suae 77 mundo expendendum offert. Terent. Ad omnia aetate sapimus rectius. Edit. Amstelodami 1668, nunc vero recusum Lipsiae 1734. Joh. Georg Müller gab im zweiten Bande der „Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst" einen Auszug aus Comenius Schrift, dem ich großentheils folge.

2) Er erklärt im Anfang des Buchs das Mährchen von dem Labyrinth des Minos als ein lehrreiches Bild von den vielfachen Verirrungen der Menschen, daher die öftere Wiederholung dieses Bildes im Verfolg.

Ich danke also meinem Gott, der gewollt, daß ich zeitlebens ein Mann der Sehnsucht sein sollte.[1] Und ob Er gleich dadurch mich in manche Labyrinthe hat gerathen laßen, so gewährte er mir es doch, daß ich mich entweder aus den meisten bereits wieder herausarbeitete oder er führt mich selbst noch jetzt an seiner Hand zum Anschauen der seligen Ruhe. Denn die Sehnsucht nach dem Guten, wie sie auch immer in eines Menschen Herzen sei, ist allezeit ein Bächlein, das aus der Quelle alles Guten, aus Gott, herfließt. Die Schuld liegt an uns, wenn wir nicht dem Bächlein folgend bis zu seiner Quelle hinauf oder bis zu seinem Ausfluß ins Meer gelangen, wo die Fülle und Sättigung alles Guten ist. Doch Dank sei der göttlichen Güte! sie führt uns durch die manchen Irrgänge unserer Labyrinthe an dem geheimen Ariadnefaden seiner Weisheit immer endlich wieder zu Ihm, der Quelle und dem Meer alles Guten, zurück. Auch mir ist dieß widerfahren, und ich freue mich, daß ich nach so unzähligen seither gehabten Begierden nach beßern Dingen, deren Zahl ich nicht weiß, immer näher dem eigentlichen Ziele all meines Verlangens zugeführt werde, indem ich erkenne, daß all mein Thun bisher entweder ein bloßes Hin- und Wiederlaufen einer geschäftigen Martha gewesen, (doch aus Liebe zu dem Herrn und seinen Jüngern!) oder nur ein Wechsel des Laufens und der Ruhe. Nun aber liege ich endlich mit Maria zu den Füßen Jesu, und spreche mit David: ‚das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte!'

Ich habe gesagt, daß ich alle meine Arbeiten um des Herrn und seiner Jünger willen aus Liebe übernommen habe; ein andres ist mir nicht bewußt, und verflucht sei jede Stunde und jeder Augenblick, der in irgend einer Thätigkeit anders angewandt wurde! —

Eine meiner vorzüglichen Bemühungen bezog sich auf die Schulverbeßerungen, die ich aus Verlangen, die Jugend in den Schulen aus den beschwerlichen Labyrinthen herauszuführen, worein sie verwickelt worden war, über mich nahm und viele Jahre fortsetzte. Einige hielten dieß für eine dem Amte eines Theologen fremde Sache, als ob Christus diese zwei: ‚weide meine Schafe und weide meine Lämmer!' nicht verbunden und beide seinem geliebten Petrus aufgetragen hätte!

1) Er war, wie ein merkwürdiges neues Buch den Titel führt, un Homme de désir.

Ihm, meiner ewigen Liebe! sage ich ewigen Dank, daß Er solche Liebe zu seinen Lämmern in mein Herz gelegt und Segen gegeben hat, daß die Sache dahin gedieh, wohin sie gediehen ist. Ich hoffe und erwarte es zuversichtlich von meinem Gott, daß meine Vorschläge einst ins Leben treten werden, wenn nun der Winter der Kirche vergangen, der Regen aufgehört hat, und die Blumen im Lande hervorkommen werden; wenn Gott seiner Heerde Hirten nach seinem Herzen, die nicht sich selbst, sondern die Heerde des Herrn weiden, geben, und der Neid, der gegen die Lebendigen gerichtet ist, nach ihrem Tode aufhören wird.

Mein zweites langwieriges und beschwerliches Labyrinth war die Arbeit zum Frieden, oder mein Verlangen die, über verschiedene Glaubensartikel auf eine höchst schädliche Weise streitigen Christenparteien, wenn es Gott gefiele, zu vereinigen, was mir viel Mühe kostete. Ich habe zwar von dem noch nichts in Druck gegeben, vielleicht aber geschieht es noch. Daß ich bisher noch nichts herausgab, geschah wegen der Unversöhnlichkeit gewisser Leute, deren grimmigen Haß auf mich zu laden vertraute Freunde für unzeitig hielten. Aber ich werde es noch veröffentlichen, weil man am Ende Gott mehr als die Menschen fürchten muß. [1] Unsere Zeit war so, wie einst das Gesicht des Elias auf dem Horeb, da er nicht aus der Höle herauszugehen wagte, als Sturmwind, Feuer und Erdbeben vor dem Herrn hergiengen. Allein es wird auch der Zeitpunkt kommen, wo Elias ein sanftes Sausen und in demselben die Stimme des Herrn hören wird. Jetzt ist einem jeden sein Babel schön, und er glaubt, es sei Jerusalem selber, welchem niemand, ihm aber alles weichen müßte. Man nennt es mit Unrecht eine Verwegenheit, wenn jemand im Vertrauen auf Gott und seine gute Sache die ganze Welt anreden und zur Beßerung ermahnen will. Sind wir ja doch alle auf dem großen Schauplatz der Welt beisammen, und was da oder dort geschieht, geht alle an. Wir sind auch alle Eine große Familie. Mit demselben Rechte, womit ein Familienglied dem andern zu Hilfe kömmt, dürfen wir Menschen unsern Mitmenschen behilflich sein. Nächstenliebe predigt die ganze h. Schrift, die gesunde Vernunft lehrt sie. Socrates wollte lieber sterben, als das Gute nicht lehren, und Seneca sagt: ‚Wenn ihm die Weisheit nur für sich gegeben

1) Es unterblieb wegen seines, bald nachdem er dieses geschrieben, erfolgten Todes.

würde, und er ſie niemand mittheilen dürfte, ſo begehre er ſie lieber gar nicht.‘ . . . .

Außer dieſem bin ich, aber nach Gottes Willen! noch in ein anderes ungewöhnliches Labyrinth gerathen, indem ich die göttlichen Offenbarungen, die zu unſerer Zeit geſchehen ſind, unter dem Titel: Lux in tenebris, oder e tenebris herausgab. Viel Mühe und Arbeit, aber auch viel Furcht, Neid und Gefahr verurſachte mir dieß, da man mich wegen meiner Leichtgläubigkeit verlachte. Wenn etliche Weiſſagungen nicht in Erfüllung gehen, ſo will ich mich hüten, darüber zornig zu werden, was dem Jonas nicht wohl bekommen iſt. Denn vielleicht hat Gott Urſachen, ſeine Beſchlüße oder wenigſtens die Offenbarungen derſelben zu ändern! Vielleicht wollte er hier zuerſt zeigen, was die Menſchen ohne ihn nicht können; um in künftigen Zeiten zu zeigen, was er ohne die Menſchen oder durch ſie, wenn er ſie einmal zu ſeinem Willen gebracht hat, thun könne.

Was ſoll ich denn nun anfangen nach ſo vielen Labyrinthen und ſiſyphiſchen Steinen, womit ich mich meine ganze Lebenszeit geplaget habe? Soll ich mit Elias ſagen: ‚So nimm nun, Herr, meine Seele von mir, denn ich bin nicht beßer, als meine Väter!‘ Oder mit David: ‚Verlaß mich nicht, Gott, im Alter . . . bis ich deinen Arm verkündige allen, die noch kommen ſollen!‘ — Keines von beiden! damit ich nicht durch ängſtliches Verlangen des einen oder andern beunruhigt werde, ſondern ich will mein Leben und Sterben, meine Ruhe und Arbeit dem Willen Gottes anheim ſtellen und mit verſchloßnen Augen ihm folgen, wohin er mich führen wird, voll Zuverſicht und Demuth mit David betend: ‚Leite mich nach deinem Rath, und nimm mich endlich mit Ehren an!‘ Und was ich hinfort thun werde, ſoll nicht anders geſchehen, als wäre es mir von Chriſto ſelbſt aufgegeben, damit ich je länger, je mehr, mit dem einigen Nothwendigen zufrieden, alles Unnöthige wegſchaffe oder verbrenne. Werde ich ja bald in das himmliſche Vaterland abgehen, und alles Irdiſche hinter mir laßen! Ja, alles, was ich von irdiſchen Sorgen noch auf mir habe, will ich verlaßen, und lieber mit Feuer verbrennen, als mich ferner damit ſchleppen.

Soll ich dieſen meinen letzten Vorſatz noch deutlicher erklären, ſo ſage ich: eine geringe Hütte, ſie ſei, wie ſie wolle, ſoll mir ſtatt eines Palaſtes ſein, oder, wo ich keine eigne haben kann, da ich mein Haupt

hinlege, so will ich nach dem Beispiel meines Herrn zufrieden sein, wenn mich jemand unter sein Dach aufnimmt. Oder ich will unter dem Dach des Himmels bleiben, wie Er die letzten Nächte auf dem Oelberg, bis mich die Engel, wie den Bettler Lazarus, in ihre Gesellschaft holen. Statt eines kostbaren Kleides will ich mich, wie Johannes, an einem rauhen Gewand begnügen. Brod und Waßer sollen die Stelle eines köstlichen Tisches vertreten, und kömmt noch ein kleines Zugemüse dazu, so will ich die Güte Gottes dafür loben. Meine Bibliothek soll aus dem dreifachen Buche Gottes bestehen; meine Philosophie soll sein, daß ich mit David die Himmel und die Werke Gottes betrachte, und mich verwundere, daß Gott, der Herr so großer Dinge, sich herabläßt, auf mich armen Wurm zu sehen. Meine Medicin soll wenige Kost und öfteres Fasten seyn. Meine Rechtsgelehrsamkeit, daß ich andern thue, was ich will, daß sie mir thun. Fragt jemand nach meiner Theologie, so will ich, wie der sterbende Thomas von Aquino, da ich auch bald sterben werde, die Bibel nehmen und mit Herz und Mund sagen: ‚Ich glaube, was in diesem Buche geschrieben steht;' frägt er genauer nach meinem Glaubensbekenntnis, so will ich ihm das apostolische nennen, da ich kein kürzeres, einfältigeres und nachdrücklicheres weiß, das alle Streitfragen entscheidet. Frägt er nach meiner Gebetsformel, so will ich ihm das Gebet des Herrn weisen, da niemand einen beßeren Schlüßel geben konnte, das Herz des Vaters aufzuschließen, als der eingeborene Sohn, der aus des Vaters Schooße kam. Frägt man nach meinen Lebensregeln, so sind es die zehn Gebote, weil ich glaube, daß niemand, was Gott gefalle, beßer sagen konnte, als Gott selbst. Will man meine Kasuistik wißen, so will ich antworten: alles Meinige sei mir verdächtig, daher fürchte ich mich, auch wenn ich recht thue, und rufe demüthig: Ich bin ein unnützer Knecht! habe Geduld mit mir!

Aber was werden die Bewunderer der menschlichen Weisheit hiezu sagen? Sie werden wohl den alten Narren auslachen, der von dem Gipfel seiner Ehre zu dem tiefsten Grad der Selbsterniedrigung herabsteigt! Sie mögen lachen, wenns ihnen beliebt! mein Herz wird auch lachen, daß es den Wirren entronnen ist. Ich habe den Hafen gefunden, Schicksal und Zufall lebt wohl, sagt der Dichter; ich sage: ich habe Christum gefunden, fahrt hin ihr eiteln Götzen! Er ist mir alles.

Sein Fußschemel soll mir mehr als alle Thronen der Welt, und seine Niedrigkeit mehr als alle Hoheit sein. Mir deucht, ich habe den Himmel unter dem Himmel gefunden, seit ich die Fußstapfen dieses Führers zum Himmel deutlicher vor Augen sehe, als sonst jemals. Den Fußstapfen nachzugehen, ohne abzuweichen, wird mir der sicherste Weg zum Himmel sein. Mein ganzes Leben war nicht mein Vaterland, sondern eine Wanderschaft, meine Herberge ward immer und immer verändert und nirgends fand ich eine bleibende Wohnung. Nunmehr sehe ich mein himmlisches Vaterland schon nahe, zu dessen Pforte mich mein Führer, mein Licht, mein Erlöser gebracht hat, der vorangegangen ist, mir in seines Vaters Hause eine Stätte zu bereiten. Bald wird er kommen, mich aufzunehmen, damit ich sei, wo er ist. Ja, Herr Jesu, ich danke dir, du Anfänger und Vollender meines Glaubens! der du mich unvorsichtigen Wanderer, da ich mich von dem Ziele meiner Reise auf tausend Abwege verirrte, in tausend Nebenwerke zerstreute und aufhielt, doch so weit gebracht hast, daß ich nunmehr die Grenzen des verheißenen Landes vor mir sehe, und nichts als den Jordan des Todes noch zu durchwaten habe, um bald zu seinen Lieblichkeiten selbst zu gelangen. Ich lobe und preise deine heiligste Vorsicht, o mein Erretter, daß du mir auf dieser Erde kein Vaterland und keine Wohnung gegeben hast, sondern daß sie mir nur ein Ort der Verbannung und der Pilgerschaft hat sein müßen, und ich mit David sagen konnte: ‚ich bin beides dein Pilgrim und dein Bürger.' Ich kann nicht sagen, wie Jacob: ‚meiner Tage sind wenig, und sie langen nicht an die Tage meiner Väter.' Denn du hast gemacht, daß die meinigen die Tage meines Vaters und Großvaters und vieler Tausenden, welche mit mir durch die Wüste dieses Lebens giengen, übertreffen. Warum du dieses gethan hast, das weißest du — ich überlaße mich beständig deinen Händen. Du hast mir allezeit, wie dem Elias in der Wüste, einen Engel zugesandt mit einem Bißen Brodes und Trunk Waßers, daß ich nicht vor Durst und Hunger stürbe. Du hast mich vor der gemeinen Thorheit der Menschen bewahrt, die allerlei Zufälliges für das wesentliche Gut, den Weg für das Ziel, das Streben für die Ruhe, die Herberg für die Wohnung, die Wanderschaft für das Vaterlandhalten; mich aber hast du zu deinem Horeb geführt, ja getrieben. Gelobet sei dein heiliger Name!"

4. Das Jahrhundert nach dem weſtphäliſchen Frieden.

Nach Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens waren redliche Fürſten und Magiſträte der freien Reichsſtädte bemüht, die Schulen wieder herzuſtellen. Es war dieß um ſo nöthiger, als die, während des wüſten dreißigjährigen Krieges aufgewachſene Generation, in ſittlich-religiöſer Hinſicht wie in Kenntniſſen ſehr zurückgekommen war. —

Die zunächſt nach dem Frieden erſchienenen Schulordnungen ſchließen ſich meiſt denen des 16ten Jahrhunderts an. Latein bleibt Hauptgegenſtand des Lernens, zunächſt ſteht griechiſch.

Spätere Ordnungen vom Ende des 17ten und den erſten Decennien des folgenden Jahrhunderts zeigen dagegen einen ſehr veränderten Charakter. Man trieb das Alte nicht mehr auf die alte Weiſe und mehr und mehr neue Gegenſtände wurden allmählich in den Kreiß des zu Erlernenden aufgenommen.

Betrachten wir zuerſt die Methode, welche man beim Lehren des Latein befolgte.

In der Schulordnung, welche der Rath zu Frankfurt am Main 1654 publicirte, wird noch tägliches Lateinſprechen befohlen. „Diejenige, heißt es, ſo anders denn latine oder etwas ungebührliches oder Gotteslästerliches reden, ſollen je nach Gelegenheit der Uebertrettung (jedoch mit guter Beſcheidenheit) gezüchtigt werden.“ Ganz übereinſtimmend mit Trotzendorf, Sturm und den Jeſuiten. — Ob ein Lateinſprechen der Art zu billigen ſei, daran zweifelt Feuerlein, der Inſpector des Nürnberger Gymnaſii.[1] „Bißher, ſagt er, verbinden unſere leges die Knaben auch wohl in untern Claſſen sub poena dazu, nichts anders als Latein zu reden, denn man meinte, auch außer dem usu expeditiore hujus linguae etwa ſo viel damit zu gewinnen, daß ſie nicht ſo gar viel mit einander plaudern ſollen.“ Andere ſeien dagegen ſo gar „scrupulös,“ daß ſie die Jugend gar nicht zum Lateinreden an-

1) „Des aus der Aſche von Grund neu erbauten Nürnbergiſchen Gymnasii zu St. Aegidien bisherige Fata, in 3 vollendeten Periodis und die mit deſſelben, nunmehro angehenden vierten Periodo oberherrlich erneuerte und verbeſſerte Lehr- und Zucht-Anſtalt u. ſ. w. von J. C. Feuerlein zu St. Egidien Paſtore und des Gymnasii Inspectore. 1699.“ S. 95.

halten wollten, damit ſie ſich nicht „ein unartig Latein“ angewöhnten.[1] Es werde ein Mittelweg einzuſchlagen ſein zwiſchen dieſer allzugroßen Scrupuloſität, mit der man „der Zunge junger Leute mit dem Latein oder des Lateins vielmehr mit ihrer Zunge ſchone und dem, daß ſich die Knaben kein ſo gar kahles Küchen-Latein angewöhnten.“ Sie müßten nicht unter ſich, ſondern nur unter Aufſicht der Lehrer latein reden.[2] „Im übrigen glaub' ich, fügt Feuerlein hinzu, daß es nicht gar nöthig ſey, unſern jungen Leuten das Latein-Reden bei ſich ſelbſt unter einander zu verbieten.“

Man fieng offenbar an, das Lateinreden mit andern Augen anzuſehen, als in den frühern Jahrhunderten, da man es von allen, ſelbſt den jüngſten Schülern verlangte. Weil es damals als die zweite Mutterſprache der Knaben galt, ſo lehrte man es auch, wie man die Mutterſprache lehrt. Wie dieſe von den Kleinſten anfangs verſuchsweiſe höchſt entſtellt und nur allmählich fehlerfreier geſprochen wird, ſo ließ man ſich auch das unbeholfenſte lateiniſche Kauderwelſch der jüngſten Knaben gern gefallen. Jetzt aber trat man mit andern Forderungen auf; die Schüler ſollten lieber ſchweigen, als ſchlecht latein ſprechen, das gute Sprechen aber durch anhaltendes Leſen der Klaſſiker erlernen. Sah man das Latein nicht mehr als zweite Mutterſprache an? — Dieſer veränderten Anſicht vom Lateinreden entſprach Folgendes. Früher lernte man Latein aus latein abgefaßten Grammatiken, wogegen zuerſt Ratich auftrat.[3] Ihm folgen die Schulordnungen der zweiten Hälfte

1) Der Verfaßer citirt hierbei Wagenfeils Praecepta de copia verborum und de stylo. (Joh. Chriſtoph Wagenfeil, geb. in Nürnberg 1633, geſt. 1705 als Profeſſor in Altorf; ein ſeiner Zeit ſehr angeſehener Polyhiſtor. Er ſchrieb unter A.: von Erziehung eines Printzen, der vor allen Studiis einen Abſcheu hat.) Er ſagt in dem Citat: Infantes statim docentur Latinas expressiones conari; pueris plerumque severa lege interdictum est, ne domi, ne in schola, ne inter congerrones verbum ullum, nisi Latinum proferant. Hinc jam fit ut quidquid in buccam venit egerendo, multasque semper voces, quas non audivisse satius foret, audiendo, non eloquentiae latinae sed solius loquentiae habitum imprudenter contrahant.

2) Auch in „E. E. Raths der Stadt Hamburg Ordnung der öffentlichen St. Johannes Schule. 1732“ heißt es: die Jugend ſolle inſonderheit in den 2 oberſten Klaſſen latein ſprechen und „unter des Praeceptoris Aufſicht eine Probe, da die Schüler lateiniſch mit einander reden“ angeſtellt werden. S. 15.

3) Nach ihm auch Comenius und Balthaſar Schuppius (1610—1661). Der letztere ſagt: „die erſte Hindernüß, welche die Grammatik den Lernenden ſchwer und

des 17ten, der ersten Decennien des 18ten Jahrhunderts. In Quinta, schreibt die Frankfurter Schulordnung von 1654, „soll die neue teutsche Grammatic, loco Compendii Grammaticae Giessensis tractirt werden.“[1] Der Nürnberger Feuerlein sagt:[2] es sei gefragt worden, „ob es in Erlernung der lateinischen Sprache bei der lateinischen Grammatica verbleiben solle, oder eine Teutsch geschriebene Grammatica einzuführen für rathsam möchte befunden werden?“ Man entschied sich für die deutsche Grammatik von Seybold. — Auch die gerühmte märkische lateinische Grammatik, welche die Berliner Rectoren im Jahre 1728 verfaßten, war deutsch. —

Eine Vergleichung der früheren dramatischen Aufführungen in Schulen mit den spätern dürfte auch hierher gehören.[3] Sturm drang darauf, daß in jeder Woche Stücke des Terenz und Plautus aufgeführt würden; sein Zweck war Förderung der Fertigkeit im Lateinsprechen. Viele Schulen folgten ihm hierin.[4] In Oels führte man den Terenz, auch Colloquia des Erasmus auf; in Liegnitz[5] empfahl man (1617) den Terentius christianus. Dennoch, heißt es, laßen wir es bei des „hochberühmten Herrn Sturmii judicio bewenden, dessen Rath ist, daß man mehr auf recitationes und actiones scenicas, als lectiones et explicationes operosas Comoediarum et Tragoediarum veterum in Schulen bedacht seyn solle.“ Auch in Göttingen gab man Stücke des Plautus und Terenz.[6]

Allein dabei blieb man nicht stehen. Einmal schrieben Gymnasiallehrer selbst, lateinische zum Theil sehr seltsame Stücke, wobei sie den ursprünglichen Zweck des Uebens im Lateinreden mit Beseitigung teren-

zuwider machet, ist, daß sie selbe in einer ihnen noch unbekandten Sprache lernen sollen, und die Praecepta Grammatices man ihnen im Latein vorleget, und also ignotum per aeque ignotum dociren und durch unbekandte Mittel sie zu Erlernung eines unbekandten Dinges anführen will.“ B. Schuppii Schriften S. 161.

1) S. 8. In Quarta trat aber die gießener Grammatik ein.

2) L. c. 54.

3) Deutsche Schuldramen berühre ich nur, indem ich auf Gervinus verweise, der in seiner ausgezeichneten Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen (3, 69 ff.) eine reiche Fülle von Thatsachen mitgetheilt hat (vgl. unter A. S. 83. 87—94), zu denen ich hier einige hinzufüge.

4) Oelsnisches Gymn.-Programm, geschrieben vom C. Leißnig. 1841. S. 21.

5) Liegnitzer Gymn.-Programm des Dir. M. Köhler. 1841. S. 21.

6) Dir. Kirsten 1827. L. c. S. 15.

zianischer Unsauberkeit im Auge haben konnten; zuletzt aber scheint das Aufführen deutscher Stücke, welches schon im 16ten Jahrhundert begann, sehr vorgewaltet zu haben. Von Uebung im Lateinsprechen war dann nicht mehr die Rede.

Unter den lateinischen Schuldramen werden des Frankfurter Rectors Hirtzwig Belsasar, Lutherus und Jesulus comoedia sacra de nativitate Christi erwähnt;[1] in Neustettin ließ Rector Tesmar 1684 eine Comödie de rustico ebrio qui princeps creabatur, aufführen.[2]

Auf dem Gymnasium zu Salzwedel[3] gab man Alexander den Großen, nach Curtius. Außer den geschichtlichen Personen traten auf: der Engel Gabriel, Fama, eine Menge Kammerpagen, ein Gespenst, ein Kurier. Ein zweites Stück war: Epaminondas vor dem Halsgericht in Theben. Zwischen je zwei lateinischen Acten wurde ein ganz disparates deutsches Zwischenspiel eingeschaltet, welches den Krieg der Choral- und Figuralmusik vorstellte; Apollo und die Musen traten auf. Im Drama: Herkules am Scheidewege agirten die 7 Künste, dann 3 Soldaten, 3 Studenten, welche ein Studentenlied sangen u. s. w. Und diese Stücke wurden von spätern deutschen — oder vielmehr deutschlateinischen und deutschfranzösischen Schuldramen an jämmerlicher Abgeschmacktheit überboten. So führte man im Jahre 1723 zu Thorn einen „Actus dramaticus von dem bedrückten und erhöheten Joseph" im Gymnasio auf, zu welchem der Verfaßer, ein Gymnasiallehrer, einlud. „Nun ich hierzu, sagt er, eine biblische Materie erwählet und solche auf hiesigem Theatro zu praesentiren von unsern Herren Scholarchen Erlaubniß erlanget habe: als invitire hiermit in ergebenster Schuldigkeit alle und jedwede hohe Gönner und Gönnerinnen von unserm Parnasso, dienstfreundlich bittend, Sie geruhen auf etlich wenige Stunden Ihre praesence uns zu gönnen" ꝛc. Die Ausführung ist eine Mischung von RokokoGalanterie und Gemeinheit.[4]

Ohne alle Galanterie, aber noch gemeiner muß das Schuldrama: „Stargaris oder der Stadt Stargard Glück- und Unglücksfälle" gewesen

1) Bömel l. c. 13.

2) Geschichte des Gymn. zu Neustettin von Dir. A. Giesebrecht. 19.

3) Einladungsschriften zu den Schulfeierlichkeiten des Gymn. zu Salzwedel vom Rector Danneil. 1833. S. 64.

4) Richters Preußische Provinzialblätter. Novbr. 1841. S. 458.

ſein, welches Stargardter Schüler wahrſcheinlich im Jahre 1668 in einem großen Speicher aufführten. Im dritten Act traten zwei Ehebrecher mit einer Ehebrecherin und verbuhlten Mädchen auf, nicht gar ſittliche Geſpräche wurden geführt, zuletzt erſchienen die Frauen der ungetreuen Ehemänner und verfolgten dieſe mit Pantoffeln und Spinnrocken. Im zweiten Act, wo die Maurer auf Befehl des Magiſtrats die Stadtmauer bauen ſollen, fielen heftige Schlägereien vor. Und dieß Drama ward vor den verſammelten Landſtänden gegeben.[1] —

Wenn Sturm u. A. bei den lateiniſchen Schuldramen das Lateinſprechen der agirenden Schüler, andere Schulmänner die Erbauung und den Zeitvertreib der Schüler wie der Zuſchauer beabſichtigten, und deshalb deutſche Stücke aufführen ließen, ſo gibt der zittauer Rector Müller[2] den Zweck an: „die Studirenden durch öffentliche Comödien in der Oratorie und dem politiſchen Decoro zu ererciren.“ Von ſechs gehaltenen Comödien habe er viere „ſelbſt elaboriret,“ durch die Aufführung hätten viele „geſchicktere Sitten an ſich genommen, und ihre Perſon beſſer als zuvor in der politiſchen Welt präſentiren können.“ Es ſei auf Uebung der Memorie abgeſehen geweſen, „indem wir, ſagt er, nicht ſowohl eine thörichte Beluſtigung eitler Gemüther, als einen Nutzen in Studiis und in der Conduite zum Endzweck gehabt. Denn wir wollten uns nicht gerne unter diejenigen ſetzen laßen, die man Luſtigmacher nennet, und die den Pöbel mit ungeziemenden Sottiſen divertiren.“

Wer ſpürt nicht hier, wie in der oben mitgetheilten Thorner Einladung, den Einfluß des Siècle de Louis XIV? Doch hievon ſpäter.— Zunächſt nur dieß. Die neue Anſicht, daß die jüngſten Schüler nicht latein ſprechen, nicht aus lateiniſchen Grammatiken latein lernen ſollen, das Zurücktreten lateiniſcher Schuldramen, von Schülern früher aufgeführt, um ihnen Fertigkeit im Lateinſprechen beizubringen — Alles deutet darauf hin, daß man anfieng, Latein nicht mehr als eine zweite Mutterſprache zu betrachten, und daß die wahre Mutterſprache ihre natürlichen, weſentlichen Rechte geltend machte. Dieß wird uns nun von andern Seiten her auffallend beſtätigt, es wird uns ganz klar, wenn wir die Geſchichte der lateiniſchen Sprache in Deutſchland, ins-

5) Falbe S. 14. 15.

6) Abriß der Schulſtudien auf dem Zittauer Gymnaſio von G. P. Müllern, Gymn.Dir. 1725. S. 24.

besondre ihres Verhältnisses zum Deutschen von den frühesten Zeiten bis zum Anfang des 18ten Jahrhunderts überblicken.

Die Forderung, latein zu sprechen und zu schreiben, ist nämlich der letzte Nachhall der alten Römischen Herrschaft über einen großen Theil Europa's,[1] die Römer drangen den besiegten Völkern ihre Sprache auf. Die römischen Päpste wie die römisch deutschen Kaiser erbten diese Herrschersprache, sie galt im Staat, wie in der Kirche. Allmählich ward aber deutsch Regierungs-, französisch Diplomatensprache; ebenso blieb nach der Reformation das Latein nur für die Katholiken Bibel-, Cultus- und Curialsprache.

Aus dem Staat und zum Theil aus der Kirche vertrieben, flüchtete sich das Lateinsprechen und Schreiben in die Gelehrtenwelt; Latein sollte zur allgemeinen Verständigung aller europäischen Gelehrten bei schriftlicher, drucklicher und mündlicher Mittheilung dienen.

Allein auch aus dieser Region zog es sich allmählich zurück, besonders zu Ende des 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts. Damals klagte Burmann in einer zu Leiden im Jahre 1715 gehaltenen Rede, „die ernste deutsche Nation gehe schon seit einiger Zeit auf Abschaffen der lateinischen Rede aus, so daß man auf Universitätskathedern und in Schulen nur die Muttersprache höre."

Deutlicher spricht hierüber der geistreiche, gelehrte Johann Matthias Gesner. [2] „Sonst, sagt er, hielt man es für eine Sünde (nefas), auf Universitäten anders als latein zu sprechen. Und noch vor 60 bis 70 Jahren wagte niemand von dieser Observanz zu laßen. Als aber im Jahre 1695 die Hallische Universität gestiftet wurde, da fiengen einige an dieß zu ändern. Der erste war Christian Thomasius, welcher deutsch las, weil er nicht Latein verstand. Außerdem hatte er aber auch ganz gute Gründe, dieß zu thun. Denn es war in jener Zeit, da die Gelehrten zwar latein sprachen, aber so, daß sie beßer gethan hätten, deutsch zu reden. Ja hätte man auf Schulen und Universitäten nicht in lateinischer Sprache gelehrt, so würde diese Sprache vielleicht nicht dermaßen verdorben worden sein. — So war denn des Thomasius

1) Leges sermone suo, imperium quasi prae se ferente conscriptas, imposuerunt debellatae genti.

2) Isagoges Tom. 1, 102. Gesners Vorlesungen (primae lineae Isagoges in eruditionem universalem) begannen um das Jahr 1742.

Unwißenheit der erste Grund dieser Veränderung, der zweite sehr gerechte war aber der, damit die lateinische Sprache nicht ganz verdorben würde. Daher geschah es, daß gebildete Männer, welche Latein verstanden, für den Gebrauch des Deutschen waren und riethen, künftighin auf deutsch zu lehren, Halbbarbaren dagegen das Lateinische verfochten. Aber die deutsche Sprache machte schnelle Fortschritte und in Kurzem herrschte sie vor. Gegenwärtig vermögen selbst königliche Befehle nichts mehr gegen die Gewohnheit in deutscher Sprache zu lehren."

Leben und Lehren gehen Hand in Hand. Verlangen Staat und Kirche nicht mehr das Lateinsprechen und Lateinschreiben, so müht man sich vergebens ab, Latein als lebende Muttersprache der Gelehrtenzunft zu behaupten, um so mehr, als die meisten Studirenden nicht zu dieser Zunft gerechnet sein wollen. [1]

Wie auf Universitäten trat nun auf Schulen das Deutsche mehr hervor, und ward fortan unter die Lehrgegenstände aufgenommen. [2] Selbst jene Frankfurter Schulordnung von 1654, welche so sehr auf latein sprechen bringt, selbst diese verlangt, daß die Schüler in der siebenten Klasse „fertig Teutsch und Lateinisch lesen" [3] sollen. Stärker

1) Als lebende Muttersprache sage ich; vom sonstigen Ueben des Lateinschreibens und Lateinsprechens auf Schulen ist nicht die Rede. Später mehr hiervon. Gervinus l. c. 91: „Im Anfang war der Hauptzweck dieser Schulcomödien ein blos practischer; die lateinische Sprache sollte durch den Schüler geübt werden, deren Conversationsgebrauch damals noch einen Zweck hatte."

2) Das Nähere über die Art, wie das Deutsche in Deutschland wieder zu Ehren kam, bei Gervinus. Er weist nach, wie vor Allem die fruchtbringende Gesellschaft hierzu beigetragen. Merkwürdig ist es, daß der erste Gedanke diese Gesellschaft zu stiften aufstieg, als Fürst Ludwig von Anhalt im Jahre 1617 dem Leichenbegängnis seiner Schwester, der Herzogin Dorothea Maria von Weimar, beiwohnte. Es ist dieselbe Herzogin, welche sich schon seit 1613 des Ratich eifrig annahm, ihm auch 2000 Gulden vermachte; es ist derselbe Fürst Ludwig, welcher in seiner Residenz Köthen so viel für Ausführung von Ratichs Schulplänen that. Und Ratich war es, der schon im Jahre 1613 aussprach: es sei dem Lauf der Natur gemäß, wenn die Jugend zuerst ihre Muttersprache „recht und fertig lesen, schreiben und sprechen lerne," ferner: man könne sich in allen Facultäten deutsch faßen. Wenn die fruchtbringende Gesellschaft im Jahre 1620 den Terenz in Köthen deutsch und latein herausgab, so war dies gewiß von Ratich veranlaßt, dessen Schulbücher ebenda im Jahre 1619 erschienen. — Nach Allem ist die Frage erlaubt: ob nicht Ratich, wenn auch nicht den ersten Anstoß zur Stiftung der fruchtbringenden Gesellschaft, doch zu der Richtung gegeben habe, aus welcher sie hervorgieng? Vgl. S. 21. Anm. 1.

3) S. 5.

Auftretende citirt der Nürnberger Feuerlein.[1] „Die meiste, sagen diese, brauchen künftig einmal, in den geist- und weltlichen Aemtern, der Wolredenheit fast immer nur in der Teutschen und das wenigste mal in der Lateinischen Sprache, also müsse man auch in der Teutschen nicht gar nichts thun." Jedoch aber, fügen sie, als fürchteten sie sich zu viel zugegeben zu haben, sogleich hinzu, „jedoch aber sei das Latein freilich in lateinischen Schulen vor allen zu treiben und nicht zu vernachläßigen."

Noch mehr verlangt die angeführte Hamburger Schulordnung.[2] Die Jugend soll nach ihr freilich gut latein sprechen, es müße ihr aber auch „die Teutsche Sprache zeitig, und zwar sofort in Quärta nach ihren Anfangsgründen beigebracht, und darauf in Tertia, Secunda und Prima solchergestalten durch Leß- und Anpreisung guter Teutscher Bücher, auch würckliche Nachahmung derselben in Teutschen Briefen, Reden und auf andere Weise fortgefahren werden, damit niemand aus der Schule ins Gymnasium komme, der nicht genugsahme Proben einer reinen Schreibart in dieser Sprache abgeleget."

Und ebenso urtheilen viele. Der Görlitzer Rector Baumeister sagt:[3] „es ist ein schädliches Vorurtheil, wenn man glaubt, man müße sich auf Schulen bloß um die lateinische, griechische, hebräische Sprache bekümmern, die deutsche gehöre nicht unter die gelehrten Sprachen. Wollte man hierbei doch nur an die Römer denken, die ihre Muttersprache nicht so verunehrten. Wir suchen dieses Vorurtheil der Jugend bei aller Gelegenheit zu benehmen." Weiter heißt es: sie drängen auf gründliche Erlernung und Ausübung der Muttersprache, auch hätten die Deutschen ebensowohl Auctores classicos, als die Römer.

Wenzky, Rector in Prenzlau,[4] bemerkt: „Es ist billig, daß man seine Muttersprache recht lerne und die Jugend in der Schule dazu anführe. Diese Sätze werden von vielen nunmehr zugestanden. Hätte man sie in den vorigen Zeiten beachtet ... so würde man nicht mit Betrübnis sehen, wie zuweilen die größten und gelehrtesten Männer

1) L. c. 93.

2) L. c. 14.

3) M. F. Ch. Baumeisters des Gymn. zu Görlitz Rector Anzeige der vortheilhaften Einrichtung auf dem Görlitzer Gymnasio. 1747.

4) „Die Lerart, welcher sich Georg Wensky adjungirter Rector in Prenzlau bedienet." 1746. S. 5.

öfters darin ſolche Schnitzer machen, die ſie an einem Lehrlinge der lateiniſchen Sprache mit Schärfe ahnden würden."

Aehnlich urtheilt der ſchon erwähnte Director des Zittauer Gymnaſiums Müller.[1] „Unter den Sprachen, ſchreibt er, behält die Mutterſprache den Vorzug: ſintemahl ſie theils die Richtſchnur iſt, nach welcher alle andre Sprachen erlernet und beurtheilt werden müſſen, theils das fürnehmſte Mittel, durch welches wir alle unſre Gelehrſamkeit dem gemeinen Weſen appliciren. Eben derowegen muß in allen Schulen die teutſche Sprache von der erſten Jugend an bis zum Ende beſtändig getrieben und zu dem Haupt-Inſtrument gebrauchet werden, alle Kräffte des Verſtandes an den Tag zu legen."

Es iſt zum Verwundern, daß Gymnaſialrectoren eine ſolche Anſicht vom Unterricht im Deutſchen zu einer Zeit hatten, da unſre Sprache im tiefſten Verfall war. Schrieb man früher ein Gemenge von deutſch und latein, ſo kam jetzt ein drittes Element hinzu, das Franzöſiſche; es entſtand eine wahrhaft babelſche Sprache. Jener Ausſpruch: der Styl iſt der Menſch, gilt auch für Stände und Völker. In der zweiten Hälfte des 17ten und der erſten des 18ten Jahrhunderts zeigte ſich, wie im Styl, ſo im Geſchmack, ja in der Geſinnung und im Charakter der deutſchen gelehrten Stände, vielfach eine widerwärtige, unleidliche Miſchung von ſteifer, deutſch lateiniſcher Gelahrtheit und Pedanterie mit franzöſiſcher frivoler Galanterie und perfidem Serviliſmus gegen Frankreich.

Es begann damals ein Kampf zwiſchen dem Latein und lateiniſcher Literatur mit dem Franzöſiſchen und der franzöſiſchen Literatur. Ruhmredige Franzoſen bildeten ſich und andern ein, ihre Dichter und Proſaiker ſeien den alten Klaſſikern vorzuziehen.[2] In der Diplomatie trat leider allmählich Franzöſiſch als Univerſalſprache der europäiſchen Könige und Fürſten an die Stelle des Latein. Ebenſo hatte es ſich als Umgangsſprache unter den höhern Ständen Deutſchlands geltend gemacht, von denen der heilloſe Ludwig XIV und ſein ihn adorirendes, verworfenes Hofgeſindel als höchſte Muſter der galanten Bildung ver-

1) L. c. 7.

2) Politioris ingenii foetus plurimos ea lingua (gallica) tulit, debita sane laude non fraudandos; modo non intolerandus tumor bona nonnulloram ingenia foedaret. Solos se homines, se solos ingenio praeditos, ridicula saepe ostentatione jactant etc. Morhof. Polyh. 1, 759.

ehrt und nachgeäfft wurden. Die oberflächlichen, verrätherisch undeutschen Anpreiser dieser Bildung hofften sogar: Französisch werde die klassischen Sprachen ganz verdrängen und selbst Lehrsprache auf Universitäten werden.[1]

Darf man sich wundern, wenn alles dies Rückwirkung auf die Schulen hatte? „Es hat zu thun, sagt der Nürnberger Feuerlein,[2] daß nicht mancher vornehmer Leute Söhne vom Griechischen allerdings erimirt werden." Und gleich darauf: „man erachtet nach heutigem Lauf der Zeiten die französische Sprache solchen Personen ganz unentbehrlich."

Der Zusammenhang zwischen dem, daß vornehmer Leute Söhne sich vom Griechischen eximiren ließen und eben denselben Söhnen das Französische unentbehrlich war, liegt vor Augen.

Wenn Sturms Gymnasium im Jahre 1578 mehrere tausend Schüler zählte, unter diesen gegen 200 Adlige, 24 Grafen und Barone und 3 Fürsten, so wurden alle diese Schüler, vornehme wie geringe, nach Ein und demselben Lehrplan unterrichtet. Der Baron von Sonneck ward,[3] wie wir sahen, von seinem Mitschüler ganz so wie die andern in der Rhetorik, im Lateinischen und Griechischen eraminirt. — Dieselbe Gleichheit aller Schüler herrschte auf Trotzendorfs Gymnasium, ja sie war hier in den Schulgesetzen proclamirt. Wer Schüler wird, heißt es, spielt nicht mehr den Adligen.[4]

Welche ehrenwerthe charakterfeste Rücksichtslosigkeit dieser alten

1) Ueber die heimtückische wahrhaft teuflische Weise, wie die Franzosen unsere Fürsten verführten und sittlich vergifteten, vergleiche „Rühs historische Entwickelung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Deutschland und die Deutschen. Berlin 1815." Ein höchst lesens- und beherzigenswerthes Buch. Verführung deutscher Fürsten (167); französische Erziehung der vornehmen Welt (174); ein Emigré, der über die brandenburgsche Kurprinzessin Sophie Charlotte erstaunt, als er entdeckt, daß sie auch deutsch verstehe, da sie gewöhnlich nur französisch sprach (205); wie Französisch allmählich Diplomatensprache geworden (358), und anderes könnte aus jenem Buche angeführt werden. Wie anders die Römer! Magistratus prisci ... illud quoque magna cum perseverantia custodiebant, ne Graecis unquam nisi Latine responsa darent. Quin etiam ipsa linguae volubilitate, qua plurimum valent, excussa, per interpretem loqui cogebant. Valer. Max. 2, 2, 2.

2) L. c. 118.

3) Th. 1, 251.

4) Ponit enim personam Nobilis qui induit Scholastici. Ib. 219.

Rectoren! Wie richtig fühlten sie, daß im Reiche der Wißenschaft kein Ansehen der Person gelte!

Aber wie sticht dagegen die servile Gesinnung späterer Rectoren ab, welche die adlichen Schüler vor den übrigen auszeichneten und ganz absonderlich behandelten! Dasselbe Frankreich, welches zur Zeit der Revolution eine grundfalsche Egalité predigte, dasselbe predigte knechtisch gesinnt zur Zeit der Tyrannei Ludwigs XIV eine grundfalsche Ungleichheit der Stände, und bereitete so den spätern Gleichheitspredigern den Weg. Der französische Servilismus gegen die höhern Stände verpflanzte sich nach Deutschland, auch die Schulen steckte er an. Hier einige Beispiele.

Der schon erwähnte görlitzer Rector Baumeister[1] gibt für die adlichen Schüler ein besonderes Lectionsverzeichnis. Griechisch, was die bürgerlichen Schüler fleißig treiben, fehlt in demselben. Es wird versprochen, einen französischen Lehrer anzustellen. „Die Matheſis wird vor Adliche besonders gelesen," heißt es. Ja der Mann schämt sich nicht zu sagen: „Wir unterscheiden adliche und vornehmer Leute Kinder von andern, so niedriger Geburt sind, auch dadurch, daß wir ihnen theils einen nähern, liebreichern und vertrautern Umgang mit den Lehrern unter Bezeigung aller anständigen Höflichkeit gestatten, theils auch, daß sie von gewissen Verrichtungen ausgenommen sind, denen sich andere unterziehen müssen. Bringen vornehmer Leute Kinder einen Hofmeister mit," heißt es weiter, so sind sie „nicht schlechterdings verbunden, die öffentlichen Stunden zu besuchen." Solche Stunden bezahlt „ein Adlicher gedoppelt."

Der zittauer Gymnasialdirector Müller harmonirt mit dem görlitzer; in der Sprache wie im Inhalt seines Programms zeigt sich steife Pedanterie mit französischer galanter Dressur übertüncht. — [2]Die neue Historie muß nach ihm weitläufig, die übrige Geschichte nur kurz vorgetragen werden. „Wir studiren nicht für die alten, sondern für die heutigen Zeiten," sagt er. „Ein kluger Docente werde dabei Heraldic oder Wapenkunst nebst den Genealogieen anzubringen wissen." Weiter, sagt er, „die Sprachen der heutigen politischen Welt müssen auf Schulen

1) Anzeige vom Görlitzer Gymn. 28. 29. 30.

2) L. c. 9. 8. Nach S. 29 wird gelesen: „Ein Collegium der gantz neuen Historie von 1700 bis auf unsre jetzige Zeit."

nicht negligiret werden," es gebrauchten „unterschiedliche Stände, sonderlich der Adeliche und Hofstand" dieselben in ihrem ganzen Leben. — Den Eltern versichert Müller,[1] daß sie beim Gymnasium „zu Adelichen und galanten Studien, sonderlich zur Mathematik, dem Französischen, Italiänischen und Englischen, wie auch zum Tantzen genugsame Gelegenheit haben. Ja, fährt er fort, ich werde diejenigen, so sie insonderheit meinem Hauß und Tisch hochgeneigt anvertrauen wollen, im Französischen und im Tantzen zu Hause bei mir informiren lassen, um sie desto genauer in Obsicht zu haben, und, wo es nöthig, einige Erinnerungen selbst beizutragen."

Immer blieb es aber eine böse Aufgabe für die Gymnasialrectoren jener Zeit, ihre adlichen Schüler nach dem Muster der französischen Aristokratie zu erziehen. Dem widerstrebte das Bildungsziel, die Methode, Einrichtung und das Lehrerpersonal der Gymnasien. Aus dem hieraus entspringenden Misverhältnis gieng die damalige Stiftung besonderer Lehranstalten für die adliche Jugend: die des halleschen Pädagogiums, der Ritterakademie in Liegnitz u. a. hervor. —

So sehen wir die gelehrten Schulen im Jahrhundert nach dem westphälischen Frieden einen Charakter annehmen, welcher vom Charakter der Schulen des 16ten Jahrhunderts sehr abweicht. Wir sehen, wie das Latein die angemaßten Rechte einer zweiten Muttersprache verliert, das Deutsche seine natürlichen Rechte als ächte Muttersprache geltend macht, wie aber dann, als Folge des schmachvollen Einflußes Frankreichs auf unser Vaterland, das Französische und französische Verbildung mit unheimlichem Zauber die höhern Stände beherrscht. —

So tief alles dieses schon den Begriff und das Wesen unserer gelehrten Schulen umgestaltete, so wirkten hierzu doch noch andere neue Elemente.

„Man hat längstens, schreibt der prenzlauer Rector Wenzky im Jahre 1746,[2] an den meisten Orten die alte Art zu informiren abgeschaffet und angefangen sich mehr nach den jetzigen Zeiten zu richten und zu lehren, man bemühet sich allenthalben, obgleich nicht auf einerlei Weise, Leute zuzubereiten, welche dem Staate nach jetzigen Zeiten die erforderlichen Dienste thun können. — Die Zeiten ändern sich und dar-

1) Ib. 33.
2) L. c. 32.

nach müssen sich auch die Schullehrer richten." Wir sahen schon, wie sich die Zeiten leider geändert hatten. Wenzky zielt vorzüglich auf eine Menge neu eingeführter Lehrgegenstände, und nennt außer dem schon erwähnten Unterricht in der Muttersprache, der Genealogie, Heraldik, noch das Lehren der Geometrie, Krieges-, bürgerlichen Baukunst, Sternkunde, Gnomonik, Botanik, der theoretischen und praktischen Weltweisheit u. s. w. u. s. w. „Ich lehre, sagt er, Bücher beurtheilen," zeige, „wie man ein Werk verfertigen, schreiben, prüfen, ergänzen und die Druckfehler verbessern müsse." „Die Vorurtheile male ich den Schülern als unversöhnliche Feinde ab." — „Wenn man mir sagt: „die Dinge wären zuviel, dadurch würde das Hauptwerk, die Erlernung der Sprachen versäumet:" so antworte ich: die Dinge sind doch alle nützlich und so beschaffen, daß ein Schüler einige Kenntniß davon haben muß. Warum sind die Wissenschaften und Künste so mancherlei?" — In diesem seltsamen Wirrwar tritt uns ein Vorbild der in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts und bis in unsere Zeit sich hinabziehenden pädagogischen Entwicklungen entgegen. Sie dürften sich mit zwei Worten bezeichnen laßen: Realien und Verstandesübungen. Wir werden später beide zur Genüge kennen lernen, die Realien erinnern nur selten an den Tiefsinn des Baco und Comenius.

Ein drittes Element trat hinzu, man hat es als Pietismus bezeichnet; von August Hermann Francke und seiner Schule gieng es aus. Ehe ich von dieser Schule rede, muß ich zuvor die Pädagogik eines Mannes charakterisiren, welcher als ein Nachfolger Montaignes und Bacos und als Vorgänger Rousseaus zu betrachten ist, die Pädagogik des Engländers Locke.

5. Locke.

Leben.[1]

Locke ist 1632 zu Wrington ohnweit Bristol geboren. Sein Vater war Hauptmann in der Parlamentsarmee, während der Bürgerkriege. Dieser erzog ihn in früher Jugend streng, in dem Maaß, als er heranwuchs, freundlicher und freier.

1) Nach der Lebensbeschreibung Lockes von le Clerc, welche vor der unten citirten englischen Ausgabe der Werke Lockes steht.

Locke besuchte die Westminsterschule bis zum Jahre 1651, da er nach Oxford in das Christkirchcollegium [1] kam. Hier ward ihm die aristotelische Philosophie, besonders das eitle Disputiren zuwider. Dagegen studirte er die Schriften des Cartesius und mit besonderer Liebe auch Medicin.

Im Jahre 1664 ging er als englischer Gesandtschaftssecretär nach Berlin, kam 1665 nach Oxford zurück, wo er 1666 und 1667 meteorologische Beobachtungen anstellte, welche Boyle späterhin benutzte.

Im Jahr 1666 machte er die Bekanntschaft von Graf Shaftesbury, dessen damals fünfzehnjährigen Sohn er fortan erzog. Dieser Sohn war sehr kränklich, doch ward er bei Lockes Sorgfalt erhalten, heirathete späterhin, zeugte 7 Kinder, das älteste derselben, einen Sohn, erzog Locke ebenfalls.

Im Jahr 1672 ward Shaftesbury Großkanzler, Locke sein Secretär; doch schon im folgenden Jahre traten beide zurück. Im Jahre 1682 verließ Shaftesbury, von der katholischen Partei bedrängt, England und gieng nach Holland, wohin ihm Locke 1683 folgte. Hier machte er Bekanntschaft mit le Clerc und Limborch; an letzteren schrieb er eine Epistel über Toleranz. Erst 1689 kehrte er mit dem Schiffe, welches Wilhelms III Gemahlin überführte, nach England zurück. 1690 gab er sein berühmtes Werk über den menschlichen Verstand heraus, auch schrieb er gegen solche, welche, unterm Deckmantel des Christenthums, einen türkischen Despotismus vertheidigten.

Im Jahre 1693 erschienen Lockes Gedanken von der Erziehung der Kinder,[2] welches Werk bald neue Auflagen erlebte, und ins Französische, Holländische und Deutsche übersetzt wurde. Hieraus ergibt es sich schon, daß dieß Buch Aufsehen erregte und sehr wirksam in das Erziehungswesen eingriff. Gegen das Ende seines

1) Christchurchcollege.

2) „Some Thoughts concerning Education." Sie finden sich im 3ten Theil von: The works of Locke. London printed for John Churchill. 1714. Es existiren eine Menge Ausgaben. Französisch: De l'education des enfans traduit de l'Anglois de Locke par Mr. Coste. Amsterdam 1730. Handbuch der Erziehung aus dem Englischen des Locke übersetzt von Rudolphi. 1787. Im 9ten Theile des Campeschen Revisionswerkes. Salzmann, Campe, Gedike, Trapp u A. lieferten Anmerkungen zu dieser Uebersetzung, so wie Coste hin und wieder Zusätze, besonders Vergleichungen mit Montaigne gibt.

Lebens wandte Locke sich mehr und mehr dem Studium der heiligen Schrift zu, schrieb Erläuterungen der Episteln an die Römer, Corinther, Galater und Epheser, auch ein Werk über die Vernunftmäßigkeit der christlichen Religion.

Er brachte die letzten Lebensjahre auf dem Lande (zu Oates, 20 engl. Meilen von London) zu. Einige Monate vor seinem Tode genoß er mit zween Freunden das Abendmahl, und erklärte: er empfinde in sich eine wahrhafte Liebe gegen alle Menschen und eine aufrichtige Vereinigung mit der wahren Kirche Christi, man möge nun solche abtheilen und mit Namen benennen, wie man wolle. Am letzten Abend bat er um Fürbitte der Hausgenoßen und sagte: er habe lange und glücklich gelebt, könne aber am ganzen Leben nur Eitelkeit sehen. Unter dem Vorlesen eines Psalms verschied er den 28. October 1704 im 73sten Lebensjahre. —

Lockes Pädagogik.

Aus dem über Lockes Leben Mitgetheilten könnte man schon muthmaßen, welcher Art seine pädagogischen Ansichten sein müßten. Als Arzt, dessen Aufgabe es war, einen kränklichen Zögling nicht sterben zu laßen, mußte er vorzugsweise die Gesundheitspflege ins Auge faßen; als ein Mann, welcher mehrere Staatsposten bekleidete, der mit den vornehmsten Staatsmännern genau verbunden war, den Sohn eines Staatsmanns erzog, mußte er mehr das praktische Moment der Erziehung, als die Gelehrsamkeit herausheben; er konnte nicht umhin, die Principien des hohen Adels, besonders das der Ehre, ebenso die Ansichten desselben von dem, was zu einem gebildeten Edelmann gehöre, und die Antipathie gegen gelehrte Pedanterie, anzuerkennen. Locke berücksichtigte, wie er im Schlußwort selbst sagt, einzig die häusliche Erziehung eines vornehmen reichen Kindes durch einen Hofmeister und sah nur Böses im gemeinsamen Schulleben der Jugend. —

Doch wir wollen ihn nun selbst hören.

In der Einleitung spricht er seine Ansichten im Allgemeinen kurz aus. „Mens sana in corpore sano, das sei eine vollständige Beschreibung eines glücklichen Zustandes in dieser Welt.[1] Wer dieß beides

1) Rudolphis Uebersetzung S. 5—7.

habe, dem bleibe nicht viel zu wünschen übrig, und wem eins von beiden mangle, dem werde alles andere wenig helfen. „Derjenige, dessen Seele nicht weislich steure, werde nie den rechten Weg finden und der, dessen Körper schwächlich und gebrechlich, werde auf dem Wege nie weit kommen. — Neun Zehntheile der Menschen würden durch die Erziehung gut oder böse. — Obgleich nun die Seele Hauptgegenstand des Erziehers, so dürfe der Leib doch nicht vernachläßigt werden, von der Gesundheit des Körpers wolle er zuerst sprechen."

Ich will hier nicht hervorheben, daß der Mensch aus Leib, Seele und Geist besteht. Sagt doch auch Juvenal, von welchem Locke das: Mens sana etc. citirt, an einer andern Stelle:

Mundi
Principio indulsit communis conditor illis (den Thieren)
Tantum animas, nobis *animum quoque.*

So wichtig das Festhalten jener Triplicität für den Erzieher ist, wie ich später zeigen werde, so sehr steht diese Triplicität mit Lockes Ansichten im Widerspruche. —

1. Erhaltung und Beförderung der Gesundheit.[1]

„Kinder vornehmer Aeltern sollten in dieser Hinsicht etwa wie Kinder wohlhabender Landleute gehalten werden.

Die Kinder müßen nicht zu warm gekleidet werden, selbst nicht im Winter; Tag und Nacht bei Wind und Wetter sollen sie baarhäuptig gehen. —

Täglich sollen sie die Füße in kaltem Waßer waschen, dieselben gegen Näße so abhärten, wie die Hände gegen Näße abgehärtet sind. Kalte Bäder wirken bewundernswürdig, besonders auf schwächliche Personen.

Schwimmen müßen alle Knaben lernen; das verstand sich bei den alten Deutschen von selbst; nec literas didicit nec natare, sagte der Römer, wollte er die Erziehung, welche jemand genoßen, tadeln.

Der Knabe treibe sich in jeder Jahreszeit im Freien herum.

Enge Kleider taugen nicht, am wenigsten die Schnürbrüste der Mädchen.

1) S. 9—82 l. c.

Kleinen Kindern gebe man kein Fleisch, dagegen Milch. Zu gesalzene und gewürzte Speisen sind ihnen nicht gut. Zwischen den Mahlzeiten (es müßen deren möglichst wenige sein) sollen die Kinder nur trocken Brod erhalten. Zum Getränk diene Halbbier, kein Wein oder gar Liqueur. Melonen, Pfirsichen, die meisten Arten von Pflaumen und Trauben sollen den Kindern versagt sein (!), nicht aber Erdbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Aepfel und Birnen.

Früh aufstehen, früh zu Bett gehen, sei Regel, 8 Stunden Schlaf reicht hin. Man wecke nicht aufschreckend. Das Lager sei hart, auf Matratzen, nicht auf Federbetten.

Man halte auf regelmäßigen Stuhlgang der Kinder, die beste Zeit ist nach dem Frühstück.

Man gebe den Kindern möglichst wenig Arznei, besonders keine Präservativmittel. Auch schicke man nicht um jede Kleinigkeit nach dem Arzte."

Die Berücksichtigung der Gesundheitspflege der Kinder, von Montaigne angeregt, dürfte vorzüglich zuerst durch Locke allgemeiner geworden sein. Er empfiehlt einfache Lebensweise, Abhärtung, seltenes Mediciniren; Rousseau ging weiter, Basedow und seine Schule führten vieles ins Leben ein.

2. Bildung des Geistes.[1]

„So erhält man den Körper stark, um ihn fähig zu machen, der Seele zu dienen.

Selbstverläugnung und Selbstüberwindung muß früh eingeübt werden.

Kinderfehler sind nicht zu übersehen, sie erwachsen zu Mannsfehlern.[2] Dressirt man doch junge Thiere zum Guten, warum nicht Kinder?

Dagegen leitet man die Kinder zum Bösen an. Gib mir einen Schlag, sagt man, oder: ich will ihn wieder schlagen. — Früh erweckt man ihre Putzsucht, gibt ihnen lügenhafte Ausreden an die Hand, verwöhnt sie zur Leckerei; so sind die Erwachsenen Versucher und Verführer der Jugend.

1) S. 82—106.

2) Vgl. Augustini conf. 1, 7. Imbecillitas membrorum infantilium innocens est, non animus infantium.

Den Launen der Kinder muß man nie dienen, sie zuerst an unbedingten Gehorsam, danach mit den Jahren an Freiheit gewöhnen, so daß sie aus gehorsamen Kindern Freunde werden."

Hier sagt Locke sehr Wahres, Rousseau überbietet ihn später, indem er alle Sünden der Kinder von der Verführung und dem Verzug durch Erwachsene herleitet, eine nothwendige Folge des Pelagianismus.

3. Strafen und Belohnungen.[1]

„Gegen die Ruthe. Was beim Unterrichten eingebläut wird, erregt eben deshalb dem Kinde Widerwillen, zudem wird es durch Schläge feig und sklavisch.

Eben so wenig soll man durch sinnlichen Köder, Leckereien u. dgl. zum Guten bewegen, noch durch Geld, Putz ꝛc. belohnen.

Dagegen wirke man auf die Kinder durch Lob und Tadel. Von allen Motiven, welche geeignet sind, eine vernünftige Seele zu rühren, ist kein mächtigeres, als Ehre und Schande, hat man einmal das Geheimnis gefunden, sie für diese Eindrücke empfänglich zu machen. Kann man daher den Kindern Liebe zur Reputation einflößen und ihnen eine Idee von Scham und Schande beibringen, so hat man ihnen damit ein wahrhaftes Princip eingepflanzt, welches sie unaufhörlich zum Guten führen wird. Hierin, sagt Locke, besteht meines Erachtens das große Geheimnis der Erziehung.

Die Kinder sind empfindlich für Lob und Tadel, was zunimmt, wenn der Vater sie lobt, so oft sie gut sind, und ‚wenn sein Betragen gegen sie kalt und geringschätzig ist, so oft sie Fehler begehen.' Mit Lob verknüpfe man angenehmes, mit dem Tadel unangenehmes; die Kinder müßen lernen, wie sie durch Gutes thun auch bei aller Welt beliebt werden, im entgegengesetzten Falle aber verachtet und gering geschätzt. So wird in ihnen das Verlangen entstehen, sich um Beifall zu bewerben und das zu vermeiden, was sie verächtlich macht. Dieß Streben nach Beifall muß bei den Kindern Motiv seyn, bis sie im reiferen Alter durch ‚Erkenntnis ihrer Pflicht und innere Zufriedenheit, welche der Gehorsam gegen den Schöpfer gewährt,' bestimmt werden.—

Die Lobsprüche, welche die Kinder verdienen, sollten sie in Ge-

1) S. 106—149.

genwart anderer erhalten. ‚Die Belohnung wird verdoppelt, wenn das Lob verbreitet wird.‘ Dagegen soll man ihre Fehler nicht bekannt machen, das macht sie stumpf.“

Wie so viele Methodiker erklärt sich hier Locke gegen körperliche Züchtigung der Kinder, nur in einzelnen Fällen gestattet er solche, wie wir sehen werden. Er verwirft auch sinnlichen Köder, dagegen erklärt er sich hier und im Verfolg noch oft für den schlimmsten aller Köder, für den des Ehrgeizes. Wer es versteht, den Ehrgeiz in der Kinderseele aufzuwecken, der hat, nach Locke, das große Geheimnis der Erziehung gefunden! Trifft er hierin doch mit seinen Antipoden, den Jesuiten, ganz zusammen. „Wahrhaftig, heißt es im jesuitischen Erziehungsplan, wer die Aemulation geschickt zu reizen weiß, der hat durch sie das bewährteste Hülfsmittel im Lehramte, und welches beinahe einzig hinreichend ist, die Jugend aufs Beste zu unterrichten.“ Und wenn die Knaben durch das unkindlichste — und unchristlichste — Motiv zum Guten gelockt worden, dann vermeint der Philosoph, würden sie in reiferen Jahren ohne weiteres ein reineres Princip annehmen! — „Wo keine Götter sind, walten Gespenster.“

4. Vorschriften, welche man Kindern gibt.[1]

„Man gebe ja nicht zu viel Regeln, welche die Kinder kaum zu behalten im Stande sind. Hält man dann auf die Erfüllung, so wird man überstreng, bei larer Observanz wird dagegen die Autorität untergraben. Man suche vielmehr das, was bei ihnen zur Fertigkeit werden soll, durch wiederholtes freundliches Erinnern einzuüben, dabei hüte man sich, zu viel auf einmal zu verlangen, oder etwas, wozu ihnen die Fähigkeit fehlt. —

Affectation ist es, wenn die äußern Handlungen der Kinder nicht mit den innern Stimmungen harmoniren; oder auch, wenn sie diese Stimmungen auf unpaßende Weise äußern. Beßer ist eine schlichte, rohe, sich selbst überlaßene, als eine zur Affectation dressirte Natur.“

5. Aeußerliche Sitten der Kinder.[2]

„Die sogenannten Manieren erlernt das Kind mehr im Umgange

1) S. 149—161.
2) S. 161—172.

mit gesitteten Menschen, als durch Vorschriften. Manchen Plumpheiten kann der Tanzmeister abhelfen. ‚Und, fährt Locke fort, weil nichts so geschickt ist, den Kindern eine anständige Dreistigkeit und ein gesittetes Betragen zu geben und sie in die Gesellschaft der Erwachsenen zu bringen, als das Tanzen; so bin ich der Meinung: sie sollten tanzen lernen, sobald nur ihre Glieder dazu fähig sind. Denn obgleich das nichts weiter als äußere Grazie in der Bewegung ist, so erweckt es doch, ich weiß selbst nicht wie, eine männliche Denkungsart und ein gesetztes Betragen.‘

Man hüte sich, die Manieren jüngerer Kinder beständig zu meistern, vieles gibt sich von selbst mit der Zeit. —

Vor Allem sollen Aeltern ihre Kinder nicht den Bedienten Preiß geben, sondern dieselben so viel möglich um sich haben, doch ohne sie zu beengen.“

Zur Entschuldigung des Lockeschen Tanzmeisters ist zu bemerken, daß zu seiner Zeit keine rasenden Schnellwalzer, sondern höchst artige nüchterne Menuetten getanzt wurden, und der Unterricht im Tanzen eine wahre Tortur der Füße war. — Jetzt ists anders!

Gegen Bediente spricht Locke öfters, doch mild, verglichen mit Rousseau, welcher sie la canaille des valets, les derniers des hommes après leurs maîtres nennt.

6. Vorzüge der häuslichen Erziehung.[1]

„Die Erziehung außer dem älterlichen Hause macht den Knaben dreist und geschickt mit andern umzugehen, auch wirkt der Wetteifer beim Lernen. Doch setzt man die Unschuld des Knaben um ein Bischen Griechisch und Lateinisch aufs Spiel. Und die Dreistigkeit, welche außer dem Hause erlangt wird, artet gewöhnlich in Rohheit und Unverschämtheit aus; dafür mag lieber der im Aelternhause erzogene Knabe etwas schüchtern und blöde bleiben, das verliert sich schon, wenn er in die Welt tritt. Unter einer bunten Heerde wilder Knaben, ‚so wie sie die Schulen gewöhnlich von Aeltern aus allen Klassen versammeln,‘ was sich da der Knabe erwerben könne, wonach dem Vater gelüsten sollte, ist schwer zu errathen.

1) S. 172—193.

Daher ist es beßer, einen Hofmeister ins Haus zu nehmen, welcher dem Knaben ‚weit feinere Sitten, männlichere Gesinnungen und ein Gefühl für das Gute und Wohlanständige beibringen, ihm größere Fortschritte in Kenntnissen jeder Art verschaffen, ihn zeitiger zur Reife des gesetzten Mannes bringen kann, als in irgend einer zahlreichen Erziehungsanstalt möglich ist.' Bei einer so großen Menge Knaben ist es nicht möglich, den einzelnen gehörig zu beaufsichtigen. ‚Auch sind es nicht die Schalksnarrenstreiche und Betrügereien der Schulknaben unter einander, nicht ihre gegenseitigen Grobheiten, nicht ihre künstlich angelegten Plane zusammen Obstgärten zu bestehlen, welche den geschickten brauchbaren Mann machen, sondern es sind die Tugenden der Gerechtigkeit, Großmuth, Mäßigkeit verbunden mit Aufmerksamkeit und Thätigkeit; lauter Eigenschaften, welche die Schulknaben einander nicht mittheilen können.' —

Zur Tugend führt die häusliche Erziehung unter einem Hofmeister am besten, und dieß ist doch die Hauptsache. —

Man nehme auch den Knaben so früh als möglich in die Gesellschaft Erwachsener. — Diese aber, vor Allen die Aeltern, müßen nie den Kindern ein Aergernis geben. Maxima debetur pueris reverentia."

Locke idealisirt die Hofmeistererziehung und carikirt die Schulzucht. Nichts leichter, als dieß umzukehren, eine gute Schule mit einem tüchtigen Rector, wohlgesinnten, einander liebenden und sich einander zu allem Guten stärkenden Schülern auszumalen; — dagegen einen unfähigen oder gar schlechten Hofmeister in einem epikuräischen, unchristlichen, vornehmen Hause, den Zögling der Verführung der Aeltern, des Lehrers, der Bedienten Preiß gegeben u. s. w. —

7. Verzeihliche und strafwürdige Fehler der Jugend.[1]

„Man lege den Kindern das, was sie lernen sollen, nicht als Tagwerk auf, sonst wird es ihnen zum Ekel. Selbst ihre Spiele würden sie anekeln, wenn man sie ihnen anbeföhle. Die Kinder wollen so gut frei und unabhängig sein, als der stolzeste Erwachsene.

Man flöße ihnen Neigung zu dem ein, was sie lernen sollen, und auch dann halte man sie in der Regel nur zur Arbeit an, wenn

1) S. 193—242.

ſie gerade dazu aufgelegt ſind. Ein Kind lernt dreimal ſo viel, wenn es zur Sache geſtimmt iſt, dagegen braucht es doppelt ſo viel Zeit und Mühe, wenn es verſtimmt an die Arbeit geht. Man bringe es wo möglich dahin, daß es ſelbſt den Erzieher bittet, ihm etwas zu lehren.

Doch dürfen die Kinder nicht müßig gehen, auch ſollen ſie ſich überwinden lernen, um einen Lieblingsgegenſtand, wenns ſein muß, fahren zu laßen, einen minder lieben vorzunehmen.

‚Wenn man es zu veranſtalten ſuchte, daß das, was ſie andere thun ſehen, ſich ihnen unvermerkt von ſelbſt als ein Vorrecht reiferer Jahre zeigte; ſo würde der Ehrtrieb und das Verlangen denen, welche ſie über ſich ſehen, gleich zu werden, ihre Betriebſamkeit erwecken, und ſie würden mit Munterkeit und Freude ans Werk gehen, weil das, was ſie beginnen wollen, ihr eigener Wunſch iſt. Das Bewußtſein ihrer lieben theuren Freiheit würde keine geringe Aufmunterung für ſie ſein.‘ Wie viel vermag auch ‚die Hoffnung, eine gute Meinung von ſich zu erwecken und Beifall zu finden‘ über ſie.“

Nur bei einer Hofmeiſtererziehung kann man daran denken, die Kinder einzig dann, wenn ſie aufgelegt ſind, arbeiten zu laßen. Auch hier ließe es ſich als ein entſchiedener Vorzug der Schulen behaupten, daß in dieſen alles nach dem Glockenſchlag geht, und die Knaben früh ſich in feſte, von ihnen unabhängige Verhältniſſe ſchicken lernen. Daran krankt eben unſre Zeit, daß jeder ſich die Freiheit nimmt zu fordern: es müße ſich alles nach ſeiner Anſicht, Luſt und Laune richten. Eben darum taugt keiner mehr zum dienenden Gliede eines Ganzen, weder der Kirche, noch des Staats. — Trieb und Gewißen müſſen ſchon im Knaben verbunden wirken; Liebe zum Lehrer und Liebe zum Lehrobject. — Dafür wird der finſtre, liebloſe, egoiſtiſche Ehrgeiz wieder zu Hilfe gerufen. —

„Man ſtrafe nicht in Leidenſchaft, ſchimpfe die Kinder nicht. Schläge verdienen ſie nur wegen Hartnäckigkeit oder Widerſetzlichkeit, auch dann möge die Schande und Scham mehr wirken, als der Schmerz. Schläge ſollen den Willen brechen, man darf damit nicht ablaßen, bis dieß erreicht iſt. Eben deshalb muß man ſie nicht bei Geringfügigerm anwenden, man habe Geduld, nur nicht mit der Böswilligkeit.

Man muß mit den Kindern ‚raiſonniren.‘ ‚Sie verſtehen das ſo früh, als ſie die Sprache überhaupt verſtehen, und wünſchen früher als

man glaubt, wie vernünftige Geschöpfe behandelt zu sein. Das ist ein Stolz, den man in ihnen sorgfältig pflegen und zu dem vornehmsten Werkzeug machen sollte, wodurch man sie lenkt.' Es versteht sich, daß man ihrem Alter angemeßen handgreiflich raisonnire, besonders halte man ihnen Beispiele vor.

Schläge müßen nicht auf frischer That gegeben werden, weil sich sonst Leidenschaft einmischt; es wäre auch beßer, sie durch ‚einen verständigen Bedienten' ertheilen zu laßen, so daß ‚der Schmerz unmittelbar von der Hand eines andern käme, obgleich auf Befehl und unter den Augen der Aeltern. Dadurch würde ihr Ansehen erhalten, und des Kindes Abneigung, welche der Schmerz, den es leidet, erweckt, würde mehr auf die Person zurück fallen, welche ihn unmittelbar verursacht hat.'

Das Schlagen in Schulen beim Unterricht im Lateinischen und Griechischen dürfte entweder im ‚Unnatürlichen und Widrigen für das Knabenalter, in den Dingen selbst' seinen Grund haben oder in den Methoden dieses Sprachunterrichts. —

Ist ein Kind so boshaft, daß alle Schläge nicht fruchten, so bleibt dem Vater nichts übrig, als für daſselbe zu beten.

Der Hofmeister darf, ehe er nicht erprobt ist, das Kind nicht schlagen ohne ‚Einwilligung und Anweisung' des Vaters."

Schläge in heiligem Zorn gegeben, machen gewis einen tiefern und sittlichern Eindruck auf das Kind, als Schläge eines überkühlen, raisonnirenden Erziehers. Fleischlicher Zorn ist freilich zu vermeiden. Nimmermehr sollte ein Kind von jemand geschlagen werden, der es nicht liebte — von einem Bedienten. Dieser Vorschlag Lockes erinnert an die Jesuiten, auch daran, daß die Spartaner ihre Heloten betrunken machten, um ihren Kindern Abscheu gegen den Trunk beizubringen. Das ist unchristlich vornehm.

Vom Raisonniren später. —

8. Von den Eigenschaften eines Hofmeisters.[1]

„Der Vater beweise dem Hofmeister Achtung, damit das Kind des Vaters Beispiel folge.

Der Hofmeister gehe dem Zögling in allem mit gutem Beispiel

1) S. 242—280.

voran. — Ein ſolcher Hofmeiſter iſt ſchwer aufzufinden, ſo ſchwer, als eine gute Frau für den Sohn aufzufinden iſt.

Daß der Hofmeiſter Latein und Logik inne hat, iſt nicht genug; er muß auch von feinen Sitten, in und zu guter Geſellſchaft gebildet ſein, ſonſt wird ſeine Gelehrſamkeit als Pedanterei, ſeine ſchlichte Einfalt als bäuriſches Weſen erſcheinen, ſeine Gutmüthigkeit als niedrige Schmeichelei. Aus Büchern ſchöpft man die feine Lebensart nicht. ‚In den meiſten Fällen kommt es auf die Manier mehr an, als auf die Sache ſelbſt, die man thut; und nur davon hängt das Wohlgefallen oder Misfallen ab, welches die Sache erweckt.‘

Dem Hofmeiſter liegts um ſo mehr ob, den Zögling auf jedes Unmanierliche aufmerkſam zu machen, als dieß ſonſt von keinem geſchieht. Nur hinterm Rücken des Fehlenden ſpricht man davon.

Auch muß der Erzieher Weltkenntnis beſitzen, um ſie dem Zögling mitzutheilen, beſonders damit er die Menſchen beobachten lerne und für das halte, was ſie ſind, nicht für beßer, noch für ſchlimmer. Geſchieht dieß nicht, ſo wird der Zögling, wenn er ſelbſtſtändig ins Leben tritt, leicht verführt. Dagegen muß er bei Zeiten gewarnt ſein. Wichtiger als ‚Latein und Gedächtniskram‘ iſt für ihn ſolche Lebensklugheit.

Der Hofmeiſter braucht kein völliger Gelehrter zu ſein oder alle die Wißenſchaften vollkommen zu beſitzen, in welche der junge Weltmann bloß eingeleitet ſein und von denen er eine allgemeine ſyſtematiſche Ueberſicht haben muß. Studiren ſoll dieſer vornämlich, um ſeine Kräfte zu üben und vor Müßiggang bewahrt, nicht um ein Gelehrter zu werden. Aber leider gilt bei uns Senecas Wort: Non vitae sed scholae discimus. Kinder ſollen ja lernen, was ſie als Männer brauchen können.

Die Aeltern dürfen weder Mühe noch Koſten ſparen, um ſich einen guten Hofmeiſter zu verſchaffen.“

Locke, wie Montaigne und Rouſſeau, geben ein Ideal von Hofmeiſter, auf deſſen Realiſirung bei uns nur Könige und Fürſten denken könnten, welche Männer erwählten, die nicht bloß durch Schulen, ſondern auch durch das Leben gebildet wären, Reiſen gemacht hätten ꝛc. Manches hat Locke hier, faſt wörtlich, von Montaigne genommen.

9. Vertraulichkeit der Aeltern gegen die Kinder.[1]

„Befestigt die Autorität über Euer Kind so früh als möglich, damit sie auf dasselbe wie ein natürliches Princip wirke, dessen Ursprung es nicht wahrgenommen. Es fürchte und liebe Euch. In dem Maaße, als es heranwächst, muß aber das Befehlen zurück, vertrauliches, freundliches Rathen und Besprechen hervortreten. Je früher man den Knaben als einen Mann behandelt, um so früher wird er ein Mann werden."

Locke scheint diese Regeln aus der Art, wie ihn sein Vater erzog, entnommen zu haben. — Verwerflich ist die Meinung: man könne und solle Knaben vor der Zeit als Männer behandeln, dadurch würden sie früher Männer; Gott behüte vor solchem Treibhäuseln.

10. Von der zu unterdrückenden Herrschbegierde und Selbstsucht der Kinder.[2]

„Kinder wollen herrschen, das ist die Quelle vieles Bösen; eben so wollen sie haben, besitzen. Gegen diese Herrschsucht und Habsucht muß früh gewirkt werden. Man gewähre dem Kinde nichts, was es mit Ungestüm verlangt, erschreien und ertrotzen will; dagegen befriedige man wahre Bedürfnisse. Wenn es z. B. hungert und dürstet, so gebe man ihm zu eßen und zu trinken, nicht aber Braten, wenn es gerade Braten fordert. Es muß frühe Selbstverläugnung lernen. Nur in den Erholungen und Spielen darf man dem Kinde Freiheit gestatten.

Aus der Herrschsucht entspringt das Klagen der Kinder über ihre Kameraden, dieß ist meist abzuweisen. Zuweilen muß man aber Frieden stiften.

Habsucht, die Wurzel alles Uebels, suche man bei den Kindern auszurotten, Bereitwilligkeit mitzutheilen einzupflanzen. Diese Tugend muß man erwecken durch Lob und beständige sorgfältige Veranstaltung, daß das Kind durch Großmuth und Freigebigkeit niemals verliere. Man belohne es jedesmal, wenn es jene Tugend ausübt, ohne Ausnahme und mit Wucher, und laße es ihm einleuchtend werden, daß Erweisungen der Liebe gegen andre keine schlechte Oekonomie seien, sondern daß ihnen wieder Erweisungen der Liebe folgen, theils von

1) S. 280—296.
2) S. 296—329.

Seiten derer, welche sie empfiengen, theils derer, welche nur Zuschauer waren. —

Man halte die Kinder zu gewißenhafter Redlichkeit, zum Achten fremden Eigenthums an; kleine Unredlichkeiten der Kinder erwachsen zu Betrügereien, wenn sie Männer werden.

Da wir in unsern ersten Handlungen weit mehr durch Egoismus als durch Vernunft oder Ueberlegung geleitet werden, so ist es kein Wunder, wenn die Kinder sehr leicht den Unterschied zwischen Recht und Unrecht aus den Augen verlieren, denn die Erkenntnis davon erfordert eine gebildete Vernunft und ernsthafte Ueberlegung."

Die Art, wie Locke die Habsucht der Kinder ausrotten, Freigebigkeit ihnen beibringen will, ist grundverkehrt, das gerade Gegentheil der Lehre Christi, und recht gemacht, um das eigennützigste Wohlthun zu bewirken, welches scheinen muß vor den Leuten, damit ihm der Wucher nicht entgeht. Das geschieht ja, wenn niemand des Kindes Tugendübung erfährt. —

Vernunft und Ueberlegung heilen nicht den Egoismus der Erwachsenen, treten vielmehr oft in dessen Dienst.

11. Weinen und Schreien der Kinder.[1]

„Widerspenstigem Schreien muß streng entgegengetreten werden; im Schreien über Schmerz müßen die Kinder nicht durch Bedauren bestärkt, vielmehr sollen sie abgehärtet werden."

Im geraden Widerspruch mit dieser verständigen Regel Lockes steht das unvernünftige Schreien und Anstellen Erwachsener, wenn Kinder hinfallen, wodurch diese oft erst in Aufruhr kommen.

12. Furcht und Herzhaftigkeit der Kinder.[2]

„Man entwöhne von Furcht, doch so, daß die Kinder nicht dummdreist werden, und erziehe sie zum rechten Muth. Dieser bleibt seiner mächtig, bei jeder Gefahr und in jedem Leiden gewißenhaft. —

Man mache die Kinder nicht schreckhaft, gewöhne sie an den Anblick widerwärtiger Thiere, der Frösche ꝛc., härte sie ab, so daß sie selbst freiwillig Schmerzen ertragen. Dabei benütze man die Ambition. (!)

1) S. 329—338.
2) S. 338—355.

13. „Neigung der Kinder zur Grausamkeit,'

besonders zur Thierquälerei ist zu bekämpfen. Aber das Gegentheil geschieht. ‚Man lehrt die Kinder schlagen und lacht darüber, wenn sie andern wehe thun. — Läuft doch das ganze Geschwätz, womit die Geschichte uns bewirtet, fast auf nichts anders als auf Fechten und Todtschlagen hinaus.' Die Eroberer sind große Schlächter des Menschengeschlechts, sie lernt der Jüngling bewundern, sein Wohlwollen wird dadurch erstickt. —

Man halte auch die Kinder zur Freundlichkeit gegen Geringere, besonders gegen Dienstboten an." —

14. Wißbegierde und träge Achtlosigkeit der Kinder.[1]

„Das fragende Kind muß nicht unfreundlich zurückgewiesen, auch nicht mit unrichtigen Antworten gefoppt werden. Kinderfragen machen oft Männern zu schaffen. Um die Wißbegierde zu befördern, erzähle man in ihrem Beisein von den Kenntnissen anderer. ‚Und weil wir einmal alle, selbst von der Wiege an, eitle und stolze Geschöpfe sind, so schmeichle man ihrer Eitelkeit mit Dingen, die ihnen nützlich werden können, und laße ihren Stolz da wirksam sein, wo es zu ihrem Vortheil sein kann.' Ein ähnlicher Sporn ists, wenn man jüngere Geschwister durch ältere unterrichten läßt.

Kindern, die zum Spielen fleißig, zum Lernen träge sind, befehle man ernstlich, den ganzen Tag zu spielen, um es ihnen zum Ueberdruß zu machen, ihre Arbeit behandle man dagegen als Erholung, mache sie ihnen nie zum Geschäft. Auch körperliche Arbeit ist gut für die Trägen, da sie leicht beaufsichtigt und controlirt werden kann."

So soll der Stolz wieder Triebfeder sein. Locke erkennt, daß es dem Stolz älterer Geschwister schmeichle, wenn sie jüngere unterrichten. Man mache die Anwendung auf Decurionen und Monitoren.

15. „Spielsachen der Kinder[2]

sind nicht im Ueberfluß anzuschaffen, auch müßen nicht viele zugleich in die

1) S. 355—364.
2) S. 364—394.
3) S. 394—399.

Hände gegeben werden. Wo möglich sollen die Kinder sich die Spielsachen selbst machen, wobei man helfen kann."

16. Lügen der Kinder.[1]

„Dieß muß ihnen als etwas Abscheuliches dargestellt werden, als etwas, das ‚dem Namen und Charakter eines Mannes von Ehre so sehr widerspricht, daß Niemand, der einigen Anspruch darauf macht, die Beschuldigung einer Lüge ertragen kann.'[2] — Wiederholtes Lügen ist mit Schlägen zu bestrafen; offenes Geständnis eines Fehlers muß mit Verzeihen des Fehlers belohnt werden."

„Mann von Ehre" — von welcher Ehre ist die Rede?

17. Von der Verehrung Gottes, als der Grundlage der Tugend.[3]

„Die Tugend ist ‚die erste und unentbehrlichste unter den Eigenschaften eines Menschen, oder eines gebildeten Mannes,[4] weil sie unumgänglich nothwendig ist, ihm die Achtung und Liebe anderer und Zufriedenheit mit sich selbst zu erwerben.' Den Grund hierzu legt ein richtiger Begriff von Gott dem Schöpfer,[5] der uns liebt, den wir wieder ehren und lieben sollen, ein Begriff, wie ihn unser Glaubensbekenntnis lehrt. Mehr als dieß lehre man nicht von Gott, nur laße man Morgens und Abends ein kurzes bleibendes Gebet beten.

Von Geistern lehre man nichts; vor Eindrücken und Vorstellungen von Gespenstern und Poltergeistern müßen die Kinder bewahrt werden.[6]

1) S. 399—406.

2) La Coste übersetzt: une qualité indigne d'un homme de bonne maison, qui le met au rang de ce qu'il y a de plus bas et de plus méprisable parmi la plus vile populace.

3) S. 406—418.

4) Im Original: Gentleman. La Coste: la vertu la plus excellente de ces choses, la plus avantageuse à l'homme, et en particulier à une personne de bonne maison. Locke sagt vorher: vier Dinge werde ein Vater seinem Sohne — außer dem Vermögen — wünschen: Tugend, Klugheit, Lebensart und Kenntnisse.

5) La Coste: Idée de Dieu, telle qu'elle nous est sagement proposée dans le Symbole des Apôtres. Im Original: as the Creed wisely teaches.

6) Funk und Gedike bemerken hierzu: „Schwerlich wird man umhin können, dem Kinde etwas, was dies auch sey, hierüber zu sagen, da dasselbe nicht leicht über die Gasse gehen kann, ohne einen Namen zu hören, der nebst dem damit verbundenen

An die Lehre von Gott ſchließe man die Anweiſung zur Wahrheit, Liebe und zum Wohlwollen an.“

18. Von der Klugheit.[1]

„Die Kunſt, ſeine Geſchäfte in der Welt mit Geſchicklichkeit und Vorſicht zu behandeln. Dazu gehört Verſtand und Redlichkeit. Liſt iſt ein unverſtändiger, unredlicher Affe der Klugheit.

Man bilde den praktiſchen Verſtand der Kinder und halte ſie von Falſchheit fern.“

19. Von der feinen Lebensart.[2]

„Einfältige Verſchämtheit und unverſchämte Nachläßigkeit müßen vermieden werden.

Höflichkeit iſt: der Wille niemand zu beleidigen; Wohlgezogenheit: die gefälligſte Weiſe dieſen Willen zu erkennen zu geben.[3] Iſt der gute Wille nur da, ſo findet ſich beim Umgange mit Wohlgezogenen die Wohlgezogenheit der Kinder von ſelbſt. Man plage ſie deshalb nicht zu früh mit der Kunſt ein Kompliment zu machen ꝛc.

Darüber wache man, daß ſie niemanden in der Rede unterbrechen, beſonders nicht mit Anmaßung.“

20. Vom Unterricht.[4]

„Von Kenntniſſen rede ich zuletzt, ſagt Locke, weil ich ſie für das unwichtigſte Stück halte. — Man macht viel Aufhebens um ein wenig Latein und Griechiſch, ſieben bis zehen Jahre kettet man ein Kind ans

Begriffe, noch aus den Zeiten vor der Reformation, dem Pöbel in allen Ständen geläufiger und zum Theil ſogar wichtiger iſt, als der Name und Begriff des Höchſten und Liebenswürdigſten.“ Es würde zu weit führen, wollte ich hier auf Lockes Moral näher eingehen, auf ſeinen Begriff von Tugend, ſeine Motive zur Tugend u. ſ. w. Ehre bei Menſchen, nicht Liebe Gottes und der Menſchen, iſt doch Anfang und Ende ſeiner Moral.

1) S. 418—421.

2) S. 421—435.

3) L'esprit de politesse est une certaine attention à faire que par nos paroles et par nos manières les autres soient contents de nous et d'eux-mêmes. (la Bruyere.)

4) S. 435—583.

Ruder, um dieſe zwei Sprachen zu lernen, ‚die es mit einem weit geringern Aufwande von Mühe und Zeit und faſt ſpielend hätte lernen können.‘“

„Ein tugendhafter weiſer Mann iſt einem großen Gelehrten weit vorzuziehen.“

So erklärt Locke, daß er eine kürzere und beßere Lehrmethode kenne. Den Gegenſatz des großen Gelehrten und des tugendhaften Mannes hebt ſchon Montaigne hervor, noch weit mehr Rouſſeau.

Leſen. „Sobald der Knabe ſprechen kann, lerne er leſen, das muß ihm aber nicht zum Geſchäfte gemacht werden, ſondern ein Spiel ſein, ſein Alter haßt allen Zwang. Spielſachen ſollten zum Leſenlernen dienen. Z. B. ein Würfel von 25 Flächen, auf welchen man einen Buchſtaben nach dem andern ſchriebe und einen Gewinn auf die Buchſtaben, welche man würfe, ausſetzte. Kennt der Knabe ſo die einzelnen Buchſtaben, dann ſchreite man weiter zum Buchſtabiren und Leſen.

Aeſops Fabeln, wo möglich mit Bildern ausgeſtattet, eignen ſich zum erſten Leſebuch. Nicht durch Worte, ſondern durch Dinge oder Abbildungen der Dinge erhalten die Kinder die erſten Vorſtellungen. Reineke Fuchs iſt auch zu empfehlen.[1] (!)

Das Vaterunſer, den Glauben und die Gebote ſoll der Knabe nicht durch Leſen auswendig lernen, ſondern indem man es ihm vorſagt.[2] —

Die ganze Bibel iſt kein Leſebuch für Kinder, nur Auszüge aus derſelben, welche zur Uebung im Leſen und zur Belehrung dienen, müßen gebraucht werden.[3]

Schreiben beginne mit Anweiſung zum richtigen Halten der Feder; rothe Buchſtaben laße man mit ſchwarzer Dinte überziehen.

Zeichnen iſt an den Schreibunterricht anzuſchließen, beſonders

1) Raynard the Fox. Vieles erinnert an Comenius.

2) Hierzu bemerkt Campe: „Und wozu? in dieſem Alter? Ich ſinne vergebens nach, einen vernünftigen Grund weiß ich nicht zu erdenken.“ Dazu Reſewitz: „Er verſteht ſie auch nicht;“ zuletzt Gedike: „Am wenigſten braucht er aber jemals die zehn Gebote zu lernen, die doch nur immer eine höchſt dürftige, höchſt unvollſtändige und höchſt unbeſtimmte Moral enthalten. Aber ſie waren auch nicht dazu beſtimmt, ein Lehrbuch der Moral zu ſeyn, und es iſt Moſes Schuld nicht, daß chriſtliche Erzieher ſeinen jüdiſchen Criminalcodex zum moraliſchen Elementarbuch machten.“ (!)

3) Außerdem empfiehlt Locke einen Katechismus von Worthington, worin alle Antworten wörtlich aus der Bibel entnommen ſind.

um Gegenden, Gebäude, Maschinen ꝛc. darstellen zu lernen, was auf Reisen sehr zu statten kommt.

Auch dürfte es gut sein, den Kindern Stenographie zu lehren.

Sprachen. Zuerst lerne der Knabe französisch, da dieß auf die einzig richtige Weise, nämlich durch Sprechen, gelehrt wird. Früh muß französisch gelernt werden, weil in späterer Zeit die Fertigkeit einer guten Aussprache schwerer erlangt wird.

Latein sollte, eben so wie das Französische, durch Sprechen erlernt werden. Aber nicht von jedermann, nicht von solchen, welche ihr übriges Leben gar nichts mit dieser Sprache zu thun haben, wie z. B. nicht von künftigen Kaufleuten, Pächtern, welche im Schreiben und Rechnen verabsäumt werden, weil sie alle Zeit auf Latein verwenden müßen.

Mit lateinischer Grammatik verschone man das Kind, suche ihm vielmehr einen Mann, der stets mit ihm latein spricht. So wird es die fremde Sprache gerade so erlernen, wie seine Muttersprache oder auch wie Mädchen von Französinnen französisch sprechen lernen. —

Diese lateinischen Conversationen können nun zugleich durch den Inhalt belehrend sein, von ‚Geographie, Astronomie, Chronologie, Anatomie' und einigen Theilen der Geschichte handeln, auch von ‚Dingen, die innerhalb der sinnlichen Sphäre liegen.' Mit solchen Dingen sollten wir den Grund legen. —

Ist kein guter Lateinsprecher zu haben, so nehme man ein unterhaltendes Buch, etwa Aesops Fabeln und schreibe ‚die englische Uebersetzung, die so wörtlich sein muß als möglich, dergestalt zwischen die Zeilen, daß über jedes lateinische Wort das ihm entsprechende englische zu stehen kommt. Diese Uebersetzung laßt ihn alle Tage lesen und wiederlesen, bis er das Lateinische völlig versteht; und dann laßt ihn zu einer andern Fabel fortgehen, aber diejenige, die er schon weiß, öfters wiederholen, um sie in seinem Gedächtnis zu erhalten. Auch schreibe er dieselben Fabeln ab, lerne dabei die Conjugationen und Declinationen auswendig; mehr braucht er zunächst von der Grammatik nicht zu wißen.'"

Locke schließt sich hier und im Folgenden oft an Comenius an, welcher auch durch Sprechen die fremde Sprache und zugleich Realien beibringen wollte; die Interlinearversion des Aesops ist dagegen ganz auf Ratichs Weise. Wahrscheinlich kannte Locke die Schriften beider Männer.

Man mache den Kindern das Lernen möglichst leicht und angenehm, ihre Furcht schadet dem Auffaßen, ‚es ist so unmöglich in eine zitternde Seele schöne und regelmäßige Züge zu zeichnen, als auf ein schwankendes Papier.‘ —

Nach dem Aesop kann Justinus oder Eutropius gelesen werden, der Schüler mag eine englische Uebersetzung zu Hilfe nehmen. — Durch die Grammatik lernt man keine Sprache sprechen. — Das genauere Studium der griechischen und lateinischen Grammatik bleibe den Philologen von Profession überlaßen. Wollte ein Engländer von Stande eine Grammatik studiren, so wäre es die seiner Muttersprache, an welche man aber nicht denkt. — Ueberhaupt sollte die Grammatik einer Sprache nur dem gelehrt werden, welcher diese Sprache schon spräche; sie wäre ihm eine Vorschule zur Rhetorik. Wer daher die alten Sprachen weder sprechen noch schreiben, nur die Klassiker lesen will, bedarf des grammatischen Studiums nicht.

Der Schüler übersetze aus dem Latein in seine Muttersprache, und erwerbe sich dabei Realkenntnisse, z. B. Kenntnis der Mineralien, Pflanzen, Thiere, ‚vornehmlich der Nutzholz- und Fruchtbäume.‘ ‚Noch wesentlicher gehören Geographie, Astronomie und Anatomie hierher.‘

Muß der Knabe in einer Schule Latein lernen, so sucht ihn vom Schreiben lateinischer Ausarbeitungen, Reden und Verse frei zu machen, sagt: es sei euch bloß darum zu thun, daß er einen lateinischen Schriftsteller verstehen lerne, nicht darum, daß er ein lateinischer Redner und Dichter werde. Man gibt überdieß Themata zu Ausarbeitungen, von denen die Schüler nichts verstehen. Dafür sollte man ihnen lieber aufgeben aus dem Stegreife in der Muttersprache über Dinge zu sprechen, die sie wirklich verstehen, oder auch schriftliche Ausarbeitungen über dergleichen zu machen.

Den Schüler mit lateinischem Versmachen zu quälen, wenn er kein Dichtertalent hat, ist höchst unvernünftig. ‚Und wenn er wirklich poetische Ader hat, so würde ich, sagt Locke, es höchst seltsam finden, wenn der Vater wünschte oder geschehen ließe, daß man sie nährte oder gar verstärkte. Ich dächte, Aeltern sollten daran arbeiten, sie zu ersticken oder zu unterdrücken, so viel sie könnten, und ich weiß nicht, was für Gründe ein Vater haben kann, zu wünschen, daß sein Sohn

ein Poet werde, wenn er nicht etwa wünscht, daß er jedem andern Beruf und jedem Geschäfte des Lebens absterbe. Und das ist noch bei weitem nicht das Schlimmste bei der Sache. Denn wenn er nun wirklich ein glücklicher Reimer wird und es ihm gelingt, den Ruf eines schönen Geistes zu erlangen: so wünschte ich, man bedächte, in welchen Gesellschaften und an welchen Oertern er wahrscheinlich seine Zeit und sein Vermögen obendrein verspenden wird. Man hat noch sehr selten gesehen, daß einer Gold- und Silberminen auf dem Parnaß entdeckt hat. Es ist dort eine liebliche Luft, aber ein unfruchtbarer Boden, und es gibt sehr wenig Beispiele von solchen, die ihr väterliches Erbe durch einen dort gethanen Fund vermehrt hätten.' Poeterei und Spielen gehen meist Hand in Hand. Soll euer Sohn nicht der Zeitvertreiber lüderlicher Gesellen werden, so wünscht auch nicht, ‚daß er Poet werde oder daß sein Schulmeister ihn in der Kunst Verse zu schmieden einweihe.' Wollt ihr ihn aber wirklich zum Dichter bilden, so ist dazu ‚das Lesen der besten griechischen und lateinischen Dichter ein weit besseres Mittel, als selbst schlechte Verse in einer Sprache machen, die nicht seine eigene ist."

So urtheilt Shakespeares Landsmann über Poesie. Sogar Campe [1] meint: die poetische Ader zu ersticken und zu erdrücken, das sei zu viel; und noch mehr nimmt Gedike sich der Poesie an, wiewohl er räth, auch den Jüngling, der Anlage zum wirklichen Dichter habe, zu belehren, daß es noch ungleich größere Verdienste gebe, als das Verdienst selbst des größten Dichters sei. — Zur Entschuldigung Lockes muß jedoch bemerkt werden, daß die berühmtesten englischen Dichter seiner Zeit: Dryden, Cowley ꝛc. höchst unzüchtige Gedichte machten. Vollkommen Recht hat er, das stümperhafte Zusammenflicken lateinischer Verse nicht als eine Vorschule für den ächten Dichter anzusehen. Umgekehrt hätte er es empfehlen können als ein treffliches Mittel, ein poetisches Talent „zu ersticken und zu erdrücken."

„Aus den Klassikern laße man nicht große Stücke auswendig lernen, nur vorzüglich schöne Stellen. Ob das Gedächtnis durch Auswendiglernen geübt werde? frägt sich. ‚Womit die Seele stark beschäftigt ist und woran sie Wohlgefallen hat, das behält sie am besten. Verbindet man damit noch Methode und Ordnung, so ist alles geschehen, was geschehen kann, einem schwachen Gedächtnis aufzuhelfen." —

1) Lockes Handbuch ꝛc. S. 515.

Der Lehrer muß das Lateinlernen für den geringsten Theil der Erziehung achten. Das könnte die Mutter selbst dem Kinde lehren, wenn sie sich von ihm täglich zwei bis drei Stunden die Evangelien latein vorlesen ließe. Liest sie für sich die lateinischen Evangelien, so wird sie dieselben bald verstehen lernen, und versteht sie diese, so „laßt sie auf dieselbe Weise Aesops Fabeln lesen und so weiter fortgehen zum Eutrop, Justin.“ Eine latein lehrende Gertrud!

„Die Erdbeschreibung, das Kennenlernen der Länder auf dem Globus und auf Karten, kann früh anfangen. Dann mögen die Anfänge des Rechnens folgen, hierauf wieder genauere Geographie (Bestimmen von Länge und Breite ꝛc.) und Astronomie mit Hilfe des Himmelsglobus. Dann Geometrie, die sechs ersten Bücher des Euklid. Mit der Geographie lerne der Knabe zugleich Chronologie, ohne welche die Geschichte confus wird; die Geschichte selbst möge zunächst durch Lesen der lateinischen Klassiker gelehrt werden.

Später lese er Cicero de officiis, Pufendorf de officio hominis et civis, darnach Grotius de jure belli et pacis und Pufendorf de jure naturali et gentium.

‚Einen tugendhaften, gesitteten jungen Mann, der diesen allgemeinen Theil des bürgerlichen Rechts wohl versteht, fertig Latein weiß und eine gute Hand schreibt, kann man getrost in die Welt schicken und völlig sicher sein, daß ihm weder ein Amt noch die Achtung der Menschen irgendwo entstehen werde.‘

Die Landesgesetze muß der Jüngling kennen.

Durch Logik und Rhetorik nach ihren Regeln lernen die Menschen schwerlich richtig denken und schön reden. Letzteres zu lernen, studire man Ciceros Schriften. Kinder mögen kleine Geschichten erzählen, den Aesop übersetzen als Stylübung. Vor Allem gehe man darauf aus, daß sie nicht sowohl latein, sondern ihre Muttersprache gut sprechen und schreiben lernen, diese nicht als „Sprache des ungelehrten Pöbels“ verachten. —

Naturphilosophie zerfällt in die Lehre von den Geistern (Metaphysik) und von den Körpern (Physik). Jene muß vorangehen und aus der Bibel entnommen werden, weil sonst die Gewalt der Sinnenwelt den Glauben an das Uebersinnliche erstickt. —

Den Cartesius mag der Jüngling lesen, um mit dem, was in der

Philosophie gäng und gebe ist, bekannt zu werden. Für das Studium der Physik ist der ‚unvergleichliche Newton' zu empfehlen. —

Griechisch muß der Gelehrte verstehen. „Aber, sagt Locke, ich habe mich hier gar nicht auf die Erziehung eines Gelehrten von Profession eingelaßen, sondern bloß auf die eines Weltmanns." Hat dieser späterhin Lust, „seine Studien weiter zu treiben und einen Blick in die griechische Literatur zu thun, so kann er sich diese Sprache leicht (?) selbst (?) erwerben."

Tanzen dient dazu, ‚allen unsern Bewegungen auf Zeitlebens Grazie zu geben', und kann nicht früh genug gelernt werden. Der Tanzmeister muß aber wißen und dadurch lehren können, ‚worin die Grazie bestehe', sonst taugt er nichts. Springen und figurirte Tänze sind verwerflich.

Musik ist mit Tanzen verwandt und wird von vielen hoch gehalten. ‚Aber es geht so viel von der Zeit eines jungen Mannes drauf, wenn er die Geschicklichkeit (Instrumente zu spielen) nur in einem mäßigen Grade erlernen soll. Auch wird er dadurch oft in so alberne Gesellschaften verwickelt, daß andre der Meinung sind, es sei beßer diese Zeit zu sparen. Und ich, fährt Locke fort, habe unter Leuten von Talenten und Geschäftsmännern so selten einen Mann wegen vorzüglicher Geschicklichkeit in der Musik loben oder schätzen gehört, daß ich glaube, ihr unter allen Dingen, die auf die Liste der Geschicklichkeiten kommen können, den letzten Platz anweisen zu müßen.' Das Leben ist zu kurz, um nach Allem zu streben, Zeit und Mühe müßen deshalb ‚zu wirklich nützlichen und wichtigen Dingen verwendet werden.'

Für Lockes Antipoesie fand ich eine Entschuldigung, für seine antimusikalischen Aeußerungen weiß ich keine, es müßte dann das musikalische Treiben der Engländer in jener Zeit gar zu elend gewesen sein. Jedenfalls ist eine entsetzliche Phantasielosigkeit und Mangel an allem Kunstsinn bei Locke charakteristisch.

‚Reiten muß ein junger Mann von Stande lernen; Fechten ist für die Gesundheit zuträglich, für das Leben aber nicht. Gute Fechter suchen Duelle, vermeiden sie wenigstens nicht. Aber weil ‚Fechten und Reiten für so allgemeine als nothwendige Erfordernisse in der Erziehung eines Mannes von Stande angesehen werden, so würde es hart sein, einem solchen diese Zeichen seines Ranges zu versagen.'

Tugend und Weisheit stehen höher, als Kenntnisse. Man lehre den Knaben seine Neigungen zu beherrschen, seine Begierden der Vernunft zu unterwerfen. ‚Um einen jungen Mann dahin zu bringen, ist kein wirksameres Mittel, als die Liebe zu Beifall und Lob, die man ihm deswegen durch alle ersinnlichen Mittel einzuflößen suchen sollte. Macht seine Seele so empfindlich gegen Lob und Beschämung, als ihr könnt. Wenn ihr das gethan habt, so habt ihr ihm eine Triebfeder gegeben, welche auf alle seine Handlungen wirken wird, auch wenn ihr nicht zugegen seid, und ihr habt den Stamm, auf welchen ihr nachmals die wahren Grundsätze der Moralität und Religion pfropfen könnt." —

Hier tritt die Verkehrtheit der Lockeschen Principien ganz unverhüllt auf. Dornen pflanzt er mit größter Sorgfalt, auf diese will er, wenn sie wuchernd angewachsen sind, Feigen pfropfen. Er hat keine Ahnung von dem Wesen eines christlichen Charakters, dessen erste, zweite und dritte Fundamentaltugend, nach Augustin, Demut ist.

21. Von der Handarbeit.[1]

„Zur Erholung lerne auch der Jüngling aus höherm Stande ein Handwerk, etwa das des Zimmermanns, Tischlers, Drechslers, oder Gartenbau und Landwirthschaft. Dahin auch das Parfümiren (?), Lackiren, in Kupfer stechen, Metallarbeit.

Spielen mit Karten und Würfeln lerne keiner, um nicht in Versuchung zu kommen."

22. „Kaufmännisches Rechnen und Buchhalten[2]

sollte jeder Mann von Stande verstehen, nicht um Vermögen zu erwerben, sondern um es verständig und besonnen zu erhalten, indem er dann nicht ins Blaue Ausgaben macht."

23. „Reisen,[3]

um fremde Sprachen zu lernen, würde am besten vom siebenten bis zum sechszehnten Jahre geschehen; die unpaßendste Zeit ist die vom

1) S. 583—597.
2) S. 598—601.
3) S. 601—610.

sechzehnten bis zum zwanzigsten, da der Jüngling zum Sprachenlernen schon zu alt, um Menschenkenntnis zu erwerben, noch zu jung, um ein ausschweifendes Leben zu führen aber freilich im rechten Alter ist."

24. Beschluß.[1]

„Die Eigenthümlichkeit jedes Kindes ist Grund, daß nicht zwei genau nach derselben Methode behandelt werden können; hierzu kommt, daß die Erziehungsart nach den verschiedenen Ständen verschieden sein muß. Gegenwärtige allgemeine Betrachtungen waren für den Sohn eines angesehenen Mannes bestimmt und niedergeschrieben, als dieser Sohn noch sehr jung war."

6. A. H. Francke.

1. Franckes Jugendjahre bis zum Antritt seines Professor- und Predigeramts in Halle. 1663 bis 1692.

[2] Reisende, welche nach Halle kommen, besuchen das Franckesche Waisenhaus. Treten sie aus dem Rannischen Thore heraus, welches in die Vorstadt Glaucha führt, so erblicken sie zu ihrer Linken ein hohes Gebäude, über dessen Eingang die Inschrift: Die auf den Herrn

1) S. 610—612.

2) Literatur:

1. August Hermann Francke von D. Guerike. 1827.

2. Franckens Stiftungen. Eine Zeitschrift, herausgegeben von J. L. Schulze, G. C. Knapp und A. H. Niemeyer, Director und Mitdirectoren des Waisenhauses. 1792—1798. Drei Bände. Die von mir benutzten Schriften Franckes sind:

1. Segens-volle Fußtapfen des noch lebenden und waltenden liebreichen und getreuen Gottes ... entdecket durch eine wahrhafte und umständliche Nachricht von dem Wayfen-Hause und übrigen Anstalten zu Glaucha vor Halle ... von A. H. Francke. Halle 1709.

2. A. H. Franckens Lectiones paraeneticae oder öffentliche Ansprachen an die Studiosos Theologiae zu Halle. Andere Auflage 1730—1736. 7 Theile.

3. A. H. Franckens Kurtzer und einfältiger Unterricht wie die Kinder zur wahren Gottseligkeit und christlichen Klugheit anzuführen sind. Halle 1733.

4. Idea Studiosi Theologiae oder Abbildung eines der Theologie Beflissenen ... benebst einem Anhang bestehend in einer Ansprache an die Studiosos Theologiae zu Halle ... von A. H. Francken. Fünfte Auflage. Halle 1758.

5. Timotheus zum Fürbilde allen Theologiae Studiosis dargestellet von A. H. Francken. Editio quinta. Halle 1728.

harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden. — Dieser Eingang führt durch das Vordergebäude in einen sehr langen Hof, in eine wahre Straße, auf deren beiden Seiten hohe Häuser stehen. Doch überblickt das Auge etwa nur die Hälfte der großen Anlagen, welche außer dem Waisenhause: das Pädagogium, ein Gebäude der Canstein'schen Bibelanstalt, eine bedeutende Apotheke, eine große Buchhandlung, viele Oekonomiegebäude, Gärten u. a. in sich begreifen. — Man glaubt sich in eine großartige selbständige Colonialanlage versetzt.

Und alles dieß ist die Frucht der gesegneten Glaubensarbeit des armen Predigers und Professors August Hermann Francke; von kleinen Anfängen aus erwuchs so Großes. Der fromme Mann ward, auf den Herren harrend, mit immer neuer Kraft angethan zu wandeln und bis an das Ende seines dem „Nutz und Dienst des Nächsten" geweihten Lebens nicht müde zu werden. —

Francke ist den 22. März 1663 in Lübeck geboren, wo sein Vater Syndikus beim Domkapitel des dortigen Stifts war. Im Jahr 1666 kam dieser nach Gotha als Hof- und Justizrath Herzog Ernst des Frommen, starb aber schon 1671. Der verwaiste Knabe besuchte das gothaische Gymnasium und ward bereits im 14ten Jahre für reif erklärt. Aber erst im sechszehnten (1679) bezog er die Universität Erfurt, und ging noch in demselben Jahre nach Kiel, wo er drei Jahre, besonders unter Kortholts Leitung studirte. Bei diesem hörte er Metaphysik und Moral, bei Morhof Physik, Naturgeschichte und ein Collegium polyhistoricum, auch las er fleißig des Aristoteles Rhetorik; die Theologie war ihm nur Kopfsache. —

Von Kiel ging er 1682 nach Hamburg, wo er zwei Monate lang bei Esra Ezard hebräisch lernte.[1] Dann lebte er anderthalb Jahre in Gotha, in welcher Zeit er die hebräische Bibel siebenmal durchlas, auch französisch und englisch trieb. Im Jahre 1684 ging er nach Leipzig, promovirte dort und habilitirte sich durch eine Disputation de Gram-

1) Esra rieth ihm, sich die 4 ersten Kapitel der Genesis mit Hülfe einer Uebersetzung so geläufig und bekannt zu machen, daß ihm kein Wort darin fehle, ohne sich übrigens ängstlich um die Grammatik zu kümmern. Franke that es, und Esra zeigte ihm, daß er nun schon den dritten Theil der hebräischen Worte inne habe.

matica hebraea. Seine wichtigste Vorlesung war ein Collegium philobiblicum. Er erklärte nämlich Sonntags nach der Nachmittagspredigt ein Kapitel aus dem alten, dann eins aus dem neuen Testament, zuerst philologisch, dann praktisch. Spener, damals Oberhofprediger in Dresden, interessirte sich sehr für diese, von außerordentlich vielen Zuhörern besuchten Vorlesungen.[1] —

Im Jahre 1687 ging Francke nach Lüneburg zu dem Superintendenten Sandhagen. Fromm erzogen, hatte er schon als Knabe gebetet: daß sein ganzes Leben bloß und allein zu Gottes Ehre gerichtet sein möge. Als ihm aber auf der Universität die Theologie nur Gegenstand eines herzlosen Studirens ward, so verließ ihn der innere Friede. In Lüneburg stieg die Verstimmung und er wurde von peinigenden religiösen Zweifeln angefochten. Er erzählt selbst, daß ihm das Ansehen der Bibel ganz ungewis geworden sey. Die Juden, habe er oft gedacht, glauben an den Talmud, die Türken an den Koran, die Christen an die Bibel. Wer hat Recht? Dieser Zweifelskampf erreichte die größte Höhe, als er eine Predigt halten sollte über die Worte:[2] „Dieß aber ist geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei Christ, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen." Er wollte vom wahren und lebendigen Glauben handeln und fühlte, daß ihm selbst dieser Glaube fehle. Schon war er im Begriff, aus großer Angst die Predigt abzusagen, er flehte zu Gott um Rettung aus seinem elenden Zustande. Da ward er plötzlich erhört, alle Zweifel waren verschwunden; „ich ward versichert in meinem Herzen, erzählt er, der Gnade Gottes in Christo Jesu, ich konnte ihn nicht allein Gott, ich konnte ihn auch meinen Vater nennen." Noch vierzig Jahre nachher erwähnte er in seinem letzten Gebete vor seinem Ende jene seine eigentliche Bekehrung.

Von Lüneburg ging er in demselben Jahre 1687 nach Hamburg, wo er bis Ostern 1688 blieb. Hier errichtete er eine stark besuchte Kinderschule. Das Lehren brachte ihn zur Selbsterkenntnis, dabei lernte er Geduld, Liebe, Nachsicht. „Bei Errichtung dieser Schule, sagt er, ward mirs immer klarer, wie verderbt das gewöhnliche Schulwesen und

1) Um dieselbe Zeit übersetzte Francke zwei Schriften des Molinos und wurde deshalb als Freund des Quietismus und der Katholiken verdächtigt.

2) Joh. 20, 31.

wie höchst mangelhaft die Kinderzucht sei und dieß bewog mich schon damals zu wünschen, daß ich von Gott gewürdigt werden möchte, zur Verbeßerung des Schul- und Erziehungswesens etwas beizutragen." Das Resultat seiner Erfahrungen faßte er hernach in einer Schrift zusammen: von Erziehung der Kinder zur Gottseligkeit und christlichen Klugheit. Er versicherte oft: jener Jugendunterricht in Hamburg sei als Grundlage alles dessen anzusehen, was Gott in der Folge durch ihn gethan habe. In Erinnerung desselben sei er in Halle auf den Gedanken gekommen: durch bloßes Bücherschreiben werde das Erziehungswesen nicht gebeßert, es müße gehandelt werden. —

Von Hamburg gieng er auf zwei Monate nach Dresden zu Spener, setzte dann in Leipzig seine philobiblischen Collegien fort, und ward 1690 nach Erfurt als Diaconus an die Augustinerkirche berufen. Bald aber wurde er hier als Stifter einer neuen Sekte verdächtigt, darauf hin durch ein churfürstlich Mainzer Rescript und ein Rathsconclusum vom 18. September 1691 ohne alle weitere Untersuchung seines Amtes entsetzt.

Gerade um jene Zeit ward die Universität Halle gestiftet, vornämlich auf Speners Betrieb, welcher im Jahre 1691 Oberconsistorialrath und Probst in Berlin geworden. Unterm 21. December 1691 designirte man Francken als Professor der griechischen und der orientalischen Sprachen an der neuen Universität und übertrug ihm zugleich das Pastorat der Vorstadt Glaucha. Am 7. Januar 1692 kam er in Halle an, wo er fortan 35 Jahre lang bis an sein Ende lebte und wirkte. [1] —

2. Die Anfänge der Franckeschen Stiftungen.

Der Anfang des Jahres 1694 ist als die Entstehungszeit aller großen Franckeschen Stiftungen anzusehen. Sie begannen so.[2] Arme kamen jeden Donnerstag in das Pfarrhaus. Anstatt ihnen vor der Thür Brod zu reichen, ließ Francke sie in das Haus kommen, katechisirte die jüngern, während die älteren zuhörten, und schloß mit einem

1) Hinsichtlich Franckes Wirksamkeit als Prediger und Seelsorger, wie auch seiner theologischen Streitigkeiten, verweise ich an die so erbauliche und fleißig gearbeitete Denkschrift Guerikes.

2) Fußtapfen. Cap. 1, 2.

Gebet. Bei eigener Armuth entzog er sich, um Geld für die Armen zu erübrigen, eine Zeitlang das Abendeßen;[1] im Jahre 1695 befestigte er eine Armenbüchse in seiner Stube.[2] Einmal fand er 7 Gulden von einer wohlthätigen Frau eingelegt. Indem er diese in die Hand nahm, sprach er: „das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas rechtes stiften. Ich will eine Armenschule damit anfangen.“ An demselben Tage kaufte er für 2 Thaler Bücher und nahm einen armen Studenten an, um die Kinder täglich zwei Stunden zu unterrichten. Von 27 ausgetheilten Büchern wurden jedoch nur 4 zurückgebracht. Francke kaufte aber neue Bücher, räumte einen Saal neben seiner Studirstube als Schulstube ein, und gab den Kindern dreimal in der Woche Almosen. Bald gesellten sich Bürgerkinder dazu, jedes brachte wöchentlich einen Groschen Schulgeld, so daß der Lehrer beßer bezahlt werden und dafür täglich 5 Unterrichtsstunden geben konnte.[3] Schon im ersten Sommer stieg die Zahl der Kinder auf 60.

Bald verbreitete sich der Ruf von Franckes großer Thätigkeit für die Armen und von da an strömten ihm von nah und fern Unterstützungen zu. In dem Maße, als diese zunahmen, erweiterten sich seine Pläne. Noch öfter geschah es aber, daß er in festem Glauben kühn Großes unternahm, ohne irgend Mittel zu haben, es auszuführen, da ihm dann diese Mittel zur rechten Zeit auf wahrhaft wunderbare Weise zuflossen. —

Bald ward seine Pfarrwohnung zu eng für die Schule. Er miethete im Nachbarshause eine Stube und bildete zwei Klassen, eine für die armen, eine zweite für die Bürgerkinder, jede erhielt ihren eigenen Lehrer.

Bald regte sich in Francke der Wunsch: die Kinder nicht bloß zu unterrichten, sondern auch zu erziehen, der Wunsch, ein Waisenhaus zu stiften. Ein Freund gab ihm zu dem Ende 500 Thaler, im November 1695 waren schon 9 Waisen beisammen, welche bei Bürgersleuten untergebracht wurden; den Studiosus Theologiae Neubauer be-

1) Einem Freunde, der in Noth war, schenkte er in derselben Zeit 150 Thaler, welche er als Buchhändler-Honorar für seine biblischen Anmerkungen erhalten.

2) Er schrieb die Sprüche 1 Joh. 3, 17 und 2 Cor. 9, 7 an die Armenbüchse. Fußt. S. 5. 7.

3) Ib. 9.

stellte er zum Aufseher derselben.[1] Für die Armenschule kaufte er ein Haus.

In demselben Jahre 1695 wurden an Francke drei junge Adliche übergeben, um sie unter seiner Direction erziehen und unterrichten zu laßen. Dieß war der erste Anfang des nachmaligen Pädagogium.

Im Jahre 1696 kaufte Francke ein zweites Haus. Die Zahl der Waisenkinder, welche er in jenen zwei Häusern unterbrachte, stieg im Juni auf 52. Zugleich stiftete er einen Freitisch für Studenten, an welchem in demselben Monat 42 gespeist wurden.

Da sich die Kinder vermehrten, faßte Francke den Entschluß, ein Waisenhaus zu bauen. Er schickte deshalb ebenfalls im Jahre 1696 den genannten bisherigen Aufseher der Waisenkinder, Neubauer, nach Holland, um dort Erfahrungen zu sammeln. Nach seiner Rückkehr dirigirte dieser treue, verständige Mann den Bau des Waisenhauses; am 24. Juli 1698 wurde der Grundstein gelegt. Schon waren es 100 Waisenkinder; 500 Kinder genoßen bereits Unterricht. —

3. Geldsegen. Hilfe in der Noth.

Man kann nicht ohne Erbauung lesen, wie der Segen Gottes mit Allem war, was Francke in uneigennütziger christlicher Liebe unternahm. Es mögen hier nur einige von den vielen Beispielen jenes Segens stehen, welche er selbst erzählt. Einmal war äußerster Geldmangel.[2] „Da ich bei gar schönem Wetter ausgegangen war, erzählt Francke, und den klaren Himmel betrachtete, ward mein Herz sehr im Glauben gestärket, also daß ich bei mir selbst gedachte: wie herrlich ist es doch, wenn man nichts hat und sich auf nichts verlassen kann, kennet aber den lebendigen Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, und setzet auf ihn allein sein Vertrauen, dabei man auch im Mangel so ruhig seyn kann." Nach Hause zurückgekehrt kommt ein Bauaufseher, und verlangt Geld für die Arbeitsleute. „Ist was kommen? fragte er. Ich antwortete: Nein, aber ich habe Glauben an Gott. Kaum hatte ich das Wort ausgeredet, so ließ sich ein Studiosus bei mir melden, welcher 30 Thaler von jemanden, den er nicht nennen wollte, brachte.

1) Ib. 15.

2) Fußtapfen 38. 34. Eine Unzahl anderer Beispiele finden sich dort unter der Aufschrift: „Exempel der göttlichen Providenz."

Da ging ich wieder in die Stube und fragte den andern, wie viel er diesmal zur Bezahlung der Bauleute bedurfte? Er antwortete: dreißig Thaler. Ich sagte: hier sind sie; fragte dabei, ob er mehr brauchte? Er sagte: nein, welches denn uns beide sehr stärkte, indem wir so gar augenscheinlich die Hand Gottes erkenneten, die es in dem Augenblick gab, da es vonnöthen war." —

„Im Jahre 1698, erzählt Francke weiter, sandte ich einer frommen, durch Leiden bewährten Christin einen Ducaten. Sie antwortete: der Ducaten wäre ihr zu einer Zeit gekommen, da sie dessen wohl benöthigt gewesen. Sie habe Gott gebeten, daß er meinen armen Waisen einen Haufen Ducaten wieder bescheeren möchte. Bald darauf wurden mir 4 Ducaten, und 12 Doppelducaten gebracht. An eben dem Tage wurden mir auch 2 Ducaten von einem guten Freunde aus Schweden geschickt. Nicht lange darnach empfing ich von der Post 25 Ducaten, dabei der Geber nicht genannt war. Gleichfalls wurden mir von einem Gönner 20 Ducaten eben damals geschickt. Da um dieselbe Zeit Prinz Ludwig von Würtemberg zu Eisenach starb, ward mir berichtet, daß er eine Summe Geldes dem Waisenhause vermacht. Es waren 500 Ducaten Species. Sie wurden mir zu einer Zeit zugesendet, da ich sie zum Bau des Waisenhauses höchst nöthig hatte. Da ich nun diesen Haufen Ducaten auf dem Tisch vor mir sah, dachte ich an das Gebet der frommen Frau: Er wolle meinen armen Waisen einen Haufen Ducaten wieder bescheeren." [1].

Wie in diesen beiden Fällen erfuhr Francke in unzähligen andern die Hilfe des Herrn. Besonders sind zwei ergiebige Quellen der Einnahme anzuführen. Ein junger Theolog Elers schloß sich an Francke an. Er besorgte im Jahre 1698 den Druck einer Franckeschen Predigt. „Von der Pflicht gegen die Armen." Diese und einige andere Predigten legte Elers in der Leipziger Messe auf einem kleinen Tische zum Verkauf aus. Dieß war der erste Anfang der Waisenhausbuchhandlung,

1) Auch König Friedrich I von Preußen schenkte 2000 Thaler, überdieß 100000 Mauersteine und 30000 Dachsteine zum Bau. Im Jahre 1702 verlieh er dem Waisenhause und dem Pädagogio sehr vortheilhafte Privilegien. Fußtapfen S. 121 und S. 136. —

Neidische Gegner beschuldigten Francken: „es wären viel tausend Thaler untergeschlagen worden; item der Papst schicke ihm Geld dazu; item man kriege das Geld von Papisten und allerhand Schwärmern." Fußtapfen Cap. 3, 94.

welche unter des Clers ebenso gewißenhafter als verständiger Leitung bald eine solche Ausdehnung gewann, daß sie auch in Berlin und Frankfurt am Main Läden eröffnete. Unter andern verlegte sie alle Franckeschen sehr beliebten Schriften, außerdem viele Schulbücher, welche zum Theil eine große Menge von Auflagen erlebten. Allen Ueberschuß der Buchhandlung erhielt die Kasse des Waisenhauses.

Die zweite ergiebige Einnahme floß Francken aus den Medicamenten der Waisenhausapotheke zu. Mit diesen hatte es eine seltsame Bewandtnis. Im Jahre 1700 gab nämlich ein gewisser Burgstaller auf seinem Sterbebett an Francke eine Anweisung „zu einer aus dem Golde zu bereitenden sehr herrlichen Arznei." Francke übertrug dem Arzte des Waisenhauses, dem, durch seine tiefsinnig frommen geistlichen Lieder[1] bekannten Christian Friedrich Richter, die Bereitung jener Arznei. Nachdem dieser große Summen vergeblich hierauf verwandt hatte, gelang ihm endlich im Januar 1701 die Arbeit. Bald wurden diese Waisenhausmedicamente aller Orten gesucht, wunderbare Wirkungen erzählte man, und große Summen flossen durch den Verkauf dem Waisenhause zu.[2] —

4. Stand der Franckeschen Stiftungen in den Jahren 1705 und 1727.

Diese Geldangelegenheiten haben beim Entstehen und Anwachsen der Franckeschen Stiftungen eine zu große Bedeutung, als daß sie hier übergangen werden konnten. Es führte zu weit, wollte ich erzählen, wie die Stiftungen nun mit jedem Jahre wuchsen, es genügt den Stand derselben in zwei Zeitpunkten anzugeben.

Im Jahre 1705 bestanden folgende Franckesche Anstalten:[3]

1. Das eigentliche Waisenhaus, worin
   - 55 Knaben zum Studiren bestimmt,
   - 45 Knaben zu Handwerkern bestimmt,
   - 25 Mädchen,
   - 17 Personen Haushaltungspersonal.

1) So: „Hüter wird die Nacht der Sünden"; „Hier legt mein Sinn sich vor dir nieder" — „Mein Salomo dein freundliches Regieren" und viele andere.

2) Die „Fußtapfen" enthalten viele Beispiele der „gesegneten Wirkungen der Arzneyen." Erste Forts. 56 ff. Dritte Forts. 20 ꝛc.

3) Franckes Stift. 1, 382.

2. Das Schulseminar für Lehrer, welche freie Kost genoßen. 75 Personen.
3. Der extraordinäre Freitisch für 64 sehr arme Studenten.
4. Acht Schulklassen.
   800 Schüler (125 Waisenkinder inbegriffen),
   67 Lehrer.
5. Das Pädagogium.
   70 Scholaren,
   17 Lehrer.
6. Buchhandlung und Buchdruckerei. 14 Personen.
7. Apotheke. 8 Personen.
8. Wittwenhaus. 4 Wittwen.
9. Collegium orientale. 11 Personen.

Im Jahre 1727 bei Franckes Tode ward an König Friedrich Wilhelm I folgendes Verzeichnis der Anstalten überreicht: [1]

1. Das Pädagogium:
   82 Scholaren,
   70 Lehrer und andere Personen.
2. Die lateinische Schule des Waisenhauses:
   3 Inspectoren,
   32 Lehrer,
   400 Schüler,
   10 Bediente u. a.
3. Die deutschen Bürgerschulen:
   4 Inspectoren,
   98 Lehrer,
   8 Lehrerinnen,
   1725 Knaben und Mädchen.
4. Waisenkinder:
   100 Knaben,
   34 Mädchen,
   10 Aufseher und Aufseherinnen.

1) Franckes Stift. 2, 296. Im Jahre 1707 waren auf dem Pädagogio und den übrigen Franckeschen Schulen 1092 Schüler, zum Unterricht und Aufsicht 3 Inspectoren und 85 Präceptoren. 755 Schüler waren aus Halle gebürtig. Fußt. dritte Fortf. 29.

5. Tischgenoßen:
   255 Studiosi,
   360 arme Schüler.
6. Haushaltung. Apotheke. Buchladen:
   53 Personen.
7. Anstalten fürs weibliche Geschlecht:
   15 im Fräuleinstift,
   8 in der Pension für junge Frauenzimmer,
   6 Wittwen.

5. Franckes Wirksamkeit als akademischer Lehrer.

Aus diesem Umriß des äußern Zustandes der Franckeschen Stiftungen läßt sich jedoch bei weitem nicht der ganze Wirkungskreiß des Mannes erkennen, vorzüglich nicht die Wirksamkeit für sein Pfarramt, für die Universität, die Bibelverbreitung und das Missionswesen.

So weit verzweigt diese Wirksamkeit auch war, so wurden doch alle ihre Zweige von derselben Wurzel ernährt, von Franckes inniger christlicher Liebe Gottes und des Nächsten. Nur im Namen Christi wollte er arbeiten und schaffen, sein heißer Wunsch war: alle, die er lehrte, von den Studirenden bis zum jüngsten Waisenkinde hinab, Christo zuzuführen. —

Hierin stimmte er mit seinem väterlichen Freunde Spener ganz überein, ebenso in seinen Ansichten vom Studium der Theologie. Wiederholt dringen beide auf Bekehrung und Frömmigkeit der Studirenden; die Theologie müße durchaus nicht bloß Kopfsache, sondern Herzensangelegenheit sein. [1] „Ein Quentlein lebendigen Glaubens, sagt Francke, ist höher zu schätzen, als ein Centner des bloßen historischen Wissens, und ein Tröpflein wahrer Liebe, als ein ganzes Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse." — Er eifert gegen das verkehrte Studiren derer, welche nicht nach dem Wirken im Leben fragten. „Das ist das gemeine Uebel, bemerkt er, was wir im Amte alle Tage brauchen, das lernen wir nicht, denn es ist uns zu gering, und was wir auf Universitäten gelernt haben, das wissen wir hernach nicht mit Nutzen zu gebrauchen." —

1) Idea 95. Böhmische Brüder sagten zu Luther: se non posse rebus illorum bene ominari, quam diu per illorum scholas et academias tantam scientiae tantillamque conscientiae videant suscipi curam.

Spener wie Francke verwahren sich andrerseits entschieden dagegen, als verwürfen sie die theologische Gelehrsamkeit. [1] „Sollet ihr, sagt Francke zu den Studirenden, Lehrer werden, so ists nicht genug, daß ihr fromm seyd, sondern eine gründliche theologische Wissenschaft muß sich auch bei euch finden." „Ein christlicher Studirender, bemerkt Spener, betet so eifrig um göttliche Erleuchtung, als bedürfte er keines eigenen Fleißes; dabei studirt er aber mit solchem Fleiße, als ob er mit seiner Arbeit alles ausrichten müßte. Denn es wäre Vermessenheit und Versuchung Gottes, nur beten, und dann ohne eigenen Fleiß die göttliche Erleuchtung erwarten wollen."

Auf alle Weise arbeitete Francke mit seinen ihm gleichgesinnten trefflichen akademischen Kollegen, mit Anton, Breithaupt, Michaelis, für das Beste der jungen Theologen. Vorlesungen über alle theologischen Disciplinen wurden gehalten, Francke las insbesondre über Methode des theologischen Studiums. In den „paränetischen Lectionen" zeigte er, „was angehende Theologen im Christenthum und im Studiren an Erreichung ihres Zwecks hindere und wie sie solche Hinderniße zu überwinden hätten." [2]

Diese Lectionen las er viele Jahre hindurch einmal wöchentlich und zwar zu einer Stunde, in welcher kein anderes theologisches Collegium gelesen wurde. Er begann sie im Jahre 1693, seine allerletzte Vorlesung, welche er am 15. Mai 1727 drei Wochen vor seinem Tode hielt, war eine paränetische. Mit großem Ernst strafte er in diesen Lectionen die Sünden der jungen Theologen, ermahnte sie vor Allem, sich selbst zu bekehren, bevor sie andere bekehren wollten, zu beten und zu arbeiten. Er gab Regeln des Lebens und Studirens, machte sie darauf aufmerksam, wieviel in Halle jetzt für Studirende geschehe, woran man auf andern Universitäten nicht denke und früher überhaupt nicht gedacht habe. Dahin rechnet er unter Anderm, daß sich die hallischen Theologen vom so gewöhnlichen scholastischen Schulgezänk weg, dagegen der sorgfältigen Exegese der h. Schrift zugewendet hätten, und daß den Studirenden Gelegenheit zu praktischen Uebungen, zum Katechesiren und

1) Idea 37.

2) Für die Studirenden schrieb er die „Idea studiosi Theologiae", den „Timotheus" und andere Schriften.

sonstigem Unterrichten gegeben werde. — [1] Neuangekommene junge Theologen mußten sich bei der theologischen Facultät melden, welche zu dem Zwecke an bestimmten Tagen zusammenkam. Man besprach sich mit jedem Ankömmling, wie er sein Leben und seine Studien einzurichten habe. Alle Vierteljahr sollten sich sämmtliche Theologie Studirende vor der Facultät einfinden, um über ihre Studien Rechenschaft abzulegen und für die Zukunft Rath zu erhalten. Außerdem wurden sie aufgemuntert, sich an einzelne Professoren zu wenden, und sich mit ihnen über etwanige Herzensangelegenheiten oder über die Studien zu besprechen. —

Im Jahre 1709 hielt Francke einige paränetische Vorlesungen, [2] „darinnen, so lautet die Ueberschrift, der Unterschied der gegenwärtigen Studiosorum Theologiae und derer, die im Anfange hier gewesen, gezeiget wird." Er klagt hier, daß der Eifer zu allem Guten bei den meisten sehr nachgelaßen habe, schildert das eingerißene rohe Studentenleben, [3] und bemerkt auch, daß jene wohlwollende Sorgfalt der theologischen Professoren von den Studirenden so wenig anerkannt werde, daß sie sich vielmehr über dieselbe beschwerten, als über einen Eingriff in die Studentenfreiheit, und dem ihnen ertheilten guten Rath nicht Folge leisteten. [4] Man höre auch, bemerkt er, „vielfältig über Studiosos Theologiae, die von Halle kommen, Klagen führen, daß sie Heuchler wären." „Ich kann ohne große Wehmuth nicht daran gedenken, und kann mich nicht genug darüber verwundern, sagt er, wie es doch möglich ist, daß von allen unsern Vorstellungen und Ermahnungen sich so wenig Effect bei ihnen findet."

Eine Reaction war eingetreten. An die Stelle des herrschenden wüsten Studentenlebens wollten Francke und seine theologischen Kollegen mit einem Schlage eine stille, fromme, fast klösterliche Zucht einführen, eine Lebensweise, welche treffend mit der Lebensweise der Hieronymianer [5]

1) „Anhang der Abbildung" S. 198.

2) Lectiones par. Th. 4. S. 73 ff.

3) Ib. „Ein Studiosus Theologiae muß diese Regel wissen: quod in aliis est peccatum veniale, id in clerico, und also auch in studioso Theologiae est peccatum mortale."

4) Ib. 111. „Ehemals erkannten Theologiae studiosi besser, was es für eine Wohlthat wäre, daß ihre studia von der theologischen Facultät eingerichtet würden." Vgl. auch S. 39.

5) Ullmann: Johann Wessel. S. 423. (Erste Ausgabe.)

verglichen worden ist. „Man häufte Andachtsübung auf Andachtsübung. Fromme Rührungen und Erweckungen nährte man auf alle Weise. Man betete, predigte, ermahnte, sang bei jeder Gelegenheit.“[1] Was Wunder, wenn das, einer solchen Lebensweise diametral entgegengesetzte, durch eine Gewohnheit von Jahrhunderten tief eingewurzelte Studentenwesen und rohe Unwesen gegen Franckes Bestrebungen gewaltsamen Widerstand leistete, so daß er nur stillere, in sich gekehrte Jünglinge für sich gewann. Auf Mittel und Wege, die andern zu gewinnen, scheint man nicht genug bedacht gewesen zu sein, auf ein pauliniſches Accommodiren, welches der Wahrheit und Heiligkeit nichts vergibt.

Ich zweifle sehr, daß Luther das Ideal eines Studirenden, wie Francke und Spener es aufstellten, ganz gebilligt haben würde. Wie eifert Luther nicht gegen allen mönchischen Zwang; Freude und Ergötzen,[2] sagt er, sei jungen Leuten so hoch vonnöthen, als Essen und Trinken. Wie empfiehlt er „Musica und Ritterspiel, mit Fechten, Ringen, unter welchen das erste die Sorge des Herzens und melancholische Gedanken vertreibe, das andere seine geschickte Gliedmaß am Leibe mache und ihn bei Gesundheit erhalte.“ Auf Zechen, Unzucht, Spielen gerathe man, „wenn man solche ehrbare Uebungen und Ritterspiele verachte und nachlasse.“[3]

Merkwürdig sind Franckes Klagen über die Unreife der neuangekommenen Studirenden. Daß er diesen räth, Schreibstunden zu nehmen, fällt uns (leider!) nicht sehr auf;[4] aber um die Orthographie war es eben so schlecht bestellt! „Ich finde,[5] sagt er, daß wenig Studiosi Theologiae sind, die einen teutschen Brief recht orthographice schreiben können. Sie impingiren fast in allen Zeilen wider die Orthographie. Daher ich auch Exempel weiß, daß, wenn manche in ein Amt gekommen, und etwas haben wollen drucken lassen, fast nöthig gewesen wäre, daß

1) Niemeyers Grundsätze, achte Ausg. 3, 348. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung Semlers Selbstbiographie.

2) Siehe Theil 1, 146. 187.

3) Freilich mochte beim Anblick des Rauf- und Saufslebens jener wüsten Studenten, wie Francke sie schildert, leicht jede Hoffnung schwinden, als könnten sich solche Menschen je „ehrbaren Uebungen und Ritterspielen“ zuwenden.

4) „Es schreibet selten einer eine gute Hand, wenn er von Schulen kommet.“

5) Lect. paraen. 4, 280. Vgl. „Anhang der Abbildung eines studiosi Theol. S. 280.

man ihr Manuscript, welches sie eingesendet, in allen Zeilen erst corrigiret hätte: so daß man ihnen hat anzeigen müssen, sie soltens von einem, der die Orthographie verstehet, erst abschreiben lassen, damit es ohne Anstoß gelesen werden könnte ... Dieser defectus pflegt insgemein auf Schulen daher zu kommen, weil nur die lateinische Uebersetzung der exercitiorum corrigiret wird; das Teutsche aber nicht; daher lernet man keine Orthographie. Man lernet voces distinctas, als er war, die Waar, es ist wahr und dergleichen nicht im Schreiben distinguiren, weil man die teutschen exercitia nur so obenhin schreibet." [1]

Nun sollte man meinen: in eben dem Maaße, als man auf Schulen das Deutsche vernachläßigt habe, sey das bevorzugte Latein gründlicher getrieben worden. Dem war nicht so. „Wenn aber manche, fährt Francke fort, einen lateinischen Brief machen sollen, so findet man, daß sie auch die Grammatic nicht recht gelernet haben, und daher manche Fehler begehen." In der griechischen Grammatik seien die Ankömmlinge auch nicht fest, nicht einmal in Luthers Katechismus. „Ingleichen findet sichs selten, heißt es, daß einer eine Wissenschaft von der Arithmetica vulgari mitbringet, deren Gebrauch doch im gemeinen Leben immer vorfället." [2]

An einem andern Orte sagt Francke: [3] die Professoren der Theologie in Halle hätten es „mit großer Betrübniß wahrnehmen müssen, daß die meisten Schulen so übel bestellet sind, daß von denselben Leute zu ihnen kommen, die wohl zwanzig Jahr alt sind und drüber und dennoch bedürfen, daß man ihnen in den Fundamentis der lateinischen, geschweige der griechischen und hebräischen Sprache besondre Information verschaffe, wo man anders will, daß sie die Collegia mit Nutzen frequentiren sollen. — Auch andere Universitäten, fährt er fort, machten die traurige Erfahrung, viele untüchtige und unwissende Leute zu überkommen, aus denen nichts zu machen." Die Lehrer an den Schulen sollten doch ihr Amt gewißenhafter verwalten. —

Wenn Francke Veranstaltungen traf, daß die in Schulkenntnissen

1) Anhang der Abbildung eines studiosi Theologiae. S. 281. Es „bringet selten einer auch nur qualemcunque peritiam der Teutschen Orthographie von den Schulen mit."

2) Ib.

3) Ib. 275.

Zurückgebliebenen das Verabsäumte nachholen konnten, so verschaffte er andrerseits den Beßern Gelegenheit, in allen Schuldisciplinen, in Sprachen, Geschichte, Geographie, Mathematik ꝛc. Unterricht zu ertheilen.[1] Bei den von ihm eingerichteten, nahe an zweitausend Schüler zählenden, Anstalten lehrten über hundert Studirende, unter Aufsicht und Anleitung von Inspectoren, besonders wurden sie im Katechisiren geübt. „Der ganze sogenannte Ordinar-Tisch des Waisenhauses, jetzo bestehend aus 134 Studiosis, sagt Francke, ist eigentlich das Seminarium Praeceptorum für hiesige Anstalten.“[2] Aus diesen „werden einige seligiret und zum Seminario selecto Praeceptorum genommen.“ Letzteres Seminar nahm im Jahre 1707 seinen Anfang. Man suchte für dasselbe zehn bis zwölf Theologen aus, die einen guten Grund gelegt und zum Schulwesen Lust und Geschicklichkeit hatten.[3] Zwei Jahre lang wurden sie hier durch Collegien und Uebungen für das Lehrfach vorbereitet. Sie erhielten zudem freien Tisch, mußten sich aber verbindlich machen nach Ablauf der zwei Jahre am Waisenhause oder Pädagogium drei Jahre Unterricht zu ertheilen.[4]

6. Franckes deutsche und lateinische Schulen. Das Pädagogium.

Wir sahen, daß Francke im Jahre 1695 eine Armenschule stiftete, Bürgerkinder kamen hinzu. 1697 errichtete er für begabtere Knaben eine lateinische Schule. Die Armenschulen erhielten den Namen deutsche Bürgerschulen, welche in Knaben- und Mädchenschulen zerfielen.

1) Ib. 284. 274. 277. 289. 290.

2) Die erste Veranlaßung zur Stiftung dieses Freitisches und Seminars war eine Schenkung von 500 Thalern, welche Francke 1695 für arme Studenten erhielt. Fußt. 11. Dritte Fortf. 9.

3) Fußt. Dritte Fortf. 9. Fünfte Fortf. 60.

4) Im Jahre 1702 stiftete Francke in Gemeinschaft mit Anton und Breithaupt das Collegium orientale theologicum, in welchem außer dem Hebräischen auch das Syrische, Chaldäische, Arabische ꝛc. getrieben ward. Die an diesem Collegio theilnehmenden Studirenden leisteten dem Joh. Heinrich Michaelis durch Vergleichung der Handschriften gute Dienste bei Herausgabe der hebräischen Bibel. 12 Studirende gehörten zu diesem Collegio. Bis zum Jahre 1720 scheint es gedauert zu haben. Joh. Tribbechov aus Gotha war dessen erster Vorstand, derselbe Tribbechov, welcher das „erstaunliche Lied“ „O du Hüter Israel“ gedichtet hat. Mit Tribbechov dirigirte J. H. Michaelis. Fußt. Zweite Fortf. 5. Dritte Fortf. 6.

Bei Franckes Tode waren, wie erwähnt, in den Bürgerschulen 1725 Knaben und Mädchen, in der lateinischen 400 Schüler, dazu kamen 82 Scholaren des Pädagogii. Der Unterricht in den deutschen Schulen begriff anfänglich nur Religionsunterricht, Lesen, Schreiben und Rechnen; in späterer Zeit kamen Naturkunde, Geschichte, Geographie ꝛc. hinzu. Ueber alle deutschen Schulen war ein Oberaufseher gesetzt, dem auch die Vorbereitung der angehenden Lehrer für diese Schulen übertragen war. Die Mädchen wurden insbesondere in weiblichen Arbeiten unterrichtet, ja selbst die Waisenknaben erhielten Anweisung im Stricken.[1]

In den lateinischen Schulen ward außer dem Religionsunterricht noch Lesen, Schreiben und Rechnen, Latein, Griechisch, Hebräisch, Mathematik, Geschichte, Geographie und Musik gelehrt. Die „classische Graecität ward jedoch über der beständigen Lesung des neuen Testaments sehr vernachläßigt.“[2] Auch die Botanik erwähnen schon die ältesten Nachrichten als Lehrgegenstand dieser Schulen. Im Jahre 1709 ward das Latein in 7 Klassen[3] gelehrt; Physik, Malen, ja Anatomie ist unter den Lehrgegenständen aufgeführt; 1714 wird auch Oratorie und Logik genannt, dagegen Französisch hier fehlt.

Das Pädagogium bestimmte Francke der Erziehung von Söhnen aus den höhern Ständen. Drei junge Adliche wurden ihm, wie erwähnt, im Jahre 1695 übergeben, das war der Anfang der Anstalt. Die Zahl der Schüler wuchs; im Jahre 1705 waren ihrer schon 70, welche in Bürgerhäusern zerstreut wohnten. Im Jahre 1711 beschloß Francke für sie ein großes Haus zu bauen, das 1713 vollendet und bezogen wurde. Es waren in demselben die Wohnungen für Schüler und Aufseher heiter und bequem, nicht klösterlich düster. Aeußere Einrichtungen bezeugten hier schon, daß Francke Realunterricht beabsichtigte; es gehörte ein botanischer Garten zum Pädagogium, dann fand sich ein Naturaliencabinet, ein physikalischer Apparat, ein chemisches Labora-

1) Im Jahre 1701 stellte Francke zu dem Behuf einen besondern Strickmeister an. Fußt. Erste Fortf. 45.

2) Niemeyer 3, 346. Rector Mal aus Franckes Schule verbannte auf dem Gymnasium zu Hersfeld die griechischen Classiker, dagegen ließ er das neue Testament, auch die Apokalypse lesen. Programm des Director Dr. Münscher von 1837.

3) Durch Theilung von Secunda, Tertia, Quarta und Quinta stieg die Zahl der Klassen auf 11.

torium, Einrichtungen zu anatomischen Sectionen, auch Drechselbänke und Mühlen zum Glasschleifen.[1]

Der Lehrplan für die Schüler des Pädagogii wird im Jahre 1706 so angegeben: „Nebst dem Grunde des wahren Christenthums werden sie unterrichtet in der lateinischen, griechischen, hebräischen und französischen Sprache, wie auch einen guten teutschen Aufsatz zu machen, anbey eine feine Hand zu schreiben; desgleichen in der Arithmetica, Geographia, Chronologia, Historia, Geometria, Astronomia, Musica, Botanica und Anatomia nebst den vornehmsten Fundamenten der Medicin . . . und über dieses finden sie in den Freistunden Gelegenheit zum Drechseln, Glas-Schleiffen, Mahlen, Reissen u. dgl. Im übrigen werden sie in den Recreationsstunden vor aller Gelegenheit, dadurch sie verführt werden könnten, durch getreue Aufsicht sorgfältig bewahret, auch sogar des Nachts nicht alleine gelassen."[2] Als charakteristisch für das Pädagogium wird angeführt, es seien „die Classes discipulorum also eingerichtet, daß ein Scholar nicht nur in einer, sondern nach dem Unterschiede seiner Profectuum in diesem und jenem studio in unterschiedenen Classen, z. E. in Ansehung der lateinischen Sprache in der ersten, nach der griechischen aber in der andern sitzen und also in einer jeden Sache Commilitones von gleichen Progressen haben kann. Nächst dem muß zwar ein jeder Scholar die lateinische Sprache beständig, aber von den übrigen Sprachen und Disciplinen nur eine nach der andern treiben und also eine Sache zuvor wohl fassen, ehe er zu andern gelassen wird."[3]

Eine besondere Klasse, Selecta, wurde auf dem Pädagogio gestiftet. zur Vorbereitung auf die Universität. Die Schüler dieser Klasse lasen viele lateinische Klassiker cursorisch, disputirten, hielten häufig Reden, trieben Rhetorik, Logik, Metaphysik, eine Art Dogmatik, lasen Theile des alten und neuen Testaments im Grundtext. Griechische Klassiker werden nicht genannt, dagegen Homilien des Macarius und Nonni Paraphrasis Johannis[4] u. s. w. —

Für Unterricht und Aufsicht war, was das Personal betrifft, auf

1) Franckes Stift. 2, 14 ff. Näheres über das Pädagogium in Franckes Schrift „Ausführliche Ordnung und Lehrart für das Pädagogium 1701."

2) Fußt. Zweite Fortf. 9.

3) Ib. Dritte Fortf. 15. Vierte Fortf. 5.

4) Ib. Dritte Fortf. 18. Auch des Prudentius Hymnen las man, von mathematischen Disciplinen ist Gnomonik aufgeführt.

dem Pädagogium reichlich geſorgt. Beim Tode Franckes zählte man 82 Scholaren, für welche ein Inſpector, ein Mathematicus, 18 ordentliche, 8 außerordentliche Lehrer und 10 Collaboranten angeſtellt waren.[1] —

Für die große Anzahl der Schüler in den Franckeſchen Anſtalten waren jedoch verhältnismäßig nur wenige Lehrer feſt angeſtellt, die meiſte Schularbeit ward durch eine Menge Studirender verrichtet, welche zu dem Behuf in den zwei ſchon erwähnten Seminarien Anleitung erhielten. Francke hatte hierbei den Vortheil, daß er ſich ſolche junge Männer auswählen konnte, die ſeines Sinnes waren und zu der, auf den Waiſenhausſchulen eingeführten Methode zugezogen wurden. Angeſtellte Inſpectoren wachten möglichſt darüber, daß keiner vom vorgeſchriebenen Wege abwich. Auf ſolche Weiſe konnte es nicht fehlen, daß, trotz des großen Umfangs der Anſtalten, in denſelben doch von allen Lehrern in Einem Sinne gelehrt und auf Ein Ziel hingearbeitet wurde.[2] — Aber eine Schattenſeite dürfen wir nicht überſehen. Jene Einheit des Ganzen mochte leicht in Monotonie ausarten, zur Einheit einer Maſchine, in welcher kein Theil Anſpruch auf Selbſtändigkeit macht, ja nicht machen kann. Die Studirenden verpflichteten ſich ja nur zwei Jahre zu lehren, dann verließen ſie die Anſtalt, wie konnten ſie es in ſo kurzer Zeit zur ſelbſtändigen Einſicht und Fertigkeit in der pädagogiſchen Kunſt bringen?[3] Welcher ernſte Lehrer hat es nicht erfahren, daß ſeine Berufsarbeit eine Kunſt iſt, zu deren Erlernung Zeit nöthig; daß er in den erſten Jahren, da er lehrt, viel Lehrgeld zu

1) Franckes Stift. 2, 296.

2) Franckes Stift. 2, 39: „Zu Lehrern wurden Candidaten und Studenten angenommen, denen Francke eine Methode des Unterrichts vorſchrieb, die ſie genau befolgen mußten. Sie leiſteten ihm auch meiſtens willig Folge. Denn bisher hatten ſie noch keine eigene Methode gehabt, der ſie ſich hätten entwöhnen müſſen, wie dieß der Fall bei Männern geweſen ſeyn würde, die ſchon in andern Schulen gelehrt hätten."

3) Hieronymus Wolf, der gelehrte Rector des Augsburger Gymnaſiums, ſchreibt: . . . Quamquam optabile esset tales hypodidascalos proprio quodam fato scholae contingere, qui tolerabilibus laboribus propositis et iis praemiis constitutis, unde se et suos honeste possent alere, altiora non cogitarent. Nam mutatio praeceptorum frequens multum habet incommodi, neque fere fieri potest, ut is fideliter et erudite doceat, qui in omnes occasiones fortunae melioris est intentus, nec discipulorum ingeniis sed suis commodis et voluptatibus inservit. Praeterea quo quis diutius docuerit, eo erit (ut est usus artium magister) ad docendum aptior et paratior. Programm des Augsburger Gymnaſiums von Herrn Rector Mezger 1834. S. 11.

seinem und der Schüler Schaden zahlen muß und nur langsam zur Meisterschaft reift. Francke hatte daher in seinen Anstalten gewis nur sehr wenige Meister der Lehrkunst, dagegen eine überwiegende Menge unselbständiger Anfänger, deren Misgriffe nur einigermaßen durch ihre entschiedene Subordination verringert und compensirt wurden.[1] —

Francke war Director seiner Anstalten, erst im Jahre 1716 nahm er Joh. Daniel Herrnschmid und als dieser 1723 starb, seinen frommen Schwiegersohn Joh. Anastasius Freylinghausen[2] zu Subdirectoren an. Als Töllner 1718 starb, welcher die Oberaufsicht über die deutschen und lateinischen Schulen zugleich geführt, erhielt Herrnschmid die, von da an, gesonderte Aufsicht über die lateinischen Schulen. —

Die Eigenthümlichkeit der Franckeschen Schulen noch einmal ins Auge zu faßen, so ist sie vorzüglich charakterisirt durch das in ihnen vorwaltende christliche, ja pietistische Element, welches sich in den vielen Andachtsübungen, im Zurückdrängen der griechischen Klassiker durch das neue Testament, im Treiben des Hebräischen zum Verständnis des alten Testaments äußert. Dann ist es diesen Schulen eigenthümlich, daß in ihnen die Realien stark hervortreten, daß die Schüler nach Maßgabe ihrer Fortschritte in verschiedenen Lehrobjecten verschiedenen Klassen angehören können; zuletzt, daß viele Studirende Unterricht ertheilten, was nur bei einer vorgeschriebenen und genau befolgten Methode thunlich war.

Nachdem wir nun Franckes vielseitige pädagogische Bestrebungen — für die Universität, für lateinische Schulen, Bürgerschulen und Waisen — betrachtet, wollen wir noch einen Blick auf zwei Gegenstände seiner Thätigkeit werfen, welche nur mittelbar Einfluß auf Pädagogik hatten.

Der erste Gegenstand ist die Canstеinsche Bibelanstalt, welche sich an das Waisenhaus anschloß.

1) Es soll dieß kein Vorwurf gegen Francke sein. Wer, wie er, für eine Menge Kinder Hilfe schaffen will, der muß sich in die Umstände schicken. Die Monitoren von Bell und Lancaster sind gewis nicht so gute Nothhelfer, als Franckes Studenten.

2) Herrnschmid, geboren 1675 zu Bopfingen in Schwaben, Verfaßer mehrerer geistlichen Lieder, unter A. von: „Lobe den Herrn, o meine Seele.“ Freylinghausen, geb. zu Gandersheim 1670, starb 1739 als Director des Waisenhauses. Ausgezeichnet durch treffliche geistliche Lieder; sein Gesangbuch machte Epoche. Als Inspectoren der lateinischen Schulen folgten auf Herrnschmid namhafte Männer, wie: Johann Jacob Rambach, Sigismund Jacob Baumgarten, August Gottlieb Spangenberg, welcher später Bischof der Brüdergemeinde war.

7. Canſteinſche Bibelanſtalt.

Carl Hildebrand Freiherr von Canſtein, geboren 1667, war churfürſtlich Brandenburgſcher Oberhofmarſchall und Kammerpräſident, auch vertrauter Freund Speners. Im Jahre 1710 ließ er einen Bogen drucken unter dem Titel: „Ohnmaaßgebender Vorſchlag, wie Gottes Wort den Armen zur Erbauung um einen geringen Preiß in die Hände zu bringen ſey.“ „Er ſchlug vor: „durch eine Veranſtaltung ſtehen bleibender Formen“ — „an hunderttauſend Exemplare der Bibel abzudrucken, ehe die Schriften abgenutzt würden.“ Dem Franckeſchen Waiſenhauſe übergab er den Vertrieb; Prinz Carl von Dänemark, Bruder König Friedrichs IV, ſchenkte dazu an Francke 1271 Ducaten. Die erſte Ausgabe des neuen Teſtaments mit ſtehenden Lettern erſchien im Jahre 1713. Bis zum Jahre 1795 wurden in der Anſtalt 1,659,883 Bibeln, 883,890 neue Teſtamente, 16,000 Exemplare der Pſalmen, 47,500 des Sirach gedruckt. Man hielt ſich treu an den Lutherſchen Text, nur einige Aenderungen, welche man für durchaus nothwendig anſah, wurden gemacht mit gerechter Schüchternheit und Beſorgnis, irgendwie Aufſehen zu erregen und Anſtoß zu geben.[1]

8. Indiſche Miſſion.

Ein zweiter Gegenſtand Franckeſcher Thätigkeit war das Miſſionsweſen. König Friedrich IV von Dänemark, veranlaßt durch ſeine zwei deutſchen Hofprediger Maſius und Lütkens, beſchloß eine Miſſion in der däniſchen Stadt Trankenbar auf der Küſte Koromandel anzulegen. Lütkens wendete ſich deshalb an Francke. Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütſchau wurden von dieſem zu Miſſionarien erwählt, in Kopenhagen ordinirt und kamen am 9. Julius 1706 in Trankenbar an.—

So war der Anfang dieſer wichtigen, über ein Jahrhundert beſtandenen, Miſſion der lutheriſchen Kirche. Mit einer herzlichen Liebe, die Alles glaubet, Alles hoffet, haben die halleſchen Miſſionare ausdauernd und gewißenhaft auch dann gearbeitet, wenn alle Hoffnung zu erlöſchen ſchien. Ja ſie waren in böſen Zeiten, da Seuchen, Hungersnoth und Krieg herrſchten, vielfach die Berather und Tröſter der

2) Vgl. Franckes Stiftungen 2. 515 ff.

Eingeborenen. Welche Hingebung, welchen Eifer bewies nicht Ziegenbalg, der einen großen Theil der heiligen Schrift und den kleinen lutherischen Katechismus ins Tamulische übersetzte, auch geistliche Lieder in tamulischer Sprache schrieb, und mit großer Mühsamkeit zwei Wörterbücher und eine Grammatik dieser Sprache anfertigte. Sein würdiger Nachfolger, Benjamin Schulze, vollendete die Bibelübersetzung. Bald fanden die Missionare solche Anerkennung, daß ihre Wirksamkeit nicht auf Trankenbar beschränkt blieb. Durch die englische „Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntnis" wurden sie seit dem Jahre 1728 veranlaßt und unterstützt, um in Madras, Cudelur, Calcutta, Tanschaur und andern Orten lutherische Missionsstationen zu gründen.[1]

Vor allen Missionaren zeichnete sich Schwarz aus. Er genoß das größte Ansehen bei allen Religionsparteien. Während die ostindische Kompagnie ihn 1779 als Gesandten nach Seringapatnam schickte, die Engländer ihn im Jahre 1784 bei den Friedensunterhandlungen mit Tippo Saib zuzogen, stand er beim Könige von Tanschaur in solchem Ansehen, daß dieser auf seinem Sterbebette 1787 in ihn drang, die Vormundschaft über seinen neunjährigen adoptirten Sohn zu übernehmen. Schwarz starb im Jahre 1798. Middleton, anglicanischer Bischof von Calcutta, besuchte 1816 den König Sirfogan in Tanschaur. Dieß ist derselbe König, so erzählt ein Bericht,[2] „der zwar selbst kein Bekenner des Christenthums ist, der aber an dem Grabe des unvergeßlichen Missionar Schwarz Thränen der Liebe und Dankbarkeit weihte, ihn nicht nur einen großen und guten Mann, sondern auch seinen Vater, Freund, Beschützer und Führer seiner Jugend zu nennen pflegt, und dessen Andenken er auch durch ein kostbares marmornes Denkmal geehrt

1) Die anglicanische Kirche griff früher nicht ein, kein Missionar erhielt von ihr die Ordination und beschwor die 39 Artikel; die meisten dieser Missionare wurden vielmehr in Wernigerode Namens der lutherischen Kirche ordinirt, vom Jahre 1731 bis zum Jahre 1792. Vgl. Franckes Stiftungen 3, 356. 383. 389. 518. 552. Man war damals so entfernt, die lutherischen Missionarien der anglicanischen Kirche zu überlaßen, daß vom lutherischen Missionar Diemer ausnahmsweise dieß bemerkt wird: „er fand (in London) anfänglich, weil man seine großen Fehler wohl kannte, keine sonderliche Aufnahme, wußte aber doch in der Folge durch seine Vorspiegelungen viele für sich einzunehmen, und ließ sich in der Hoffnung, dadurch den Grund zu einem höhern Glück zu legen, die bischöfliche Ordination gefallen." (Eb. 502.)

2) „Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten . . . von Knapp. Sieben und sechzigstes Stück." S. 633.

hat, welches er in London verfertigen, und in der christlichen Kirche zu Tanschaur feierlich aufstellen ließ." —

Die halleschen Missionare ließen sich besonders den Unterricht der indischen Jugend angelegen sein, durch welchen sie viele indische Katecheten bildeten, die bei Bekehrung ihrer Landsleute trefflich Hilfe leisteten.[1] —

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Geschichte der halleschen Mission einzugehen. Francke war vom Jahre 1705 bis an seinen Tod auf mannigfaltige Weise für dieselbe thätig. Zunächst durch gewißenhafte Wahl der Missionare, welche, ohne besondere Vorbereitung zum Missionsdienst, aus Theologen der halleschen Schule genommen wurden.[2] Seit dem Jahre 1710 veranstaltete er die Herausgabe einer „Geschichte der evangelischen Missionsanstalten zu Bekehrung der Heiden in Indien"; er veranlaßte, daß man von Halle eine tamulische Druckerei nach Trankenbar schickte; auch wurden ihm vertrauensvoll große Summen für diese Mission zugesandt, sein Name bürgte für die Güte der Sache. Wie theuer sie seinem Herzen sei, äußerte er noch in seinen letzten Reden.

9. Nachwirkungen von Franckes Thätigkeit.

So haben wir die Wirksamkeit Franckes nach den verschiedensten Richtungen hin betrachtet; sein unmittelbares Wirken. Wie viel großartiger erscheint diese Wirksamkeit aber, wenn wir auch das ins Auge faßen, was mittelbar durch ihn veranlaßt wurde. Wie viele Waisenhäuser und Armenschulen mögen seinem Beispiele ihre Entstehung verdanken, wie oft wird heute noch sein Name in Berichten über Rettungsanstalten dankbar genannt. Welchen Impuls gab die halleschen Mission den Protestanten! wie ward ihnen durch diese Mission die Ausbreitung des Christenthums Herzens- und Gewißenssache! Zinzendorf, der Stifter der Herrenhuter, war ein Zögling Franckes — welchen Segen haben

1) Die Zahl der in den Kirchenbüchern von Trankenbar im Zeitraum vom Jahre 1706 bis 1780 eingeschriebenen Gemeindeglieder betrug 16,556. Franckes Stiftungen 3, 248.

2) So geschahe es in der Regel bis in die neueste Zeit; nur von einem Missionar bemerkt der sel. Knapp: er habe nicht studirt, sei aber ausgezeichnet begabt gewesen.

nicht herrenhutsche Missionare über die verlaßensten Heiden gebracht. War es nicht Franckes Beispiel, welches den hallesschen Professor Callenberg bestimmte, im Jahre 1727 eine Anstalt zur Bekehrung der Juden und Muhammedaner zu gründen, und war diese Anstalt nicht eine Vorläuferin der gegenwärtigen Judenmissionen? Endlich, die Canstein'sche Bibelanstalt, welche über zwei Millionen Exemplare der Bibel, des neuen Testaments, des Psalters u. s. w. zu höchst wohlfeilen Preisen verbreitet hat, ist sie nicht eine Vorläuferin aller Bibelgesellschaften unserer Tage?[1] —

10. Franckes Familienverhältnisse. Sein Tod.

[2] Wir verfolgten Franckes Leben nur bis zum Jahre 1694. Oder ist nicht vielmehr sein Leben durch seine Bestrebungen und Stiftungen hinlänglich charakterisirt, lebte er nicht ganz in dem, was er für seinen eigensten göttlichen Beruf hielt? —

Nur weniges will ich hinzufügen. In jenem Jahre 1694 heirathete Francke ein Fräulein von Wurm, mit welcher er bis an sein Ende, 33 Jahre lang, in glücklicher Ehe lebte. Sie hatten 3 Kinder. Das erste, ein Sohn, starb früh. Der zweite Sohn, Gotthilf August, geboren 1696, ward Franckes Nachfolger in Direction der Stiftungen, das dritte Kind, eine Tochter, verheirathete sich im Jahre 1715 mit Freylinghausen. Das häusliche Leben Franckes, im Kreise seiner Familie, entsprach ganz seinem frommen Sinne. Bis in sein 63stes Jahr genoß er im Ganzen einer guten Gesundheit. Ward sie durch übertriebene Arbeit zuweilen angegriffen, so erholte er sich auf Reisen. Im Jahre 1725 stellte sich aber eine peinliche Dysurie ein, im November 1726 lähmte ihm ein Schlagfluß seine linke Hand. Doch fühlte er sich im März 1727 wieder sehr gestärkt, so daß er auch Vorlesungen für das Sommersemester im Lectionscataloge anzeigte. Allein er hielt nur noch eine, am 15. Mai, eine paränetische Lection, welche er sichtbar gerührt mit den Worten schloß: „So gehet nun hin und seyd gesegnet dem Herrn immer und ewiglich."

1) Daß sich in Speners und Franckes Schule auch die Anfänge eines unkirchlichen, pietistischen und mystischen Separatismus zeigten, welche im Verfolg immer bedenklicher, verwirrter und verwirrender hervortraten, übergehe ich hier.

2) Nach Franckes Stift. 2, 286 und Guericke S. 450—467.

Am 18. Mai genoß er zum letztenmale das heil. Abendmahl.

Am 24. Mai ließ er sich in den Waisenhausgarten fahren. Hier ergoß er sich in ein brünstiges Dankgebet. Darin gedachte er seiner Bekehrung in Lüneburg. Er sprach: „Unter freiem Himmel habe ich oftmals mit dir den Bund gemacht und gesagt: so du wilt mein Gott seyn, so will ich dein Knecht seyn. Oft habe ich dich gebeten: Herr, schaffe mir Kinder, gebiere sie mir wie den Thau aus der Morgenröthe und mache ihre Zahl wie der Sterne am Himmel. Du hasts gethan und den Quell des ewigen Lebens durch mich auf viele Seelen ergoßen und so weit fließen laßen, daß er in allen Welttheilen Seelen getränkt hat. Laß ihn denn fortfließen auch fernerhin, daß der Segen nimmer aufhöre, sondern fortlebe bis ans Ende der Welt." —

Von da an nahmen seine Leiden zu, die er mit christlicher Gelaßenheit ertrug, durch Gebet und Sprüche der heiligen Schrift gestärkt. Oft wiederholte er die Worte des sterbenden Jakob: Herr, ich warte auf dein Heil.

Am 8. Juni ward er schwächer und schwächer. Da fragte ihn seine fromme Gattin: dein Heiland wird dir doch nahe seyn? — „Daran ist kein Zweifel," antwortete er. Dieß waren seine letzten Worte. Nun fiel er in einen Schlummer, und unter Gebet und Gesang der Seinigen und der anwesenden Freunde entschlief er sanft und selig, Abends drei Viertel auf 10 Uhr. Er hatte das Alter von 64 Jahren, 2 Monaten und 3 Wochen erreicht.

Die ganze Stadt drängte sich, die Hülle des Entschlafenen noch einmal zu sehen, und begleitete sie am 17. Juni zu ihrer Ruhestätte.

7. Die Realschulen.

Ich habe das allmähliche Hervortreten des pädagogischen Realismus seit der Reformationszeit verfolgt. Im siebzehnten Jahrhundert gewann derselbe auf den gelehrten Schulen mehr und mehr Boden, darauf deutet die Einführung der Lehrbücher des Comenius. Diese geschah nach dem Jahre 1649 auf dem Gymnasium in Hersfeld;[1]

1) Münschers Programm 1836. S. 17.

auf dem Danziger Gymnasium ward, dem Lectionsplan von 1653 zufolge, das Vestibulum und die Janua des Comenius gelesen,[1] auf dem Stargardter und Nürnberger Gymnasium der Orbis pictus.[2]

Doch scheint man hierbei vorzüglich auf bequeme Erwerbung einer copia vocabulorum, besonders zum Behuf des Lateinsprechens, gesehen zu haben. Die Bilder betrachtete man mehr als ein mnemonisches Hilfsmittel zum festern Einprägen der Worte, als daß man, wie Comenius, zugleich an ein wirkliches Kennenlehren der abgebildeten Dinge selbst gedacht hätte.

Und doch machten sich die Dinge selbst unvermerkt geltend. Der Nürnberger Feuerlein[3] erzählt: man habe geklagt über den Mangel eines guten Vocabularii oder Nomenclatoris, und über den Orbem sensualium Comenii, der bisher fast allein dafür dienen müßen. Derselbe enthalte Schneider-, Weber-, Schuster-, Küchen- und Keller-Latein, unlateinische Phrases, Barbarismos, dagegen mangelten die nöthigsten Verba, Partikeln ꝛc.[4] Es ward daher des Cellarius Libellus memorialis statt des Orbis pictus eingeführt. Aber dieses rein sprachliche Schulbuch genügte jetzt nicht mehr, man hatte sich nun schon an des Comenius Bilder, ja an die Sachwelt gewöhnt. Daher sagt Feuerlein: „Nächstdem wird man auf einige Holtz- oder Kupfer-Stiche bedacht sein, in welchen die mehrere Dinge der lernenden Jugend zum mindesten in effigie vor Augen zu stellen, und was sie seien oder wozu sie dienen, zu beschreiben sind, deren lateinische Benennungen sie memoriren, damit sie nicht Worte ins Gedächtnus fassen, da sie nicht einmal wissen, was die Sache ist, welche das Wort bedeuten soll... Sonst wäre nicht übel gethan, fährt er fort, wenn man einige Knaben je zuweilen auch spazieren auf die Felder und in die Gärten, Hammer-, Säg-, Papier- und andre Mühlen oder in die Werkstätte zu allerhand Handwerkern und Künstlern führte, ihnen die Instrumenta zeigte und sagte, wie man sie heiße, und was man damit thue, und dann,

1) Hirsch l. c. 48.

2) Falke l. c. 44. Feuerlein l. c. 59.

3) Feuerlein 59.

4) Feuerlein erzählt (S. 63): der Conrector Manner von einem Schüler gefragt: Domine, quid significat ein Kugel-Höpflein? habe geantwortet: „Du Haas, meinst du, der Cicero werde Kugel-Höpflein getreffen haben?“ Das heißt: wozu lateinische Worte erlernen, welche in den Classikern nicht vorkommen?

wie man dieses oder jenes, was sie in substantia vor Augen sehen, auf Lateinisch heiße, von ihnen forderte, oder ihnen beibrächte, das würde ihnen nicht nur die vocabula weit besser ins Gedächtnus pregen, die sie ja nicht anderst als mit Verdruß lernen müssen, wenn sie nicht einmal dieselbe im Teutschen verstehen, noch wissen, was die Sache ist, sondern es dient auch in gemeinem Leben und steht hernach übel, wann oft ein Gelehrter so unwissend und unkundig ist in solchen Dingen, die immer je in Gesprächen oder auch sonst vorkommen." —

Das Leben fieng an, sich der Schule gegenüber geltend zu machen. Ungeachtet man hiernach den Orbis pictus auf dem Nürnberger Gymnasium abschaffte, behielt man doch, in den zwei untersten Klassen, des Comenius Vestibulum bei. Dazu kam der meist realistische Unterricht in der Mathematik, welcher in dem von Feuerlein mitgetheilten Lectionsverzeichnis als Mathesis juvenilis aufgeführt ist und durch 5 Klassen läuft. Das hiebei zu Grunde gelegte Lehrbuch Sturms[1] ist reichlich mit Kupfern versehen, und begreift: allgemeine Mathematik, praktische Arithmetik, theoretisch-praktische Geometrie (Feldmeßen, Höhenmeßen, Stereometrie), Optik, Kriegsbaukunst, Civilbaukunst, Kosmographie, Chronologie, Gnomonik, Mechanik, und zum Schluß Chiromantie! Es sind die Elemente der genannten Disciplinen auf 79 Folioseiten mitgetheilt. Feuerlein[2] lobt die mathematische Methode Sturms sehr, man glaubt einen Schüler Pestalozzis zu hören. „Da brauchts, sagt er, keines Auswendiglernen des Einmaleins, wie in Teutschen Schulen ohne Verstand geschieht, sondern sie lernen es selber machen und mit raison und gutem Begriff ihrer Vernunft fassen. Hier lernet man auch das διότι, oder die Ursach der Reguln begreifen, warum man so und so verfahre, da man in Teutschen Schulen nur das ὅτι lernet, wie man procediren müsse, ohne die Ursache zu wissen, warum? Es wird da schier auch mehr ein Werk der Gedächtnus daraus, als der Vernunfft." Dann lobt er es, und dieß berücksichtigen wir hier besonders, daß die Knaben so „schicklich mit dem Zirckul, Winckelmaaß, Maaßstab, Meßruthe ꝛc. umgehen lernen, wie sie, nach einigen Uebungen, so bald

1) Der Titel ist: Johannis Christophori Sturmii Mathesis compendiaria sive Tyrocinia mathematica. Ich habe die sechste von Sturms Sohn, Leonhard Christoph Sturm besorgte, Coburg 1714 erschienene, Ausgabe in Folio vor mir.

2) L. c. 103 sqq.

und so nett eines Tisches, eines Fensters, einer Stube, eines Hauses ꝛc. Größe auch nur aus dem Augenmaaß schätzen lernen." [1]

Nach Sturms Vorrede zu seinem Buche war dasselbe auf verschiedenen deutschen Gymnasien eingeführt.

Noch einen Schritt weiter gieng der Prediger Semler in Halle.[2] Dieser gab im Jahre 1739 eine Nachricht, überschrieben: „Von königl. preuß. Regierung des Herzogthums Magdeburg und von der berlinischen königl. Societät derer Wissenschaften approbirte und wieder eröffnete mathematische, mechanische und öconomische Realschule bey der Stadt Halle." [3]

So viel ich weiß, tritt hier zum erstenmale der Name und Begriff Realschule auf. Außer dem Religionsunterricht soll, nach Semler, „die Jugend zu nützlichen und im täglichen Leben ganz unentbehrlichen Wissenschaften angewiesen," insbesondere sollen ihr sichtbare Dinge entweder in natura oder in allerhand Abbildern gezeigt werden. Eine Beschreibung Roms in einem Buche, sagt er, gebe die matteste Kenntnis der Stadt, eine lebendigere erhalte man durch mündliche Beschreibung jemandes, der lange in Rom lebte, diese Lebendigkeit steigre sich durch Kupferstiche, farbige Bilder, Modelle; aber mit eigenen Augen die Stadt zu sehen, gebe den höchsten Grad der Erkenntnis. — Das: Non scholae sed vitae discendum sei ihm seit 40 Jahren Schulregel gewesen. Fürs Leben bedürfe es aber Kenntnisse von Gewicht, Maaß, vom Gebrauch des Zirkels und Lineals, es bedürfe der Wißenschaft des Kalenders, der Astronomie, Geographie. Ferner sei nöthig: „Kenntniß einiger physicalischen Sachen, als Metalle, Mineralien, gemeiner Steine und Edelsteine, Holtze, Farben, die Zeichnungskunst, von Ackerbau, Gartenbau, Honigbau, einiges von der Anatomie und Diät, von

1) Feuerlein vertritt dann das Lehren der Mathematik gegen die Anfechter desselben. Unter Anderm sagt er: „Es ist dieses Seculum literarium sogar mathematicum, daß schier in allen Disciplinis, auch in den Moralibus und Philologicis, wer recht accurat verfahren will, Methodum mathematicam dazu anwendet."

2) Christoph Semler, lutherischer Prediger, geb. in Halle 1669, las Collegia, nachdem er 1697 in seiner Vaterstadt Magister geworden, hatte seit 1699 die Inspection der Armenschule, ward Oberdiaconus der Kirche zu St. Ulrich, Mitglied der Berliner Akademie der Wißenschaften und starb 1740. „Er hatte eine große Wissenschaft in mechanicis und mathematicis," sagt Jöcher.

3) Erschien in den hallischen Anzeigen, woraus sie die Acta historica ecclesiastica (1740. Tom. 19. S. 198) entnehmen.

der Polizeiordnung das Nöthigste, von denen Geschichten des Vaterlandes aus der hallischen Chronica und andern Autoren, die Landkarte Teutschlandes sowol, als in specie des Herzogthums Magdeburg und denen umliegenden Städten und Dörfern um Stadt Halle, von denen im täglichen Leben sehr oft geredet wird, also, daß derselben Kenntniß viel nöthiger ist, als daß man wisse, wo in der Welt Dublin, Astracan und Adrianopel liegt."

Hier haben wir nicht nur eine Aufzählung der meisten Realien, welche späterhin in den Realschulen gelehrt wurden, auch das Grundprincip tritt schon hervor, welches besonders Rousseau und Pestalozzi geltend machten: es müsse vor Allem das gelehrt werden, was die nächste Gegenwart, das tägliche Leben biete und fordere.

Von hallischen Professoren nennt Semler den Chr. Thomasius, Cellarius, Hofmann (den Arzt) und den Philosophen Wolf, als solche, die ihm Beifall gegeben. Im Jahre 1706 wandte er sich mit seinen Schulvorschlägen an die magdeburger Regierung, welche ebenfalls beifällig auf dieselben einging. Die Berliner Societät der Wissenschaften, von jener Regierung hierüber befragt, antwortete den 15ten December 1706: so wie man Schulen zur Bildung künftiger Kirchen- und Staatsdiener habe, so würde es gut sein, Knaben, die bisher nur deutsche Schulen besuchten „in einer gewissen mechanischen Schule unterrichten zu lassen, damit ihnen der Verstand und Sinnen mehr geöffnet würden und sie insonderheit die nöthigen Materialien und Objecte samt deren Güte und Preis erkennten, dann den gemeinen wie auch Proportionalcircul, Lineal, Winkelmaß und Gewicht, wie nicht weniger andere Maße und Masstäbe, Wage und nach Gelegenheit das schlechte globular-microscopium zu genauer Einsicht derer Körper und sonst andere nützliche Instrumenta, samt Werk- und Hebzeugen verstehen und gebrauchen lernten, mithin sich dieser Erkäntniß hernach zu besserer Begreifung und Ausübung, auch Ersinnung neuer, nützlicher Handgriffe bedienen möchten. Dabei hauptsächlich dahin zu sehen wäre, daß von denen Lernenden im Werk selbsten ein gutes Augenmas, stetige Hand- und andere dergleichen, in einem geschärften Gebrauch der äuserlichen Sinne bestehende, Grundvortheile aller Arbeiten, so die Natur darbeut und die Uebung perficiret, erlanget werden."

Semler ließ nun, von der Stadt unterstützt, 12 arme Knaben in

seiner Wohnung von einem „Litterato unterrichten, der, wie er sagt, in mathematicis, mechanicis und oeconomicis gar sonderlich wohl erfahren war," allein es währte nur dritthalb Jahr. Beim Unterricht wurden „63 objecta singularia praesenter vorgestellet," besonders durch Modelle.[1] Im Jahre 1738 wurden diese „Ocularbemonstrationen" wieder vorgenommen. Man habe vor der Hand, sagt Semler „nicht auf exotica und curiosa, sondern nur hauptsächlich auf quotidiana und necessaria gesehen und was praesentissimam utilitatem in vita communi mit sich führe. Durch diese Methode, fährt er fort, werden die bisherigen Verbalschulen auch zugleich Realschulen werden, indem die Information nicht mehr geführet wird durch lauter abstracta, universalia und intellectualia sola. Die allererste Information der kleinen Kinder sollte ohne Buch an denen Sachen selbst geschehen." Bücher müßten nur zur Repetition dienen, an Worte seien die ideae rerum zu affigiren. — Die Schulen, bisher „Marterstuben" würden „durch Einführung der Realitäten zu lauter Freudenstuben werden." — Semler war, als er dies schrieb, schon 70 Jahre alt. Man würde sich irren, wenn man ihn, nach dem bisher Mitgetheilten, für einen ganz irdisch gesinnten, materialistischen Realisten, nach Art so vieler späterer hielte. Er wollte nicht beim Sichtbaren stehen bleiben, sondern, wie er sagt, „von den creaturis ad creatorem ascendiren," und bittet um Verleihung „erleuchteter Augen, welche in die penetralia der Creaturen hineinsehen." Zum Schluß preist der fromme Greis mit dem Psalmisten Gottes Werke. „Selig sagt er, ist der, so sie heilsamlich erkennet und aber selig ist, der sich darinnen heiliglich freuet und Dir dafür von Grunde seines Herzens danket."[2]

Es ist bemerkt worden, daß in Franckes Anstalten verschiedene Realien gelehrt wurden, als Botanik, Drechseln u. s. w. Sollte nicht Semler, welcher als Docent bei der Universität Halle, als Prediger und Inspector der deutschen Schulen dem A. H. Francke so nahe stand, sollte er nicht durch seinen pädagogischen Realismus auf das Lehrwesen im Waisenhause und Pädagogium Einfluß geübt haben? Merkwürdig bleibt es, daß aus

1) Zum Theil sehr seltsame, z. B. eine Machina, „daran die einige wahre Ursache der Ebbe und Fluth demonstriret wird."

2) Mehr habe ich über Semler bis jetzt nicht erfahren können. Schulz (in den Rheinischen Blättern März und April 1842 S. 159) spricht beiläufig von „schmerzlichen Erfahrungen Semlers zu Halle," dessen Realschule vom Jahre 1705 bis 1739 einige mal eröffnet und wieder geschlossen worden sei.

Franckes Schule Johann Julius Hecker hervorgieng, der im Jahre 1747 die erste bedeutende deutsche Realschule in Berlin stiftete und ebenso Heckers Nachfolger als Director dieser Schule: Johann Elias Silberschlag.

Wir müßen bei Betrachtung des stärker und stärker auftretenden Realismus zweierlei unterscheiden. Einmal fieng man an die, bisher durch die Sprachstudien ganz unterdrückten, Realien richtiger zu würdigen und suchte sie in die gelehrten Schulen einzuführen: andrerseits aber drang sich die Ueberzeugung auf, daß man den Unterricht auf diesen Schulen nur für die zum gelehrten Stande vorzubereitenden Knaben angemeßen eingerichtet, nur diese berücksichtigt, alle übrigen Schüler aber genöthigt habe, Dinge zu lernen, ja, oberflächlich zu treiben, welche sie in ihrem folgenden Leben nicht brauchen könnten. Es ward klar, daß für diese nicht studirenden Schüler, manche Realkenntniße weit wünschenswerther seien, als bloße zielloße Anfänge im Latein. Darauf weist schon das mitgetheilte Votum der Berliner Akademie über Semler hin. Hiermit übereinstimmend schrieb Rector Gesner in Rotenburg um das Jahr 1720 „Die eine Classe, welche nicht studirt, sondern entweder ein Handwerk, oder die Kaufmannschaft oder den Soldatenstand erwehlet, muß man im Schönschreiben, Rechnen, Mathesis, Briefschreiben, Geographie, Weltbeschreibung und Historie unterrichten. Die andere Classe machen die Studirenden aus." Schöttgen, Rector in Dresden schrieb 1742 einen „Unvorgreiflichen Vorschlag, wegen einer besondern Klasse in öffentlichen Stadtschulen." In diesen Schulen sagt er, sei Alles auf Erlernung des Latein gerichtet, Kinder „welche unlateinisch bleiben wollen," laße man ganz aus der Acht. Sie müßten den Donat und die Grammatik mitlernen, welche für sie unnütz; Sachen dagegen, die Handwerkern, Künstlern, Kaufleuten dienlich, würden nicht getrieben. Was es diesen hülfe, wenn sie gelernt: anthrax, colax ꝛc. Stadt und Land brauchten nicht bloß lateinische Leute, auch andere. Darum räth er ebenfalls, für diese eine besondere Klasse zu stiften. — „Mein Vorschlag, schließt er resignirend, ist schon verworfen, ehe ich ihn ans Tageslicht gebracht. Aber was liegt daran ... ist er jetzund noch nicht reif, so wollen wir warten, bis seine Zeit kommt." [1]

Auch der früher schon erwähnte prenzlauer Rector Wenzky, schrieb im Jahre 1751 eine Abhandlung „daß die Realschulen noch gemeiner

1) Acta scholastica, herausgeg. von Biedermann. 2, 221.

seyn könnten und müßten," und der eben so gelehrte als umsichtige Joh. Matthias Gesner äußerte sich um das Jahr 1753 also: „Es ist ein gemeiner Fehler der meisten Schulen, daß man in denselben nur auf diejenige siehet, welche sogenannte Gelehrte von Profession werden wollen und in dieser Absicht von allen jungen Leuten durch die Bank ein vollkommenes Vermögen in der lateinischen Sprache fordert. — Hingegen wird meistentheils dasjenige versäumt, was im gemeinen bürgerlichen Leben bei Künsten und Professionen, in Hof- und Kriegsdiensten unentbehrlich oder doch nützlich ist. Ein wohl angelegtes Gymnasium hingegen muß diese Eigenschaft und Einrichtung haben, daß die Jugend von allerlei Extraction, Alter, Beschaffenheit und Bestimmung, ihre Rechnung dabei finden und zum gemeinen Nutzen in demselben bereitet werden könne. Es wird demnach die Jugend in Ansehung ihrer künftigen Lebensart in 3 Klassen eingetheilt, 1) die zu Handwerken, Künsten und zur Kaufmannschaft angehalten werden, 2) die ihr Glück im Krieg oder bei Hof machen, und 3) die beim Studiren bleiben und auf Universitäten gehen sollen." [1]

So forderten viele tüchtige Männer, daß man nicht einseitig und ungerecht nur für die Bildung Studirender sorgen, sondern auch Kinder, „welche unlateinisch bleiben wollten" berücksichtigen müße. Allein es war eine schwer zu beantwortende Frage: wie dies anzugreifen sei?

Nach Gesners Ansicht hatte jedes Gymnasium die Aufgabe, jene ganz verschiedenen Arten von Schülern zu bilden. Es leuchtet ein, wie schwer diese Aufgabe zu lösen sei, wie man, beim Streben höchst disparaten Forderungen zu genügen, Gefahr laufe, keiner zu genügen und ganz charakterlos zu werden.

Warum aber diese gemischten Schulen, fragten Andere? Wäre es nicht beßer, wo nicht für alle und jede einzelnen, doch für die Masse der nichtstudirenden Stände eigene Unterrichtsanstalten zu errichten? Diese Fragen mußten sich um so mehr aufdrängen, als späterhin die Verwirrung auf den Gymnasien durch das Verfolgen verschiedenartiger Zwecke und zugleich die Ueberzeugung wuchs, daß jede Schule nur Ein Princip, Ein Ziel, Einen Charakter haben müße.

Die Geschichte der Berliner Realschule ist in dieser Hinsicht sehr

1) J. M. Gesner, kleine deutsche Schriften S. 355. Ansbacher Gymn. Programm des Conrector J. C. Friedrich Gesner vom Jahre 1775 S. 12.

lehrreich, sie gibt uns eine Folge von Versuchen, die humanistischen Studien mit den Realstudien, die Bildung studirender und nicht studirender Schüler zu vereinigen und in Harmonie zu bringen.

Julius Hecker ward oben als Stifter jener Schule genannt.[1] Dieser wurde im Jahre 1739 als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin angestellt und erhielt zugleich die Aufsicht über die zur Parochie gehörigen deutschen Schulen. Er betrachtete die Unterrichtsanstalten als Pflanzgärten des Staates, aus denen die jungen Leute, wie Bäume aus einer Baumschule in die besonderen Stände versetzt würden. Daher verlangte er Schulen, welche für die Facultätsstudien, andere die für den Bürger-, Künstler-, Militär- und Landwirthstand vorbereiteten, noch andere für den Bauren- und Taglöhnerstand. Dieser Ansicht entsprechend organisirte er die im Jahre 1747 gestiftete Realschule. Sie bestand aus 3 theils sub-, theils coordinirten Schulen, aus der deutschen, lateinischen und der Realschule im engeren Sinne. Einzelne Schüler der lateinischen und deutschen Schulen konnten dem Unterricht in der Realschule beiwohnen. In dieser lehrte man Arithmetik, Geometrie, Mechanik, Architectur, Zeichnen, Naturlehre. Besonders handelte man vom menschlichen Körper, dann von Pflanzen, Mineralien, gab Anweisung zur Wartung der Maulbeerbäume und Erziehung der Seidenwürmer, auch führte man die Schüler in die Werkstätten. Unter den Klassen wird eine Manufactur-, eine Architectur-, ökonomische,- Buchhalter- und Bergwerksklasse genannt.[2]

Die Einrichtung der eigentlich lateinischen Schule bietet nichts besonders. Da man in derselben wöchentlich 12 Stunden latein, 5 Stunden französisch und anderes lehrte, die Knaben außerdem an mannigfaltigem Realunterricht Theil nahmen, so waren sie mit Lectionen überhäuft; mit Ausnahme der Stunde von 12—1, ward von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends Unterricht ertheilt.

Im Jahre 1753 trat J. F. Hähn als Lehrer zur Realschule, welcher beim Unterricht, nach Semlers Art, von der Anschauung ausgieng. Eine große reale Sammlung diente hierzu, in derselben fand man Modelle

1) Das Folgende entnehme ich vorzüglich aus des Herrn Oberlehrer Schulz „Geschichte der Realschule in Berlin." S. Diesterwegs Rheinische Blätter. Bd. 25 u. 26. 1842.

2) Im Jahre 1748 ward eine Pensionsanstalt mit der Realschule verbunden, der erste Pensionair war Friedrich Nicolai.

von Gebäuden, Schiffen, Schränken, Pflügen, Butterfäßern; Säulen der verschiedenen Ordnungen, bildliche Darstellungen eines vollständigen römischen Triumphzugs, Sammlungen von Kaufmannswaaren, dazu Kaufmannsläden en miniature, eine pharmakognostische Sammlung, Lederproben u. s. w. u. s. w. Dazu kam ein der Realschule gehöriger botanischer Garten und eine Maulbeerplantage.

Hecker und Hähn legten dem Publicum ihre pädagogischen Ansichten vor. Jener verfaßte unter Anderm im Jahre 1749 einen „[1] Wohlgemeinten Vorschlag, wie die lateinische Sprache bei Würden und Ehren zu erhalten." Er sagt: man strebe vergebens, das Latein auf seinen vorigen Thron zu setzen; schnitzerreiche juristische und medicinische Disputationen und Candidateneramina bewiesen, wie sehr es in Verfall gekommen. Sein Rath ist: bis ins 11te und 12te Jahr Realien zu treiben und dann erst latein anzufangen.

Hähn schrieb: „Wie das Nothwendige und Nutzbare von Sprachen, Künsten und Wissenschaften in Realschulen zu verbinden. 1753." [2] Er räth den Kindern nicht bloß mündliche Beschreibungen zu geben, sondern ihnen die Dinge entweder in natura oder in Modellen und Bildern zu zeigen. Man ersieht aus seiner Abhandlung unter Anderm, was es mit der Manufacturklasse und den erwähnten Lederproben auf sich habe. „[3] In der Manufacturklasse, erzählt er, hat man seit Weihnachten den Lederhandel angefangen. Um die Sache praktisch und nutzbar auf das künftige Leben zu treiben, so ist eine Sammlung von allerlei Leder gemacht worden. Man kann der Jugend von mehr als 90 Arten des Leders, jedes Stück so groß als ein Octavblatt austrägt, zur Probe vorzeigen. Man findet darin allerlei Sohlleder und Schmalleder von Ochsen, Kühen, Pferden, Kälbern, Schafen: desgleichen Proben von Ziegen- und Bocksfellen, von Reh- und Hirschleder, von Corduan, Saffian, Juchten und andre Sorten mehr."

Julius Hecker starb 1768, Hähn verließ schon 1759 die Schule.

Aus dem Mitgetheilten wird es ziemlich klar, daß der Unterricht Studirender von dem der nicht Studirenden, die gelehrten Studien von den Realstudien nicht gehörig in der Realschule geschieden waren und

1) „Altes und Neues von Schulsachen, gesammelt von Biedermann. 1752" Th. 6.
2) Ib. Th. 8, 257.
3) Ib. 278.

man allen Schülern zumuthete, fast Alles zu lernen. Daher kam die unerhörte Zahl von täglich 11 Unterrichtsstunden; die Menge der Lehrobjecte machte dies nothwendig. Ganz unzweideutig stellt es sich aber heraus, daß Hecker seinem „obersten Grundsatz: Non scholae sed vitae discendum" nicht nur treu war, sondern denselben aus Misverstand, bis zur Caricatur verfolgte.

Die Schule soll dem Leben wohl vorarbeiten, nicht aber ihm vorgreifen, sie soll nicht lehren wollen, was nur das Leben lehrt und lehren kann. Jene citirten Worte Hähns: „seit Weihnachten haben wir den Lederhandel angefangen", müßen jedem verständigen Menschen albern dünken. Ist denn das die Meinung des weisen Wortes: Non scholae sed vitae discendum? Hatte sich in jener dürren todten Zeit der lebendige Begriff von vita ganz verloren? —

Nach Heckers Tode erhielt der, als Mathematiker und Physiker bekannte Johann Elias Silberschlag, die Direction der Anstalt.[1] Dieser scheint eine schärfere Begriffsbestimmung der oben genannten drei, unter dem allgemeinen Namen „Realschule", befaßten Anstalten beabsichtigt zu haben. Er gab den Dreien die Namen: Pädagogium, Kunstschule und deutsche- oder Handwerker-Schule.

Die deutsche Schule war Elementarschule für alle, doch hatte sie eine besondre Handwerksklasse. In der Kunstschule legten auch die Studirenden den Grund in der Mathematik, im Latein und im Französischen, wiewohl diese Schule vorzugsweise für nichtstudirende Künstler, Oekonomen ꝛc. bestimmt war. Vom Lehrer der Mathematik wurden hier „Axiomata und Theoremata als Regeln vorgetragen, die nicht nach der theoretischen Schärfe erwiesen wurden", was erst im Pädagogium geschahe. In diesem waren „zwei theoretisch-mathematische Klassen", in der untern ward Arithmetik, in der obern Algebra gelehrt; die übrigen Unterrichtsgegenstände des Pädagogiums entsprachen denen oberer Gymnasialklassen. — Als Silberschlag im Jahre 1784 abtrat, so folgte ihm Andreas Jacob Hecker im Amte. Mehr und mehr ward jetzt in der Kunstschule eine Bildung für spezielle Berufe bezweckt; es gab besondere Lectionen für künftige Bergwerks- und Hüttenbediente, besondere für praktische Geometer, Artilleristen, Forstbediente, Oekonomen, Kauf-

1) Es charakterisirt den Mann, daß er zugleich Oberconsistorialrath und Oberbaurath war.

leute u. s. w. Ja im deutschen Sprachunterricht wurden einige Stunden wöchentlich bestimmt; „diejenigen, welche sich künftig bei verschiedenen hohen Landes-Collegien als Secretaires engagiren wollten, mit dem Gange der Geschäfte derselben bekannt zu machen.“ So ward die Kunstschule ein Aggregat von den disparatesten Berufsschulen. „Es drängt sich der Gedanke auf, sagt der Geschichtsschreiber der Schule, daß, wer Alles zu erreichen strebt, am Ende nur wenig erreicht. So ging es auch wirklich mit unserer Realschule.“

Zu gleicher Zeit gewann das Pädagogium unter Hecker mehr den eigenthümlichen Charakter einer gelehrten Schule. Im Jahre 1797 erhielt es, bei Gelegenheit seiner 50jährigen Jubelfeier, den Namen Friedrich Wilhelms-Gymnasium; endlich ward es im Jahre 1811 in Ansehung der Lehrer und Lectionen von der Realschule getrennt.[1] Man hatte sich durch lange und schwere Erfahrungen überzeugt, daß die bisherige genaue Verbindung beider Anstalten eine Mésalliance gewesen, durch welche die Selbständigkeit des Charakters beider gelitten. —

Sind die Ziele zweier Lehranstalten verschieden, so müßen es auch die Wege sein, es muß das Lehren der Realien auf dem Gymnasium von dem auf der Realschule ganz verschieden sein und ebenso das Lehren der Sprachen auf der Realschule von dem auf Gymnasien. Es ist ein Unterschied in Auswahl, Methode und Zweck. —

Eine Betrachtung drängt sich hier auf. Gymnasien sind in Bezug auf das Lernen dadurch wesentlich und scharf von den Universitäten verschieden, daß sie einzig die allgemeine Bildung als Grundlage aller Berufsbildungen, bezwecken, während Facultätsstudien die Universität charakterisiren und den Uebertritt in das praktische Leben vermitteln. Mit Recht erregte es den größten Unwillen, als ein Minister zu Ende des vorigen Jahrhunderts verlangte: man solle auf den Gymnasien mit künftigen Juristen nicht mehr den Tacitus und Virgil, sondern des Heineccius Institutionen lesen. Das Gymnasium weiß von keinen Fachstudien, darf von keinen wißen, wofern es nicht voreilig unreifen Knaben eine fundamentlose Berufsbildung gewaltsam aufprägen will. —

Erleidet dieß Anwendung auf die Realschulen? War es nicht der größte Misgriff, daß man in der Berliner Schule direct auf Bildung von Bergleuten, Oekonomen, Artilleristen u. s. w. ausgieng? Muß nicht

1) Nämlich von der Realschule im engeren Sinne, der Kunstschule Silberschlags.

vielmehr die Realschule nach Art der Gymnasien, eine allgemein menschliche Bildung ins Auge fassen, Elemente herausfinden, welche wahrhafte Fundamente der spätern Berufsbildung des Bergmanns, Oekonomen, Artilleristen u. s. w. sind?

Ein solches Ziel hatte der treffliche Spilleke im Auge, welcher im Jahre 1820 die Direction der Realschule erhielt.[1] Seine Ansicht war: diese Schule sollte in ihren obern Klassen „diejenige Bildung geben oder wenigstens einleiten, die ohne durch genauere klassische Studien bedingt zu seyn, für die höhern Verhältnisse der Gesellschaft vorausgesetzt wird; eine speciellere Vorbereitung jedoch auf besondere Berufsarten, wie man solches in früheren Zeiten in dieser Abtheilung der Schule bestimmt anstrebte, fand nicht statt."

Sind wir hierin mit Spilleke einverstanden, so drängen sich neue Fragen auf. Entspricht die Realschule dem Gymnasium, wie müßen die, den Universitäten entsprechenden realen Lehranstalten eingerichtet sein, in welche die Realschüler nach vollendeten Schulstudien übertreten?

Sind unsere polytechnischen und höhern Gewerbschulen wahre Realuniversitäten? Zerfallen sie, bei der großen Mannigfaltigkeit der Künste und Gewerbe, in Abtheilungen, welche den akademischen Facultäten entsprechen? Oder sind solche Realuniversitäten nicht wohl möglich, müßen spezielle Berufsschulen schon deshalb eintreten, weil die meisten Berufsarten ein eigenthümliches Lebenselement haben? Der Bergmann muß zuletzt im Gebirge, der Seemann am Meere, der Landwirt auf dem Lande gebildet werden, könnten auch alle drei in derselben Realschule ihre allgemeine Vorbildung erhalten. Ja sollte sich nicht für Lehrlinge vieler Gewerbe und Künste, dem mehr oder minder weit geführten ersten Unterricht zunächst ein rein practisches Erlernen und Einüben ihrer Kunst ꝛc. unter der Zucht von ausübenden Meistern anschließen, und eine feinere künstlerische oder wißenschaftliche Ausbildung erst auf diese Lehrjahre folgen?

Doch daß ich nicht vorgreifend meine historische Aufgabe überschreite. Wir werden später sehen, wie viel in unserer Zeit für eine zweckmäßige Organisation der mannigfaltigsten Realschulen ꝛc. geschehen ist und ge-

1) A. J. Hecker starb 1819, ihm folgte Bernhardi, (welcher aber schon 1820 starb) diesem Spilleke, nach dessen, 1841 erfolgtem Tode, der als Schulmann und Gelehrter ausgezeichnete F. Ranke Rector wurde.

schieht. Wenn der Dresdner Rector Schöttgen im Jahre 1742 einen unvorgreiflichen Vorschlag machte, doch auch für den Unterricht der Kinder einigermaßen zu sorgen, „welche unlateinisch bleiben wollten," so fügte er, wie wir sahen, hoffnungslos hinzu: „mein Vorschlag ist schon verworfen, ehe ich ihn ans Tageslicht gebracht." Doch rafft er sich auf und fährt fort: „Aber was liegt daran, ist er jetzund noch nicht reif, so wollen wir warten bis seine Zeit kommt."

Der alte Rector hat richtig geweissagt. Ein Jahrhundert, nachdem er schrieb, zählte man allein im preußischen Staat 42 Realinstitute bei 126 Gymnasien. [1]

8. J. J. Rousseau.

Unsere Zeit wird von bestimmten Ansichten, Urtheilen, ja Worten beherrscht, wie von selbständig existirenden Wesen. Wenige fragen: woher diese Wesen stammen, als hätten dieselben weder Vater noch Vaterland. Andererseits sind die Namen berühmter Männer in der Menschen Munde, ohne daß man recht weiß, wodurch jene berühmt sind. Mancher würde sich oft wundern zu hören, daß diese und jene, ihm wohlbekannten Ansichten von einem, ihm dem Namen nach wohlbekannten berühmten Manne herrühren, der eben durch Aufstellung solcher Ansichten berühmt ward, die zu seiner Zeit neu waren, später alltäglich geworden sind. Das Gesagte dürfte in hohem Grade auf Rousseau Anwendung erleiden und auf so vieles, was er im Gebiete der Religion, Politik und Pädagogik Neues, jetzt aber fast trivial Gewordenes, aufbrachte.

Eine Charakteristik dieses Mannes ist außerordentlich schwer, was man schon daraus abnehmen könnte, weil er von den Einen in den Himmel erhoben, von den Andern in gleichem Maaße heruntergesetzt wurde. Was noch mehr ist: seine entschiedensten Gegner loben Einzelnes sehr an ihm, dagegen enthusiastische Verehrer nicht umhin können zu gestehen, daß er sich öfters als ein Narr, ja als sehr böse gezeigt habe.

Rousseau hatte die eminentesten natürlichen Gaben. Mit genialer Originalität trat er kühn, neu, piquant seinen abgelebten heruntergekommenen Zeitgenoßen entgegen; ein vollendeter Meister des Styls übte

1) Schulz über das Wesen der Realinstitute. In Diesterwegs Rhein. Blättern Novbr. u. Decbr. 1841. S. 274.

er eine unerhörte geistige Gewalt über sie. Mit verzehrendem, schonungslosem Ingrimm fluchte er dem tiefen, sittlichen Verderben seiner Zeit, ward aber selbst von ihren trüben Fluten fortgerißen. Ergriffen, ja besessen von einer bittern Reue, sagte er im eigenen Namen und im Namen des in Sünden versunkenen Frankreichs die Beichte. Allein es war eine Reue zum Tode, und statt des Friedens der Absolution versank er selbst tief in feindseligen Haß; den Andern aber verkündete er mit Entschiedenheit das Strafgericht der hereinbrechenden Revolution. Verzweifelnd sehnte er sich aus seinem unseligen Zustande heraus nach einem klaren unschuldigen Dasein, doch nie die eigene Schuld eingestehend. —

Wir können viel von ihm lernen, besonders wenn er, empört über Sünde und Unnatur seiner Zeit, divinatorisch das Gegentheil des Herkömmlichen lehrt. Aber wir dürfen uns ihm nie hingeben, wir haben es mit einem komplicirten, versatilen, unreinen, eiteln Manne zu thun, welcher den Unachtsamen durch eine Virtuosität in der Sophistik, die kaum ihres Gleichen hat, irre führt. Besonders in religiöser Hinsicht, wie wir sehen werden.

Aus diesem Grunde müßen wir, um Rousseau's höchst wichtiges, eben so lehrreiches als verführerisches pädagogisches Werk — den Emil — richtig zu würdigen, den Mann so viel möglich nach seinem Leben und aus seinen anderweitigen Schriften kennen lernen; seine Verhältnisse zu Freunden und Feinden, zu seiner Vaterstadt Genf, zu Frankreich, zu Europa, ja zu der, 12 Jahre nach seinem Tode ausgebrochenen, französischen Revolution, der er Schlagworte und Misideale hinterließ.

Das wichtigste Werk um Rousseau's Persönlichkeit kennen zu lernen, sind seine berühmten und berüchtigten Confessions, welche er im 58sten Jahre schrieb. Sie liegen vorzüglich der folgenden Darstellung zum Grunde.

Charakteristisch ist die Einleitung des merkwürdigen Buchs, welche so lautet:

„Ich unternehme etwas Beispielloses, dessen Ausführung keinen Nachahmer haben wird. Ich will meinem Geschlechte einen Menschen in der ganzen Wahrheit der Natur zeigen, und dieser Mensch bin ich selbst."

„Ich allein. Ich fühle mein Herz und kenne die Menschen. Ich bin nicht geschaffen wie irgend einer von denen, welche ich gesehen; ich wage es zu glauben anders beschaffen zu sein, als irgend einer auf der Erde. Bin ich nicht beßer als alle, so bin ich wenigstens anders.

Ob die Natur gut oder bös daran gethan, die Form zu zerbrechen, in welcher sie mich gebildet, darüber kann man nur urtheilen, nachdem man mich gelesen hat." —

„Möge die Posaune des jüngsten Gerichts erschallen, wann es auch sei; ich werde kommen und mich vor dem höchsten Richter, mein Buch in der Hand, stellen. Laut werde ich sagen: siehe das habe ich gethan, das habe ich gedacht, das war ich. Mit derselben Freimüthigkeit habe ich Gutes wie Böses von mir ausgesagt. Ich habe nichts Böses verschwiegen, nichts Gutes zugesetzt, und wenn ich etwa irgend eine unbedeutende Ausschmückung anbrachte, so geschah es nur um eine Gedächtnislücke auszufüllen; ich konnte wohl einmal irrig etwas als wahr annehmen, wenn ich wußte, daß es wirklich wahr sein konnte, nie etwas, wovon ich wußte, es sei falsch. Ich habe mich ganz so gezeigt, wie ich war, verächtlich und niederträchtig wenn ich es war; gut, großmüthig, erhaben, wenn ich es war; ich habe mein Inneres enthüllt, so wie du es selbst gesehen hast, ewiges Wesen; versammle um mich die zahllose Menge meiner Mitmenschen; sie mögen meine Bekenntnisse hören, sie mögen seufzen über meine Unwürdigkeit, sie mögen erröthen über meine Elendigkeiten. Möge jeder von ihnen seinerseits zu den Füßen deines Thrones mit derselben Aufrichtigkeit sein Herz aufdecken, und dann möge auch nur ein Einziger, wenn er es wagt, zu dir sprechen: ich war beßer als dieser Mensch." —

Wer nur einige Selbsterkenntnis hat, wird über diesen Eingang erschrecken, was soll er aber erst sagen, wenn er das Buch zu Ende liest? — Konnte Rousseau bei wachem Gewißen so schreiben, und wenn sein Gewißen schlief, wie konnte er dann bekennen? — Er erklärt sein Unternehmen, Bekenntnisse zu schreiben, für beispiellos. Kannte er Augustins berühmte Confessiones nicht?... Ein anderer Mann hatte auch schon 12 Jahre vor ihm — 1758 — Bekenntnisse geschrieben, welche aber erst später gedruckt wurden; dies war Hamann. Nichts dürfte geeigneter sein, den Charakter der Rousseau'schen Confessions in seinem wahren Lichte zu zeigen, als die Mittheilung einiger Parallelstellen von Augustinus und Hamann.

Jener schreibt im 10ten Buche seiner Bekenntnisse: „Wer die Wahrheit thut, kommt an das Licht. Ich will sie bekennend vor dir in meinem Herzen thun, in meiner Schrift aber vor vielen Zeugen. Und dir zwar,

o Herr, vor deſſen Augen der Abgrund des menſchlichen Gewißens aufgedeckt iſt, was könnte Dir in mir verborgen ſein, wollte ichs Dir auch nicht bekennen? Ich würde wohl Dich vor mir, nicht aber mich vor Dir verbergen. Jetzt aber, nun ich mir ſelbſt misfalle, da leuchteſt Du mir freundlich und wirſt von mir geliebt und erſehnt, daß ich über mich erröthe, mich verwerfe, Dich erwähle, und weder mir noch Dir gefallen möchte, es ſei denn durch Deine Gnade. ... Welche Frucht wird es nun bringen, o mein Herr, dem mein Gewißen täglich beichtet, wenn ich vor Deinem Angeſicht auch den Menſchen durch dieſe Schrift bekenne, wie ich gegenwärtig ſei. Wollen ſie mir Glück wünſchen, wenn ſie gehört, wie weit ich mich Dir durch Deine Gnade nähere, oder wollen ſie für mich beten, wenn ſie vernehmen, wie ſehr ich durch meine irdiſche Schwere von Dir zurückgehalten werde? So Geſinnten will ich mein Inneres zeigen.... Das brüderliche Gemüth liebe an mir, was Du ihm als liebenswürdig, es bedaure an mir, was Du als bedauernswürdig bezeichneſt; jenes brüderliche Gemüth, das, wenn es mein Thun billigt, ſich zugleich über mich freut, wenn es mich aber ſtraft, dann zugleich über mich betrübt iſt, weil es mich liebt, möge es mich loben oder tadeln. — Was ich Gutes habe, iſt Dein Werk und Geſchenk, was Böſes, iſt meine Sünde und Deine gerechte Strafe. Du aber, o Herr, erbarme Dich meiner nach Deiner großen Barmherzigkeit, um Deines Namens willen, gib nicht auf, was Du in mir angefangen haſt, vollende, was an mir noch unvollkommen." [1]

So weit Auguſtinus; folgende Worte aus Hamann's „Gedanken über meinen Lebenslauf" mögen ſich anſchließen. „Ich habe", ſagt Hamann, [2] „in denſelben mit Gott und mit mir ſelbſt geredet; den erſten in Anſehung meines Lebens gerechtfertigt und mich angeklagt, mich ſelbſt darin angegeben und entdeckt, alles zum Preiſe des allein guten Gottes.... Mein Sohn gieb mir Dein Herz! — Da iſt es, mein Gott! Du haſt es verlangt, ſo blind, hart, felſig, verkehrt, verſtockt es war. Reinige es, ſchaffe es neu, und laß es die Werkſtatt Deines guten Geiſtes ſeyn. Es hat mich ſo oft getäuſcht, als es in meiner Hand war, daß ich ſelbiges nicht mehr für meines erkennen will. Es iſt ein Leviathan, den

1) Confess. X.
2) Hamann's Schriften 1, 215.

Du allein zähmen kannſt, durch Deine Einwohnung wird es Ruhe, Troſt und Seligkeit genießen."

Der Leſer vergleiche ſelbſt Rouſſeau, wie er, ſeine Confessions in der Hand, in verblendeter Dreiſtigkeit Gott und Menſchen herausfordernd, hintritt, mit Auguſtin und Hamann. — Der Leviathan, den Gott allein zähmen kann, iſt ungezähmt Rouſſeau's Götze; ſein Herz iſt ihm die höchſte Inſtanz, an welche er wiederholt appellirt als an den Richter über Wahrheit und Irrthum, über Gut und Böſe. Daß ſich aber das Wort: wer ſich auf ſein Herz verläßt, iſt ein Thor, an Rouſſeau als wahr bewähre, davon werden wir uns wiederholt überzeugen, wenn wir nun ſein Leben, vorzüglich nach Anleitung der Confessions kennen lernen. —

Rouſſeau iſt im Jahre 1712 zu Genf geboren; ſeine Mutter ſtarb bei ſeiner Geburt. Sein Vater war ein wenig begüterter Uhrmacher. Mit ihm las er ſchon vor dem ſiebenten Jahre Nächte hindurch Romane, welche die Mutter hinterlaßen, begriff nichts davon, fühlte aber alles.[1] Im Sommer 1719 waren Vater und Sohn mit den Romanen fertig; nun kam die Reihe an die vom mütterlichen Großvater, einem Prediger, ererbten Bücher, an Boſſuet und Ovid, Fontenelle und Labrüyere; beſonders aber fand der Knabe Gefallen am Plutarch.

Rouſſeau geſteht, Kinderfehler gehabt zu haben. „Ich war geſchwätzig, ſagt er, gefräßig, zuweilen log ich. Ich würde Obſt, Bonbons, Eßwaaren geſtohlen haben, aber nie fand ich Vergnügen daran Böſes zu thun, etwas zu verderben, jemanden zu ſchlagen." Unmittelbar darauf erzählt er jedoch, wie er den Topf einer Nachbarin verunreinigt, worüber er noch lachen müße. „Das iſt," fährt er dann fort, „die kurze, wahrhaftige Erzählung meiner kindiſchen Mißethaten. Wie hätte ich auch böſe werden ſollen," ſagte er, „da ich nur Beiſpiele von Sanftmuth vor Augen hatte und die beſten Menſchen mich umgaben?"[2] —

So erzählt Rouſſeau, in einem Athem, Böſes aus ſeinen Jugendjahren, und verſichert zugleich, ganz unſchuldig geweſen zu ſein.

Weiterhin ſagt er von dieſer ſeiner unſchuldigen Knabenzeit:[3] „So begann ſich mein Herz zu bilden und zu äußern, das zugleich ſtolz und

1) Je n'avois rien conçu, j'avois tout senti.
2) Conf. 1, 10.
3) Ib. 13.

zärtlich, und mein Charakter, der weibisch und dennoch unbezähmbar war, der, stets zwischen Schwachheit und Muth, Weichlichkeit und männlicher Tugend schwankend mich bis ans Ende mit mir selbst in Widerspruch gesetzt hat." Wegen eines Streits mußte Rousseau's Vater Genf verlaßen, worauf der Knabe zu einem Pfarrer kam, später bei einem Kupferstecher in die Lehre gethan wurde. Er gesteht, daß er [1] „trotz der besten Erziehung eine große Neigung zum Ausarten gehabt; denn das habe sich bei ihm rasch und ohne alle Mühe entwickelt." Weiterhin erzählt er, wie er dem Nachbar Spargel, dem Meister Aepfel gestohlen und dafür geschlagen worden sei. Im Andenken an einen übel abgelaufenen Apfeldiebstahl müße er noch zugleich zittern und lachen. [2] — Aus Furcht vor Züchtigung wegen zu späten Nachhausekommens entlief Rousseau seinem Meister, kam zu einem katholischen Pfarrer, der ihn nach Annecy zu einer Frau von Warens schickte, welche ihn weiter nach Turin beförderte, wo er im Jahre 1728, sechzehn Jahre alt, von der reformirten zur katholischen Confession übertrat. Im Hospiz der Katechumenen [3] ward er zum Uebertritt vorbereitet und erlebte dort an Lehrern und Mitschülern Entsetzliches. Er gesteht, daß er sich wegen dieses Schritts vergebens mit Mangel an Kraft zum Widerstande entschuldige. „Wir fallen," sagt er, „endlich in den Abgrund, indem wir zu Gott sprechen: warum hast du mich so schwach gemacht? Aber wider unsern Willen antwortet er uns durch unser Gewißen: ich habe dich zu schwach gemacht, um aus dem Abgrund herauszukommen, weil ich dir hinlängliche Stärke verlieh, um nicht hineinzufallen." [4]

Sobald der Knabe übergetreten war, entließ man ihn mit blutwenigem Gelde. Nach mancherlei abentheuerlichem Herumtreiben und Sündigen kehrte er 1732 zur Frau von Warens zurück, welche in Chambery wohnte und blieb bis zum Jahre 1741 dort, [5] arbeitete mit an einem Kataster, zeichnete und musicirte. Eine gefährliche Krankheit erinnerte ihn an den Tod; die Frau von Warens, mit welcher er — wie viele

1) Ib. 45. Il faut que, malgré l'éducation la plus honnête, j'eusse un grand penchant à dégénérer, car cela se fit très rapidement, sans la moindre peine.

2) Ib. 50. Man vergleiche den lustigen Ton dieser Erzählung mit Augustins ernsten Betrachtungen über einen Birndiebstahl, den er in der Jugend verübt.

3) Ib. 95. L'hospice des catechumenes.

4) Ib. 102.

5) Ib. 2, 1. 6.

Andere — in verbotenem Umgang lebte, tröſtete ihn,[1] indem ſie die Hölle leugnete, das Fegfeuer annahm, erklärte: die Bibel werde gar zu buchſtäblich ausgelegt und ſich dabei entſchieden der katholiſchen Kirche unterwarf. Bei ihr, ſagt Rouſſeau, habe er alle Maximen gefunden, um ſeine Seele gegen die Schrecken des Todes und der Ewigkeit zu ſchützen, an dieſer Quelle habe er mit Sicherheit Vertrauen geſchöpft. — Nur machten ihn einige janſeniſtiſche Schriften dennoch unruhig, mitten in ſeinem unſchuldigen Leben;[2] es beruhigten ihn aber zwei liebe Jeſuiten und löſchten die traurigen Eindrücke des rigoriſtiſchen Janſenismus aus,[3] ſo daß er fortan ohne große Gewißensbiſſe über die Vergangenheit lebte,[4] und nie der Weisheit ſo nahe war — wie er ſagt — als in dieſer glücklichen Epoche.

In dieſer Epoche ſtudirte er die Philoſophen: Locke, Leibnitz, Descartes, Malebranche mit möglichſter Hingebung. Dann wandte er ſich zur Mathematik. Bei Euklid fand er mehr eine Kette von Demonſtrationen, als eine wahre Ideenverknüpfung. Die Anwendung der Algebra auf die Geometrie war ihm zuwider. „Ich[5] mochte dieß Verfahren nicht," ſagt er, „da man nicht ſieht, was man thut: ein geometriſches Problem durch Gleichungen zu löſen, das kam mir vor, wie das Hervorbringen einer Melodie durch bloßes Umdrehen der Kurbel an der Drehorgel." Da Rouſſeau durch Calcul das Quadrat von a + b gefunden, ſo wollte er ſeiner Rechnung nicht glauben, bis er ſie durch eine Figur anſchaulich gemacht.

Das Latein machte ihm viel Mühe, beſonders die Grammatik mit ihren unzähligen Regeln. Durch Zeit und Uebung brachte er es dahin, ziemlich geläufig die lateiniſchen Autoren zu leſen, aber nie bis zum Latein ſprechen und ſchreiben, nie zur Feſtigkeit in der Proſodie.

Ein Jahr lang war Rouſſeau Erzieher im Hauſe eines Herrn von Mably in Lyon.[6] „Ich hatte," ſagt er, „ungefähr die für einen

1) 89—95.

2) Ib. 115. Au milieu d'une vie innocente autant qu'on la puisse mener.....

3) Ib. 116. Rouſſeau warf mit einem Steine nach einem ihm ganz nahen ſtarken Baum, traf er, ſo wollte er es als ein Zeichen nehmen, daß er ſelig, verfehlte er ihn, daß er verdammt würde. Kein Wunder, daß er ihn traf.

4) Ib. 117. Je n'ai jamais été si près de la sagesse... sans grands remords sur le passé...

5) Ib. 107.

6) Ib. 156.

Lehrer nöthigen Kenntnisse, und glaubte auch das dazu nöthige Talent zu besitzen. Ein Jahr beim Herrn von Mably reichte hin, um mir meinen Irrthum zu benehmen. Mein sanftes Naturell würde mich für diesen Beruf geschickt gemacht haben, hätte nicht mein Aufbrausen drunter gedonnert. So lange alles gut gieng und ich sahe, daß meine Sorge und Mühe, woran ichs nicht fehlen ließ, Frucht brachte, so lange war ich ein Engel. Aber ich war ein Teufel, wenn es schlecht gieng. Verstanden mich meine Zöglinge nicht, so war ich außer mir, zeigten sie Bosheit, so hätte ich sie gern umgebracht; das war freilich nicht der rechte Weg, sie gelehrt und weise zu machen..... Durch Geduld und kaltes Blut hätte ich vielleicht Erfolg gehabt, weil mir aber beides mangelte, so taugte mein Thun nichts und meine Zöglinge geriethen schlecht. Es fehlte mir nicht an Mühsamkeit, wohl aber an einem gleichförmigen Benehmen und ganz besonders an Klugheit. Ich wandte nur drei Erziehungsmittel (instrumens) an, welche immer unnütz und oft gefährlich für die Kinder sind, nämlich das Rühren (sentiment), das Raisonniren und den Zorn. Bald rührte ich mich selbst bis zum Weinen, und wollte dadurch den einen Knaben rühren, als wäre der einer wahren Herzlichkeit fähig, bald erschöpfte ich mich gegen ihn mit Darlegung von vernünftigen Gründen, als wenn er im Stande gewesen wäre, mich zu verstehen; und da er mir zuweilen sehr feine Dinge entgegnete, so hielt ich ihn in allem Ernst für raisonnabel, da er doch nur ein Raisonneur war. Der andere Knabe war noch unbequemer; denn da er nichts verstand, nichts antwortete, durch nichts gerührt wurde, dazu eine unüberwindliche Hartnäckigkeit hatte, so triumphirte er nie beßer über mich, als wenn er mich in Wuth versetzte: dann war er der Weise, ich aber war das Kind. — Ich sah alle meine Fehler und fühlte sie; ich studirte meine Zöglinge, durchschaute sie sehr gut und glaube nie, daß sie mich durch ihre List hinters Licht geführt haben; aber was half mirs, das Böse zu sehen, ohne mich aufs Heilen desselben zu verstehen? Während ich alles durchschaute, verhinderte ich nichts und that von Allem was ich hätte thun sollen, das Gegentheil." —

Rousseau verließ seine Schüler, überzeugt, daß er nicht im Stande sei, sie gut zu erziehen. Auf kurze Zeit kehrte er zu Frau von Warens zurück und reiste dann 1741 nach Paris, in der Hoffnung dort sein Glück zu machen durch die Erfindung, Musiknoten vermöge Ziffern zu

erſetzen. [1] In die Akademie durch Reaumür eingeführt, las er hierüber 1742 eine Abhandlung. Rameau widerſprach ihm; das Leſen der Ziffern, ſagte er, ſei eine Verſtandesoperation, welche mit der Exekution nicht gleichen Schritt halte! [2]

Rouſſeau's pariſer Leben ward unterbrochen, indem er als Sekretär achtzehn Monate beim Grafen Montaigu, franzöſiſchen Geſandten in Venedig lebte. Von ſeinen ſkandalöſen Abentheuern in dieſer Stadt, welche der 58jährige Bekenner mit brennendem Blute lüſtern erzählt, will ich ſchweigen.

Nach Paris zurückgekehrt, lernte er Thereſe Le Vaſſeur kennen, [3] und erklärte ihr: ſie nie zu verlaßen, aber auch nie zu heurathen. Ich habe nie einen Funken Liebe gegen ſie gefühlt, ſagt er. [4] Thereſe war, wie ſich aus Rouſſeau's eignen Schilderungen ergiebt, eine ſehr gemeine Perſon; [5] wie gemein er aber ſelbſt, trotz der ſublimſten, verzücktſten Liebestiraden und des immer wiederkehrenden Selbſtrühmens, daß er das zärtlichſte Herz habe, wie gemein er über Liebe dachte, dafür könnten eine Menge Zeugniſſe aus den Confeſſions angeführt werden — könnten ſie angeführt werden. Aus dieſer Gemeinheit ſeiner Fleiſchesluſt erklärt es ſich am beſten, daß ihm völlig ein väterliches Herz gegen die mit der Le Vaſſeur erzeugten Kinder fehlte. Das älteſte [6] gab er mit einem Erkennzeichen ins Findelhaus, wiewohl ſich Thereſe ſehr dagegen ſträubte. Vier nachfolgende Kinder ſchickte er, trotz Thereſens Widerſpruch, ebenfalls ins Findelhaus, aber ohne alles Erkennungszeichen. [7] Nicht er, ſondern die Marſchallin von Lurenburg, wollte ſpäterhin jenes älteſte Kind aus dem Findelhauſe holen laßen. „Sie wußte," erzählt Rouſſeau, „daß ich in die Windeln des älteſten eine Chiffer legen laßen; ſie verlangte von mir die Gegenmarke;" allein das Kind ward nicht herausgefunden.

1) Ib. 164.
2) Tom. XXI, 12—15.
3) Ib. 91.
4) Ib. 265.
5) Zehn Jahre vor ſeinem Tode ließ ſich Rouſſeau dennoch mit Thereſe kopuliren; nach ſeinem Tode heirathete ſie, 55 Jahre alt, einen Stallknecht! Auf Barreres Vorſchlag erhielt ſie 1790 eine Penſion von 1200 Livres; dennoch ſtarb ſie 1801 in großer Armuth.
6) Ib. 116.
7) Ib... au chiffre près qui fut négligé.

Was Rouſſeau auch zur Vertheidigung ſeines herzloſen, unmenſchlichen Verfahrens vorbringt; es wäſcht ihn nie rein, und er hätte beßer gethan, jede Rechtfertigung aufzugeben. So [1] erzählt er, daß er um die Zeit, da ſein erſtes Kind geboren ward, gewöhnlich mit erzlüderlichen Menſchen zuſammen gegeßen, da man denn bei Tiſche nur ſcandalöſe Geſchichten von betrogenen Männern, verführten Frauen vorgebracht, und der, welcher die Findelhäuſer am meiſten bevölkert habe, ſei dabei am meiſten applaudirt worden. „Das gewann mich," ſagt er, „ich bildete meine Denkweiſe nach der, welche ich bei dieſen ſehr liebenswürdigen und im Grunde ſehr honnetten Leuten im Schwange ſah." [2] Der 58jährige Bekenner nennt ſolche Leute liebenswürdig und honnett!

Wir lernen aus den Confessions viele bedeutende Männer, beſonders die berühmten und berüchtigten Encyclopädiſten, Diderot, d'Alembert u. A. kennen; Rouſſeau ſelbſt nahm Theil an der Herausgabe der Encyklopädie, er lieferte ein Dictionnaire de Musique, welches er ſpäterhin ganz umarbeitete.

Im [3] Jahre 1749 fand er zufällig in einem Zeitungsblatt folgende Preisfrage der Akademie in Dijon: „Haben die Fortſchritte der Wißenſchaften und Künſte zur Reinigung der Sitten beigetragen?" So wie er dies las, ward er äußerſt ergriffen und beſchloß ſogleich die Frage zu beantworten. In ſchlafloſen Nächten arbeitete er die Antwort aus, und diktirte ſie im Bette. „Aber dieß Werk," ſagt er, „wiewohl voller Wärme und Kraft, ermangelt durchaus der Logik und der Ordnung; von allen Werken, die ich geſchrieben, iſt dieſes hinſichtlich des Raiſonnement am ſchwächſten. Aber, welche Talente uns ſonſt auch angeboren ſein mögen, die Kunſt zu ſchreiben lernt man nicht mit einem Mal." — Im folgenden Jahre 1750 erhielt Rouſſeau von der Akademie den Preis für ſeine Schrift, in welcher er Künſte und Wiſſenſchaften auf dem Altar der Tugend — ſeiner Tugend — opfert, mit dem eiſenharten Sinn eines Ikonoklaſten und Knor. [4] Die Nachricht, daß er

1) Tom. XXI, 113 etc.

2) Der erſte dieſer liebenswürdigen, honnetten Menſchen war „le commandeur de G... vieux débauché, plein de politesse et d'esprit, mais ordurier... dann le commandeur de N. chevalier de toutes les filles de l'opéra etc.

3) Ib. 128.

4) Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon en l'année 1750, sur cette question proposée par la même Académie: Si le rétablissement des

den Preis erhalten, verſetzte den Verfaßer ſeltſamer Weiſe, wie er ſelbſt erzählt, in einen Enthuſiasmus für die Tugend. „Ich fand," ſagt er, „nichts groß und ſchön, als frei und tugendhaft zu ſein, erhaben über Glück und Meinung, und ſich ſelbſt zu genügen." Daß die Beſchreibung dieſes, durch den akademiſchen Preis bewirkten ethiſchen Rauſches, den Leſer nicht zu ſehr enthuſiasmire, dafür hat Rouſſeau, wohl unwillführlich, geſorgt. Es geht nämlich ſeiner Beſchreibung eine Erzählung von ſchändlicher Unzucht voraus, an welcher er, bei einem deutſchen Geiſtlichen in Paris zu Gaſte, Antheil nahm; es folgt ihr der Bericht, wie ihm ſein drittes Kind geboren worden, das er wieder aus vernünftigen Gründen und zwar ohne Gegenmarke, ins Findelhaus gethan. [1] „Alles wohl erwogen," ſagt Rouſſeau, „ſo wählte ich für meine Kinder das Beſte oder das, was ich für das Beſte hielt. Ich hätte gewünſcht, daß ich ſo wie ſie erzogen worden wäre, ja ich wünſchte es noch." (!) Ganz entgegengeſetzt äußerte er ſich früher: „Wer nicht," ſagt er im Emil, „die Pflichten des Vaters erfüllen kann, hat nicht das Recht, Vater zu werden. Weder Armuth noch Arbeiten noch Rückſicht auf Menſchen entbinden ihn davon, ſeine Kinder zu ernähren und ſelbſt zu erziehen. Leſer, ihr könnt mir dies glauben. Ich verſichere jedem, der ein Herz hat und ſo heilige Pflichten verabſäumt, daß er lange Zeit bittere Thränen über ſeine Schuld vergießen und ſich nie darüber tröſten werde." — [2] Wie viele ähnliche Widerſprüche laßen ſich bei Rouſſeau nachweiſen! — Ein Mann, welcher bei einem durchdringenden Blick die größte Verachtung gegen jede Ziererei mit Tugend hatte, der würde wahrſcheinlich Rouſſeaus Preisſchrift oder vielmehr ihren Verfaßer nicht ganz ſo beurtheilt haben, als er es gethan, wenn er ihn, beſonders ſeine Confessions, ſchon gekannt hätte. Der Mann iſt Leſſing, welcher jene Preisſchrift im Jahre 1751 anzeigte. [3] Er gab einen Auszug derſelben und fügte einige treffende Bemerkungen hinzu. —

Rouſſeaus Abhandlung zerfällt in zwei Theile; der erſte ſucht vor-

sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs. Die Schrift führt das Motto: Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis. Ovid.

1) Tom XXI, 139, 140.

2) Emil, Livre I. — Er erwähnt dieſe Stelle in den Confessions mit der Bemerkung, daß er im Begriff geweſen, ſein Geheimniß zu verrathen.

3) In dem „Neueſten aus dem Reiche des Witzes," einer monatlichen Beilage zur Berliner Voſſiſchen Zeitung.

zugsweiſe das Misverhältnis zwiſchen ethiſcher und intellektueller Bildung hiſtoriſch nachzuweiſen; letztere Bildung habe die Menſchen geſelliger gemacht, urbaner, habe ihnen aber ſtatt wahrer Tugenden die Kunſt, tugendhaft zu ſcheinen, gelehrt. An die Stelle offener Sünden ſeien feige, heuchleriſche getreten; ſtatt groben Beleidigens finde ſich Verläumdung, ſtatt der Unwißenheit Zweifelſucht; Laſter gälten für Tugenden. Das verdanke man vorzüglich den Wißenſchaften und Künſten; die Tugend ſei entflohen in dem Maaße, als die Sonne der Aufklärung über den Horizont ſich erhoben. So ſei es in Aegypten, Griechenland, Rom ꝛc. geſchehen, dagegen habe man Tugend und ſiegreiche Tapferkeit bei minder aufgeklärten Völkern gefunden, bei den alten Perſern, Scythen, Deutſchen, Spartanern ꝛc. Beſonders ſei in Rom die muthige kriegsluſtige Vaterlandsliebe verſchwunden, als Philoſophen, Künſtler ꝛc. einzogen und in ihrem Gefolge Luxus und Laſter. Solcher Fluch treffe alle, welche aus Stolz nach Wißen trachten, die ewige Weisheit habe uns zu einer glücklichen Unwißenheit beſtimmt.

Im zweiten Theile ſeiner Schrift, ſpricht Rouſſeau zuerſt von den Quellen der Wißenſchaften, welche ſehr unlauter ſeien. Aſtronomie ſtamme aus Aberglauben, Beredtſamkeit aus Ehrgeiz, Haß, Schmeichelei, Geometrie aus Geiz, Phyſik aus Fürwitz, Moral aus Stolz; kurz alle Wißenſchaften und Künſte ſtammen von unſern Laſtern. Eben ſo verwerflich ſeien ſie ihren Objekten nach. Die Künſte dienen dem Luxus; wozu die Rechtsgelehrſamkeit, wenn die Ungerechtigkeiten der Menſchen wegfielen? Was würde aus der Geſchichte, wenn es keine Tyrannen, keine Kriege ꝛc. gäbe? — Eben ſo ſeien die Wißenſchaften wegen ihrer Wirkungen anzuklagen. Sie befördern den Müßiggang, indem ſie uns abhalten, Gutes zu thun; ja noch ſchlimmer: ſie bilden eitle Declamatoren, die mit gräulichen Paradoxieen allen Glauben und alle Tugend untergraben, nur um ſich auszuzeichnen. Aus den Künſten ſtamme der Luxus, welcher dem kriegeriſchen Muth Abbruch thut, arme einfache Völker ſeien ſiegreich geweſen. Das hätten die Gothen gewußt, welche den beſiegten Griechen ihre Bibliotheken ließen, als Ableiter kriegeriſcher Begeiſterung. — Eine unſinnige Erziehungsweiſe vernachläßige das Sittliche, auf deſſen Unkoſten bilde ſie den Verſtand. Es ſei überhaupt dahin gekommen, daß man nicht mehr nach der Rechtſchaffenheit, nur nach den Talenten eines Menſchen frage, nicht darnach, ob ein Buch

nützlich, sondern nur, ob es gut geschrieben sei. Angenehme Talente würden den nützlichen vorgezogen; wir hätten Physiker, Geometer, Maler, Philosophen, aber keine Bürger mehr. Und diese Philosophen seien ein Haufe wahrer Charlatans; jeder schreie die Leute an: kommt zu mir, ich allein betrüge euch nicht. Einer lehre immer unsinniger, als der andere, und durch die Buchdruckerkunst würde die Tollheit auf die Nachkommen gebracht. Die würden, wofern sie nicht noch unsinniger, als wir, sprechen: allmächtiger Gott, befreie uns von der Aufklärung und den verderblichen Künsten unserer Väter und gib uns die Unwißenheit wieder, die Unschuld und die Armut, die einzigen Güter, welche uns glücklich machen können. Wenn nun der Fortschritt der Wißenschaften und Künste nicht unsere wahre Glückseligkeit vermehrt, unsere Sitten verdorben habe und mit den Sitten unsern Geschmack, was sollten wir zu den Menschen sagen, welche die Wißenschaften zu populariſiren suchen, die Thüren ihrer Tempel eingeschlagen und unwürdigen Pöbel hineingelaßen hätten? — Nein, nur die größten Geister, wie Newton, Baco, Descartes, sollten sich den Wißenschaften weihen, nur sie, kein mittelmäßiger Kopf; sie sollten auch den Königen zur Seite stehen.

„O Tugend, schließt Rousseau, du erhabene Wißenschaft einfältiger Seelen, braucht es so vieler Zurüſtungen, um dich kennen zu lernen, bist du nicht jedem ins Herz geschrieben? Ueberlaßen wir neidlos den berühmten Schriftstellern ihren Ruhm und unterscheiden wir uns von ihnen durch diese glorreiche Unterscheidung, welche man einst zwischen zwei großen Völkern machte: das eine verstehe es, gut zu sprechen, das andere, gut zu handeln."

Dieß ist in der Kürze der Inhalt der Rousseauschen Preisschrift, welche das größte Aufsehen machte, viele Gegenschriften hervorrief, auch eine von Stanislaus, ehemaligem König von Polen. Ich will nur einige von Lessings treffenden Gegenbemerkungen mittheilen. Verfall der Sitten und Staaten, sagt er, begleiteten einander, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Das tugendhafte Sparta sei mit der Zeit eben sowohl zu Grunde gegangen, als das witzige Athen. Wenn Rousseau behaupte, die kriegerischen Eigenschaften der Völker verschwänden durch Gemeinmachung der Wißenschaften, so frage es sich, ob das für ein Glück oder für ein Unglück zu halten sei. „Sind wir deßwegen auf der Welt," fragt Lessing, „daß wir uns unter einander umbringen sollen?"

Und wenn Künste und Wißenschaften den strengen Tugenden nachtheilig seien, so wäre es bloß durch Misbrauch derselben; es liege nur an uns, wenn die Künste uns so zum Schaden gereichen. — Indem ich diesen Bemerkungen Lessings ganz beipflichte, will ich hier noch nicht untersuchen, was Rousseau eigentlich unter Tugend verstehe. So viel ist gewis, daß von christlicher Tugend bei ihm nicht die Rede ist, vielmehr vom ethischen Pseudoideal der Stoiker. Christliche Tugend steht nimmermehr mit gottgefälliger Kunst und Wißenschaft im Widerspruche. Wollte man übrigens Alles verwerfen, was je von Menschen gemisbraucht worden, so würde man alle Gaben Gottes verwerflich finden, man müßte, wo möglich, Sonne, Mond und Sterne zerstören, weil die himmlischen Körper zu Zeiten angebetet worden sind. —

Es fällt in die Augen, in wie genauem Verhältnis die Rousseausche Preisschrift zu seinem Emil steht. Die Kinder sollen in ethischer wie in intellektueller Hinsicht ausgebildet werden, beide Bildungselemente sollen einander möglichst fördern. Hätte aber Rousseau Recht, diese zwei Elemente als einander feindselig entgegengesetzte darzustellen, wie dann? Was soll der Erzieher thun, wenn Tugend mit Ignoranz, Wißenschaft mit Laster unzertrennlich verbunden sind?.....

Wiewohl mit Rousseau nicht einverstanden, wünscht Lessing doch bei genauer Kenntnis der französischen Literatur — wenn auch minder genauer Rousseaus — den Franzosen mehr solcher Tugendprediger. „Welcher Damm," fragt er, „wird die Laster, die bei ihnen zu Artigkeiten werden, aufhalten? Welches sind die Meisterstücke, die uns ihr berüchtigter Witz liefert? Sie sind zu zählen. Die Schriften aber, welche die Religion untergraben und unter lockenden Bildern die schimpflichste Wollust ins Herz flößen, sind bei ihnen unzählbar." — Lessing ahnete nicht, daß der strenge Tugendprediger Rousseau solcher Art Schriften viele herausgeben würde. Hätte dieser doch, statt der mehr abstrakten Bearbeitung der Aufgabe, eine Charakteristik der meisten französischen Gelehrten und Künstler seiner Zeit und ihres ruchlosen Lebens gegeben, dieses Lebens, das er, wie sich aus den Confessions ergiebt, um so genauer kannte, als er Mitgenoße deßelben war. Hätte er doch nach dem Worte: die Weisheit kommt nicht in eine boshaftige Seele und wohnet nicht in einem Leibe der Sünde unterworfen — hätte er nach diesem die Weisheit Diderot's, Grimm's, Voltaire's und seine eigene geprüft und gerichtet

Einer solchen gottlosen Weisheit ist freilich die einfältigste fromme Einfalt und Bildungslosigkeit vorzuziehen; sie nöthigt zum Abhauen brandiger Glieder.[1] Doch ich kehre zu Rousseaus Lebensgeschichte zurück.

Um das Jahr 1752 ward er sehr krank, sein Arzt glaubte, daß er nur noch sechs Monate zu leben hätte.[2] In solchem Zustande kam ihm zuerst der Gedanke, fortan in unabhängiger Armut zu leben. „Ich strengte," sagt er, „alle meine Seelenkräfte an, um die Feßeln der Meinung zu zerbrechen und muthig alles zu thun, was mir recht schien, ohne mich irgend um das Urtheil der Menschen zu bekümmern." — Durch Notenschreiben wollte er sich Unterhalt verschaffen. Er legte die seidenen Strümpfe und den Degen ab, verkaufte die Uhr, und trug fortan eine runde Perrücke;[3] auf solche Weise suchte er sich dem primitiven Naturstande möglichst zu nähern. Ein Dieb, der seine feine Wäsche stahl, erleichterte ihm dadurch sein Bemühen, sich zu vereinfachen. — „Getäuscht durch meinen thörichten Stolz", erzählt Rousseau selbst, „hielt ich mich für fähig, alle Blendwerke zu zerstreuen, und glaubte, um mir Gehör zu verschaffen, müße ich mein Leben mit meinen Grundsätzen in Einklang bringen.[4] Bis dahin war ich gut, nun ward ich tugendhaft, oder wenigstens tugendtrunken. Diese Trunkenheit begann in meinem Kopfe, war aber ins Herz übergegangen. Der edelste Stolz keimte in demselben auf den Ruinen einer ausgereuteten Eitelkeit." — War diese wirklich ausgereutet? Hatte er den Teufel durch Beelzebub ausgetrieben? Tritt nicht vielmehr in jener Zeit bei ihm ein stetes Schwanken zwischen der servilsten Eitelkeit und dem radikalsten Stolz hervor, z. B. bei der Aufführung seiner Oper: le Devin du village? Der große Beifall, welchen das Publikum, besonders der König Ludwig XV. dieser Oper schenkte, machte den freiheitssüchtigen Verfaßer über-

1) Die Texte zu Rousseaus Preieschrift finden sich bei Montaigne, dessen kurz hingeworfene Bemerkungen Rousseau mit der Virtuosität eines sophistischen Rhetors ausgeführt und übertrieben hat. Man vergleiche besonders Montaignes Kapitel: „von der Pedanterei." Rousseau selbst beruft sich in seinem Discours (Tom. p. 40.) auf Montaigne's Ausspruch: daß er die einfache gesellige Ordnung (Police) nordamerikanischer Wilden den Gesetzen Platos, ja allem, was die Philosophie nur an Staatsweisheit aussinnen könne, vorziehe. (!)

2) Ib. 147.

3) Ib. 150. Statt der Alongeperrücke.

4) Ib. 239.

schwenglich selig. Gesteht er doch selbst, daß die Effervescenz seiner stoischen, stolzen Jugend nur vier Jahre gewährt habe.

Im Jahre 1753 gab die Akademie von Dijon wieder eine Preisaufgabe, und zwar: über den Grund der Ungleichheit unter den Menschen. Rousseau beantwortete dieselbe, erhielt jedoch den Preis nicht.[1] Er meditirte seine Abhandlung im Walde von St. Germain, da fand er das Bild der Urgeschichte, welche er keck ausmalte. „Ich bekämpfte," erzählt er von seiner Arbeit, „die kleinen Lügen der Menschen, ich wagte es, die menschliche Natur in ihrer Nacktheit darzustellen, den Fortschritt der Zeit und der Dinge zu verfolgen, durch welchen diese Natur entstellt wurde, und, indem ich den Menschen des Menschen mit dem natürlichen Menschen verglich, dem Leser in seiner eingebildeten Vollkommenheit die wahre Quelle seiner Elendigkeiten zu zeigen." „Ihr Unsinnigen," ruft er aus, „die ihr euch unaufhörlich über die Natur beklagt, lernt, daß alle eure Leiden von euch selbst kommen."[2]

Rousseau erklärt selbst, daß er bei seiner Untersuchung von allen Thatsachen der Geschichte abgesehen.[3] Er malt fingirte Naturmenschen und ihre Verhältnisse, erzählt, wie sich aus dem primitiven Naturstande der gegenwärtige, ganz entsetzliche civilisirte Zustand allmählich entwickelt habe; diese Erzählung gibt er dem Leser als die Geschichte seines Geschlechts. Dennoch tadelt er es zum Schein, daß den meisten nicht eingefallen sei, an einem solchen Naturzustande zu zweifeln, da doch nach Moses, dem sie als christliche Philosophen Glauben schenken müßten, Adam, von Gott unterrichtet, nicht mehr ein bloßer Naturmensch gewesen sei. Nichts desto weniger, sagt er, dürfe man Vermuthungen aufstellen, was wohl aus dem Menschengeschlecht geworden wäre, wofern es ganz sich selbst überlaßen geblieben wäre. — Eine seltsame Biographie des Menschengeschlechts! Als wollte man die Lebensgeschichte eines Menschen schreiben mit völligem Absehen, daß er einen liebevollen Vater gehabt, der freundlich für seine hülflose Jugend gesorgt; als wäre die Erde ein großes Findelhaus, in welches Gott der Vater den Adam ausgesetzt,

1) Question proposée par l'Académie de Dijon: Quelle est l'origine de l'inégalité parmi les hommes, et si elle est autorisée par la loi naturelle? Oeuvres de Rousseau. Tome I.

2) Conf. l. c. 192.

3) Discours sur l'origine p. 45. 46. 47.

ſich ſelbſt überlaßen und völlig preisgegeben hätte. — Doch von Gott dem Vater iſt nicht die Rede, nur von einer gewiſſen Mutter Natur. Wie ſehr nun Rouſſeau den fingirten Urſtand der Menſchheit phantaſtiſch ausmalt und preiſt, ſo wird ſich doch jeder Leſer, der nur einiges Gefühl, der nur die leiſeſte Ahnung davon hat, was es mit dem Ebenbilde Gottes auf ſich habe, mit Widerwillen von ſeinem rohen Idyll wegwenden. „Wenn ich den Menſchen," ſagt er,[1] „aller übernatürlichen Gaben entkleide, welche er erhalten, und aller künſtlichen Fähigkeiten, die er nur in einem langen Entwicklungsproceß erlangen konnte, indem ich ihn, mit einem Wort, ſo betrachte, wie er aus der Hand der Natur hervorgehen mußte, ſo ſehe ich in ihm ein Thier ſchwächer, minder gewandt als manche andere Thiere, doch alles zuſammengenommen, vortheilhafter organiſirt als alle übrigen."

Dieſe Thiere, Menſchen genannt, lebten nun, nach Rouſſeau, ohne Obdach, in Wäldern ſich herumtreibend, ohne Sprache, ohne alle Sehnſucht nach ihres Gleichen, vielleicht ohne ſich irgend perſönlich zu kennen, ohne Ehe, ſich zufällig begattend.[2] Nach der Begattung liefen ſie wieder aus einander.[3] „Die Mutter ſtillte zuerſt die Kinder, weil es ihr ſelbſt gut that, länger ernährte ſie die Kinder nur, weil ſie ihr durch Gewohnheit lieb geworden; dieſe verließen aber die Mutter, ſobald ſie nur irgend Kraft hatten, ſich ſelbſt ihre Nahrung zu ſuchen. Da es damals faſt kein anderes Mittel gab, ſich wieder zu finden, als daß man ſich nicht aus den Augen verlor, ſo dauerte es nicht lange, und Mutter und Kinder kannten einander nicht mehr." Vom Vater war nicht die Rede, er kannte ſeine Kinder nie, Erziehung fiel ganz weg.[4] Die erſten Menſchen lebten auch ſtumm, da die Sprache erſt im Laufe von Jahrtauſenden erfunden ward.[5]

1) Ib. 49.

2) Ib. 69. 90.

3) 97. Ce penchant aveugle, dépourvu de tout sentiment de coeur, ne produisoit qu'un acte purement animal. Le besoin satisfait, les deux sexes ne se reconnoissoient plus; et l'enfant même n'étoit plus rien pour la mère, sitôt qu'il pouvoit se passer d'elle.

4) S. 91.

5) S. 68. Voltaire ſchrieb im Jahre 1755 an Rouſſeau über deſſen Abhandlung folgenden charakteriſtiſchen Brief: Ich habe Ihr neues Buch gegen das menſchliche Geſchlecht erhalten und danke Ihnen dafür. Sie werden den Menſchen, welchen Sie die Wahrheit ſagen, gefallen, aber ſie nicht beßern. Man kann nicht mit ſtärkern

Es wird kaum nöthig sein, Rousseaus weitere Ausführung und Ausmalung dieser Naturmenschen zu verfolgen, so wie sie nach ihm „aus der Hand der Natur hervorgegangen." Wer ist denn diese Natur Rousseaus? Ist sie etwa jenes ewig verschlingende, ewig wiederkäuende Ungeheuer Göthes? Jedenfalls wäre sie eine pfuschernde herzlose Künstlerin, wenn ihre Menschen so waren, wie Rousseau sie schildert. Er behauptet dennoch: diese Menschen hätten „ruhige und unschuldige Tage verlebt," ihr Herz sei in Frieden, ihr Leib gesund [1] gewesen; leider nur seien sie durch ihre „Perfektibilität" [2] jenes Paradieslebens beraubt worden.

Es würde mich zu weit von meinem Ziele entfernen, wollte ich hier die hypothetische Geschichte der Entwicklung vom Naturzustande zum civilisirten, wie uns Rousseau dieselbe in der Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen erzählt, verfolgen. Zum Verständnis der französischen Revolution ist ein genaues Studium dieser Abhandlung wie der späteren: über den gesellschaftlichen Vertrag, von größter Wichtigkeit. Wenn Voltaire alles that, um jedes Reine zu beschmutzen und in den Franzosen den letzten Funken Ehrfurcht gegen das Heilige auszulöschen, so wirkte er nur zerstörend. Rousseau dagegen organisirte positiv, besonders durch jene zwei Werke, die Revolution. Predigt auch er Zerstörung des Alten, so geschieht es mit Hinweisung auf einen neuen Tempelbau. Von ihm rühren die Schlagworte der Revolution: Freiheit und Gleichheit, Volkssouverainetät, der König ein Mandatar des souverainen Volks u. a. Diesen Misidealen Rousseaus folgten die Revolutionairs, dieß waren ihre Irrlichter; — den Contrat social

Farben die Gräuel der menschlichen Gesellschaft malen, von welcher sich unsere Unwißenheit und Schwachheit so viel Liebes versprechen. Nie hat jemand so viel Geist aufgewendet, um uns zu Bestien zu machen; liest man Ihr Buch, so wandelt einem die Lust an, auf allen Vieren zu laufen. Jedoch, da ich schon über sechzig Jahre diese Gewohnheit abgelegt, so fühle ich leider, daß es mir unmöglich ist, sie wieder anzunehmen, und ich überlaße andern diesen Naturgang, welche dessen würdiger sind, als Sie und ich. Auch kann ich mich nicht einschiffen, um die Wilden in Kanada zu besuchen, erstlich, weil die Krankheiten, zu denen ich verdammt bin, mir einen europäischen Arzt nöthig machen, dann, weil jetzt in jenem Lande Krieg ist und das Beispiel unserer Nationen die Wilden fast so böse gemacht hat, als wir selbst sind. Ich beschränke mich darauf als ein friedlicher Wilder in der, Ihrem Vaterlande benachbarten, einsamen Gegend zu leben ꝛc." (Oeuvres de Rousseau. Tom. XXV. S. 285).

1) S. 77.

2) Ib. 61.

nannten ſie ſelbſt: den Pharus der Revolution. Aber nicht einzig zum Verſtändnis der politiſchen Revolution, auch zum Verſtändnis der pädagogiſchen durch den Emil trägt die Abhandlung über die Ungleichheit der Menſchen ſehr bei. Gewiſſermaßen läßt Rouſſeau ſeinen Emil dieſelbe Entwicklung erleben, welche nach jener Abhandlung das ganze Menſchengeſchlecht durchlebte. In den Knabenjahren möglichſt Naturmenſch, nähert er ſich, wie er heranwächſt, allmählich dem unſeligen civiliſirten Zuſtande, wird zuletzt vom Strudel der Welt ergriffen und dadurch höchſt unglücklich. —

Müßen wir Rouſſeau's Abhandlung auch phantaſtiſch ſchelten, ſo hat ſie doch, wie ſeine frühere Preisſchrift, nach einer Seite hin, entſchiedene Wahrheit. Umgeben von einem gottloſen, ruchloſen Geſchlechte, ſelbſt angeſteckt vom Verderben, wandte er ſeinen Blick verzweifelnd zu Völkern, in denen er das Gegentheil franzöſiſcher Ueberkultur ſah, und berief ſich wiederholt auf Hottentotten und Karaiben,[1] deren Art zu ſein, dem Naturſtande des Menſchen noch am nächſten ſtehe. Er gleicht einem Arzte, der die klarſte Einſicht in den deſperaten Zuſtand eines Kranken hat, das rechte Heilmittel aber verkennt und verſchmäht, und deshalb ſich nach falſchen umthut.

Ich kehre nun zum Leben Rouſſeaus zurück. —

Im Jahre 1754 ſahe er auf einer Reiſe nach Genf, nach 13 Jahren, die Frau von Warens noch einmal. „Ich[2] ſah ſie wieder," ruft er, „aber in welchem Zuſtande! Wie war ſie heruntergekommen! Was blieb ihr noch von ihrer frühern Tugend?" Das war die Frau, durch welche Rouſſeau einſt gegen das Schrecken des Todes getröſtet wurde. —

In Genf trat er zur reformirten Konfeſſion zurück, nur weil er ſich ſchämte, als Katholik von den Rechten eines genfer Bürgers ausgeſchloßen zu ſein.[3] Das Fundament der verſchiedenen konfeſſionellen Beſtimmungen, ſagt er, ſei ein und daßelbe, nämlich das Evangelium;

1) Z. B. S. 53. 59. 65. 88. Les Caraïbes, celui de tous les peuples, existans qui jusqu'ici s'est écarté le moins de l'état de nature. S. 109.

2) Conf. Tom. XXI. 197.

3) Ib. 198. Fêté, caressé dans tous les états, je me livrois tout entier au zèle patriotique, et honteux d'être exclu de mes droits de citoyen par la profession d'un autre culte que celui de mes pères, je résolus de reprendre ouvertement ce dernier. Sonſt gibt er keinen Grund an.

dem Staate komme es zu, feſtzuſetzen, welche Konfeſſion bei ihm als die alleinige gelten ſolle. Dieſer müße ſich jeder Bürger des beſtimmten Staates anſchließen. Ueber die konfeſſionellen Unterſchiede erklärt ſich Rouſſeau kraft ſeines Bibelſtudiums und ſeiner Philoſophie erhaben, er halte feſt am Weſentlichen. — Ein [1] Geiſtlicher unterrichtete ihn, vor ſechs Geiſtlichen ſollte er ſein Glaubensbekenntnis ablegen, brachte aber nur Ja! und Nein! vor, ſo daß jene ſtatt ſeiner ſprechen mußten.

Rouſſeau wollte nach Genf ziehen, gab es aber vorzüglich auf, weil Voltaire um dieſe Zeit ſeinen Wohnſitz in der Nähe von Genf, in Ferney, aufſchlug. [2]

Im Jahre 1756 bezog Rouſſeau l'Hermitage, unweit Paris. Dort arbeitete er an einem großen Werke über politiſche Inſtitutionen. Dreizehn Jahre früher faßte er dazu in Venedig den erſten Gedanken, ſein ganzes Leben wollte er ihm widmen, es ſollte ſeinem Rufe das Siegel aufdrücken [3] und die Frage beantworten, welche Regierungsform am geeignetſten ſei, ein Volk zur höchſten Tugend, Aufklärung, Weisheit und Güte zu bilden? Das Werk kam nicht zur völligen Ausführung, nur der Contrat social, ein Theil des Werkes, ward gedruckt.

In jener Zeit ſann Rouſſeau, durch eine Dame veranlaßt, auf ein Syſtem der Erziehung. Aus Freundſchaft zur Dame, ſagte er, ſei ihm der Gegenſtand, wiewohl er an ſich weniger nach ſeinem Geſchmack war, dennoch vor allen werth geweſen. [4]

Ich übergehe die Erzählung Rouſſeau's von ſeinen Verhältniſſen und Misverhältniſſen mit Weibern und Männern und ſeiner wachſenden Miſanthropie. Beſonders zerfiel er mit Grimm und Diderot.

1757 zog er nach Montmorency. Dort ſchrieb er zugleich die neue Heloiſe, den Emil und den Contrat social. Jene [5] erſchien zuerſt im Jahre 1761; ſie war nach Rouſſeaus Bemerkung in Paris ſehr, im übrigen Europa weniger, am wenigſten in der Schweiz bewundert. „Herrſchen denn, fragt der eitle Autor, Freundſchaft, Liebe und Tugend mehr in Paris als anderweitig? Nein, antwortet er, das Verderben iſt

1) Ib. 199. 200.
2) Ib. 206.
3) Ib. 219... qui devoit mettre le sceau à ma réputation.
4) Ib. 229.
5) Tom. XXII, 72. 121.

allgemein. Sitten und Tugenden ſind aus Europa verſchwunden; aber wenn ſich für beide irgendwo noch eine Liebe regt, ſo iſt's in Paris." [1] So äußert er ſich bei Gelegenheit eines Werks, in welchem er, nach dem Ausdruck des Erzbiſchofs von Paris „das Gift der Wolluſt beibringt, während er ſie zu verdammen ſcheint." [2]

Um jene Zeit forderte der Buchhändler Rey Rouſſeau auf, Memoiren zu ſchreiben. Dieſer gieng drauf ein. „Ich beſchloß," ſagt er, „aus ihnen ein Werk zu machen, das einzig wäre durch beiſpielloſe Wahrhaftigkeit, damit man wenigſtens einmal einen Menſchen ſo ſähe, wie er in ſeinem Innern beſchaffen iſt. „Ich hatte, fährt er fort, immer über die falſche Naivetät Montaignes gelacht, der, indem er ſich ſtellte, als geſtehe er ſeine Fehler, ſehr bemüht iſt, ſich nur liebenswürdige beizulegen, während ich, der ich mich, alles in allem gerechnet, von jeher für den beſten Menſchen von der Welt hielt und noch halte, wohl fühlte, daß es kein menſchliches Innere gebe, möge es auch noch ſo rein ſein, das nicht irgend ein häßliches Laſter in ſich verſteckte." [3] —

Im Jahre 1759 zog Rouſſeau zum Marſchall Lurenburg in Montmorency; 1760 las er der Marſchallin den Emil vor. Buchhändler Duchesne bezahlte das Manuſkript mit 6000 Franken, Rey gab, faſt um die gleiche Zeit, 1000 Franken für den Contrat social. [4]

In jener Zeit ſchon fürchtete Rouſſeau, und er nicht allein, den

1) Ib. 122.

2) Stärker drückt ſich Voltaire in ſeinem Briefe an den Dr. J. J. Panſophe aus. (Ib. Tom. 31, 309): Vous avez barbouillé un roman ennuyeux, ou un pedagogue suborne honnêtement sa pupile en lui enseignant la vertu etc. Dieſe Schülerin, Julie, ſpäter an einen Herrn von Wolmar verheirathet, wird Mutter mehrerer Kinder. Derſelbe Wolmar ſucht zu beweiſen, niemand ſei geeigneter für das heilige Amt dieſe Kinder gemeinſchaftlich mit Julie zu erziehen, als eben jener pedagogue, „l'ancien amant de Julie" (Vol. 3 Brief 20). Im 26ſten Briefe des 3. Theils wird die von Julie befolgte Erziehungsweiſe mitgetheilt, vieles ſtimmt wörtlich mit dem Emil; Rouſſeaus Erziehungsprinzip iſt im 5ten Briefe des 4ten Bandes ſo ausgeſprochen: Tout consiste à ne pas gâter l'homme de la Nature, en l'appropriant à la société.

3) Ib. Tom. XXII. 74.... tandis que je sentois, a moi qui me suis cru toujours et qui me crois encore, à tout prendre, le meilleur des hommes, qu'il n'y a point d'intérieur humain, si pur qu'il puisse être, qui ne recèle quelque vice odieux.

4) Vom Jahre 1817 bis 1824 ſollen in Paris 13 verſchiedene Ausgaben von Rouſſeaus Werken gedruckt, und über 480,000 Exemplare verbreitet worden ſein. —

nahen Verfall Frankreichs, er dachte sogar drauf, ob er nicht, bevor die Unruhen ausbrächen, außerhalb des Königreichs ein Asyl suchen sollte! [1]

Während der Emil gedruckt ward, welchen Rousseau sein bestes und würdigstes Werk nennt, bekam er Anzeigen persönlicher Gefahr, er wußte aber nicht, ob sie von Jesuiten, Jansenisten oder Philosophen komme. —

Vom größern Publikum ward nun der Emil, als er endlich im Jahre 1762 erschien, nicht mit so großem Beifall aufgenommen, als andere Werke Rousseaus; Urtheile einzelner Sachverständiger bestätigten aber den Verfaßer in der Meinung, daß es seine beste und zugleich wichtigste Schrift sei. Bald nachher erfuhr Rousseau durch die Marschallin von Lurenburg, daß der Hof und das Parlament entschloßen seien, ihn wegen dieses Werks sogleich verhaften zu laßen, worauf er in die Schweiz, zunächst in das später durch Pestalozzi so bekannt gewordene Yverdon, floh.

Er erzählt, [2] daß er früher beim Schlafengehen die Bibel wohl fünf bis sechsmal durchgelesen und die Geschichte des Leviten von Ephraim [3] (im Buch der Richter) einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Auf seiner Flucht verarbeitete er die Erzählung der entsetzlichen That zu einem kleinen Gedicht, das, sagt er, „wenn nicht das beste, doch das beliebteste unter meinen Werken bleiben wird.“ Es herrsche in demselben eine rührende Sanftmuth der Sitten, frisches Colorit, Naivetät u. s. w., alle Philosophen möchten es nur versuchen, in einer ähnlichen Lage ein ähnliches Buch zu schreiben!... Wer die Erzählung im Buche der Richter kennt, wird dieses unbegreiflich finden. — Bald darauf vertrieben die Berner Rousseau aus Yverdon, worauf er sich nach Motiers im Fürstenthum Neuchatel unter den Schutz des Königs von Preußen begab.

Ehe wir die letzten sechzehn Lebensjahre Rousseaus (1762—1778) betrachten, fragen wir: wie doch ein pädagogisches Werk seinem Verfaßer solche Verfolgungen zuziehen konnte, und dieß in einem Lande, wo Diderot u. A. die ruchlosesten Bücher publicirten. Wir könnten glauben, persönliche Intriguen müßten hierbei stark eingewirkt haben,

1) Ib. 155, 156. Eine ähnliche, nur stärkere, Aeußerung findet sich im Emil.
2) Ib. 180.
3) Richter 19, 21.

erführen wir nicht, daß das vom Pariser Parlament und vom Pariser Erzbischof verdammte Buch zugleich von den Genfer Reformirten verbrannt worden sei. —

Es ist vorzüglich eine Episode des Emil, welche von den Richtern bei ihrem Verdammungsurtheil ins Auge gefaßt wurde, eine Episode, die so selbständig und vom übrigen Werke getrennt ist, daß wir sie für sich betrachten können. Sie führt die Ueberschrift: Glaubensbekenntnis eines savoyischen Vikars.

Im ersten Theile dieses Bekenntnisses gibt Rousseau eine sich möglichst einschmeichelnde Darstellung einer sogenannten natürlichen Religion; im zweiten eine, meist hämische Kritik der Offenbarung. Mitten drin findet sich, befremdend genug, eine Stelle zum Preise Christi und der h. Schrift. Wahres und Falsches ist nämlich theils vermengt und innigst gemischt, theils steht es auch ganz unvermittelt neben einander. Viele Begriffe sind irrig definirt und aus dem Irrigen werden die stärksten Folgerungen gezogen. Man kann sich nicht einen Augenblick der Führung Rousseaus anvertrauen, sondern muß stets nüchtern und wachsam auf seiner Hut sein. Wer ihn und Lessing studirt, dem dürfte in den spätern rationalistischen Angriffen gegen das Christenthum wenig Neues aufstoßen. —

Ich will nur Einiges zur Charakteristik jenes berühmten und berüchtigten Glaubensbekenntnisses mittheilen; lernen wir in ihm doch Anfang und Ziel der Pädagogik Rousseaus kennen, seine Ansicht vom Menschen, von Gott und vom Verhältnis der Menschen zu Gott, d. i. von der Religion. — Fast am Eingange des Bekenntnisses finden sich die stärksten Angriffe gegen die Philosophen, man meint einen gläubigen Christen zu hören. Jene seien allzumal stolz, rechthaberisch, glaubten Alles zu wißen, bewiesen nichts, spotteten einer über den andern, triumphirten, wenn sie angriffen, zeigten sich schwach, wenn sie sich vertheidigten; Gründe brächten sie nur vor, wenn es gälte, etwas zu zerstören. Dahin führten Beschränktheit und schrankenloser Stolz. Mit Geheimnissen umringt, wolle man doch Alles erkennen, und erkenne am wenigsten die Schranken seines Wißens. Nicht um die Wahrheit sei es diesen Menschen zu thun, sondern nur darum, ihren Systemen Geltung zu verschaffen [1] und sich irgendwie auszuzeichnen. —

1) Emile. Genève 1793. Tom. 3. S. 23. 24.

Der Vikar, d. i. Rousseau selbst, beschließt nun einzig das „innere Licht“ zu befragen, nur das „als evident anzunehmen, dem er in der Aufrichtigkeit seines Herzens die Zustimmung nicht versagen könne.“

Auf dieses innere Licht beriefen sich bekanntlich die verschiedensten Schwärmer aller Zeiten, phantastisch Abergläubige, wie phantasielose, übernüchterne, misverständige Ungläubige; es ist das, Abergläubigen und Ungläubigen gemeinsame Princip der Pseudo-Inspiration. —

Nun stellt Rousseau die Dogmen seiner natürlichen Theologie auf. „Ich glaube,“ sagt er, „erstlich, daß ein Wille das Universum bewegt und die Natur belebt“ — zweitens „daß eine nach bestimmten Gesetzen bewegte Materie lehre, es sei eine Intelligenz.“ „Dieß Wesen, das da will und kann, das durch sich thätig das Universum bewegt und Alles ordnet, nenne ich Gott.“ „Zur Intelligenz, Macht, Willen Gottes füge ich als nothwendige Folge (?) die Güte.“ —

Als Rousseau diese wohlfeile trostlose Weisheit aufstellte, erkannte er da auch nur entfernt die Schranken seines Wißens?

Wer darf ihn nennen
Und wer bekennen:
Ich glaub ihn? —

So fragt man mit vollem Recht jeden natürlichen Theologen. —

Wenn es dem Bösen gut, dem Guten bös in diesem Leben geht, so muß, nach Rousseau, um Gottes Gerechtigkeit zu rechtfertigen, die Unsterblichkeit des Menschen geglaubt werden.

Ein späterhin oft wiederholter Satz, auf welchen Psalm 130 denen, die da wähnen, Gläubiger Gottes zu sein, antwortet: Herr, wenn Du willst Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen? — Einzig im Namen Christi darf der Mensch es wagen an die höchste Instanz, das jüngste Gericht, zu appelliren. —

Vom Tode sagt Rousseau: „Wer möchte wohl ewig leben? Der Tod heilt die Uebel, welche ihr euch selbst zufügt, die Natur wollte nicht, daß ihr ewig littet.“ — Ist das ein Trost am Sterbebett?

Ueber das Gewißen äußert er sich so: „es sei ein göttlicher Instinkt, ein sicherer Führer des Menschen, der Vorzug seiner Natur und die Moralität seiner Handlungen, der Richter über gut und böse, es mache den Menschen Gott ähnlich;“ — weiterhin: „es sei eine Stimme

der Natur, eingeſchüchtert werde es furchtſam, treibe zur Liebe des Guten, welche Liebe uns ſo natürlich ſei, als die Selbſtliebe." [1] —

Macht das Gewiſſen uns Gott ähnlich, iſt es das Organ einer uns von Natur inwohnenden Liebe des Guten, kann es je furchtſam ſein? — Hier ſcheint es, müßen wir das Princip des Rouſſeauſchen Pelagianismus ſuchen, welches ſeiner ganzen Pädagogik als Protonpſeudos zu Grunde liegt.

Das Gewißen an ſich macht uns ſo wenig Gott ähnlich, daß es uns vielmehr aufs Schmerzlichſte unſre Unähnlichkeit, unſere Entfernung von Gott fühlen läßt. Es iſt wahrlich keine ſanfte, furchtſame Naturſtimme, ſondern eine entſetzliche, furchtbare, es iſt jener Geiſt, bei deſſen Erſcheinung dem Menſchen die Haare zu Berge ſtehen; [2] es iſt keine Stimme der Natur, ſondern die Stimme des heiligen Gottes gegen die unerkannte Sünde unſerer Natur. Wer ſie hört, der erſchrickt wie Adam nach dem Falle, Kain nach dem Brudermorde; Furcht Gottes ergreift ihn, eine ſo unerträgliche Furcht, daß Verbrecher ſich ſelbſt angaben, um auf dem Schaffot in Reue Frieden für ihre Seele zu finden. Organ der Furcht, aber nimmermehr der Liebe Gottes, entſtand das Gewißen mit dem Sündenfalle, ein Korrelat der Erbſünde, ein dem Menſchen inwohnender Fluch zum Segen, ein lebendiger Beweis, daß Gott uns nicht ganz verlaßen, ſeinen heiligen Geiſt nicht vom gefallenen Menſchengeſchlecht nehmen wolle, ein Zuchtmeiſter, auch der Heiden, auf Chriſtum, durch welchen Zuchtmeiſter die Hoffnung der Erlöſung und einſtiger Kindſchaft erhalten ward. Wie konnte freilich Rouſſeau das Gewißen kennen, er, der ſich ſelbſt für den beſten Menſchen von der Welt hielt, der zu ſagen ſich erfrechte, er wolle ſich, wenn die Poſaune des jüngſten Gerichts erſchalle, ſeine, zum Theil ekelhaft ſchmutzigen, lüſternen Konfeſſionen in der Hand, vor den höchſten Richter ſtellen?

Ich muß dieß feſt und ſcharf ins Auge faßen; denn hier liegt, ich wiederhole es, hier liegt der fundamentale Irrthum Rouſſeaus und ſeiner Pädagogik. Er ſelbſt ſpricht anderwärts offen dieſen Irrthum ſo aus: „Das [3] Grundprincip aller Moral," ſagte er, „auf

1) Ib. 83—85.

2) Hiob 4, 15.

3) Oeuvres de Rousseau Tom. XI, S. 18, im Briefe Rouſſeaus an den Erzbiſchof von Paris.

welches ich mein Raisonnement in allen meinen Schriften gebaut, und welches ich im Emil mit aller mir möglichen Klarheit entwickelt habe, ist: daß der Mensch ein von Natur gutes Wesen sei, das Gerechtigkeit und Ordnung liebe, und daß keine ursprüngliche Verkehrtheit im menschlichen Herzen wohne." — Im Emil selbst sagt er: „Halten wir als unbestreitbare Maxime dieß fest, daß die ersten Bewegungen der Natur immer richtig sind; es gibt keine ursprüngliche Verkehrtheit im menschlichen Herzen; es findet sich in ihm kein einziges Laster, von welchem man nicht nachweisen könnte, wie, und auf welchem Wege es hineingekommen." Beginnt doch der Emil mit den Worten: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht, alles artet aus unter den Händen des Menschen." Rousseau spricht hier nicht von der ersten Schöpfung, nicht von der Güte Adams vor dem Falle, sondern von der Güte jedes neugeborenen Kindes. Wie werden aber aus engelreinen Kindern böse Menschen? Sie werden, antwortet Rousseau, von den Aeltern, Lehrern, Erziehern, kurz von der ganz verderbten Generation der sie umgebenden Erwachsenen verdorben. Und was verdarb diese Generation? Die ihr vorangehende verdorbene. Das Kind wird also vom Vater, dieser vom Großvater, der Großvater vom Aeltervater verdorben. So gehts in aufsteigender Linie, — denn wo und warum sollen wir still stehen? — bis zum Stammvater des Menschengeschlechts. Daher mußte, näher betrachtet, Rousseau sein Sündergeschlechtsregister mit dem letzten Gliede, mit neugeborenen Kindern anfangen, und auf das erste Glied, auf Adam zurückführen, statt daß man jenes Register in umgekehrter Ordnung zu betrachten pflegt. Nur bleibt der Unterschied, daß Rousseau leugnet, aus sündlichem Samen erzeuget und in Sünden empfangen zu sein, daß er glaubt, man könne Trauben lesen von den Dornen. Alles Böse wird ja, nach der erwähnten Ansicht Rousseaus, den Kindern erst von andern beigebracht. Welche entsetzliche Sünde und Verantwortung ladet er so auf Aeltern, Lehrer, Erzieher des Kindes, alle sind Verführer deßelben; sich selbst überlaßen, wäre es wohl ein reiner (ob ein unsterblicher?) Engel geblieben. Wäre es nöthig, so könnten wir uns gegen diese antichristliche, thörichte Ansicht am besten auf Rousseaus eigenes Beispiel berufen. Er sagte, wie ich schon anführte, von seiner Knabenzeit: „wie hätte ich doch sollen böse werden, da ich nur Beispiele von Sanftmuth vor Augen hatte, und

nur die besten Menschen mich umgaben." Das sagte er, nachdem er erzählt, wie er gefräßig, lügenhaft, zum Stehlen geneigt gewesen, der Nachbarin einen Topf verunreinigt. War er zu allem diesem Bösen nun nicht durch seine Umgebung verführt, wie er ja selbst versichert, so bleibt einzig die Annahme, daß er die bösen Triebe mit auf die Welt gebracht. Ja er bekennt: „Ich muß trotz der besten Erziehung eine große Neigung zur Ausartung gehabt haben; denn diese entwickelte sich rasch und ohne die geringste Mühe." — Bei Rousseaus Ansicht von der ursprünglichen Reinheit jedes Menschen, bei gänzlich mangelnder Erkenntnis seiner eigenen Sündenschuld, konnte er die Erlösung der Menschheit von Sünde und Tod nicht begreifen, sich nicht nach ihr sehnen. Den Tod, der Sünde Sold, wähnte er mit Euphemismen, leeren Redensarten, zu beseitigen.

So darf es uns nicht wundern, wenn er im zweiten Theile seines Glaubensbekenntnisses unverholen erklärt, daß er an der Naturreligion volle Genüge, und alle Bücher der Offenbarung zugeschlagen habe. „Nur ein Buch," sagt er, „liegt vor Aller Augen offen, das Buch der Natur. In diesem erhabenen Buche lerne ich seinem göttlichen Urheber dienen und ihn anbeten. Keiner ist zu entschuldigen, der nicht in demselben liest, weil es zu allen Menschen in einer allen Geistern verständlichen Sprache spricht. Wäre ich in einer wüsten Insel geboren, hätte ich niemanden als mich selbst gesehen, nie gelernt, was sich vor Zeiten in einem Winkel der Welt (Bethlehem ꝛc.) begeben: übe ich aber meine Vernunft, kultivire sie, gebrauche ich der unmittelbaren Fähigkeiten, welche Gott mir gibt, so würde ich durch mich selbst lernen ihn zu lieben, seine Werke zu lieben, das Gute zu wollen, was er will, und ihm zu Gefallen alle meine Pflichten auf Erden zu erfüllen. Was kann mich alles menschliche Wißen mehr lehren?" —

Ich will gar nicht auf die Charakteristik zurückweisen, welche Rousseau von dem Thiere gab, welches er Naturmensch nannte, in welchem keine Spur von Gottähnlichkeit, Religion und Erkenntnis der Natur sich zeigte.[2] Und zu diesen Thieren mußte er sich doch selbst auf seiner wüsten Insel rechnen. — Was legt er sich nun Alles bei, was vermißt er sich aus eigener Kraft zu erkennen und zu üben! Wie

1) S. 131.

2) Oeuvres Tom. XI, 86, im Brief an den Erzbischof von Paris.

anders ſpricht Paskal über dieſe ſogenannte Naturreligion, ein Mann, der aufrichtig, tiefſinnig und mit heiligem Ernſt ſich ſelbſt erkannte und den herben Schmerz ſeiner Sünde nicht mit flachem ſophiſtiſchem Geſchwätz zu heilen vermeinte. Er ſagt: „Wenn ich die Blindheit und das Elend des Menſchen ſehe, und die auffallenden Widerſprüche, welche man in ſeinem Weſen entdeckt, wenn ich das ganze Univerſum ſtumm und den Menſchen ohne Licht ſehe, ſich ſelbſt überlaßen und wie verirrt in einem Winkel des Univerſi, ohne zu wißen, wer ihn dahin geſetzt hat, wozu er da iſt, was aus ihm im Tode wird, ſo ergreift mich ein Schauder, wie einen Menſchen, den man ſchlafend auf eine wüſte fürchterliche Inſel getragen, und der erwacht, ohne zu wißen, wo er ſich befindet, und ohne irgend ein Mittel zu haben, von der Inſel zu entkommen. Und dann kann ich mich nur wundern, wie man über eine ſo elende Lage nicht in Verzweiflung geräth. — Ich blicke nach allen Seiten umher und ſehe überall nur Finſternis. Die Natur bietet mir nichts, was mir nicht Zweifel und Unruhe erregte. Sähe ich gar nichts, was auf Gott deutete, ſo würde ich mich zum völligen Unglauben entſchließen, fände ich überall Spuren des Schöpfers, ſo würde ich im Frieden des Glaubens ruhen. Aber da ich zu viel ſehe, um zu leugnen, und zu wenig, um gewis zu werden, ſo bin ich in einem beklagenswerthen Zuſtande.“ — Es ſei vergeblich, ſagt Paskal an einer andern Stelle, Gottloſe durch Hinweiſung auf die Werke Gottes, auf den Lauf des Mondes, der Planeten ꝛc. bekehren zu wollen. Die Schöpfung predige eben nur denen den Schöpfer, welche ſchon lebendigen Glauben im Herzen trügen.[1] — Wie anders Rouſſeau! Nachdem er ſeine Naturreligion für hinlänglich ausreichend, die Natur für ein Buch erklärt hat, aus welchem alle und jede zur Genüge Gotteserkenntnis ſchöpfen könnten, wendet er ſich frech ſpottend gegen die geoffenbarte Religion. „Wir haben in Europa,“ ſagt er, „drei Hauptreligionen. Die eine nimmt eine, die andere zwei, die dritte drei Offenbarungen an. Jede verabſcheut die andere, klagt ſie der Lüge an. Welcher Unparteiiſche würde über ſie zu entſcheiden wagen, wenn er nicht vorher ihre Beweiſe erwogen, ihre Gründe gehört? Die Religion, welche nur eine Offenbarung annimmt, iſt die älteſte, und ſcheint die ſicherſte; die, welche drei annimmt, iſt die

1) Pascal pensées. Amsterdam 1701. S. 47, 48. K. v. Raumers „Kreuzzüge.“ I. S. 129.

neueste und erscheint als die konsequenteste; die, welche zwei annimmt und die dritte verwirft, kann vielleicht die beste sein, aber gewis hat sie alle Vorurtheile gegen sich; die Inkonsequenz springt in die Augen."

Da haben wir den Grundgedanken von Lessings Nathan. Es wird hier von Rousseau das Christenthum im Verhältnis zum Judenthum und Muhammedanismus hintangestellt, aus einem Grunde, der nur einem Ignoranten genügen könnte, weil der Christ nämlich das alte und neue Testament annimmt!

„Wenn uns," heißt es an einer andern Stelle, „eine Offenbarung nur absurde, unvernünftige Dinge lehrte, einen zürnenden, parteiischen Gott, so würde sich mein Herz nicht zu diesem schrecklichen Gott hingezogen fühlen, und ich würde mich hüten, meine natürliche Religion für eine solche geoffenbarte hinzugeben." „Euer Gott, würde ich zu den Anhängern dieser Offenbarung sagen, ist nicht der unsere; ein Gott, welcher damit anfängt, sich ein einziges Volk auszuwählen und die übrigen zu proskribiren, er ist nicht (der gemeinsame) Vater der Menschen." So mußte ein Mann, der bei schlafendem Gewißen von keiner Furcht Gottes wußte, über das alte Testament, diese Offenbarung der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit, raisonniren. Er vergißt auch oder verschweigt die Verheißung, daß in Abraham alle Völker der Erde gesegnet werden sollten.

Nur so viel als Probe. Wiewohl nun Rousseau die heilige Schrift angriff, glaubte er dennoch aus den Offenbarungen, welche Juden, Christen und Muhammedaner annehmen, laße sich — wie aus Betrachtung der Natur — eine allgemeine, alle drei Religionen umfaßende, Religion abstrahiren. In seinem Briefe an den Erzbischof von Paris läßt er Bekenner jener drei Religionen zusammenkommen, um, nach Verjagung der Theologen, eine Union zu stiften. Hierauf stellt er Fragen. Ihr Juden, was denkt ihr vom Ursprung des Menschengeschlechts? Antwort: Wir glauben, es habe einen gemeinsamen Stammvater. Und ihr Christen? — Einverstanden. — Und ihr Türken? — Einverstanden. — Weiter sind alle einig, daß der Schöpfer Himmels und der Erde den Stammvater erschaffen, sie einigen sich auch über Vorsehung, Unsterblichkeit u. s. w. „Bildet nun aus diesen wenigen Artikeln eine Universalreligion," sagt Rousseau. „Wenn jemand gegen dieselbe lehrt, so werde er aus der Gesellschaft verbannt als ein Feind ihrer Grund-

geſetze." — Das ſagt derſelbe Rouſſeau, welcher überall Toleranz predigt, und gegen die Intoleranz der Chriſten ſchreit. Sic nos, non nobis. Und würden nicht die unirten Juden, Chriſten und Muhammedaner alle Heiden aus ihrem Staat verbannen müßen? — Ich mag die ſophiſtiſchen Einwürfe, die höhnende Skepſis und den ebenſo flachen als frechen Spott, welchen Rouſſeau über das Chriſtenthum ausgießt, nicht weiter mittheilen. Aber, als hätte der Mann es darauf angelegt, alle Welt an ſich irre zu machen, ſo hat er in den Koth ſeiner Feindſeligkeit einen Edelſtein hineingeworfen. Ich meine folgende Stelle, da er Chriſtum mit Sokrates vergleicht, und jenem weit den Vorzug vor dieſem gibt. „Ich geſtehe euch," ſagt er, „daß die Majeſtät der heiligen Schrift mich in Erſtaunen ſetzt. Die Heiligkeit des Evangelium ſpricht zu meinem Herzen. Seht die Bücher der Philoſophen mit all ihrer Hoffahrt, wie klein ſind ſie doch neben dieſem! Iſts möglich, daß ein zugleich ſo erhabenes und einfaches Buch Werk von Menſchen ſei? Iſts möglich, daß der, deſſen Geſchichte es enthält, ſelbſt nur ein Menſch ſei? Iſt das der Ton eines Enthuſiaſten oder eines ehrgeizigen Sektenſtifters? Welche Sanftmuth, welche Reinheit in ſeinen Sitten! Welche Erhabenheit in ſeinen Maximen! Welche tiefe Weisheit in ſeinen Reden! Welche Gegenwart des Geiſtes, welche Feinheit und Trefflichkeit in ſeinen Antworten! Welche Herrſchaft über ſeine Leidenſchaften! (?) Wo iſt der Menſch, der Weiſe, der es verſteht, ohne Schwachheit und Prahlerei zu handeln, zu leiden und zu ſterben? Wenn Plato ſein Ideal eines Gerechten malt, der mit aller Schande des Verbrechens bedeckt und des Lobes jeder Tugend würdig iſt, ſo zeichnet er Jeſum Chriſtum Zug für Zug; die Aehnlichkeit iſt ſo ſchlagend, daß alle Kirchenväter ſie bemerkten. Welche Vorurtheile, welche Verblendung es zu wagen, den Sohn des Sophroniskus mit dem Sohn Marias zu vergleichen! Welch weiter Unterſchied zwiſchen beiden! Sokrates, ohne Schmerz, ohne Schmach ſterbend, führte ſeine Rolle ohne Mühe bis ans Ende durch, und hätte dieſer leichte Tod nicht ſeinem Leben Ehre gebracht, ſo könnte man zweifeln, ob er mit all ſeinem Geiſte mehr als ein Sophiſt geweſen ſei. Man ſagt: er erfand die Moral. Andere hatten ſie geübt, aus ihren Beiſpielen entwickelte er nur ſeine Lehren. Ariſtides war gerecht, ehe Sokrates definirte, was gerecht ſei; Leonidas war für ſein Vaterland geſtorben, ehe Sokrates die Vaterlands-

liebe als Pflicht aufgestellt: ehe er eine Definition von Tugend gegeben, hatte Griechenland einen Ueberfluß an tugendhaften Männern. Aber woher hatte Jesus unter seinem Volk diese erhabene und reine Moral genommen, die er allein zugleich übte und lehrte? Aus dem Schooße des wüthendsten Fanatismus heraus ließ sich die höchste Weisheit vernehmen, und die Einfalt der heldenmüthigsten Tugenden warf Glanz auf das verächtlichste unter allen Völkern. Der Tod des Sokrates, welcher ruhig mit seinen Freunden philosophirend starb, er ist der sanfteste, den man sich nur wünschen könnte; der Tod Christi dagegen, welcher unter Qualen verschied, geschmäht, verhöhnt, verflucht von einem ganzen Volk, dieser Tod ist der entsetzlichste und furchtbarste. Sokrates, indem er den Giftbecher nimmt, segnet den Mann, welcher ihm weinend den Becher reicht: Jesus bittet für seine wüthend haßenden Henker mitten unter den fürchterlichsten Qualen. Ja, wenn das Leben und der Tod des Sokrates eines Weisen Leben und Tod ist, so ist das Leben und der Tod Christi eines Gottes Leben und Tod. Sollen wir sagen, die Geschichte des Evangelii sei willkürlich erfunden? Nein, so erfindet man nicht; und die Thaten des Sokrates, welche niemand bezweifelt, sind minder beglaubigt als die Christi." — Was sollen wir zu dieser Stelle sagen? Gehört sie zu den vielen Beweisen, daß Christus auch die Starken, auch die widerstrebenden Starken zum Raube habe?

Reißt man die Stelle aus dem Zusammenhange heraus, so besticht sie das Urtheil; man glaubt, nur wer Christum von Herzen liebe und verehre, könne sie geschrieben haben. Aber vor ihr her geht und nach ihr folgt das frevelhafteste Verhöhnen des Christenthums.

Zum Schluß des Glaubensbekenntnisses steht, wie auf den ersten Blättern, eine Warnung gegen gewisse Menschen, welche man wiederum sehr zum Vortheil Rousseaus auslegen müßte, wofern er nur nicht selbst entschieden jenen Menschen zuzuzählen wäre, vor denen er warnt.[1] „Fliehet diejenigen," sagt er, „welche .... unterm hochmüthigen Vorwande, daß sie allein aufgeklärt, wahr, redlich seien, uns gebieterisch ihren schneidenden Entscheidungen unterwerfen wollen, und die Verstandessysteme, welche sie in ihrer Imagination gebaut, für die wahren Principien der Dinge ausgeben. Uebrigens werfen sie alles um, was dem Menschen heilig ist, zerstören es, treten es mit Füßen, rauben so

1) Ib. 145.

den Betrübten ihren letzten Troſt im Elend, nehmen den Mächtigen und Reichen den einzigen Zügel ihrer Leidenſchaften; den Gewißensbiß reißen ſie aus dem tiefſten Herzen wie die Hoffnung der Tugend, und rühmen ſich dann noch, Wohlthäter des Menſchengeſchlechts zu ſein. Nie, ſagen ſie, iſt die Wahrheit den Menſchen ſchädlich; ich glaube dieß wie ſie, und meiner Meinung nach iſt dieß ein großer Beweis, daß, was ſie lehren, nicht Wahrheit iſt."

Nämlich weil die Lehren dieſer Menſchen Quelle ſo großen Unheils. Weſſen Lehren haben aber mehr Unheil geſtiftet als Rouſſeaus? —

So viel über dies berüchtigte Glaubensbekenntnis. Rouſſeau ſagt von demſelben: ich werde es immer für die beſte und nützlichſte Schrift meines Jahrhunderts halten.[1]

Aber das Parlament urtheilte anders; es beſchloß am 9. Juni 1762, das Buch, in welchem es enthalten (der Emil) ſolle zerrißen und verbrannt, der Verfaßer in die Conciergerie geſperrt, ſein Vermögen konfiscirt werden.

Acht Tage ſpäter, den 18. Juni, ließen die Genfer das Werk verbrennen[2] und unterm 20. Auguſt 1762 erſchien auch von Seiten des Pariſer Erzbiſchofs Chriſtoph von Beaumont ein Verdammungsurtheil gegen daßelbe.

Der Erzbiſchof gibt in ſeinem Urtheil eine meiſterhafte Charakteriſtik Rouſſeaus. „Der Unglaube," ſagt er, „zeige ſich in allen Geſtalten, um ſich allen Altern, Charakteren und Ständen zu akkommodiren.[3] Bald leichtſinnig in ſchmutzigen Romanen, bald ſich tiefſinnig geberdend, als ſtiege er zu den erſten Principien hinab, bald Toleranz predigend. Bald endlich, dieſe verſchiedenen Formen verbindend, vermiſcht er Ernſt und Scherz, reine Maximen und Obſcönitäten, große Wahrheiten mit großen Irrthümern, Glauben und Blasphemie; er unternimmt, mit einem Worte, Licht mit Finſternis, Chriſtus und Belial zu vereinigen. Und gerade

1) (La profession de foi). Je la tiendrai toujours pour l'écrit le meilleur et le plus utile dans le siècle ou je l'ai publié. Oeuvres de Rousseau XI. p. 58 im Briefe an den Erzbiſchof von Paris.

2) Confessions. Tom. XXII, 97. Vergleiche Tom. XII, 197, die Lettres écrites de la Montagne. Mit dem Emil zugleich verdammte man in Genf den Contrât social, deux ouvrages téméraires, scandaleux, impies, tendans à détruire la religion chrétienne et tous les gouvernemens.

3) Se proportionner.

dieß ist der Zweck, den man beabsichtigt zu haben scheint in einem neulich erschienenen Werke, dessen Titel Emil. — Aus dem Schooß des Irrthums ist ein Mensch hervorgegangen, der nur die Sprache der Philosophie spricht, ohne wahrhaft Philosoph zu sein, ein Geist mit vielen Kenntnissen, die ihn jedoch nicht aufgeklärt, mit deren Hilfe er aber andere verfinstert hat, ein Charakter voll Paradoxie, in Meinungen wie im Leben, welcher Simplicität der Sitten mit Stolz der Gedanken, Eifer für antike Grundsätze mit der Wuth Neuerungen einzuführen, obscure Zurückgezogenheit mit dem Streben, aller Welt bekannt zu sein, verbindet. Man sah ihn die Wißenschaften angreifen, welche er doch kultivirte, die Herrlichkeit des Evangeliums rühmen, dessen Lehren er zerstörte, die Schönheiten der Tugenden malen, welche er in der Seele der Leser auslöschte. Er hat sich zum Lehrer des Menschengeschlechts aufgeworfen, um es zu betrügen, zum öffentlichen Warner, um alle Welt irre zu leiten, zum Orakel des Jahrhunderts, um es vollends zu verderben. In einem Werke über die Ungleichheit der Stände hat er den Menschen zu den Thieren erniedrigt, in einem neueren Werke (Heloise) hat er das Gift der Wollust beigebracht, während er sie zu verdammen schien; im Emil bemächtigt er sich der ersten Lebensperiode des Menschen, um das Reich der Irreligion zu gründen." [1]

Der Erzbischof begreift es auch nicht, wie Rousseau, nachdem er sich aufs Aeußerste angestrengt, um die Glaubwürdigkeit der Bibel zu erschüttern, dennoch die (oben angeführte) Stelle über die Majestät der heiligen Schrift ꝛc. habe schreiben können. Er theilt selbst diese Stelle zur Erbauung mit und sagt, man könne nicht leicht ein schöneres Zeugnis für die Authenticität des Evangeliums ablegen.

* * *

Ehe ich nun den Emil charakterisire und kritisire — denn wie nöthig eine wachsame, nüchterne Kritik beim Lesen Rousseauscher Schriften sei, haben wir gesehen — will ich nur noch einige Worte von den sechzehn letzten Lebensjahren des Mannes sagen.

Wir verließen ihn 1762 in Motiers unterm Schutz des Königs von Preußen. Hier gieng er mit der reformirten Gemeinde zum Abend-

1) Oeuvres de Rousseau Tom. 28, 253 etc. im „Mandement de Monseigneur l'Archévêque de Paris, portant condamnation d'un livre qui a pour titre Emile."

mahl. Später kam das Gerücht von seinen Irrlehren an diese Gemeinde, nun ruhte man nicht, bis er den Ort verlaßen mußte. Er zog sich auf die Petersinsel im Bieler See zurück und beschäftigte sich dort mit Botanik. Aber die Berner Regierung befahl ihm, die Insel zu verlaßen. [1]

Gegen die Verdammungsurtheile des Erzbischofs von Paris und der Genfer schrieb er; [2] beide Gegenschriften wurden 1765 in Paris öffentlich verbrannt.

Dennoch erhielt er 1766 einen freien Geleitsbrief, um nach Paris zurückzukehren; bald darauf im März 1766 folgte er der Einladung von David Hume nach England. Aber schon im Juli desselben Jahres überwarf er sich mit Hume [3] und kehrte nach Paris zurück. Später zog er nach Ermenonville, einem Landhause des Marquis von Girardin. Seine Misanthropie stieg mit jedem Jahre, wovon Folgendes zeugt. Er schrieb in jener Zeit eine lange Selbstrechtfertigung. [4] Das Manuscript versuchte er, auf den Altar der Kirche Notre Dame in Paris niederzulegen; auf diesem Wege sollte es, wie er hoffte, an Ludwig XVI. gelangen. Folgende Zuschrift fügte er dem Manuscript bei: „Depositum der Vorsehung anvertraut. Beschützer der Unterdrückten, Gott der Gerechtigkeit und der Wahrheit, empfange dieß Depositum, welches ein unglücklicher Fremdling auf Deinem Altar niederlegt und Deiner Vorsehung anvertraut." Weiterhin nennt er sich, zur „ewigen Vorsehung" gewendet, „einen Menschen ohne Galle und ohne Schminke, einen Feind der Ungerechtigkeit, der nie jemandem Unrecht gethan noch thun wollen." Da er wegen eines Gitters nicht an den Altar gelangen konnte, so glaubte er in der ersten Aufwallung „der Himmel selbst sei mit dem Werk der Ungerechtigkeit der Menschen einverstanden."

Rousseau starb 1778 im 66sten Lebensjahre; man glaubte, er habe sich selbst vergiftet; [5] ein Glaube, den Girardin späterhin zu widerlegen suchte. In Ermenonville ward er begraben; zur Zeit der Revolution brachte man seine Gebeine nach Paris und setzte sie im Pan-

1) Bis hierher reichen die biographischen Nachrichten in den Confessions.

2) J. J. Rousseau citoyen de Genève à Christophe de Beaumont. Oeuvres Tom. XI. Gegen die Genfer sind die Lettres de la Montagne gerichtet. Tom. XII.

3) Oeuvres. Tom. XXXI, 35.

4) „Rousseau juge de Jean Jacques." Tom. XXIII.

5) Oeuvres XXXIV, 96.

theon bei. Dort ruhen sie neben Voltaires Gebeinen. Beide Männer, die einander im Leben grimmig haßten, wurden von ihren gemeinschaftlichen Schülern und Jüngern, einer ruchlosen Rotte Revolutionairs, kanonisirt und zum zweiten Male im Triumph begraben. Aber die zweimal Begrabenen ruhen nicht und verführen fort und fort die Lebendigen. Das bezeugen die zahllosen Exemplare von Rousseaus Werken, welche bis auf den heutigen Tag wie ein Heer unheimlicher apostolischer Geister und stummer Prediger in alle Welt giengen und gehen. —

Emil.

Dieß Werk ist kein System der Pädagogik im gewöhnlichen Sinn. Mein System, sagt Rousseau, ist der Entwicklungsgang der Natur. Nach einer kurzen allgemeinen Einleitung spricht er im ersten Buche von der Behandlung neugeborener Kinder, insbesondre Emils, bis zum Zeitpunkt, da dieser sprechen lernt; das zweite Buch begreift seine Erziehung von jenem Zeitpunkt bis zum zwölften Jahre; das dritte endet, da der Knabe fünfzehn Jahre alt wird; das vierte führt ihn bis an die Zeit des Heirathens; im fünften wird Sophie, Emils Frau, und ihre Erziehung geschildert. —

Das Werk entfernt sich noch mehr von einem Systeme dadurch, daß es eine Menge Digressionen enthält über Gegenstände, welche mit der Pädagogik wenig oder gar nichts zu schaffen haben. Es wäre ein vergebliches Bemühen, wollte man daßelbe in eine systematische Form einzwängen. Ich werde daher dem Verfaßer Schritt vor Schritt folgen,[1] und so einen Ueberblick seines Buches geben. Der Leser des Emil wird durch Rousseaus schriftstellerische Virtuosität leicht so fortgerißen, daß es ihm schwer fällt, dessen Paradoxieen besonnen zu würdigen und seine Sophistereien zu durchschauen. Möchte der folgende Ueberblick als ein übersichtlicher Plan jenes Rousseauschen Labyrinths, möchten die hinzugefügten Bemerkungen zu einiger Orientirung in jenem Labyrinthe dienen.

Vorrede.

„Das Buch, sagt hier der Verfaßer, war ursprünglich nur für eine denkende Mutter geschrieben. Taugen die in demselben enthaltenen Ge-

1) Natürlich mit Beseitigung der erwähnten Digressionen.

danken etwa nichts, so dürften sie doch geeignet sein, gute Gedanken in andern zu erwecken. — Alle Welt schreit und schreibt gegen die gewöhnliche Erziehungsweise, aber niemand schlägt eine beßere vor. Die Wißenschaften unsres Jahrhunderts zielen viel mehr auf Zerstören als auf Erbauen. —

Man kennt die Kindheit nicht. Die Gescheutesten halten sich beim Lehren an das, was dem Manne zu wißen nöthig, ohne zu beachten, was die Kinder zu lernen fähig sind. Sie suchen immer den Mann im Kinde, ohne daran zu denken, was das Kind sei, bevor es ein Mann wird.

Mein System ist der Entwicklungsgang der Natur, das wird manchen Leser an mir irre machen; er wird mein Buch nicht für eine Abhandlung über die Erziehung, vielmehr für Träumereien eines Visionärs halten. Ich sehe einmal nicht wie die übrigen Menschen, aber kann ich mir andere Augen geben? Meine Ansichten kann ich nicht ändern, nur ihnen mistrauen.

Man sagt mir wiederholt: schlage nur vor, was sich ausführen läßt — das heißt etwa so viel als: schlage vor das zu thun, was man thut, oder wenigstens etwas Gutes solcher Art, daß es sich mit dem gegenwärtigen Bösen verträgt. Aber bei einer solchen Verbindung verdirbt das Gute, ohne daß das Böse geheilt wird. Lieber bleibe ich ganz beim Herkömmlichen, als daß ich halbe Maßregeln ergriffe.

Sollen Vorschläge für annehmbar und ausführbar gelten, so müßen sie der Natur der Sache entsprechen; so muß im vorliegenden Falle die vorgeschlagene Erziehungsweise der Natur des Menschen gemäs sein. Eine zweite Betrachtung berücksichtigt erst zufällige Verhältnisse, wie z. E. Verhältnisse der Menschen in bestimmten Ländern oder Ständen; auf solche Verhältnisse laße ich mich nicht ein, ich handle nur von der Erziehung eines Menschen an sich." —

* * *

So wie Rousseau in der Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen den früheren Entwicklungsgang unsers Geschlechts vom Naturzustande zum civilisirten beschrieb, so stellt er sich hier, wie wir sehen werden, eine ganz ähnliche Aufgabe. Emil, sein Zögling, ist die personifizirte Menschheit im Naturzustande des Kindes; der Hofmeister erzieht das Naturkind natürlich; späterhin soll es dennoch in den civili-

sirten Zustand, in die Verhältnisse der gegenwärtigen Welt eintreten, etwa in Paris unter Ludwig XV leben. Wird nicht Emil einst als ein Natur-Don Quixote in den hohen Cirkeln gelten — wie Rousseau dafür galt?

Vom Herkömmlichen will Rousseau gar nichts wißen, setzt seine Erziehungsprincipien als etwas absolut Gutes jenem als etwas absolut Bösem entgegen. Ohne nähere Untersuchung läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß nur Einer das Recht hatte zu sagen: man faßet nicht Most in alte Schläuche.

Ob es gerathen sei von der Erziehung eines Menschen in abstracto, eines personifizirten Begriffs von einem Menschenkinde zu sprechen, statt von der Erziehung eines Franzosen, Deutschen, eines Bürger, Bauern ꝛc., das werden wir im Verfolg näher sehen. Nur so viel vorläufig, auch hier steht Rousseau mit sich selbst im Widerspruch: Emil ist, näher betrachtet, doch ein Franzose in puris naturalibus, der, als er heranwächst, in einen galonnirten Rock gesteckt wird, die Perrücke auf dem Kopf, den Degen an der Seite. Doch war es gewis heilsam, wenn Rousseau die Franzosen daran erinnerte, daß sie nackend auf die Welt kommen und nackend von dannen fahren.

Erstes Buch.

Einleitung. Emils erstes Lebensjahr.

1. Natur und Kunst.

„Alles ist gut, wie es aus der Hand des Schöpfers hervorgeht, alles artet aus unter den Händen des Menschen. Er zwingt ein Land die Früchte eines andern hervorzubringen, einen Baum das Obst eines andern zu tragen; er vermengt die Klimate, Elemente und Jahreszeiten; er verstümmelt seinen Hund, sein Pferd, seinen Sklaven, stellt Alles auf den Kopf, verunstaltet Alles; er liebt die Misbildung, die Ungeheuer; nichts will er so, wie es die Natur gemacht, selbst den Menschen nicht, man muß ihn, wie ein Schulpferd, für ihn abrichten, oder modisch, wie einen Baum seines Gartens, zustutzen. Geschähe dieß nicht, so würde alles noch schlimmer gehen, unser Geschlecht will nicht bloß halb gemodelt sein. In dem Zustande, worin sich jetzt die Dinge befinden, würde ein Mensch, der von seiner Geburt an sich selbst überlaßen unter den Andern lebte, am meisten entstellt werden. Vorurtheile, Autorität,

Zwang, Beiſpiel, alle geſelligen Einrichtungen, welche uns über dem Kopf zuſammenſchlagen, würden in ihm die Natur erſticken und nichts an ihre Stelle ſetzen. Er würde einem Bäumchen gleichen, das zufällig auf einer Straße gewachſen bald verkommen muß durch die Vorübergehenden, welche es von allen Seiten ſtoßen und nach allen Richtungen biegen. — Ich wende mich an dich, zärtliche, vorſichtige Mutter, die du dein Kind von der Landſtraße zu entfernen, und das aufkeimende Bäumchen vor dem Stoße menſchlicher Meinungen zu bewahren verſtandeſt."

Baco definirte die Kunſt: homo rebus additus. Wir denken uns dabei, daß dem Menſchen, als dem Ebenbilde Gottes, nicht bloß die Herrſchaft über die Natur, ſondern eine Art Erziehung derſelben übertragen ſei, damit ſie unter ſeinen Händen ſchöner, ja human werde. Rouſſeau, ſtatt dieſe ächte, gottgefällige Kunſt ins Auge zu faßen, ſieht in ſeiner Bitterkeit nur Caricaturen, nur das, was der verkehrte Menſch zur Verhäßlichung der Natur gethan, nennt auch in einem Athem ſolche Verſchimpfirungen und ſehr erfreuliche Veredlungen. Zieht Rouſſeau den Holzapfel einem Borſtorfer vor — wie er den rohen thieriſchen Naturmenſchen dem veredelten Geiſte vorzieht? — Das Kind ſelbſt wird, nach ihm, durch die gewöhnliche Erziehung eine Caricatur, die Mutter ſoll es möglichſt bewahren; ihr, weit mehr als dem Vater, kommt die Erziehung zu. Hierin iſt Rouſſeau ein Vorgänger Peſtalozzis.

2. Drei Erzieher. Erziehung zum Menſchen und zum Bürger.

„Wir kommen ſchwach auf die Welt und bedürfen Kräfte, entblößt von Allem und bedürfen Beiſtand. Alles was wir bei unſerer Geburt nicht haben und brauchen, wenn wir erwachſen ſind, das wird uns durch die Erziehung gegeben. Dieſe Erziehung erhalten wir durch die Natur, oder die Menſchen oder die Dinge. Die innere Entwickelung unſerer Kräfte und unſerer Organe iſt die Erziehung der Natur; der Gebrauch, welchen man uns von dieſer Entwicklung machen lehrt, iſt die Erziehung durch Menſchen, und was wir durch eigene Erfahrung an den auf uns wirkenden Gegenſtänden lernen, iſt die Erziehung durch Dinge.

Die Erziehung durch die Natur haben wir nicht in unſerer Gewalt, daher müßen ſich die beiden andern Erziehungen nach jener erſten richten. — Man ſagt: Natur ſei nichts als Gewohnheit; ja, wofern die Gewohnheit der Natur entſpricht, nicht gewaltſam, widernatürlich aufgedrungen iſt.

Sensibel geboren, suchen oder fliehen wir Gegenstände, je nachdem sie uns angenehm und unangenehm sind, unser Glück und unsere Vervollkommnung zu fördern oder zu hindern scheinen. Diese Zuneigungen und Abneigungen, wofern sie nicht durch Meinungen mehr oder minder Aenderungen erleiden, sind das, was ich in uns Natur nenne. Auf sie müßte man in der Erziehung alles beziehen, wofern jene drei Erziehungsweisen ganz harmonirten. Aber Natur und bürgerliche Verhältnisse widersprechen einander vielfach, und man muß sich entscheiden, ob man einen Menschen oder einen Bürger erziehen will. Jede partielle Gesellschaft (z. B. die eines Volks ꝛc.) entfremdet der allgemein menschlichen. Dennoch ists vor Allem Noth, gut gegen die zu sein, mit denen man lebt. Traut keinem Kosmopoliten, welcher die Tartaren liebt, um der Pflicht, seine Nachbarn zu lieben, überhoben zu sein. —

Der Naturmensch ist alles für sich selbst, er ist die numerische Einheit, ein absolutes Ganze, welches sich nur auf sich selbst oder auf seines Gleichen bezieht. Der bürgerliche Mensch ist nur ein Bruch, der vom Nenner abhängt und dessen Werth durch sein Verhältnis zum Ganzen, zum gesellschaftlichen Körper bestimmt wird. Die Erziehungsweisen sind für die Gesellschaft gut, welche es am besten verstehen dem Menschen die Natur auszutreiben (dénaturer), ihm seine absolute Existenz zu rauben, um ihm eine relative zu geben, so daß er sich forthin nur als ein Glied der Gesellschaft betrachtet und fühlt.

Diesem Gegensatz der Erziehung zum Bürger und zum Menschen, entspricht der Gegensatz der öffentlichen, gemeinschaftlichen und der häuslichen Privaterziehung. Erstere existirte in Sparta, jetzt existirt sie nicht mehr, da es kein Vaterland mehr gibt und keine Bürger. —

So bleibt uns nur die häusliche Erziehung oder (?) die der Natur.[1] Aber was wird ein nur für sich erzogener Mensch einst für andere sein; darüber zu urtheilen müßte man ihn völlig ausgebildet sehen, überhaupt einen Naturmenschen kennen. Zu einer solchen Kenntnis soll dieß Buch verhelfen.

Was soll man nun thun, um einen Naturmenschen zu bilden? Viel, ohne Zweifel, nämlich verhindern, daß etwas[2] gethan werde.

1) Reste enfin l'éducation domestique ou celle de la nature.

2) Beaucoup sans doute, c'est d'empêcher que rien ne soit fait. Cramer übersetzt: verhindern, daß nichts geschehe — was unverständlich. Man soll verhindern.

Das Kind ſoll für den gemeinſamen Menſchenberuf, nicht für einen beſonderen Stand erzogen werden, es ſoll ſchlechtweg leben, Gutes und Böſes, wie das Leben es bringt, mehr durch Uebungen als durch Lehren ertragen lernen. „Sieht man auf den Unbeſtand menſchlicher Dinge, auf den unruhigen, aufrühreriſchen Geiſt dieſes Jahrhunderts, der alles umkehrt, ſo könnte man keine unſinnigere Erziehungsmethode erſinnen, als die iſt, wenn man das Kind ſo behandelt, als werde es nie genöthigt werden, ſeine Stube zu verlaßen, als werde es immer von ſeinen Leuten umgeben ſein. Wenn der Unglückliche nur eine Stufe herabſteigen muß, ſo iſt er verloren.

Man denkt nur immer auf Erhaltung ſeines Kindes; es muß ja doch einmal ſterben. Es handelt ſich weniger darum ihm den Tod abzuwehren als zu ſchaffen, daß es lebe. Leben heißt aber nicht: athmen, ſondern handeln, mit Organen, Sinnen, Fähigkeiten, mit allem, was uns das Gefühl unſres Daſeins gibt, thätig ſein."

So weit die Einleitung, zum Theil mit der Vorrede übereinſtimmend. — Je genauer man hinſieht, um ſo nebliger und unbeſtimmter erſcheinen uns hier mehrere Begriffe Rouſſeaus. Vor allem der Begriff: Natur. Sie ſoll den Menſchen erziehen, indem ſie ſeine Kräfte und Glieder entwickelt — dann iſt ſie ihm wieder eine inſtinktmäßige oder auch mehr oder minder rationelle Sympathie und Antipathie im Menſchen.

Wozu der Ausdruck: Erziehung der Natur? Wenn das Samenkorn in der Erde ſich entfaltet, die Pflanze ſich entwickelt und wächſt, ſo nennt das niemand: Gärtnerkunſt der Natur, vielmehr ſetzt man überall Kunſt — und die Erziehung iſt eine Kunſt — der Natur entgegen. —

Wer im wohlgeordneten, auf Liebe gegründeten Familienleben das Fundament eines geordneten Volkslebens ſieht, der wird die häusliche Erziehung nicht der bürgerlichen ſchroff entgegenſtellen, vielmehr ſie für die einzige halten, aus welcher gute Bürger hervorgehen, Bürger, welche ihre Könige und Fürſten nicht als dienende Mandatare anſehen und kritiſiren, ſondern als Obrigkeiten von Gott eingeſetzt ehren. — Iſts

daß etwas gethan werde, was der natürlichen Entwicklung und Erziehung in den Weg tritt.

aber zu verwundern, wenn Rousseau, ein Zeitgenoße des abscheulichen Regenten und Ludwigs XV so spricht, im Vorgefühl der herannahenden Revolution, die alle geheiligten Bande löste? —

3. Neugeborene Kinder. Mütter. Ammen.

„Hebammen modeln den Kopf der Kinder äußerlich, Philosophen innerlich; die Karaiben sind beßer daran als wir.

Das Wickeln der Kinder ist die unnatürlichste Marter, es hemmt alle nothwendige Bewegung der Glieder und des Blutes. Wärterinnen haben es aus Bequemlichkeit erfunden.

Mütter stillen ihre Kinder nicht mehr; Ammen theilen des Kindes Liebe mit der Mutter, welche ihrem Vergnügen nachgeht. Hierin liegt ein Hauptgrund der Auflösung aller Familienverhältnisse, aller gegenseitigen Liebe unter den Familiengliedern; jeder denkt nur an sich und geht seinem Gelüste nach. Der Reiz des Familienlebens ist aber das beste Gegengewicht böser Sitten.

Entgegengesetzt ist das verweichlichende Verziehen der Kinder von Seiten der Mütter. Schont doch die Natur des Kindes nicht; durch Zahnen und anderes macht sie ihm viel Schmerzen und härtet es ab. Warum folgt ihr hierin nicht der Natur? — Ueberhaupt behandelt man die Kleinen meist verkehrt. Entweder thun wir alles was ihnen beliebt, oder fordern von ihnen was uns beliebt; wir unterwerfen sie unsern oder uns ihren Launen. So befiehlt das Kind ehe es nur reden, gehorcht ehe es nur handeln kann, es wird ein Mensch nach unserer Phantasie, kein Naturmensch aus dem Kinde. Soll dieß seine ursprüngliche Eigenthümlichkeit bewahren, so sorgt für Erhaltung derselben vom Augenblick der Geburt bis es zum Manne heranwächst." —

Was Rousseau, hier mit Comenius zusammentreffend, so wahr über Mutterpflichten sagt, wirkte sehr heilsam.

4. Vater.

„So wie die Mutter die wahre Amme des Kindes, so ist der Vater dessen eigentlicher Lehrer. Aber der gibt vor nicht Zeit zu haben, darum werden die Kinder in Pensionen, Alumnäen ꝛc. ausgethan, wo sie sich von der Liebe entwöhnen; zerstreute Geschwister kennen einander kaum. Es liegt ein schwerer Fluch auf Verabsäumung der Vaterpflicht."

Rousseau gedachte hierbei der eigenen Sünde. Wie treffend spricht er gegen die Auflösung der Familienbande!

5. Hofmeister. Zögling.

„Der anderweitig beschäftigte Vater sucht nun einen Hofmeister. Dieser sei selbst gut erzogen und jung, vor Allem darf er nicht für Geld zu haben, kein Miethling sein.[1] Er coordinire sich fast dem Zögling, sei sein Gespiele, bleibe von dessen Geburt an, etwa 25 Jahre bei ihm, sei ihm Lehrer und Erzieher, wie der Zögling zugleich des Hofmeisters Schüler ist.

Dieser Zögling — Emil — braucht kein eminenter Kopf zu sein, er sei aber von guter Herkunft, reich und eine Waise. Leben jedoch seine Aeltern, so mag er diese ehren, aber nur dem Hofmeister hat er zu gehorchen. Hofmeister und Zögling müßen ihr wechselseitiges Verhältnis als unauflöslich ansehen, wofern sie sich einander nicht entfremden sollen.

Der Zögling sei ferner aus einem Lande der gemäßigten Zone, etwa aus Frankreich, er sei gesund; Krankenwärter möge er (Rousseau) als Hofmeister nicht sein, er möge kein Kind erziehen, was sich und Andern zur Last fiele. Der Leib muß Kraft haben, um der Seele zu gehorchen; je schwächer er ist, um so mehr befiehlt er, je stärker, um so beßer gehorcht er.

Die Arzneikunst macht uns niederträchtig, heilte sie auch den Leib, so tödtet sie doch den Muth. — Mäßigkeit und körperliche Arbeit vertreten die Medicin. — Aerzte mit Recepten, Philosophen mit Präcepten, Priester mit Ermahnungen machen das Herz feig und sind Ursach, daß man das Sterben verlernt. Von Natur leidet der Mensch standhaft und stirbt in Frieden."

Rousseau gibt deutlich zu verstehen, daß ein Hofmeister, wie er ihn verlangt, nicht zu finden ist. Wenn er dennoch einen solchen fingirt, warum nicht lieber einen wohlhabenden Vater, der — wie Paskals Vater — alle Zeit und Kraft der Erziehung seines Kindes widmet? Dann bedurfte es der eiskalten Bestimmung nicht: Emil solle die Aeltern ehren, dem Hofmeister aber gehorchen. Die natürliche gegenseitige Liebe

1) Rousseau erklärt sich für unfähig Hofmeister zu werden, er will nur über Pädagogik schreiben, und sich ganz in die Person des von ihm geschilderten Hofmeisters versetzen.

von Vater und Kind wäre ein lebendiges Motiv der ganzen Erziehung. Von ſolcher Liebe iſt bei einem Manne nicht die Rede, der die eigenen Kinder ins Findelhaus gab; wird ſie auch erwähnt, ſo iſt ſie doch nie das Herz ſeiner Erziehungskunſt.

Emil iſt, wie hier klar wird, keineswegs ein abſoluter Naturmenſch, ein perſonifizirter Begriff eines Kindes; Vaterland, Klima, Vermögen, Geſundheit werden beſtimmt.

Der Leib iſt als Diener der Seele ſehr gut gewürdigt; die Geſundheit dennoch auf ſpartaniſche, rohe Weiſe zu hoch gehalten. Den neugeborenen Gaukler, der ſich nordiſcher Herkules nannte, würde Rouſſeau ſeiner Erziehung werth gehalten haben, aber nicht den neugeborenen ſchwächlichen partus septimestris, den geiſtigen Herkules, Keppler. — Die Medicin wird mit Rouſſeauſcher Uebertreibung ganz verworfen, ſtatt daß er ein poſitives Ideal derſelben gäbe.

Sah Rouſſeau einen Naturmenſchen in Frieden ſterben oder fingirt er dieſen Frieden nach Analogie eines ſterbenden Thieres?[1] —

6. Erſte Erziehung unter Leitung des Hofmeiſters.

„Stillt die Mutter nicht ſelbſt, ſo wähle der Hofmeiſter eine Amme, ziehe mit ihr und dem Kinde aufs Land, und bleibe nicht in der, durch zuſammengepackte Menſchenmenge ungeſunden Stadt,[2] Baden und Kriechenlaßen der Kinder iſt ſehr zu empfehlen. — Wir kommen völlig unwißend in einem ungeſchickten Leibe auf die Welt, aber mit der Fähigkeit zu lernen. —

Die Erziehung des Kindes beginnt mit ſeiner Geburt, wer kann das Ziel, das, was dem Menſchen zu erreichen möglich iſt, beſtimmen? Unglaublich viel lernt der Menſch in den erſten Lebensjahren durch bloßes Erfahren, ohne allen Unterricht. Theilte man alles menſchliche Wißen in zwei Theile, in einen Theil, der allen Menſchen gemein, und einen zweiten, den Gelehrten eigenthümlichen, ſo würde letzterer ſehr klein im Verhältnis zum erſteren ſein; dieſen erſten überſieht man aber, weil man ihn früh, ohne daran zu denken, erwirbt, ſelbſt ehe man zu Verſtande kommt. —

1) Im zweiten Buche des Emil heißt es: Wilde, wie die Thiere, ſträuben ſich wenig gegen den Tod und ertragen ihn faſt ohne Klage.

2) L'haleine de l'homme est mortelle à ses semblables: cela n'est pas moins vrai au propre, qu'au figuré. Les villes sont le gouffre de l'espèce humaine.

Man gewöhne die Kinder an nichts, an keine feste Eß-, Schlafstunde ꝛc., nur daran gewöhne man sie, keine Gewohnheit zu haben; man erziehe sie zur Freiheit. Auch laße man bei ihnen keine Furcht vor häßlichen Thieren, Masken, Gewehrknall ꝛc. aufkommen.

Sinnliche Empfindungen geben das erste Material kindischer Kenntnisse, daher ist es gut ihnen jene Eindrücke in gehöriger Ordnung zukommen zu laßen. Besonders mögen sie Sehen mit dem Fühlen vergleichen. Durch Bewegung lernen sie Räumliches kennen, so daß sie nicht mehr nach weit entfernten Dingen greifen."

Rousseaus Rath, Kindern, selbst solchen die noch nicht sprechen können, die ersten Eindrücke methodisch beizubringen, ist von Basedow, Wolke, auch von Pestalozzi wiederholt und möglichst befolgt worden! —

„Kinder sprechen zuerst eine allgemeine Natursprache, die zwar nicht artikulirt, aber accentuirt und verständlich ist. Ammen verstehen sie beßer als wir und unterhalten sich in dieser Sprache mit den Kindern; Worte, welche sie dabei brauchen, sind gleichgültig, nur der Accent kommt in Betracht. — Dazu gesellen sich Gesten und rasch wechselndes Mienenspiel der Kinder. Weinen ist ihr Ausdruck für Hunger, Hitze, Kälte ꝛc. Erwachsene suchen dies Weinen zu verstehen und zu stillen, misverstehen es aber oft und wollen das Kind durch Schmeicheln oder Schläge beschwichtigen.

Die ersten Thränen eines Kindes sind Bitten, achtet man ihrer nicht, so werden sie bald zu Befehlen; es fängt damit an, sich helfen, und endigt damit, sich dienen zu laßen.

Alle Bosheit der Kinder kommt aus Schwachheit; macht es stark und es wird gut sein. Wer Alles vermöchte, würde nie Böses thun.

Ehe wir zu Verstande kommen ist in unsern Handlungen keine Moralität, ‚obgleich sich diese zuweilen in der Empfindung der Kinder bei dem, was andere ihnen thun, äußert.'

Der Zerstörungstrieb der Kinder stammt nicht aus Bosheit, sondern aus lebhafter Begierde nach Thätigkeit. Die Schwachheit der Kinder wehrt größerm Schaden, den jener Trieb anrichten könnte. — Sie suchen bald die Erwachsenen als Instrumente zu behandeln, diese sollen ersetzen was ihrer Schwachheit abgeht, so werden sie zu boshaften

Tyrannen und es entwickelt sich in ihnen die Herrschsucht, welche sie nicht ursprünglich haben, die sie aber zeitlebens behalten."

Diese eben so seltsamen als unwahren Behauptungen — wir werden noch viele ähnliche lesen — bezielen: die angeborene Unschuld der Kinder darzuthun. Rousseau behauptete ja: es laße sich nachweisen, wie all und jedes Böse in den Menschen von außen hineingekommen. Böses, dessen Herkunft nun nicht nachweisbar ist, soll aber durchaus nicht böse, nicht sauer, sondern süß sein. Wie entgegengesetzt ist Augustinus dem Rousseau! „War es etwa," fragt Augustinus, „beim Kinde etwas Gutes, wenn es weinend verlangte, was ihm nur zu seinem Schaden hätte gewährt werden können? wenn es ihm nicht unterworfenen, freien, erwachsenen Menschen, ja seinen Aeltern heftig zürnte; wenn es sich bemühte, Klügeren, weil sie ihm nicht auf den Wink gehorchten, durch Schläge zu schaden? Die Schwachheit der Glieder, nicht das Gemüth der Kinder ist unschuldig. (Ita imbecillitas membrorum infantilium innocens est non animus infantium.)

„Man helfe den Kindern, wo sie es nöthig haben, achte aber nicht auf ihre Einfälle, laße sie auch, so viel möglich, sich selbst helfen. —

Unnützem Weinen der Kinder steuert man am besten, indem man es gar nicht beachtet; auch das Kind bemüht sich ungern vergeblich. Man kann das Weinen stillen, indem man die Aufmerksamkeit des Kindes auf einen frappirenden Gegenstand lenkt, ohne ihm dabei merken zu laßen, als bemühe man sich seinetwegen.

Man entwöhne, wenn die Zähne durchbrechen.

Kostbares Spielzeug ist Ueberfluß, wohlfeiles, einfaches thut daßelbe. —

Kinder hören sprechen, ehe sie es verstehen und nachsprechen können. Die Ammen mögen ihnen vorsingen, aber nicht unaufhörlich Worte vorschwätzen, die sie nicht verstehen. Man spreche den Kindern vielmehr wiederholt wenige leicht auszusprechende Worte vor, welche Dinge bezeichnen, die man ihnen zugleich zeigt. Die unglückliche Leichtigkeit uns mit Worten, die wir nicht verstehen, abzufinden, beginnt früher, als man denkt, nicht erst in Schulen. — Das Vocabular der Kinder sei möglichst klein, sie müßen nicht mehr Worte als Ideen erhalten. Kinder haben ihre eigene Grammatik. Ihre Syntax hat allgemeinere Regeln als die unsere und folgt bewundernswürdig genau gewissen

Analogieen, welche regelmäßig aber von uns nicht anerkannt sind. So sagte ein Kind irai-je-t-y? nach der Analogie von vas-y. Man muß nicht pedantisch solche Sprachfehler der Kinder verbeßern wollen, sie verlieren sich mit der Zeit von selbst; sprecht in ihrer Geenwart nur selbst correct.

Ein großer Misbrauch ists, daß man den Kindern sehr zusetzt, recht früh sprechen zu lernen: eben dadurch lernen sie später und zudem verworren reden.

Bauerkinder sprechen deutlicher als verzogene vornehme Kinder. Recitiren auf Schulen verbeßert die Aussprache so wenig, daß die Knaben sich vielmehr beim Auswendiglernen des zu Recitirenden ans Plappern gewöhnen; beim Recitiren selbst stocken und stottern sie, so oft das Gedächtnis sie verläßt. —

Kinder, welche man zu früh zum Sprechen antreibt, haben nicht hinlänglich Zeit, um das zu begreifen, was man sie nachsprechen läßt, sie misverstehen es. Das Kind darf nicht mehr sagen, als es zu denken vermag. Ein großer Fehler ist das accentlose, ausdruckslose, seelenlose Sprechen. — Der Ausdruck lügt weniger als das Wort; vielleicht fürchten ihn deshalb die wohlerzogenen Leute so sehr, und sprechen alles und jedes in demselben Ton. Oder man verfällt auch in einen lächerlichen, affectirten, modischen Accent, welcher an den Franzosen so sehr misfällt." —

Viele dieser Ansichten Rousseaus über die Erziehung in frühester Kindheit haben mit Recht Anerkennung gefunden, wiewohl sie auch hin und wieder zu Extravaganzen verleiteten. Vorzüglich dadurch, daß man französische und deutsche ꝛc. Kinder wie junge Wilde behandeln wollte, während im Ganzen die Lebensweise unverändert französisch blieb. Kleine Prinzen liefen baarfuß. — Wenn Rousseau verlangt: das Kind solle nicht mehr sagen, als es zu denken vermöge, so trifft er hierin ganz mit Comenius zusammen.

Zweites Buch.

Emils Kindheit bis zum zwölften Lebensjahre.

7. Unnützes Mitleid. Unnützes Lehren. Gegenwart der Zukunft geopfert.

„Mit dem Sprechen beginnt eine neue Lebensperiode; es ersetzt vieles Weinen.

Man bezeuge den Kindern nicht unnützes Mitleid bei Schmerzen, dieſe ſollen ſie ertragen lernen.

Man lehre ihnen nichts, was ſie von ſelbſt lernen; ſo z. B. nicht das Gehen. Gängelbänder und andere Hülfen taugen nichts; laßt ſie auf weicher Wieſe immerhin hundertmal hinfallen und wieder aufſtehen. — Mit den Kräften entwickelt ſich in den Kindern die Fähigkeit, dieſe Kräfte zu beherrſchen und hierdurch ein ſelbſtbewußtes individuelles Daſein. — Durch das Gedächtnis wird das Leben eine Einheit, man muß die Kinder fortan als moraliſche Weſen betrachten.

Verkehrte Erzieher machen die Kinder elend, indem ſie die Gegenwart der Kindheit für nichts achten und nur die Zukunft des Kindes ins Auge faßen, welche es vielleicht gar nicht erlebt. Das Kindesalter, ſagt man, ſei die Zeit, da man am leichteſten böſe Triebe verbeßern könne. Seid ihr denn eurer Sache gewiß, daß eure ſchönen Lehren wirklich einſt zum Glück des Kindes gereichen werden? Und was iſt denn Glück? Am glücklichſten iſt der, welcher am wenigſten leidet, am unglücklichſten der, welcher am wenigſten Freuden genießt. Kommen die böſen Neigungen nicht etwa mehr von euren misgreifenden Bemühungen, als von der Natur her? — Seht im Kinde nur das Kind." —

Mit Recht eifert Rouſſeau gegen das unnütze Lehren deſſen, was das Kind von ſelbſt lernt; gegen ein Lehren, wie es auch vielfach in Elementarſchulen gefunden wird. Verwirft er es, daß die Zucht gegen das Böſe in den Kindern ankämpft, ſo folgt dieß aus ſeinem Verwerfen der Erbſünde.

8. Abhängigkeit der Kinder ſtatt des Gehorſams.

„Der wahrhaft Freie will nur was er kann und thut daher, was ihm gefällt. Dieß wende man auf die Kinder an.

Das Kind ſoll ſeine Schwachheit fühlen, nicht darunter leiden; es muß abhängig ſein, aber nicht gehorchen, es muß bitten, aber nicht befehlen. Es genießt einer unvollkommenen Freiheit.

Es gibt eine Abhängigkeit von den Dingen, welche in der Natur, eine Abhängigkeit von Menſchen, welche im geſellſchaftlichen Zuſtande gegründet iſt. Die erſtere hat nichts mit der Sittlichkeit zu ſchaffen und verletzt daher die Freiheit nicht, die andere iſt eine Quelle von Laſtern. Man halte das Kind nur in dinglicher Abhängigkeit, ſetze

ſeiner Anmaßung phyſiſche Hinderniſſe entgegen, oder Strafen, die aus ſeinen eigenen Handlungen entſpringen. Erfahrung und Ohnmacht müßen ihm ſtatt des Geſetzes ſein. —

In dem, was die Natur zur leiblichen Ausbildung fordert, laße man den Kindern möglichſte Freiheit, im Laufen, Springen ꝛc., Verlangen ſie aber etwas, das andere für ſie thun müßen, ſo ſei man auf der Hut, und unterſcheide wohl, ob ein wirkliches Bedürfnis oder Laune ſie zu ſolchem Verlangen treibt.

Trotzigem Weinen der Kinder gewähre man nichts; lehre ſie gegentheils auch nicht durch höfliche Redensarten zu befehlen. In reichen Häuſern bedeutet das s'il vous plait im Munde der Kinder ſo viel als il me plait, und je vous prie ſo viel als je vous ordonne. Beßer das Kind ſagt ohne Umſtände: thu das.

Gewährt dem Kinde ja nicht alles was es verlangt, ſolch Fordern hat keine Gränze, ihr müßtet Gott ſelbſt ſein, um ihm zu genügen. Ihr nährt durch Gewähren die Hab- und Herrſchſucht der Kinder und macht ſie höchſt unglücklich, wenn ſie nun früher oder ſpäter abſchlägliche Antworten erhalten und erhalten müßen.

So wenig dem Kinde das Befehlen zukommt, ſo wenig dürfen es Erwachſene launenhaft tyranniſiren und dadurch einſchüchtern. Euer Kind muß nichts bekommen, weil es nach etwas verlangt, ſondern weil es etwas bedarf; es muß nichts aus Gehorſam thun, ſondern aus Nothwendigkeit; die Worte gehorchen und befehlen ſind aus ſeinem Wörterbuch zu ſtreichen, noch mehr die Ausdrücke: Schuldigkeit und Verpflichtung; aber die Worte Kraft, Nothwendigkeit, Ohnmacht und Zwang müßen in dem Vocabular die größte Rolle ſpielen. Ehe das Kind zu Verſtande kommt, kann es von ſittlichen Weſen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen nichts begreifen, daher müßen Worte, welche ſich auf dieſe beziehen, vermieden, das Kind muß ganz an die phyſiſche Welt verwieſen werden."

Im rouſſeauſchen Vocabular des Kindes fehlt das wichtigſte Wort: Liebe, dankbare Liebe. Darum muß an die Stelle des Gehorſams der mit der Liebe innig eins iſt, eine harte, herzloſe, dingliche Nothwendigkeit treten. — Wie anders Peſtalozzi! — Fein iſt Rouſſeaus Bemerkung, daß die Kinder angelernte Bittformeln zum Befehlen misbrauchen, ſehr richtig die Warnung gegen das gränzenloſe Gewähren deſſen, wonach ſie gelüſten.

9. Räsonniren mit Kindern.

„Man befolgt jetzt allgemein Lockes Maxime, mit den Kindern zu räsonniren. Der Erfolg spricht eben nicht für dieselbe; nichts Alberneres, als diese Kinder, mit denen man viel raisonnirt hat. Entwickelt sich doch unter allen Fähigkeiten zuletzt der Verstand, und ihn will man anspannen, um die andern entwickeln zu helfen. Das heißt mit dem Ende den Anfang machen. Verständen die Kinder vernünftige Gründe, so brauchten sie gar nicht erzogen zu werden, indem man aber mit ihnen von früh auf eine Sprache spricht, die sie nicht verstehen, so gewöhnt man sie daran, sich an bloßen Worten zu begnügen, alles zu bemäkeln, was man ihnen sagt, sich für eben so weise als ihre Lehrer zu halten, streitsüchtig und widerspenstig zu werden, und was man von ihnen durch vernünftige Gründe zu erhalten wähnt, das thun sie nur aus Begehrlichkeit oder Furcht und Eitelkeit, welche man genöthigt ist, neben jenen Gründen anzuspannen.

Kinder seien Kinder. Wollen wir die Ordnung verkehren, so werden wir frühreife, geschmacklose Früchte ziehen, die bald verderben; wir werden junge Doctoren und alte Kinder haben. Man kann dem Kinde eben sowohl zumuthen, es solle fünf Fuß hoch sein, als, es solle im zehnten Jahre Urtheil haben.

Indem man versucht, den Zögling von der Pflicht des Gehorsams zu überzeugen, fügt man Gewalt, Drohungen, oder was schlimmer ist, Schmeicheleien und Versprechungen hinzu. So durch Eigennutz gelockt oder durch Gewalt gezwungen, stellen sie sich, als seien sie durch Gründe überzeugt. Gelangweilt, eingeschüchtert habt ihr sie, und bildet euch ein, sie überzeugt zu haben. So gewöhnt ihr sie, ihre geheimen Beweggründe hinter scheinbaren zu verstecken und euch zum Besten zu haben. Den Kindern zeigt Stärke nicht Autorität, den Männern Gründe. Gewährt ihnen gern, verweigert ungern, was ihr aber verweigert, das sei unwiderruflich verweigert, keine Zudringlichkeit bestimme euch je euer Nein! zurückzunehmen. Hier ist kein Mittelweg; entweder fordere man gar nichts vom Kinde, oder beuge es ohne Umstände zum unbedingtesten Gehorsam. Die schlimmste Erziehung ist die: wenn ihr das Kind zwischen seinem und eurem Willen in der Schwebe laßt, und mit

ihm unaufhörlich disputirt, wer von euch Meister sein soll. Hundertmal beßer ists, das Kind ist Meister für immer." — Ganz vortrefflich!

10. Gegen jesuitische Erziehungsmittel.

„Seit man Kinder erzieht, hat man keine andern Mittel, sie zu leiten, ersonnen, als Wetteifer, Neid, Eifersucht, Habsucht, niedrige Furcht, diese leicht erreglichen, allergefährlichsten, seelenverderblichsten Leidenschaften. Bei jeder voreiligen Lehre, die man ihrem Kopf beibringen will, pflanzt man ihnen ein Laster tief ins Herz hinein; unsinnige Lehrer glauben Wunder zu bewirken, wenn sie die Kinder böse machen, um ihnen den Begriff des Guten beizubringen. Dann sagen sie gravitätisch: ja, so ist der Mensch. Ja, so wird er durch eure Zucht.

Euer stetes Hofmeistern genirt die Kinder, wenn ihr den Rücken wendet, so entschädigen sie sich durch lose Streiche." — Sehr wahr.

11. Gegen Erbsünde.

„Es gibt keine ursprüngliche Verkehrtheit im menschlichen Herzen; es ist nicht ein einziges Laster im Herzen, von welchem man nicht nachweisen könnte, wie und auf welchem Wege es in daßelbe gekommen sei. Die einzige angeborene Leidenschaft ist Selbstliebe, welche von Natur gutartig ist.

Das Kind kann manches Böse thun, ohne bös zu handeln, d. i. mit der Absicht Schaden zuzufügen. Hätte es auch nur einmal diese Absicht, so wäre es fast hoffnungslos böse." [1]

12. Negative Erziehung bis zum zwölften Jahr.

„Die gewöhnliche Kindererziehung ist der Art, als wenn die Kinder von der Mutterbrust mit einem Sprung zu Verstande kämen. Eine völlig entgegengesetzte ist nöthig, eine ganz negative, welche nicht Tugend und Wahrheit lehrt, sondern das Herz vor dem Laster, den Verstand vor Irrthum zu bewahren sucht. Könntet ihr euren Zögling gesund und stark ins zwölfte Lebensjahr bringen, ohne daß er seine rechte Hand von der linken zu unterscheiden fähig wäre, so würden sich die Augen seines Verständnisses bei eurer ersten Lection der Raison öffnen, da er ohne Vorurtheil, ohne Angewöhnung, so wäre nichts in ihm, was

1) Hierüber verweise ich auf die Einleitung.

der Wirksamkeit eurer Bemühungen in den Weg träte. Bald würde er unter euren Händen der weiseste Mensch werden, und indem ihr mit Nichtsthun begonnen, würdet ihr ein Wunder der Erziehung gewirkt haben.

Thut nur das Gegentheil des Herkömmlichen und ihr werdet fast immer das Rechte thun.[1]

Weil man aus dem Kinde nicht ein Kind, sondern einen Doctor machen will, daher das viele Tadeln, Schmeicheln, Drohen, Räsonniren der Väter und Lehrer. Seid so räsonnabel mit dem Zögling nicht zu räsonniren. Uebt vielmehr seinen Leib, seine Glieder, Sinne, Kräfte, aber seine Seele haltet möglichst unthätig, laßt in den Kindern den Kindercharakter reifen. Durch solch zögernde Zurückhaltung gewinnt ihr Zeit, die allmählich hervortretende Eigenthümlichkeit eures Zöglings kennen zu lernen, bevor ihr sie zu leiten unternehmt und übereilt Misgriffe thut."

Rousseau bekämpft mit Recht jene altklugen Anstrengungen, die Kinder so früh als möglich altklug zu machen, lieber gar nicht lehren und erziehen als so widerkindlich. Es gibt aber eine dem Kindesalter entsprechende positive Zucht und Lehre, von welcher Rousseau, wie wir sehen werden, nichts weiß und nichts wißen will.

13. Erziehung auf dem Lande.

„Es ist schwer, vielleicht unmöglich, das Kind ganz gegen böse Einflüße zu schützen, am ersten noch auf dem Lande. Der Erzieher muß hier die Liebe der Umgebung und diese Umgebung eben dadurch für den Zögling zu gewinnen suchen."

14. Juristische Lectionen.

„Es ist widersinnig, zu den Kindern von ihren Pflichten nicht von ihren Rechten zu sprechen, da doch das erste Rechtsgefühl beim Kinde nicht von dem herrührt, wozu sie verpflichtet sind, sondern von dem, was man ihnen schuldig ist. —

Zuerst ist den Kindern der Begriff des Eigenthums beizubringen (!) mehr thatsächlich als durch Erklärungen." — Von Liebe ist nie die Rede.

15. Sittlich religiöse Erziehung.

„An allen Lügen der Kinder sind die Lehrer schuld. Warum

1) Prenez le contre-pied de l'usage, et vous ferez presque toujours bien.

laßen sie sich so viele Versprechen geben, warum inquiriren sie, wenn etwas vorgefallen ist?

Will man die Kinder fromm machen, so führt man sie in die Kirche, wo sie sich langweilen. Indem man sie unaufhörlich Gebete hermurmeln läßt, zwingt man sie nach dem Glück zu trachten, nicht mehr zu Gott beten zu müßen. Um ihnen Barmherzigkeit einzuflößen, läßt man sie Almosen geben, als wenn man es verschmähte, diese selbst zu geben. Nicht das Kind, der Lehrer sollte geben. Und was gibt das Kind? Geld, das ihm keinen Werth hat, oder etwas das ihm gewis wieder erstattet wird. Locke räth es so einzurichten, daß das Kind sich überzeuge, der Freigebige fahre am Besten. Das heißt ein Kind scheinbar zur Freigebigkeit, in Wahrheit aber zum Geiz erziehen. —

Die einzige sittliche Lehre für Kinder ist: thue niemandem Böses. Dem nachzukommen muß man sich möglichst isoliren, denn in der menschlichen Gesellschaft zieht das, was dem Einen zu gute kommt, nothwendig Böses für den Andern nach sich.[1] —

Unmöglich können die Kinder widerspenstig, bös, lügnerisch, habsüchtig werden, wofern man nicht selbst den Samen dieser Laster in ihre Herzen säet." —

Welche entsetzliche Versündigung gegen die Kinder ladet Rousseau auf die Seelen aller Aeltern und Erzieher, einzig um seine Irrlehre von Nichtexistenz der Erbsünde durchzusetzen. Nach seiner sophistischen Weise gibt er diesen Behauptungen den Schein der Wahrheit, indem er Fälle anführt, da Erzieher wirklich irrig oder gar ärgerlich verfahren.

16. Würdigung der Kinder.

„Wirkliche Beschränktheit ist bei Kindern schwer von der scheinbaren zu unterscheiden, welche auf einen starken Geist hindeutet. Das wirklich dumme Kind ist zu allem unfähig, dem scheinbar dummen sagt nichts zu. Darum beurtheile man die Kinder nicht voreilig; laßt die Natur lange gewähren, ehe ihr an ihrer Stelle thätig einzugreifen wagt. Die Leichtigkeit, mit welcher Kinder lernen, ist nur scheinbar; sie behalten nur Worte, die sie nicht verstehen." Sehr wahr.

17. Bilder. Ideen.

„Die Bilder (images) sind nichts als vollendete (selbständige,

1) Dans l'état social le bien de l'un fait nécessairement le mal de l'autre.

innerliche) Abbilder der sinnlichen Gegenstände,[1] Ideen aber sind Begriffe der Gegenstände, bestimmt durch Verhältnisse. Ein Bild kann ganz allein im Geiste dessen sein, der es sich vorstellt, aber jede Idee setzt andere Ideen voraus. Beim Imaginiren schaut, beim Begreifen vergleicht man. Für sinnliche Eindrücke verhalten wir uns nur leidend, dagegen unsere Ideen aus einem thätigen, urtheilenden Princip stammen.

Ehe das Kind zu Verstande kommt, nimmt es nur Bilder, Töne ꝛc., nicht aber Ideen in sich auf und behält sie; unfähig zu urtheilen, hat es kein eigentliches Gedächtnis."

18. Worte. Sprachenlernen.

„Die Pädagogen lehren den Kindern Worte, Worte, nichts als Worte, nicht aber Realkenntnisse.

Was man auch sage, so glaube ich nicht, daß je ein Kind, Wunderkinder ausgenommen, vor dem zwölften oder fünfzehnten Jahre zwei Sprachen wirklich gelernt habe. Hat doch jede Sprache einen eigenthümlichen Geist, und die Gedanken nehmen die Farbe der Idiome an.

Das Kind hat, bis es zu Verstande kommt, einzig seine Muttersprache. Um zwei Sprachen zu haben, müßte es Ideen vergleichen können.

Aber es gab Kinder, welche fünf bis sechs Sprachen redeten, erwiedert man. Doch wie sprachen sie? Ein deutsches Kind sprach deutsch-französisch, deutsch-italienisch, seine Worte waren dann nicht deutsch, wohl aber seine Sprache.

Die alten Sprachen sind todt, man ahmt nach, was man in den lateinischen Klassikern findet, das nennen sie latein sprechen. Französisches läßt man von den Knaben in lateinische Worte übersetzen, später läßt man sie Phrasen aus Cicero, Verse aus Virgil zusammen flicken. Dann glauben auch die Schüler latein sprechen zu können, wo sind die Leute dem zu widersprechen?" —

Der deutsche Knabe wird gewöhnlich, wenn er latein spricht, entweder etwas in deutsch-latein oder nichts in auswendig gelernten lateinischen Phrasen sagen.

Gegen die bloßen Wortlehren ohne alles reale Fundament, gegen das stete Beschäftigen mit einer Welt von Abbildern, mit der Sprach-

1) Les images ne sont que des peintures absolues des objets sensibles, les idées sont des notions des objets, déterminées par des rapports. Vgl. 32, 42.

welt, ohne ſich im mindeſten um die Urbilder zu bekümmern, eiferte ſchon Comenius.

19. Geographiſcher Unterricht.

„In jeder Wißenſchaft iſt die Kenntnis von Zeichen, ohne Kenntnis der bezeichneten Dinge, nichtig. Beim Unterricht der Kinder bleibt man aber bei den Zeichen ſtehen. So beim geographiſchen, da man Karten zeigt und die darauf verzeichneten Namen von Ländern, Orten ꝛc. beibringt, welche für das Kind eben nur auf dem Papier exiſtiren. Ein geographiſches Lehrbuch begann mit der Frage: was iſt die Welt? Antwort: es iſt eine Kugel aus Pappe. — Nach zweijährigem, gewöhnlichem geographiſchem Unterricht der Art, findet ſich ein Schüler nach den erhaltenen Regeln nicht von Paris bis nach Saint Denis, er findet ſich nicht in ſeines Vaters Garten nach einem Plane zurecht. So ſind die Doctoren, welche über Peking, Iſpahan, Meriko und alle Länder der Erde genauen Beſcheid wißen.“

20. Geſchichtsunterricht.

„Man lehrt hiſtoriſche Thatſachen, deren Sinn und Zuſammenhang der Schüler nicht faßt. Wenn Alexander die Arznei ſeines Arztes trinkt, welcher des Verraths beſchuldigt war, ſo bewunderte ihn ein Knabe, weil er den widerwärtig ſchmeckenden Trank mit einem Zuge hinunterſchluckte. Gelehrte treiben es freilich eben ſo urtheillos.“

21. „Auswendig lernen

ſoll der Zögling nichts, auch nicht La Fontaine's Fabeln, welche, trotz ihrer anſcheinenden Naivetät, von keinem Kinde verſtanden werden; verſtände es ſie, deſto ſchlimmer.“

22. Leſen lernen.

„Leſen iſt die unſelige Beſchäftigung der Kinder. Emil muß im zwölften Jahre kaum wißen, was ein Buch iſt. Wie viele Künſteleien erfand man um das Leſenlernen zu erleichtern. Das wichtigſte Erleichterungsmittel für den Lehrer iſt es, wenn er im Zögling ein Intereſſe am Leſen erweckt. Je weniger man die Kinder zu etwas treibt und drängt, um ſo ſicherer erlangt man es. Gerade weil mir wenig daran liegt, ob

der Knabe vor dem fünfzehnten Jahre lesen kann, wird er vielleicht schon im zehnten Jahre schreiben und lesen können." —

Die ängstliche, thörichte Besorgnis der Aeltern, daß ihre Kinder nicht früh genug lesen lernen möchten, scheint in unserer Zeit mit jedem Jahr zu wachsen, und zugleich die Menge schwächlicher, Kindlichkeit affectirender Kinderschriften, eben für jene Kinder bestimmt, welche zu früh lesen gelernt.

23. Erziehen zur Geistesgegenwart.

„Befolgt ihr Regeln, welche den herkömmlichen gradezu widersprechen, bemüht ihr euch, euren Zögling immer in sich gesammelt [1] und aufmerksam auf das zu erhalten, was ihn unmittelbar berührt, statt ihn unaufhörlich in andere Klimaten, andere Zeiten, bis an die Enden der Erde, ja bis zu den Himmeln herumirren zu laßen, dann werdet ihr ihn späterhin zum Begreifen, zum Festhalten im Gedächtnis, ja selbst zum Räsonniren fähig finden; so ist die Ordnung der Natur." Ist es hier auf ein Leben in der Gegenwart nach Art der alten Griechen oder nach Art der Karaiben abgesehen?

24. Leibesübung.

„Zugleich übt den Leib des Zöglings auf alle Weise; es ist ein erbärmlicher Irrthum, wenn man wähnt, das thue der Geistesbildung Abbruch. Laßt den Zögling nur aufwachsen, ohne auf Schritt und Tritt gegängelt und gehofmeistert zu werden, so daß er sich selbst helfen und rathen muß, dann wird er immer Leib und Seele zugleich üben. So üben freie Wilde, aber nicht dienstbare Bauern den Leib. Möge der Zögling einst den Verstand eines Weisen mit der Stärke des Athleten in sich vereinen!" Freie Wilde, Athleten — bedenkliche Worte.

25. Verhaltungsregeln für den Hofmeister.

„Es ist eine schwere Kunst, den Zögling ohne stetes Befehlen zu leiten und Alles zu thun, indem man nichts thut.

Das Kind liest gewöhnlich viel beßer in der Seele des Lehrers, als dieser im Herzen des Kindes, daher das Kind meist im Vortheil gegen den Lehrer ist.

1) A le tenir toujours en lui même; geistesgegenwärtig, das Gegentheil von zerstreut.

Herrscht so, daß das Kind sich frei glaube und nicht gereizt sei, sich gegen euch zu verstellen, eure Schwächen zu erspähen und euch auf den Dienst zu paßen.

Die Capricen der Kinder sind meist Frucht verkehrter Erziehung, da man sie nach Laune befehlen läßt und ihnen gehorcht!" Wahrheiten, welche Rousseau aus eigener Erfahrung — er war ja Hofmeister — entnommen zu haben scheint.

26. Der Leib vermittelt die Geistesbildung. Abhärtung.

„Was der menschliche Verstand aufnimmt, wird ihm durch die Sinne zugeführt, das Sinnliche bildet die Basis des Intellectuellen; unsere Füße, unsere Hände, unsere Augen lehren uns zuerst Philosophie. Darum muß man Glieder und Sinne als Instrumente unserer Intelligenz üben, und eben deswegen muß der Leib gesund und stark sein. Gymnastik gab den Alten diese Energie des Leibes und der Seele, welche sie auffallend vor den Neueren auszeichnet.

Man gebe weite Kleider, in denen sich das Kind frei und bequem bewegen kann, selbst im Winter trage es Sommerkleider; keine Kopfbedeckung, auch erhitzt trinke es kalt Waßer; es schlafe nicht in weichen Betten. — Schwimmen lernen ist wichtiger als Reiten lernen." Rousseau lobt Lockes Weise die Kinder leiblich abzuhärten, nur verwirft er dessen Warnung gegen das Trinken und das Lagern auf feuchtem Boden, wenn das Kind erhitzt ist. Aus Haß gegen französische Verweichlichung und Bewunderung karaibischer Abhärtung übertreibt er Alles.

27. Sinnenbildung. Das Gefühl.

„Die Sinne bilden sich am frühesten im Kinde aus; ihre Vervollkommnung sollte man daher zuerst ins Auge faßen, aber eben sie vergißt oder vernachläßigt man am meisten. — Uebt nicht bloß die Kräfte der Kinder, übt alle Sinne, welche die Kräfte regieren, benützt möglichst jeden Sinn, prüft die Eindrücke des einen Sinnes durch die der andern. Meßt, zählt, wägt, vergleicht.

Die Blinden haben das feinste Gefühl, sehende Kinder könnten es eben so ausbilden durch Uebungen und Spiele im Finstern, wodurch auch die in der Dunkelheit durch Thätigkeit der Phantasie bewirkte Furcht vertrieben würde.

Die Fingerspitzen sollten feinhäutig und reizbar sein; durchs Befühlen erfährt man vieles klarer und gewisser als durch die Augen. Dagegen sollten die Fußsohlen zum Barfußgehen abgehärtet werden." — Rousseau dringt mit großem Recht auf Ausbildung der Sinne. Doch geschieht es mehr, als wollte er ein Karaibenkind für die sciences exactes der Franzosen befähigen oder ein französisches Kind für die Lebensweise eines Wilden. Von Ausbildung des Auges für das Schöne ist nicht die Rede, wie überhaupt nicht von schönen, nur von nützlichen Künsten.

28. Das Gesicht.

Zeichnen. Geometrie.

„Das Gesicht irrt oft durch sein weites Feld und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche es umfaßt; es verleitet zu vorschnellem Urtheil. — Die Täuschungen der Perspective sind uns zur Schätzung des Raumes unentbehrlich, ohne die Abstufungen der Größe und des Lichts könnten wir keine Entfernung schätzen, oder es gäbe vielmehr für uns keine. Wenn uns von zwei gleich großen Bäumen der auf 100 Schritt entfernte eben so groß und klar erschiene, als der nur 10 Schritt entfernte, so würden wir meinen, beide stünden neben einander. Erschienen uns alle Gegenstände in ihrer wahren Größe, so würden wir keinen Raum bemerken. —

Die Größe des Augenwinkels, unter welchem wir Gegenstände wahrnehmen, wird zugleich durch die Größe und die Entfernung derselben bestimmt. Wie sollen wir aber unterscheiden, wenn uns ein Gegenstand kleiner als der andere erscheint, ob dieß durch seine wahre Größe oder durch seine weitere Entfernung bewirkt wird? —

Die Kinder müßen im Schätzen der Größen und Entfernungen geübt werden, so wie Architekten, Feldmeßer u. a. hierin geübt sind. Ohne Fühlen, ohne fortschreitende Bewegung, ohne Meßen würden uns auch die besten Augen keinen Begriff vom Raume geben. Für die Auster ist das Universum ein Punkt. — An die Uebungen des Schätzens, schließt sich das Zeichnen der Kinder an, welches ganz auf den Gesetzen der Perspective beruht. Man laße aber nicht nach Vorlegeblättern, sondern nach der Natur zeichnen; es ist hierbei mehr drauf abgesehen, daß der Zögling richtig sehen und auffaßen, als daß er kunstmäßig zeichnen lerne. —

Geometrie ist für Kinder, wie Zeichnen, zunächst eine Augenkunst, auf Anschauung gegründet. Macht genaue Figuren, setzt sie zusammen, deckt eine mit der andern, prüft ihre Verhältnisse. Von Beobachtung zu Beobachtung fortschreitend, werdet ihr die ganze Elementargeometrie finden, ohne daß von Definitionen und Problemen die Rede wäre, noch von einer andern Beweisform als durch Deckung.

Man vernachläßigt die Richtigkeit der Figuren, man setzt sie voraus und hält sich an die Beweisführung. Uns, im Gegentheil, wird es vornämlich wichtig sein, möglichst gerade, richtige, gleiche Linien zu ziehen, möglichst vollkommene Quadrate und Kreiße zu zeichnen.

In Turin gab man einem Knaben Waffeln von gleichem Umfange, aber von der verschiedensten Gestalt; der Knabe bot alles auf, um herauszubringen, welche Gestalt den größten Inhalt hatte.

Kinderspiele sollten das Auge, ja alle Organe üben. Was Kinder schon leisten können, zeigt sich, wenn sie Seiltänzerkünste machen. Gibts einen Zeitvertreib der Kinder, welchen der Hofmeister nicht lehrreich für sie machen könnte?" — Was Rousseau hier über das Lehren der Geometrie sagt, dürfte vorzüglich Berücksichtigung verdienen. Aus wahren, reinlichen geometrischen Zeichnungen entwickeln sich wahre, reinliche geometrische Begriffe.

29. Das Gehör.

Sprechen. Singen.

„Das Kind vergleiche Gesichts- und Gehöreindrücke, die zusammengehören, es bemerke z. B., daß der Blitz früher gesehen wird, als man dessen Donner hört.

Die Stimme entspricht als thätiges Organ dem leidenden des Hörens, beide bilden einander wechselseitig.

Der Zögling spreche schlicht. Laßt ihn ja nicht declamiren; er wird zu viel gesunden Sinn haben, um Dinge, die er nicht versteht, mit Betonung, Gefühle, die er nicht hat, mit Ausdruck vorzutragen. Lehrt ihn ohne Anstoß deutlich, ohne Affectation und so laut sprechen, daß er verstanden werde; lehrt ihn richtig und wohlklingend singen, nur keine Opernmusik; bildet sein Ohr für Tact und Harmonie." — Der musikalische Sinn Rousseaus läßt ihn hier einmal sein Huronenideal vergeßen, auch fragt er nicht: wozu die Musik nütze sei.

30. Der Geschmack.

„Im Urstande waren den einfachen Menschen die Nahrungsmittel, welche ihnen am besten schmeckten, auch am gesündesten. Den Kindern ist der primitive Geschmack möglichst zu erhalten, ihre Nahrung sei gewöhnlich und einfach, nicht pikant; Fleischspeisen sind nicht für sie. — Bei solcher Nahrung laßt sie eßen, so viel sie mögen. — Eßen ist die Leidenschaft der Kinder. Daher laßen sie sich durch gute Bißen (par leur bouche) führen; jedenfalls ist dieß natürliche, sinnliche Motiv dem der Eitelkeit weit vorzuziehen. Gefräßigkeit tritt zurück, Eitelkeit nimmt zu mit den Jahren." —

31. Der Geruch.

„Er verhält sich zum Geschmack, wie das Gesicht zum Gefühl. Bei den Kindern ist er nicht sehr thätig."

32. Sens commun. Ideenbildung.

„Ein sechster Sinn entspringt aus dem gehörigen Gebrauch der übrigen Sinne, nämlich der Sens commun (Gemeinsinn). Er wohnt im Gehirn, seine nur innerlichen Empfindungen nennt man ‚Perceptionen oder Ideen' (?) Die Zahl dieser Ideen bestimmt den Umfang unserer Kenntnisse, die Kunst sie unter einander zu vergleichen, nennt man menschliche Vernunft. Die sensitive oder Kindervernunft bildet einfache Ideen durch das Zusammenfaßen mehrerer sinnlicher Eindrücke (sensations); die intellectuelle oder menschliche (humaine) Vernunft bildet zusammengesetzte Ideen aus mehreren einfachen."

33. Charakteristik des zwölfjährigen Emil.

„Sein Aeußeres verräth Sicherheit (assurance) und Zufriedenheit; er spricht naiv, einfach und schwätzt nichts unnützes. Seine Ideen sind beschränkt aber klar; er weiß nichts auswendig gelerntes, aber viel durch Erfahrung. Liest er weniger gut in unsern Büchern, so liest er desto beßer im Buch der Natur; er hat weniger Gedächtnis als Urtheilskraft; er spricht nur eine Sprache, versteht aber, was er sagt; spricht er nicht so gut als die andern, so ist er geschickter als sie zum

1) Vgl. 17, 42.

Thun. Routine, Gebrauch, Angewöhnung kennt er nicht, ſein geſtriges Handeln beſtimmt das heutige nicht. Weder Autorität noch Beiſpiel imponiren ihm, er handelt und ſpricht nur wie es ihm zuſagt. Er weiß nichts von einſtudirten Reden und Manieren, aber ſein Ausdruck entſpricht ſeinen Ideen, ſeine Aufführung entſpringt aus ſeinen Neigungen.

Er hat wenige, aber ſeinem Alter entſprechende moraliſche Begriffe. Sprecht ihr ihm von Pflicht, Gehorſam, ſo weiß er nicht, was ihr wollt; befehlt ihm etwas, ſo verſteht er euch nicht, ſagt ihr aber zu ihm: wenn du mir das zu Gefallen thuſt, werde ich dir gelegentlich wieder etwas zu Gefallen thun, ſo wird er augenblicklich ſich beeifern, euren Wunſch zu erfüllen, denn nichts iſt ihm lieber als Erweiterung ſeiner Herrſchaft und Rechtsanſprüche an euch zu erlangen, welche er für unverletzlich hält.

Hat er ſelbſt Hilfe nöthig, ſo nimmt er den erſten, der ihm begegnet, in Anſpruch, gleichviel ob es ein König oder ein Bedienter iſt; alle Menſchen ſind noch in ſeinen Augen einander gleich. Ihr ſeht es dem Bittenden an, daß er fühlt, niemand ſei verpflichtet, ihm die Bitte zu gewähren. Er iſt einfach und lakoniſch in ſeinen Ausdrücken, weder kriechend, noch herriſch. Gewährt ihr ihm ſeine Bitte, ſo wird er euch nicht danken, aber fühlen, daß er euer Schuldner geworden iſt; gewährt ihr ſie nicht, ſo wird er ſich nicht beklagen, nicht in euch dringen, ſondern ſich darein ſchicken. —

Lebhaft, thätig, unternimmt er nichts, was ſeine Kräfte überſteigt, die er erprobt hat und kennt. Er hat ein aufmerkſames, verſtändiges Auge: er thut keine unnütze Fragen über alles was er ſieht, ſondern unterſucht es ſelbſt. Da ſeine Imagination noch unthätig iſt und man nichts gethan hat, ſie aufzuregen, ſo ſieht er nur was wirklich da iſt, überſchätzt die Gefahren nicht und bleibt ſtets bei kaltem Blute.

Mag er ſich beſchäftigen oder ſpielen, beides iſt für ihn gleich, ſeine Spiele ſind ſeine Beſchäftigungen; er findet zwiſchen beiden keinen Unterſchied. Unter den Stadtkindern iſt keines geſchickter, alle ſind ſchwächer als er; den Bauerkindern an Stärke gleich, übertrifft er ſie in Gewandtheit. Im Laufen, Springen, Schätzen der Entfernungen iſt er Meiſter. Er iſt gemacht, ſeine Altersgenoßen zu leiten, durch Talent und Erfahrung, ohne andere Autoriſation. Ohne befehlen zu wollen, wird er den Andern voranſtehen, ſie werden ihm gehorchen, ohne es zu bemerken.

Er ist ein reifes Kind und hat ein Kinderleben geführt, sein Glück auch nicht für seine Bildung hingegeben. Stirbt er jung, so hat man doch nur seinen Tod, nicht auch sein Leben zu beweinen.

Für einen so gebildeten Knaben haben gewöhnliche Menschen freilich kein Auge, sie sehen in ihm nur einen Schlingel (polisson). Der Lehrer kann nicht mit ihm Parade machen, ihm nichts abfragen und darauf geht doch die Lehrweise der Meisten aus."

Ein gesunder, starker, gewandter, sinnengeübter Knabe, ein methodisch für eine rein irdische Existenz und kalte Selbständigkeit dressirter, ein französirtes Karaiben- oder karaibisirtes Franzosenkind, ohne Phantasie, ohne Poesie, ohne Liebe, ohne Gott. —

Drittes Buch.

Emil vom zwölften bis zum fünfzehnten Lebensjahre.

34. Wißenstrieb. Methode. Autoritätsglaube.

„Neugierde wird nun rege, sie bewegt den Knaben von jetzt an. Zur natürlichen Neugierde gesellt sich das eitle Streben, für gelehrt zu gelten. — Sinnliche Eindrücke müßen zu Ideen ausgebildet werden, nur müßen wir nicht plötzlich von sinnlichen zu intellectuellen Objecten überspringen. Die Welt, Thatsachen, nicht Bücher müßen die Lehrer sein, es müßen nicht bloße Worte gelernt werden.

Der Zögling wiße nichts, weil ihr es ihm gesagt, sondern weil er es begriffen hat, er lerne die Wißenschaft nicht, er erfinde sie. Wenn ihr ihm je eine Autorität statt der Gründe gebt, so wird er nicht mehr selbst denken, sondern das Spielwerk fremder Meinungen sein." —

Ein Aeußerstes zieht das entgegengesetzte Aeußerste nach sich. Behandelten früher unverständige, harte Lehrer die Knaben als todte Gefäße, in welche man lateinische Vocabeln, geometrische Beweise u. s. w. hineinfüllte, so sollen sie nach Rousseau alles selbst erfinden; machten früher tyrannische Lehrer überall ihre Autorität gewaltsam geltend, so soll plötzlich keine Autorität mehr gelten. Aus einem pädagogischen Siècle de Louis XIV werden wir in eine pädagogische Revolutionszeit versetzt.

Wehe den Knaben denen keine Autorität mehr heilig ist, welche aller Ehrfurcht und Liebe gegen Aeltern und Lehrer baar sind.

35. Anfänge der Astronomie.

„Ein schöner Sonnenaufgang. Der Lehrer ist in Entzücken, der dreizehnjährige Knabe aber noch nicht reif, um an einem herrlichen Frühlingsmorgen Freude haben zu können. Es wäre thöricht, wenn der Lehrer sich abmühte, dem Zögling sein Entzücken einzureden.

Für den Knaben gehören keine Beschreibungen, keine Beredtsamkeit noch Poesie, von Gefühl und Geschmack ist bei ihm keine Rede. Bleibt gegen ihn klar, einfach und kalt. Macht den Knaben nur auf die Aufgangs- und Untergangspunkte der Sonne aufmerksam und laßt ihn drüber grübeln, wie die Sonne aus Westen nach Osten zurückkehre. Die Beobachtung, wie sie von Osten nach Westen über den Himmel zieht, deutet auf die Antwort. — Weiter macht aufmerksam auf den Wechsel der Auf- und Untergangspunkte nach den Jahreszeiten. Alles dieß, ohne eine Armillarsphäre zu Hilfe zu nehmen, deren Kreiße den Knaben verwirren."

Als müßte man beim schönen Sonnenaufgang entweder auf Rousseaus Weise pseudopoetisch sieden, oder — was er dem zwölfjährigen Knaben auferlegt — bei astronomischer Beobachtung frieren. Giebt es kein Drittes?

36. Anfänge der Geographie und Physik. Methode.

„Der geographische Unterricht gehe vom Wohnhause und Wohnort aus. Der Zögling entwerfe Karten von der Umgebung, um zu lernen, wie Karten entstehen und was sie vorstellen. —

Es gilt weniger dem Knaben Wißenschaften zu lehren, als ihm Geschmack an derselben einzuflößen und Methoden zu geben, um sie zu erlernen, wenn sich sein Geschmack erst mehr entwickelt hat. — In diesem Alter muß man ihn auch daran gewöhnen, einen Gegenstand mit ausdaurender Aufmerksamkeit zu verfolgen, doch nie bis zum Ueberdruß. — Frägt er, um sich zu unterrichten, so antwortet ihm so viel als nöthig, um seine Neugierde zu reizen, laßt euch aber nicht von ihm durch unaufhörliches, albernes Fragen ermüden. — Die Philosophie entwickelt die Wißenschaften von Principien aus, nicht so die Lehrmethode. Hier weist und führt ein einzelnes Object auf ein folgendes, da feßelt Neugier die Aufmerksamkeit. — —

Hat der Zögling die Mittagslinie nach dem Schatten gefunden und gezogen, ſo bemerkt er auch, daß der Kompaß ihm die Mittagslinie erſetzt.

Der Unterricht in der Phyſik beginne mit den einfachſten Erfahrungen, ja nicht mit Inſtrumenten. Dieſe müßen vielmehr aus ſolchen Erfahrungen hervorgehen, ja, wenn auch noch ſo unvollkommen, vom Lehrer und Zögling ſelbſt angefertigt werden. Durch ſolche ſelbſtändige Thätigkeit erwirbt man Begriffe von größerer Klarheit und Gewisheit. —

Die vielen Inſtrumente, welche man erfand, um uns beim Experimentiren zu führen und der mangelhaften Sicherheit der Sinne zu Hilfe zu kommen, ſie ſind ſchuld, daß man die Sinne weniger übt. Je mehr ſich unſere Werkzeuge vervollkommnen, um ſo grober und ungeſchickter werden unſere Organe.

Rein ſpeculative Kenntniſſe ſind nicht für Kinder, ſelbſt nicht für ſolche, welche ſich dem Jünglingsalter nähern. Doch müßt ihr darauf ſehen, daß alle ihre Experimente eine Kette bilden, um ſie mit Hilfe dieſer Kette im Verſtande zu ordnen, denn ganz vereinzelte Thatſachen und Beweisführungen haften nicht im Gedächtnis. —

Beim Aufſuchen der Naturgeſetze beginnt immer mit den gemeinſten und augenfälligſten Erſcheinungen."

Meiſt vortreffliche Bemerkungen über naturwißenſchaftlichen Elementarunterricht. Den geographiſchen Unterricht wollte ſchon früher Comenius, ſpäter Peſtalozzi mit den nächſten Umgebungen beginnen. Friſche Knaben orientiren ſich aber, wofern man ihnen nur Freiheit läßt, ohne mit dem Lehrer langweilige topographiſche Spaziergänge zu machen. Man lehre doch nichts, was der Knabe frei, ohne alle Anweiſung erlebt. Rouſſeaus Hofmeiſter, welcher bei jedem Ausflug, ja bei jedem Spiel, den Kindern etwas beibringen will, müßte dieſen unleidlich ſein.

37. Keine Autorität.

„Das Kind thue nichts aufs Wort; ihm iſt nur das gut, was es ſelbſt als gut erkennt. Ihr raubt ihm durch eure Weiſe den Mutterwitz, ihr gewöhnt es ſich immer leiten zu laßen, nur eine Maſchine in anderer Händen ſein. Vom Kinde Gelehrigkeit verlangen, heißt verlangen, daß es erwachſen leichtgläubig werde und ſich am Narrenſeil führen laße. Es hilft nichts, dem Knaben zu ſagen: man befehle ihm etwas zu ſeinem eigenen Beſten, ſpäter werde er das einſehen. Das heißt jedem

Schwärmer, Charlatan und Betrüger in die Hände arbeiten, welcher den Knaben in ſpätern Jahren in ſein Netz locken will.“ [1]

38. Gegen vorgreifendes Lernen. Wozu nütze?

„Das Kind lerne, was es für ſein Alter, nicht vorgreifend das, was es in ſpätern Jahren zu wißen nöthig hat. Aber, ſagt ihr, kann man denn das Nöthige erlernen im Moment, da man es anwenden ſoll? Ich weiß nicht, aber das weiß ich, man kann es nicht früher lernen, denn unſere wahren Lehrmeiſter ſind Erfahrung und Gefühl, und nur durch beſtimmte Lagen, in welche der Menſch im Leben geräth, lernt er, was das Rechte ſei. Wenn wir dem Zögling den Begriff des Nützlichen beigebracht, ſo haben wir hierdurch ein neues Mittel ihn zu leiten; er ſieht ein, daß ſich dieß Wort auf ſein gegenwärtiges Wohlſein bezieht. Wozu iſts nütze? Das iſt forthin das geheiligte Wort, das Wort, welches zwiſchen Lehrer und Schüler alles Thun mißt, es iſt die Frage, mit welcher jener eine Menge unnützer Fragen des Schülers zurückweiſt, aber auch die, welche der Schüler gelegentlich an den Lehrer richtet.“

Es giebt verwerfliche, aber auch nothwendige Anticipationen beim Lernen. Samenkörner werden in die Kinderſeele gelegt, welche Jahre lang, wie todt ſchlummern, aber ſich lebendig regen, wenn der entſprechende Moment eintritt. Greiſe tröſteten ſich in der Todesſtunde mit Verſen aus Sterbeliedern, die ſie als Kinder gelernt.

39. Schwächen verhehlen. Wortkarg ſein. Eitelkeit als Motiv.

„Wo iſt der Lehrer, welcher gegen den Schüler eingeſtehen mag, daß er geirrt? — Hat der Lehrer auf Fragen des Schülers keine Antwort zur Hand, ſo mag er dieß ohne Umſtände ſagen.

Ueberhaupt vermeide man weitläuftige Explicationen, welche von Lehrern oft nur gegeben werden, um ſich vor gegenwärtigen Erwachſenen ſehen zu laßen.

Man bleibe bei der Sache. Wir legen zu großes Gewicht auf Worte, und unſere geſchwätzige Erziehung bildet Schwätzer. Ein Knabe, der ſich verirrt, erfährt ſo beßer, wozu das Orientiren nach der Sonne nütze ſei, als durch langes Demonſtriren. Wo man kann, lehre man durch die That.

1) Vgl. 34.

Was der Knabe nur durch Anspannung seiner Eitelkeit lernt, mag er lieber gar nicht lernen." — Vortrefflich.

40. Bücher. Robinson. Werkstätten.

„Aus Büchern lernt man über Dinge sprechen, die man nicht versteht. —

Es gibt aber ein Buch, das als der trefflichste Tractat über naturgemäße Erziehung betrachtet werden kann; ein Buch, das lange Zeit die ganze Bibliothek des Zöglings bilden möge — nämlich Robinson Crusoe. Robinson, isolirt auf einer Insel, genöthigt alles, was ihm nöthig, durchaus selbst zu schaffen, werde des Knaben Ideal, der fortan nur nach dem fragen wird, was ihm auf einer Robinsoninsel nöthig sei.

Der Lehrer besuche mit dem Zögling Werkstätten, laße ihn selbst Hand anlegen, wodurch er alles beßer verstehen lernt, als durch vieles Erklären. Er lerne zugleich die wahrhaft nützlichen Handwerker höher achten, als die in der Welt mehr geschätzten, sogenannten Künstler. Ein Schloßer soll ihm höher stehen als ein Goldschmied. Steinschneider, Vergolder sind in seinen Augen Tagediebe, welche sich mit unnützen Spielereien beschäftigen, selbst Uhrmacher gelten ihm wenig. Er würdigt alle menschlichen Arbeiten, und eben so alle Naturerzeugnisse, je nachdem sie zu seinem Nutzen, seiner Sicherheit und zu seinem Wohlbefinden beitragen; Eisen hält er viel höher als Gold, Glas höher als den Diamant. —

Es ist nicht gemeint: der Zögling solle alle und jede Gewerbe kennen lernen, nur die ihm nöthigsten kenne er genau und in ihrem Zusammenhange." —

Hier ergiebt sichs klarer, was Rousseau mit der Frage: wozu nütze? meint. Auf rohe Weise schätzt er nur das, was durchaus dem Menschen zu seiner Subsistenz nöthig ist,[1] zu einem möglichst vollkommenen thierischen Dasein. Sogar Uhrmacher gelten ihm wenig — die höhere, schöne Kunst erwähnt er nicht einmal, so unnütz muß sie ihm erscheinen.

41. Egalité. Revolution. Handwerk erlernen.

„Eure Erziehung des Menschen richte sich nach dem, was er an sich selbst ist, nicht nach etwas Aeußerm. Indem ihr ihn ausschließlich für einen bestimmten Stand bildet, macht ihr ihn für jeden andern

1) Quousque possunt bestiae.

Stand unnütz und nur unglücklich, wenn seine Lage sich etwa ändert. Wie lächerlich ist ein großer Herr, der zum Bettler geworden und die Vorurtheile der Geburt in seinem Elende festhält; wie verächtlich ein verarmter Reicher, der sich völlig erniedrigt fühlt!

Ihr verlaßt euch auf die gegenwärtige gesellige Ordnung, ohne daran zu denken, daß diese Ordnung unvermeidlichen Veränderungen unterworfen und es euch unmöglich ist, die Revolution vorauszusehen und zu verhindern, welche eure Kinder treffen kann. Der Große wird klein, der Reiche arm, der Monarch Unterthan. Wir nähern uns einer Krisis, dem Jahrhundert der Revolutionen. Es ist unmöglich, daß die großen Monarchien Europas noch lange dauern. Wer kann euch dafür gut sagen, was dann aus euch wird? Was Menschen geschaffen, können Menschen zerstören, nur der von der Natur aufgeprägte Charakter ist unauslöschlich und die Natur schafft weder Fürsten, noch Reiche, noch große Herren. Was wird dann in seiner Erniedrigung jener Satrap anfangen, welchen ihr nur für einen hohen Stand erzogen habt? Was in seiner Armuth der Generalpächter, welcher nur von Golde lebt? — Glücklich der, welcher es dann versteht, den Stand zu verlaßen, welcher ihn verläßt, und ein Mensch zu bleiben dem Schicksal zum Trotz. — Der Ackerbau ist zwar das vorzüglichste Gewerbe, doch steht, wenn böse Zeit einbricht, der Handwerker unabhängiger. Laßt drum euren Sohn ein ehrliches, d. i. ein nützliches Handwerk lernen, z. B. das Schreinerhandwerk. Auch deswegen, um die Vorurtheile gegen das Handwerk zu überwinden. Nur hüte man sich neue Eitelkeit zu erzeugen, indem man sich bemüht, Eitelkeit zu bekämpfen.

Das große Geheimnis der Erziehung ist: es so einzurichten, daß Leibes- und Geistesübungen einander zur Erholung dienen."

Hier weißagt Rousseau die französische Revolution fast 30 Jahre vor ihrem Eintritt. Wie ein großer Baumeister den Dom beschreibt, dessen Bild vor seiner Seele steht, ehe auch nur der Grundstein gelegt ist, so steht dem großen Meister des Zerstörens das Bild des Greuels, der Verwüstung vor der Seele, ehe die von ihm gelehrten Gesellen Hand ans Werk gelegt.

42. Sinnliche Eindrücke. Ideen. Urtheilen.

[1] „Nachdem wir Leib und Sinne des Zöglings zuerst geübt, übten

1) Vgl. 32, 17.

wir auch seinen Verstand und seine Urtheilskraft. Zuletzt lehrten wir ihm seine Glieder im Dienste seiner Fähigkeiten zu gebrauchen. Wir haben ein handelndes und denkendes Wesen aus ihm gebildet; um den Menschen zu vollenden, müßen wir aus ihm nur noch ein liebendes und fühlendes Wesen machen, das heißt seine Vernunft durch das Gefühl vervollkommnen.

Hatte der Zögling zuerst nur sinnliche Empfindungen (sensations), so hat er nun Ideen und urtheilt. Denn durch Vergleichung mehrerer auf einander folgender oder gleichzeitiger sinnlicher Eindrücke und durch ein Urtheil über dieselben entsteht eine Art zusammengesetzter Empfindung, ‚welche ich Idee nenne.' Beim (einfachen) sinnlichen Eindruck verhält sich die Urtheilskraft rein leidend, sie bestätigt nur, daß man wirklich fühle, was man fühlt; bei dem Begriff (perception) oder der Idee ist die Urtheilskraft thätig; sie stellt zusammen, vergleicht und bestimmt Verhältnisse, welche der Sinn nicht bestimmt.

Urtheilen verführt zu Irrthümern, besonders Gelehrte, weil die Eitelkeit, durch Urtheile zu glänzen, ihrer Einsicht vorausläuft. Unwißenheit, die da spricht: was gehts mich an? bewahrt allein vor Irrthum. So sprechen Wilde und Weise. Unser Zögling darf nicht so sprechen, er ist ein Wilder, aber bestimmt in Städten zu wohnen. —

Am besten lernt man urtheilen, wenn man auf Vereinfachung der Erfahrungen hinarbeitet und gewitzigt mehr auf Vermeiden des Irrens ausgeht, als auf positive Erkenntnis der Wahrheit, auch lieber seine Unwißenheit bekennt, als etwas unzureichend darzuthun sich bemüht."

43. Emil im fünfzehnten Lebensjahre.

„Genöthigt, durch sich selbst zu lernen, gebraucht er seinen eigenen, nicht anderer Menschen Verstand und giebt nichts auf Autorität. Kommen doch unsere meisten Irrthümer weniger von uns selbst als von andern. Durch diese stete Uebung hat sein Geist eine Kräftigkeit, ähnlich der, welche man dem Leibe durch Arbeit und Strapazen erwirbt. Eben dadurch schreitet er auch nur nach Maßgabe des Wachsthums seiner Kräfte fort. Ins Gedächtnis legt er einzig das nieder, was sein Verstand sich angeeignet hat. Er hat daher zwar nur wenige, aber keine halben Kenntnisse. Er weiß, daß er Vieles nicht weiß, sein Geist ist offen, entschloßen, und wenn nicht unterrichtet, doch unterrichtsfähig. Bei

Allem was er thut, weiß er wozu es nütze; bei Allem was er glaubt, warum ers glaubt. Er ſchreitet wenig, aber ſicher fort. Er hat nur Naturkenntniſſe, keine geſchichtlichen, von Metaphyſik und Moral weiß er nichts. Er verſteht es wenig, Ideen zu generaliſiren und Abſtractionen zu machen; er bemerkt Eigenſchaften, die mehrern Körpern gemeinſam, ohne über das Weſen dieſer Eigenſchaften zu räſonniren. Was ihm fremd, würdigt er nur im Verhältnis zu ſich, aber dieſe Würdigung iſt genau und ſicher. Was ihm am nützlichſten, das hält er am höchſten und gibt nichts auf die Meinung.

Emil iſt arbeitſam, mäßig, geduldig, feſt, muthig. Seine, auf keine Weiſe erhitzte Phantaſie vergrößert ihm nie die Gefahren, er kann ſtandhaft Leiden ertragen, weil man ihm nicht beigebracht, ſich gegen das Geſchick aufzulehnen. Was der Tod ſei, weiß er noch nicht recht, aber gewöhnt, ſich ohne Widerſtand dem Geſetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, wird er, wenn er ſterben muß, ohne Seufzen und ohne ſich anzuſtellen, ſterben. Mehr verlangt die Natur nicht von uns in dieſem von Allen verabſcheuten Moment. Frei leben, ſein Herz wenig an menſchliche Dinge hängen, das iſt das ſicherſte Mittel ſterben zu lernen.

Geſellſchaftliche Tugenden fehlen dem Emil. Er betrachtet ſich ohne Rückſicht auf andere; es iſt ihm recht, daß andere nicht an ihn denken. Er macht an niemanden Anforderungen und glaubt niemandem etwas ſchuldig zu ſein. Allein in der Geſellſchaft ſtehend, rechnet er nur auf ſich ſelbſt, und kann es mehr als andere ſeines Alters. Er hat keine Irrthümer und Laſter, die unvermeidlichen ausgenommen. Sein Leib iſt geſund, ſeine Glieder ſind geſchickt, ſein Verſtand richtig und ohne Vorurtheile, ſein Herz frei und ohne Leidenſchaften. Die Eigenliebe, die erſte und natürlichſte von allen Leidenſchaften, iſt in ihm kaum hervorgetreten. Ohne jemandes Ruhe zu ſtören, hat er ſo zufrieden, glücklich und frei gelebt, als die Natur nur immer erlaubt. Findet ihr, daß ein alſo in ſein fünfzehntes Lebensjahr eingetretenes Kind ſeine früheren Jahre verloren habe?" — So fragt Rouſſeau, als wäre er ſeiner Sache ganz ſicher. Was ich vom zwölfjährigen Emil geſagt, [1] gilt vom fünfzehnjährigen in noch größerem Maaße. Man friert bei der Charakteriſtik des kalten Knaben, welcher durch die große Kunſt des Hofmeiſters zu einer Selbſtändigkeit gediehen iſt, daß er nicht nach Gott und Menſchen

1) S. Nr. 33.

fragt, kein Bedürfnis nach Liebe fühlt, keinen Sinn für Poesie hat. Ein flaches Verstehen der Sinnenwelt und die leiblichen Fertigkeiten eines Wilden sind das Höchste, was erstrebt wird; von einem ächten, ethischen Ideale kann da nicht die Rede sein, wo das Herz aller Tugenden, die Liebe fehlt. Nur das irdische Dasein ist ins Auge gefaßt; der Tod macht solchem pädagogischen Meisterstück ein Ende; Emil würde ihn mit thierischer Resignation erdulden. —

Viertes Buch.

Emil vom fünfzehnten Lebensjahre bis zu seiner Verheirathung.

44. Pubertät. Selbstliebe. Eigenliebe. Unschuld.

„Die Pubertät tritt nun ein, mit ihr regen sich die Leidenschaften, deren Quelle die Selbstliebe (l'amour de soi). Diese Liebe treibt jeden, für seine Erhaltung zu sorgen. Was uns dient, suchen wir daher, was uns dienen will, lieben wir; was uns schadet, fliehen wir, was uns schaden will, haßen wir. Das Kind fühlt anfangs Wohlwollen, weil alle ihm dienen, welche ihm nahen. Erweitert sich aber der Kreiß seiner Umgebungen, so erwacht das Gefühl seiner Verhältniße zu den Andern, es vergleicht sich mit ihnen; seine Selbstliebe verwandelt sich in Eigenliebe (amour propre), welche sich über andere erhebt und sogar fordert, daß diese ihn höher halten sollen als sich selbst. Haß und Zorn entspringen aus der Eigenliebe. — Es ist wahr, daß die Kinder, da sie nicht immer allein leben können, schwerlich immer gut leben werden. Aus der in Eigenliebe verwandelten Selbstliebe entspringt in kleinen Seelen Eitelkeit, in großen, Stolz; Leidenschaften, welche nur durch unsere Schuld in Kinderherzen keimen, bei Jünglingen aber selbst gegen unsern Willen. —

Die Pubertätsentwicklung wird widernatürlich beeilt, man halte sie vielmehr möglichst zurück. — Ueber Geschlechtsverhältniße belüge man die Kinder nicht, hüte sich besonders ihre Neugier in Bezug auf dieselben zu reizen, schweige darüber, sage ihnen aber, was man nicht für immer geheim halten kann. —

Ein Kind, das nicht mit bösen Anlagen geboren ist (qui n'est pas mal né) und bis zum zwanzigsten Jahre seine Unschuld bewahrt hat, das ist in diesem Alter der großmüthigste, beste, liebendste und

liebenswürdigste Mensch. So etwas habt ihr nicht gehört, ich glaube es wohl, eure im tiefsten Verderben der Schulen aufgewachsenen Philosophen können das freilich nicht wißen."

Emil tritt in die Jahre, da bei wachsender Freiheit die Sünde freier hervortritt, und die Feigenblätter rousseauscher Sophistik immer weniger ausreichen, sie zu bedecken. Dennoch bleibt der Verfaßer möglichst dabei, daß alles Böse nicht aus dem Herzen, sondern einzig durch Andere ins Herz komme.

45. Glück. Liebe. Mitleid. Dankbarkeit.

Es folgen nun Anweisungen zur ethischen Erziehung, z. B. man solle den Jüngling bewahren, daß er nicht glänzendes Scheinglück für wahres, wünschenswerthes Glück halte; solle ihm nicht heuchlerische Phrasen von Liebes- und Mitleidsbezeugungen lehren, vielmehr ächtes Mitleidsgefühl einflößen. Undank sei dem Menschen nicht natürlich, er werde aber durch Wohlthäter erregt, die sich selbstsüchtig zeigen. —

46. Menschenkenntnis.

„Wenn in Emil die Eigenliebe erwacht, so vergleicht er sich mit seines Gleichen und sucht unter ihnen den ersten Platz zu behaupten. Jetzt ist es Zeit, ihn mit den socialen Verhältnissen, mit der natürlichen und bürgerlichen Ungleichheit der Menschen bekannt zu machen. Er soll die Menschen in und unter ihrer geselligen Maske kennen, sie beklagen, nicht aber sie haßen lernen. Emil wiße, daß die Menschen von Natur gut sind, er begreife aber, wie sie durch die Gesellschaft schlecht und verkehrt werden; in ihren Vorurtheilen sehe er die Quelle aller ihrer Laster; er fühle sich getrieben jeden Einzelnen zu schützen, die Menge aber zu verachten."

47. Geschichtsstudium.

„Auch ist es nun Zeit, Emil in die Geschichte einzuführen. Leider berichten die Geschichtschreiber meist nur Böses, Gutes bleibt unbekannt; dann entstellen sie die Thatsachen, weisen den Causalnexus nicht nach, urtheilen selbst, statt dieß dem Leser anheim zu stellen. Weg mit den modernen Geschichtschreibern, ihre Werke haben keinen Charakter, sehen doch alle unsere jetzigen Menschen einander gleich! Besonders taugen die systematisirenden Historiker nichts, sie wollen die Dinge nicht sehen wie sie sind, sondern wie sie in ihr System paßen. Andere zeigen die

Menſchen nur im Staats-, nicht im Hauskleide. — Vor allen alten Geſchichtſchreibern eignet ſich Plutarch am beſten für die Jugend, beſonders auch, weil er es nicht verſchmäht, ſcheinbar kleine Züge großer Männer zu erzählen.“ —

48. Emil im Weltheater. Superklugheit.

„Emil betrachtet nun zum erſten Male das Theater der Welt, oder vielmehr er ſteht hinter der Schaubühne und ſieht die Schauſpieler, wie ſie ſich an- und auskleiden, er ſieht, mit welch groben Kunſtmitteln man die Zuſchauer blendet. Es wird ihn empören zu erfahren, wie ſich das Menſchengeſchlecht ſelbſt zum Beſten hat. In voller Freiheit aufgewachſen, beklagt er elende Könige, dieſe Sklaven aller, die ihnen gehorchen, falſche Weiſe in Feßeln ihrer eiteln Ehre, reiche Thoren, die Märtyrer ihres Luxus. Er läuft Gefahr, ſich für weiſe, alle Andere für Narren zu halten; nur beſchämende Erfahrungen können ihn vor dieſer etwanigen Eitelkeit bewahren.“ Mehr und mehr tritt das Pädagogiſche zurück. Der Naturmenſch Emil verwandelt ſich in einen revolutionären Miſanthropen, es iſt Rouſſeau ſelbſt unterm Namen Emil.

49. Emil ein Naturmenſch.

„Man wird mich für einen Fantaſten halten, und den Emil für ein Phantaſiegebilde, weil er ganz von den gewöhnlichen Jünglingen verſchieden iſt. Man überſieht,[1] daß Emil ein Naturmenſch iſt, die andern Jünglinge aber nach Gutdünken der Menſchen zugeſtutzt ſind.

Solche ſind im Alter Emils ſchon Philoſophen und Theologen, während dieſer noch nicht weiß, was Philoſophie iſt, ja von Gott noch nicht reden gehört hat.[2]

Ich bin kein Fantaſt, meine Pädagogik ſtammt aus Erfahrungen; indem ich, von Ständen, Völkern ꝛc. abgeſehen, habe ich das, was entſchieden allen Menſchen zukommt, gefunden, und dem gemäß den Emil erzogen, nicht einen Wilden für die Wälder, ſondern einen Menſchen, welcher im Wirbel der Geſellſchaft ſelbſtändig ſich behaupten ſoll.“ —

50. Religionsunterricht.

„Zunächſt an die Sinnenwelt gewieſen, findet Abſtractes, rein

1) Emile, n'est pas l'homme de l'homme, c'est l'homme de la nature.
2) ... qu'il ait même entendu parler de Dieu.

Intellectuelles kaum Eingang bei uns. Gott entzieht sich unsern Sinnen, das Wort Geist hat nur Sinn für den Philosophen. Der Monotheismus ist durch Generalisation aus dem sinnlichen Polytheismus hervorgegangen.

Im fünfzehnten Jahre weiß Emil noch nicht, ob er eine Seele hat, vielleicht erfährt er es im achtzehnten noch zu früh."

Nun folgt eine Polemik gegen den katechetischen Unterricht. Der Glaube der Kinder und vieler Erwachsenen sei eine Sache der Geographie, es komme drauf an, ob sie in Rom oder in Mekka geboren seien. Ob davon das Seligwerden abhänge? —

„Ein Kind soll in der Religion seines Vaters erzogen werden, sagt man, und beweist ihm, diese sei die einzig wahre, die andern seien absurd. Hängt die Stärke dieser Beweisführung aber nur vom Lande ab, wo man sie führt, nur von Autorität, auf welche Emil nichts geben soll, wie dann? In welcher Religion werden wir ihn erziehen? Darauf die einfache Antwort: in keiner, wir wollen ihn nur in den Stand setzen die zu wählen, zu welcher ihn der beste Gebrauch seiner Vernunft führen muß."

Zum Schluß.

Nun folgt das Glaubensbekenntnis des savoyischen Vicar, welches bereits in der Einleitung besprochen worden ist.

Nach jenem Glaubensbekenntnis handelt Rousseau noch vorzugsweise von Geschlechtsverhältnissen.

Im fünften Buche schildert er Sophie, als Muster eines Mädchens. Der Hofmeister vermittelt die Heirath Emils mit Sophie. Als Emil Vater wird, entläßt er den Hofmeister mit den Worten: „Gott bewahre, daß ich euch den Sohn erziehen laße, nachdem ihr den Vater erzogen habt, daß eine so heilige und süße Pflicht durch einen andern als durch mich erfüllt werde." —

Locke sagt in seinem pädagogischen Werke: weil mein Zögling auf dem Punkt steht, sich zu verheirathen, so ist es Zeit, ihn sich selbst zu überlaßen. Was mich betrifft, bemerkt Rousseau, ich werde mich hüten, hierin Locke nachzuahmen. — Sonach wird Emil unnatürlich gehofmeistert bis er Vater wird. Die vom Hofmeister so überlegt und planmäßig gestiftete Ehe nimmt ein trauriges Ende. Sophie wird dem

Emil untreu, dieser verläßt sie aus Verzweiflung und geräth zuletzt nach Algier in die Sklaverei. [1]

Mit Locke einverstanden, breche ich hier ab, um so mehr, als schon im vierten Buche des Emil die Digressionen sich vervielfältigen und das pädagogische Ziel mehr und mehr aus den Augen verloren wird. [2] —

Der von mir gegebene Auszug wird es rechtfertigen, daß ich den Emil ein eben so lehrreiches als verführerisches Werk genannt habe. Umgeben von einer in Fäulnis übergegangenen Civilisation, fand der Misanthrop viel lehrreiches durch bloßes Verwerfen des Gebräuchlichen. Aber Haß dringt nicht in das Wesen der Wahrheit, noch auf den tiefsten Grund des Verderbens der Völker. Das vermag nur die Liebe, sie allein vermag auch nur zu heilen. — Verführerisch wird Rousseau, indem er Wahrheit und Lüge, Heilsames und Heilloses aufs künstlichste vermischt, so daß nur ein unausgesetzt wachsamer, kritischer Leser das Gute vom Bösen scheidet. — Ich schließe mit dem wiederholten Wunsche: möchte der vorstehende Auszug und die hinzugefügten Bemerkungen dem Leser diese kritische Scheidung erleichtern!

9. Philanthropin.

Wenn Rousseau in Frankreich einen unberechenbaren politischen Einfluß übte, wenn er der Pharus der Revolutionsmänner war, so ward er dagegen in Deutschland und in der Schweiz Pharus vieler Pädagogen.

Ein großes Aufsehen machte das im Jahre 1774 zu Dessau gestiftete Philanthropin, in welchem man ganz den rousseauschen Ansichten folgte und sie auf alle Weise ins Leben zu rufen suchte. —

Der Name Philanthropin lebt noch fort, er ist fast zum Spottnamen geworden, um flache pädagogische Bestrebungen zu bezeichnen. Bei näherer Betrachtung dürfte es sich aber ergeben, daß der gegen-

1) In einem Fragment: Emile et Sophie ou les solitaires, wird dieß von Rousseau erzählt, welcher hier zeigen will, wie ein, nach seinen Principien erzogener Mann, in den schwierigsten Lagen unbesiegt bleibe.

2) Doch finden sich einzelne treffende Bemerkungen in diesem Buche, so über Keuschheit der Bibel-Sprache, Unkeuschheit der französischen, über ausschweifendes Leben aus purer Eitelkeit u. s. w.

wärtige Begriff des Philanthropinismus doch mehr einer von den Hyperphilologen gebildeten Caricatur, als dem einstigen dessauischen Philanthropin selbst entspreche.

Eine getreue Schilderung des Philanthropins muß manches vergeßene Wunderliche, ja Alberne, wieder ins Gedächtnis rufen, sie wird aber auch viele redliche, uneigennützige Bemühungen treuer Arbeiter und heilsame Früchte jener Anstalt in Erinnerung bringen, welche auch vergeßen sind. —

Der Mann, welcher mit unermüdlichem Eifer die Stiftung des Philanthropins zu Stande brachte, war Basedow.[1]

Er wurde in Hamburg 1723 geboren, der Sohn eines Perruquiers und einer bis zum Wahnsinn melancholischen Mutter. Sein Vater hielt ihn so streng, daß der Knabe fortlief und Bedienter bei einem holsteinischen Landphysikus wurde. Auf heftiges Zureden des Vaters kehrte er nach Verlauf eines Jahrs ins väterliche Haus zurück und besuchte das Johanneum, wo er sich durch unnütze Streiche auszeichnete. Im Jahre 1741 kam er auf das Gymnasium; hier war unter andern der bekannte Reimarus (der Verfasser der wolfenbüttler Fragmente), sein Lehrer. Als Gymnasiast machte er viele Gedichte, z. B. eins in 100 Strophen über die Geschichtskunde. Durch Gelegenheitsgedichte und Informiren verdiente, durch Ausschweifungen verthat er Geld. Sein Studiren war ohne Regel und Ausdauer. Im Jahre 1744, 21 Jahre alt, gieng er auf die Universität Leipzig, um sich der Theologie zu widmen. Dort studirte er, wie er erzählt, fast nur auf seiner Stube, doch hörte er Crusius. Durch die wolfische Philosophie kam er „in eine Mitte zwischen dem Christenthum und Naturalismus," und gewann, wie er sich ausdrückt, „ungelernte Meinungen in der Philosophie." Im Jahre 1746 gieng er als Candidat nach Hamburg, 1749 erhielt er, 26 Jahre alt, eine Hofmeisterstelle bei einem Herrn von Quaalen in Holstein. An seinem siebenjährigen Zögling versuchte er eine neue Methode des Sprachunterrichts, wobei er selbst erst latein sprechen und schreiben lernte.[2] Französisch lehrte ihn die Gouvernante des Hauses,

1) Vgl. Schwarz Erziehungslehre 2, 1. S. 460; dann „Vierteljährige Nachrichten von Basedows Elementarwerk. 1771." S. 4—31, wo Basedow biographische Nachrichten von sich gibt, und „Beiträge zur Lebensgeschichte Joh. Bernhard Basedows. Magdeburg 1791."

2) Von dieser Methode gab er Nachricht in seiner Dissertation: De inusitata et optima honestioris juventutis erudiendae methodo. Kilonii 1752.

welche er heirathete. Im Jahr 1753 ward er Professor der Moral und schönen Wißenschaften auf der Ritterakademie zu Soröe. Eine von ihm herausgegebene „praktische Philosophie für alle Stände," zog ihm durch ihre Heterodoxie den Unwillen des Oberhofmeisters der Ritterakademie, Grafen Danekiold, zu,[1] und er ward deshalb 1761 als Professor an das Gymnasium zu Altona versetzt. Hier verfaßte er zwei ebenfalls heterodoxe Bücher: „Philalethie" und „Methodischer Unterricht, sowohl in der natürlichen als biblischen Religion." Mehrere Theologen, unter ihnen der Senior Götze in Hamburg, schrieben gegen diese Bücher, der hamburger Magistrat warnte; der lübecker Magistrat verbot sie bei 50 Thaler Strafe. Basedow ward nebst seiner Familie in Altona und der Nachbarschaft vom Abendmahl ausgeschloßen. — Von 1763—1768 verfaßte er eine Menge theologischer Streitschriften. Im letzteren Jahre publicirte er eine „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt," mit einem Plane eines Elementarbuchs der menschlichen Erkenntnis. Zugleich schrieb er an Kaiser, Könige, Akademien, Freimaurerlogen, Gelehrte ꝛc., um sie für das von ihm herauszugebende Elementarbuch zu interessiren, und es glückte ihm bei den meisten.

Der dänische Minister Bernstorf, um ihm Muße für seine pädagogischen Bestrebungen zu verschaffen, entband ihn von seinen Amtspflichten, indem er ihm zugleich einen Gehalt von 800 Thalern zusicherte. —

Das erste zur Dauer bestimmte Buch für das Schulwesen war, wie Basedow selbst sagt, das „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker."[2] Hierin gab er „einen Plan aller seiner auf das Schulwesen gerichteten Wünsche und Vorsätze." Wie dieß Buch für Erwachsene bestimmt war, so das genannte, zu gleicher Zeit bearbeitete „Elementarwerk mit Kupfern" für Kinder. Dieß wurde im Jahr 1785 zum zweiten Male aufgelegt, durch reichliche Unterstützungen ward die erste Ausgabe möglich, denn Kupfer kosten Geld, sagt Claudius.[3] Mit Hülfe der Kupfersammlung sei im Elementarbuch gesorgt, wie

1) Doch soll Gellert dem Buche Beifall gegeben haben. (Beiträge 13.) Unter Anderm nahm Basedow auch damals Theil am Nordischen Aufseher, worüber er mit Lessing in Streit gerieth. Vgl. Berliner Literaturbriefe.

2) Ich habe die dritte Auflage dieses Buchs vom Jahre 1773 vor mir.

3) Im Jahre 1771, ehe die erste Ausgabe vollendet war, erhielt Basedow schon 7000 Reichsthaler Beihülfe. (Viertelj. Nachr. S. 20.) König Christian VII von

Basedow bemerkt: a) für elementarischen Unterricht in Sach- und Worterkenntnis; b) für eine unvergleichbare und durch die Erfahrung bestätigte Methode, die Kinder ohne Verdruß und Zeitverlust lesen zu lehren; c) für Naturkenntnis; d) für Sittenlehre, Seelenerkenntnis und Vernunftlehre; e) „für einen sowohl gründlichen als ins Herz dringenden Unterricht in der natürlichen Religion und für eine solche unparteiische Beschreibung der übrigen Religionen, daß sie schlechterdings nicht anzeigt, von welcher Religion der Verfaßer selbst sei;" f) für Kenntnis der bürgerlichen Gesellschaft, des Commerzwesens ꝛc. Man sieht: es war auf eine ebenso umfaßende Encyklopädie alles für Kinder Wißenswürdigen abgesehen, wie einst bei des Comenius Orbis pictus; das Werk sollte mit seinen charakteristischen Kupferstichen den Orbis pictus des 18ten Jahrhunderts vorstellen.[1] Es erschien 1774 in vier Bänden und 100 größtentheils von Chodowiecki entworfenen Kupfertafeln. Von Mangelsdorf ward es, unter des bekannten Hofrath Klotz Aufsicht ins Lateinische, von Huber ins Französische, später auch ins Russische übersetzt. Etwas früher, im Jahre 1771, erschien Basedows „Agathokrator oder von Erziehung künftiger Regenten." „Ich habe, sagt er, die Erziehung eines alethinischen Prinzen, auch die nöthigen Vorbereitungen zu derselben, ferner die Wirkungen, als er König ward, darinnen beschrieben. Ich hoffe, diese werde eine der wirksamsten aller meiner Schriften, zum großen Segen der Nachwelt." — Ein Menschenalter ist seit Erscheinen des Buchs verflossen, wo spürt man dessen Wirkungen, ja wie viele mögen noch wißen, daß je ein solches Buch existirt hat?[2] —

Basedows wiederholte Aufforderungen, für das Erziehungswesen

Dänemark gab 900 Thaler, Kaiserin Katharina 1000 Thaler, der Großfürst Paul 500 Thaler, der Erbprinz von Braunschweig 200 Thaler. „Der hochvermögende Stand in Basel" 150 Thlr., die königliche Regierung in Osnabrück 50 Thlr., Fürst Czartorycki 50 Thlr., Nicolaus von der Flüe, Abt zu Maria-Einsiedel 42 Thlr. u. s. w. Ich führe dieß aus Basedows Verzeichnis der Beförderer des Elementarwerks an, zum Beweise, wie die verschiedensten Menschen in den verschiedensten Ländern, großen Antheil an dieser Angelegenheit nahmen und Großes hofften.

1) Mehreres zur näheren Charakteristik des Elementarwerks weiter unten. Der Text kostete 4 Thaler, die Kupfer 8 Thaler. Das Methodenbuch und das Elementarbuch wurden von Garve (in der leipziger Bibliothek der schönen Wißenschaften) außerordentlich gelobt; die berliner Bibliothek stellte Basedow zu Locke und Rousseau.

2) Prinz Albert von Dessau schenkte an Basedow für ein übersandtes Exemplar des Agathokrator 100 Thaler, Joseph II eine Schaumünze mit seinem Bildnis.

thätig zu sein, fanden aber nicht bloß in der Beförderung seiner schriftstellerischen Unternehmungen Anklang. Ein trefflicher junger Regent, Leopold, Friedrich Franz Fürst von Anhalt Dessau, ward durch den, aus Göthes Leben bekannten Behrisch, den Hofmeister des Erbprinzen von Dessau, auf Basedow aufmerksam gemacht. — Der Fürst entschloß sich, aus dem reinsten Wohlwollen und dem Wunsche eine heilige Angelegenheit zu fördern, Basedow im Jahre 1771 mit 1100 Thaler Besoldung nach Dessau zu berufen, und dem, von diesem im Jahre 1774[1] gestifteten, Philanthropin späterhin 12,000 Thaler, Gebäude und Garten zu geben.

In jenes 1774ste Jahr, noch vor Stiftung des Philanthropins, fällt Basedows Bekanntschaft mit Göthe, den er in Frankfurt besuchte. Hier faßte Basedow an seinem Geburtstage (den 11. September) den festen Entschluß ein Erziehungsinstitut anzulegen und dasselbe Philanthropin zu nennen. Von Frankfurt reiste er mit Göthe und Lavater nach Ems und dem Rhein. Göthe in seinem Leben charakterisirt Basedow aufs Meisterhafteste, zum Theil im grellsten Gegensatz gegen Lavater; er erzählt: „Basedow traf ein, berührte und ergriff mich von einer andern Seite. Einen entschiedneren Contrast konnte man nicht sehen als Lavater und Basedow. Schon der Anblick Basedows deutete auf das Gegentheil. Wenn Lavaters Gesichtszüge sich dem Beschauenden frei hergaben, so waren die basedowschen zusammengepackt und wie nach innen gezogen. Lavaters Auge klar und fromm unter sehr breiten Augenliedern; Basedows aber tief im Kopfe, klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbraunen hervorblickend, dahingegen Lavaters Stirnknochen von dem sanftesten braunen Haarbogen eingefaßt schien. Basedows heftige, rauhe Stimme, seine schnellen und scharfen Aeußerungen, ein gewisses höhnisches Lachen, ein schnelles Herumwerfen des Gesprächs und was ihn sonst noch bezeichnen mochte, Alles war den Eigenschaften und dem Betragen entgegengesetzt, durch die uns Lavater verwöhnt hatte. Auch Basedow ward in Frankfurt sehr gesucht, und seine großen Geistesgaben bewundert; allein er war nicht der Mann, weder die Gemüther zu erbauen, noch zu lenken. Ihm

1) Der 27. December 1774, des fünfjährigen Erbprinzen von Dessau Geburtstag galt als der Geburtstag des Philanthropin. Vgl. Wolke, Beschreibung der zum Elementarwerk gehörigen Kupfertafeln S. VIII. und „das Philanthropinum.“ Erstes Stück. S. 101.

war einzig darum zu thun, jenes große Feld, das er sich bezeichnet hatte, besser anzubauen, damit die Menschheit künftig bequemer und naturgemäßer darin ihre Wohnung nehmen sollte; und auf diesen Zweck eilte er nur allzu gerade los. Mit seinen Planen konnte ich mich nicht befreunden, ja mir nicht einmal seine Absichten deutlich machen. Daß er allen Unterricht lebendig und naturgemäß verlangte, konnte mir wohl gefallen, daß die alten Sprachen an der Gegenwart geübt werden sollten, schien mir lobenswürdig und gern erkannte ich an, was in seinem Vorhaben zur Beförderung der Thätigkeit und einer frischeren Weltanschauung lag: allein mir misfiel, daß die Zeichnungen seines Elementarwerkes noch mehr als die Gegenstände selbst zerstreuten, da in der wirklichen Welt nur das Mögliche beisammen steht, und sie deshalb, ungeachtet aller Mannichfaltigkeit und scheinbaren Verwirrung, immer noch in allen ihren Theilen etwas Geregeltes hat. Jenes Elementarwerk zersplittert sie ganz und gar, indem das, was in der Weltanschauung keineswegs zusammentrifft, um der Verwandtschaft der Begriffe willen neben einander steht, weswegen es auch jener sinnlich methodischen Vorzüge ermangelt, die wir ähnlichen Arbeiten des Amos Comenius zuerkennen müßen. — Viel wunderbarer jedoch und schwerer zu begreifen als seine Lehre, war Basedows Betragen. Er hatte bei dieser Reise die Absicht, das Publikum durch seine Persönlichkeit für sein philanthropisches Unternehmen zu gewinnen, und zwar nicht etwa die Gemüther, sondern geradezu die Beutel aufzuschließen. Er wußte von seinem Vorhaben groß und überzeugend zu sprechen, und jedermann gab ihm gern zu, was er behauptete. Aber auf die unbegreiflichste Weise verletzte er die Gemüther der Menschen, denen er eine Beisteuer abgewinnen wollte, ja er beleidigte sie ohne Noth, indem er seine Meinungen und Grillen über religiöse Gegenstände nicht zurückhalten konnte. Auch hierin erschien Basedow als das Gegenstück von Lavatern. Wenn dieser die Bibel buchstäblich und mit ihrem ganzen Inhalt, ja Wort vor Wort, bis auf den heutigen Tag für geltend annahm und für anwendbar hielt, so fühlte jener den unruhigsten Kitzel alles zu verneuen, und sowohl die Glaubenslehren, als die äußerlichen kirchlichen Handlungen nach eignen einmal gefaßten Grillen umzumodeln. Am unbarmherzigsten jedoch, und am unvorsichtigsten verfuhr er mit denjenigen Vorstellungen, die sich nicht unmittelbar aus der Bibel, sondern von ihrer

Auslegung herſchreiben, mit jenen Ausdrücken, philoſophiſchen Kunſtworten, oder ſinnlichen Gleichniſſen, womit die Kirchenväter und Concilien ſich das Unausſprechliche zu verdeutlichen, oder die Ketzer zu beſtreiten geſucht haben. Auf eine harte und unverantwortliche Weiſe erklärte er ſich vor jedermann als den abgeſagteſten Feind der Dreieinigkeit, und konnte gar nicht fertig werden, gegen dieß allgemein zugeſtandene Geheimnis zu argumentiren. Auch ich hatte im Privatgeſpräch von dieſer Unterhaltung ſehr viel zu leiden, und mußte mir die Hypoſtaſis und Ouſia, ſo wie das Proſopon immer wieder vorführen laſſen. Dagegen griff ich zu den Waffen der Paradorie, überflügelte ſeine Meinungen und wagte das Verwegene mit Verwegnerem zu bekämpfen. Dieß gab meinem Geiſte wieder neue Anregung und weil Baſedow viel beleſener war, auch die Fechterſtreiche des Disputirens gewandter als ich Naturaliſt zu führen wußte, ſo hatte ich mich immer mehr anzuſtrengen, je wichtigere Punkte unter uns abgehandelt wurden. — Eine ſo herrliche Gelegenheit mich, wo nicht aufzuklären, doch gewiß zu üben, konnte ich nicht kurz vorübergehen laſſen. Ich vermochte Vater und Freunde, die nothwendigſten Geſchäfte zu übernehmen, und fuhr nun, Baſedow begleitend, abermals von Frankfurt ab. Welchen Unterſchied empfand ich aber, wenn ich der Anmuth gedachte, die von Lavatern ausgieng! Reinlich wie er war, verſchaffte er ſich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfräulich an ſeiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Baſedow hingegen, viel zu ſehr in ſich gedrängt, konnte nicht auf ſein Aeußeres merken. Schon daß er ununterbrochen ſchlechten Tabak rauchte, fiel äußerſt läſtig, um ſo mehr, als er einen unreinlich bereiteten, ſchnell Feuer fangenden, aber häßlich dunſtenden Schwamm, nach ausgerauchter Pfeife, ſogleich wieder aufſchlug und mit den erſten Zügen die Luft unerträglich verpeſtete. Ich nannte dieſes Präparat baſedowſchen Stinkſchwamm und wollte ihn unter dieſem Titel in der Naturgeſchichte eingeführt wiſſen; woran er großen Spaß hatte, mir die widerliche Bereitung, recht zum Ekel, umſtändlich auseinanderſetzte, und mit großer Schadenfreude ſich an meinem Abſcheu behagte. Denn dieſes war eine von den tiefgewurzelten Eigenheiten des ſo trefflich begabten Mannes, daß er gern zu necken und die Unbefangenſten tückiſch anzuſtechen beliebte. Ruhen konnte er Niemand ſehen; durch grinſenden Spott mit heiſerer Stimme reizte er auf, durch eine

überraschende Frage setzte er in Verlegenheit, und lachte bitter, wenn er seinen Zweck erreicht hatte, war es aber wohl zufrieden, wenn man schnell gefaßt, ihm etwas dagegen abgab. — Ich brachte immer einen Theil der Nacht mit Basedow zu. Dieser legte sich nie zu Bette, sondern dictirte unaufhörlich. Manchmal warf er sich aufs Lager und schlummerte, indessen sein Tiro, die Feder in der Hand, ganz ruhig sitzen blieb, und sogleich bereit war fortzuschreiben, wenn der halberwachte seinen Gedanken wieder freien Lauf gab. Dieß alles geschah in einem dichtverschlossenen, von Tabaks- und Schwammdampf erfüllten Zimmer. So oft ich nun einen Tanz aussetzte, sprang ich zu Basedow hinauf, der gleich über jedes Problem zu sprechen und zu disputiren bereit war, und, wenn ich nach Verlauf einiger Zeit wieder zum Tanze hineilte, noch ehe ich die Thür hinter mir anzog, den Faden seiner Abhandlung so ruhig dictirend aufnahm, als wenn weiter nichts gewesen wäre. — Basedow brachte das Einzige vor, das Noth sei, nämlich eine bessere Erziehung der Jugend; weshalb er die Vornehmen und Begüterten zu ansehnlichen Beiträgen aufforderte. Kaum aber hatte er, durch Gründe sowohl als durch leidenschaftliche Beredtsamkeit, die Gemüther wo nicht sich zugewendet, doch zum guten Willen vorbereitet, als ihn der böse antitrinitarische Geist ergriff, und er, ohne das mindeste Gefühl, wo er sich befinde, in die wunderlichsten Reden ausbrach, in seinem Sinn höchst religiös, nach Ueberzeugung der Gesellschaft höchst lästerlich. Lavater durch sanften Ernst, ich durch ableitende Scherze, die Frauen durch zerstreuende Spaziergänge, suchten Mittel gegen dieses Unheil; die Verstimmung jedoch konnte nicht geheilt werden. Eine christliche Unterhaltung, die man sich von Lavaters Gegenwart versprochen, eine pädagogische, wie man sie von Basedow erwartete, eine sentimentale, zu der ich mich bereit finden sollte, alles war auf einmal gestört und aufgehoben." [1]

Anfangs hatte Basedow in Dessau nur drei Gehülfen: Wolke, Simon und Schweighäuser. Der erste erscheint im Lehramt als der thätigste unter den dreien. [2] Er war 1742 in Jever geboren und starb in hohem Alter, besonders durch seine seltsamen Bemühungen für deutsche Orthographie bekannt. Erst im 20. Jahre wandte er sich zum Stu-

1) Göthes Werke. S. 273—278. 279. 280. 291.

2) Selbstbiographie Wolkes in Basedows Schrift: „Das in Dessau errichtete Philanthropinum. 1774."

diren, früher lernte er ohne Lehrer Zeichnen und Radiren. In fünf Semestern absolvirte er die Sprachstudien: latein, griechisch und französisch, gieng dann 1763 nach Göttingen (wo er vorzüglich Mathematik, Naturwißenschaften und Französisch trieb), 1766 nach Leipzig, da gab er in Mathematik und Latein Unterricht. Durch Büsch kam er 1770 zu Basedow nach Altona, um ihm bei Ausarbeitung des Elementarwerks zu helfen.

Hier wurde nun von Wolke der erste Versuch einer neuen Unterrichtsweise an Basedows eigener Tochter, Emilie, gemacht, welche wahrscheinlich nach Rousseaus Emil genannt war. Dieser Versuch steht in so genauem Bezug zum Philanthropin, er ist so charakteristisch, daß ich Wolkes eigene Darstellung desselben mittheilen will.

„Als ich, erzählt Wolke, um Neujahr 1770 zu dem Herrn Professor Basedow (damals in Altona) kam, um im Fache der Naturkunde und Mathematik ein Mitarbeiter am Elementarwerke zu werden; war seine kleine Tochter, Emilie, drei Vierteljahr alt. Meine Neigung, mich mit Kindern abzugeben, veranlaßte, daß ich ihrer sorgfältig erziehenden Frau Mutter täglich etwa drei halbe Stunden half, kleine Uebungen, die, wenn man Menschen so viel als möglich vervollkommnen will, wichtiger sind, als sie Unerfahrnen scheinen, mit Emilie anzustellen. Ich lehrte sie z. E. nach einer gewissen Wahl und Ordnung allerlei Gegenstände und ihre Beschaffenheiten durch Vorzeigen und durch deutliches, unverstümmeltes Vorsprechen; ferner die Art, aufzustehen, vorsichtig zu fallen, durch Anklammern und auf andere Weise das Fallen zu vermeiden u. s. w. Sorgfältig verhüteten wir die durch Scherz und Ernst in der gewöhnlichen Erziehung gemeiniglich verursachte Verwirrung der Begriffe, z. E. im Spiegel sah Emilie ihr Bild, nicht sich selbst, auf Gemälden keinen Menschen, kein Thier, keinen Baum, aber wohl ihre Abbildung; das gekochte Fleisch mit Knochen von einem Huhn hieß nicht mehr Huhn, die Puppe nicht Kind, der Zahlpfennig nicht ein Dukaten u. s. w. Durch eine solche Sorgfalt, die ich allen Kinderfreunden eifrigst empfehle, und durch eine solche Methode, als nun im Elementarwerke gelehrt ist, lernte Emilie schon in ihrem dritten halben Jahre mit einer Richtigkeit urtheilen, die bei allen ihren Zuhörern Verwunderung erregte. Da sie ein und ein halb Jahr alt war, sprach sie nicht nur viel deutlicher und richtiger, als

andere Kinder von solchem Alter pflegen, sondern konnte auch (vermöge unsrer besondern Art, das Buchstabiren vor der Kenntnis der Buchstaben zu lehren) schon Sätze verstehen, von denen man ihr bloß die Buchstaben nach einander vorsagte. Wenn z. E. Jemand die Buchstaben nach einander nannte: b, u; ſ, o, l, ſt; i, ʒ, t; e, i, n, e, n; z, w, i, b, a, k; b, e, k, o, m, m, e, n; so sagte sie: du sollst itzt einen Zwieback bekommen. Der von dem Herrn Professor Basedow vorausgesehene Nutzen dieser Uebung und Fertigkeit wurde erst sehr auffallend, als Emilie, ohne des verdrießlichen Buchstabirens im Buche weiter zu bedürfen, innerhalb einem Monate zu ihrem und meinem Vergnügen lesen lernte. Dieß geschah am Ende ihres dritten Jahres. Ein Vierteljahr hernach verließ der Herr Professor Basedow sein Haus auf zehn Wochen. Um ihm bei seiner Rückkehr eine Freude, deren er bei der Arbeit am Elementarwerke so wenig genoß, zu machen, übte ich Emilie während dieser Zeit in der französischen Sprache, wovon sie vorher noch kein Wort gehört hatte. Nach dritthalb Monaten konnte sie von ihren Bedürfnissen und Umständen so französisch sprechen, daß sie der Einmischung deutscher Wörter in unserem Unterrichte nicht mehr bedurfte. Etwas Aehnliches in der lateinischen Sprache habe ich seit Johannis dieses Jahres bei einem fünfjährigen Knaben geleistet, wovon unten mehr. Das französische Lesen lernte Emilie eben so geschwind, als das deutsche. Ich brauchte dazu ein Buch, genannt: joujou de nouvelle façon, weil das elementarische manuel d'éducation noch nicht da war. Etwa 1½ Monate nach dem Anfang dieses Lesenlernens war Emilie einige Tage mit uns bei Ihro hochwürdigen Gnaden, dem Herrn Domherrn von Rochow, wo sie von verschiedenen Herrn, Predigern und Offiziers aus Brandenburg und Potsdam wegen ihrer Fertigkeit im deutschen und französischen Lesen bewundert wurde. Um diese Zeit las sie geschriebene und gedruckte, deutsche und lateinische Schrift, kannte einen ansehnlichen Theil der natürlichen Dinge und Werkzeuge, nebst ihrem Ursprunge und Gebrauche, unterschied mit Anwendung auf vorkommende Fälle die mathematischen Linien, Flächen und Körper, zählte vorwärts oder addirend bis 100, rückwärts oder subtrahirend einzeln und bei Paaren, von 20 oder 21 bis 0 oder 1; übte sich im Zeichnen und Schreiben durch Ausführung der mit Bleistift vorgeschriebenen Züge, dictirte zuweilen einen Brief an ihren Herrn

Vater u. ſ. w. Bei allen dieſen Kenntniſſen, welche Emilie ſpielend, das iſt, ohne Anſtrengung und ohne ſchädliches Stillſitzen lernet, vermeiden wir ſorgfältig den (bei gleichen Umſtänden ſonſt gewöhnlichen) Fehler, aus ihr ein ſogenanntes gelehrtes Frauenzimmer zu machen, welches ſich wegen ihrer Wiſſenſchaft über ihr Geſchlecht erhebt, und die weiblichen Geſchäfte vernachläßigt. Ihr wird vielmehr auf alle Weiſe Liebe für weibliche Arbeiten eingeflößt und darinnen Unterricht gegeben. Sie iſt oft und mit vielem Vergnügen bei der Zubereitung der Speiſen in der Küche beſchäftigt, deckt den Kindertiſch, hält das Tiſchzeuch und andere Sachen, die ſie zuſammenlegt, in ordentlicher Verwahrung; und hat längſt angefangen zu nähen und zu ſtricken. Ich habe jede Gelegenheit wahrgenommen, Emilie auf die Größe, Güte und Weisheit Gottes in Betrachtung der Natur aufmerkſam zu machen. Sie freut ſich deßwegen ſehr oft über Gott, als über ihren und aller Menſchen höchſt weiſen, höchſt mächtigen und höchſt gütigen Vater. Sie freuet ſich bei Blitz und Donner, weil ſie das Gewitter und den darauf folgenden Regen als eine uns unentbehrliche göttliche Wohlthat erkennt, wodurch die uns und den Thieren nahrhaften Gewächſe und die angenehmen Blumen zum Wachsthum befördert werden. Sie freuet ſich über die Geſchicklichkeit und menſchliche Geſtalt ihres Körpers, über die Vernunft ihrer Seele; auch über Regen, Wind, Schnee, nächtliche Finſternis und dergleichen Vorfälle, und zuweilen eben zu der Zeit, da ſie ſelbſt ein wenig leidet, und andere Menſchen gewohnt ſind zu klagen. Der Anblick der Raupen, Spinnen, Mäuſe, Schlangen und Eidechſen iſt ihr weder ekelhaft, noch furchtbar. Wegen Heren, Geſpenſter und Teufel hat ſie noch nie Angſt empfunden, weil ſie ihr nicht als Namen ſolcher Dinge, die den Menſchen wirklich ſchaden, vorgeſagt werden. Die albernen Teufelsgeſtalten ſind ihr nur lächerlich, nicht ſchreckhaft. Von der chriſtlichen Religion weiß ſie viele Umſtände, aber nur ſolche, die in dieſem ihren Alter ihr als eine Vorbereitung zur Tugend, zum Vertrauen auf Gott, und zur Zufriedenheit nützen können. Ob Emilie gleich von vielerlei Dingen ſpricht und urtheilt, ſo hat ſie die ihr mitgetheilte Kenntnis vom Urſprung der Menſchen doch niemals gemißbraucht. Emilie hörte bis zu Michaelis 1773, da ſie 4½ Jahr alt war, kein Wort Latein. Ich wollte, da ihr Herr Vater um dieſe Zeit des Elementarwerks wegen nach Berlin reiſete, ihm bei ſeiner Rückkunft eine

ähnliche Freude über die Kenntnis seiner Tochter in der lateinischen Sprache, wie vor einem Jahre vorher in der französischen, verursachen. Ich hatte aber so viel Geschäfte, daß ich nur ein Paar Stunden des Tages mit Emilie sprechen konnte. Noch mehr wurde der Unterricht unterbrochen durch meinem Aufenthalt in Berlin, während des Novembers. Dennoch spricht Emilie itzt Latein mit einer Fertigkeit und Richtigkeit, die von Vielen bewundert wird. Um derer willen aber, welche die Wahrheit meiner bisherigen Erzählung bezweifeln, und doch gern davon überzeugt sein wollen, will ich, wenn sie selbst zu uns kommen, oder Jemanden, dem sie trauen, zur Anhörung bestellen, ein Examen halten (welches ich sonst gern vermeide), worinnen sie hören werden, daß Emilie (die niemals ein Wort schulmäßig auswendig gelernt hat) auf jeden, von irgend Jemanden zufällig aufgeschlagenen zweien Blättern des Cellarischen Wörterbuchs (denn die Meisten nehmen bisher die Menge der Vokabeln zum Maße) wenigstens 50 Vocabeln, und also in diesem Buche von 120 Blättern, wenigstens dreitausend Wörter weiß, und zwar nicht schulknabenmäßig, sondern wie Wörter ihrer Muttersprache. Nun kann ich jedesmal die fünfzig Wörter (durch Deklination und Conjugation) so abändern, daß daraus wenigstens 500 verschiedene Fragen entstehen, die Emilie beantworten wird. Daher Niemand zweifeln mag, daß mit allen Wörtern des Cellarischen Wörterbuchs (außer welchen sie noch eine Menge kennt) ihr über dreißigtausend von einander verschiedene Fragen können gemacht werden, die sie versteht, richtig deutsch erklären oder lateinisch beantworten kann, welches ihr lieber ist." [1]

Basedow gab selbst eine Nachricht über seine Emilie, [2] aus welcher sich klar ergibt, wie man bei der Erziehung den Lehren Rousseaus folgte. Er erzählt, daß sie kaum $3\frac{1}{2}$ Jahre alt, anfienge „die Fehler der unrichtig Redenden, sowohl in der französischen als teutschen Sprache zu bemerken." Und vorgreifend sagt er: „vor Endigung des 9ten Jahres wird sie lateinische Autores fertig im Teutschen herlesen." — Frägt man: wo hinaus? so antwortet Basedow: „Ich bestimme Emilien (mit Erwartung des Schicksals) zur Lehrerin anderer Töchter." —

Dieß Wunderkind ward wiederholt vorsätzlich vom Vater und von

1) Ib. S. 44—52.

2) Vierteljährige Nachrichten. Sechstes Stück. 1773.

Wolke in Schriften und im Leben ausgestellt, damit man an demselben einen Maßstab dessen hätte, was man vom Philanthropin zu erwarten habe. Diese Erwartungen wurden vorzüglich durch eine Zeitschrift angespannt, welche Basedow herausgab unterm Titel: „Philanthropisches Archiv. Mitgetheilt von verbrüderten Jugendfreunden an Vormünder der Menschheit.... auch an Väter und Mütter, welche Kinder ins dessauische Philanthropin senden wollen, Dessau 1776." Die Vorrede vom 1. Februar 1776 ist überschrieben: „Vormünder, Fürsprecher, Wohlthäter der Menschheit, Verständige Cosmopoliten!"

Diese seltsame Adresse wird im zweiten Stück des Archivs überboten, welches im Namen des Philanthropins vier Regenten dedicirt ist. Erstlich: Joseph dem Zweiten, dem „Landesvater von Germanien," „Ihn verehr ich, heißt es, als den vornehmsten aller Weltbürger und als einen der besten; als meinen mittelbaren Oberherrn und Beschützer; als den Grund meiner Hoffnung auf beßre Zeiten in Deutschland" ꝛc. In der Dedication an den König von Dänemark nennt sich Basedow einen Cimbrier; der Kaiserin Catharina verspricht er ein „Catharineum für Weltbürgerinnen" zu stiften. .

Das Philanthropin bestand 17 Monate, als das erste Stück des Archivs erschien. Basedow lud auf den 13., 14. und 15. Mai 1776 zu einem großen Examen ein.

„Sendet Kinder, heißt es, zum glücklichen jugendlichen Leben in gewiß gelingenden Studien. Diese Sache ist nicht katholisch, lutherisch oder reformirt, aber christlich.... Wir sind Philanthropen oder Cosmopoliten. Rußlands oder Dänemarks Souverainität wird in unsern Lehren und Urtheilen nicht nachgesetzt der Schweizerischen Freiheit." Dazu fügte er wiederholte Aufforderungen zur Beisteuer.[1] —

Weiterhin heißt es: [2]„der Zweck der Erziehung muß sein, einen Europäer zu bilden,[3] dessen Leben so unschädlich, so gemeinnützig und so zufrieden sein möge, als es durch die Erziehung veranstaltet werden kann. Es muß also dafür gesorgt werden, 1) daß ihm wenig Verdruß, Schmerz

1) Die Pensionärs zahlten 250 Thaler. Archiv. S. 38.

2) Archiv. S. 16.

3) Unter einem Europäer „verstehen wir einen Menschen unter gesitteten Völkern, welche solche Sitten und Einrichtungen haben, als in Europa fast allgemein sind."

und Krankheit bevorstehe, 2) daß er sich zum aufmerksamen Genusse des Guten gewöhne."...

„Die Kunst aller Künste ist die Tugend und Zufriedenheit. Es sind aber noch wenig Uebungen der Tugenden, so wie sie in der Erziehung angestellt werden müßten, erfunden. Hört ihr Weisen, ihr Menschenfreunde unter den Schriftstellern! Ein Plan für die Eltern und Schulen, Tugendübungen ordentlich anzustellen, ist eines der wenigen wichtigen Bücher zum Besten der ganzen Menschheit. Wären wir reich, wir setzten 10,000 Thaler auf das beste Buch dieser Art, das innerhalb zweier Jahre erschiene." [1]

„Für die väterliche Religion eines jeden Zöglings, bemerkt dann Basedow, sorgt die Geistlichkeit hiesigen Orts. Die natürliche Religion aber und Sittenlehre ist der vorzüglichste Theil der Philosophie, wofür wir selbst sorgen. Im Philanthropin ist anfangs erst Erbauung zum Glauben an Gott den Schöpfer, Erhalter und Herrn der Welt. — Wenn wir aber erst eine, von geltenden Personen in allen Kirchen gebilligte allgemeine christliche philanthropinische Liturgie haben, so versprechen wir auch eine allgemeine christliche Privaterbauung zu halten, welche, wegen Verschweigung der Unterscheidungspunkte, weder einen Katholiken noch Protestanten oder Griechen ärgern, sondern vielmehr einem jeden Christen, wenn sie auch noch so weit verschieden sind als Zinzendorf und Foster, nothwendig gefallen muß." [2] —

Bei der allgemeinen Privaterbauung, heißt es weiterhin,[3] wird „mit keinem Worte und keiner That etwas geschehen, was nicht von jedem Gottesverehrer (er sei Christ, Jude, Mohamedaner oder Deist) gebilligt werden muß. Und eben so allgemein-gefällig werden wir allen Freunden christlicher Systeme werden, von Zinzendorf bis an Foster, in den gemein christlichen Erbauungen." Zuletzt könnten Geistliche die Kinder verschiedener Confessionen „von der väterlichen Religion belehren, überreden, überzeugen." [4] Alle philanthropinischen Lehrbücher sollten frei sein von „theologisirenden Entscheidungen für das Christliche

1) Ebend. S. 20. 21.
2) Ebend. S. 39.
3) Ebend. S. 63.
4) Ganz übereinstimmend schreibt Basedow (1776) an Campe (Philanthrop. Archiv. Drittes Stück. S. 41.):

wider Juden, Mohamedaner, Deisten und wider die sogenannten Dissidenten, welche an einigen Orten Ketzer heißen." —

„In [1] des Allvaters Tempel werden dissidentische Mitbürger bei Haufen brüderlich anbeten. Und dann noch eben so brüderlich gehen, der Eine (so lange der Unterschied dauert), in die heilige Meß; der Andere mit Erzbrüdern zu beten: Unser Vater; und der dritte mit Erzbrüdern: Vater unser, zu beten." [2]

Dieß wird Basedows religiöse Tendenz charakterisiren, wie er vom umfaßendsten Deismus als dem allgemeinsten (nur nach Rousseaus Vorgang die armen Heiden ausschließenden) Begriffe, herunterſteigt auf den engern Begriff eines allgemeinen Christenthums. Aber den engsten, nach Basedows Ansicht, engherzigsten Begriff der christlichen Confession, gibt er der Geistlichkeit preis, die ihn den Kindern beibringen mag. — Was er nun Positives aufstellte, das werde ich zum Schluß mittheilen. —

Von dem, was Basedow über die sittlich religiöse Tendenz des Philanthropins in seinem Einladungsschreiben sagt, gehe ich zu dem über, was er hinsichtlich der intellectuellen Bildung leisten wollte, ja schon geleistet zu haben vorgab.

Er verspricht latein, deutsch und französisch, Natur- und Kunst-Kenntnis nebst Mathematik.

„Wer einen Gott und ewigen Werth der Tugend glaubet, der sei auf dem Institute kein Ketzer." Oeffentliche Gewißensübungen seien „wie bisher, bloß Gottesverehrend oder bloß gemein christlich. Die ersten (wenn er sie verstünde) müßte der Oberrabbi und der Mufti nicht misbilligen dürfen; durch die letzte muß sich der Katholik, der Grieche, der Protestant, der böhmische Bruder und der Socinianer erbauen können. Das Uebrige laß dem geistlichen Amte."

1) Ebend. S. 112.

2) Merkwürdig ist die Theilnahme, welche Freimaurer und Juden dem Philanthropin bewiesen. So schenkten vier hamburger Logen 500 Thaler, eine leipziger 100 Thaler, die göttinger 25 Thaler. Ein gewisser Meyer übersetzte eine „Erläuterung der Freimaurerei „aus dem Englischen, und empfahl das Philanthropin der Unterstützung der Maurer. „Das Basedowsche Philanthropin, sagt er, dieser ganz maurerische Entwurf, das arme Menschengeschlecht durch eine vernünftigere Erziehung der Jugend dem Zwecke seines Daseins entsprechender zu machen; Tugend, Religion und Kenntnisse zu verbreiten, Vorurtheile auszurotten ꝛc." (Pädagogische Unterhandlungen von Basedow. Erstes Stück. S. 104.) Hatte sich Basedow doch, ohne Freimaurer zu sein, an diese gewendet, an die „ehrwürdigen, verbrüderten Bauleute des Rathhauses der Weltbürgerschaft, Salomons Lehrlinge und des Sokrates," wie er sie nennt. („Das Philanthropinum" S. VIII.) — Von Juden (besonders aus Berlin) erhielt Basedow einmal 518 Thaler ꝛc. Unter Andern interessirte sich Mendelssohn für ihn.

[1] „Memorirt, sagt er, wird bei uns sehr wenig. Zum Studienfleiße werden die Lernenden nicht gezwungen, auch nicht durch Verweise. Doch versprechen wir durch die Güte unserer Lehrart und durch die Uebereinstimmung derselben mit der ganzen philanthropinischen Erziehung und Lebensart, mindestens doppelt so viel Fortgang in den Studien, als man in den besten Schulen, Pensionsanstalten oder Gymnasien gewohnt ist. Und besonders versprechen wir viel Cultur der gesunden Vernunft durch Uebung der wahrhaftig philosophischen Denkart." —

„Die Wirkungen, die schon geschaut werden können, zeigen, es sei wahr, was wir versprechen. Im Erzählen und wenn man die Mittel nicht sieht, sind sie unglaublich.[2] Alles ist bei uns so vergnügt, daß niemand nach Hause zurückwünscht. An fünfzehn ist innerhalb eines Jahrs nur selten Nothwendigkeit einiger Strafe vorgefallen. Die Jugend lernt, ohne viel zu sitzen, mehr außer als in den Lehrstunden. Von der Methode können wir (Gott weiß es, mit Aufrichtigkeit und mit Ueberlegung), Folgendes sagen. Wenn wir erst alle Hilfsmittel und Einrichtungen haben werden, so wird ein zwölfjähriger Knabe, der an Sitten nicht zu sehr verdorben gesendet wird, und von mittelmäßiger Fähigkeit ist, wenn er nur die Lesekunst und Schreibkunst in der Muttersprache, sonst nichts, mitbringt, bei uns ohne Zwang und Unlust in 4 Jahren, in aller Betrachtung einer der tüchtigsten Bürger auf einer Universität, um in den höhern Facultäten zu studiren. Denn was in der philosophischen Facultät für alle und jede Studirende gemeinnützig ist, hätte er bei uns schon so gelernt, daß er keines Lehrers als sich selbst und der Bücher bedürfte, um höhere Grade zu erreichen. Aus diesem Maaße der Wirkung unsers Verfahrens kann man alles Uebrige schließen."

„Ihr weisen Cosmopoliten, so reden keine thörichten Projectmacher, keine eitle Prahler, sondern Männer, die Eure Freundschaft und Eure Beisteuer verdienen."[3]

[4] „Eine Sprache bei uns kostet, wenn sie durch grammatikalische Uebungen nicht zur genauesten Richtigkeit gebracht werden soll, 6 Monat,

1) Ph. Archiv. S. 39 ff.
2) Ebend. S. 41. Erinnert an Lichtenbergs Anschlagszettel für Philadelphia.
3) Ebend. S. 72.
4) Ebend. S. 70.

um in ihr, wie in einer Muttersprache etwas Gehörtes und Gelesenes verstehn, und sie ohne Regel nach und nach auch selbst reden und schreiben zu lernen." — Dann „bedürfen wir noch 6 Monate grammatikalischer Uebungen, um einen so vollkommenen, oder so wenig unvollkommenen Lateiner oder Franzosen zu liefern, als er ohne sonderbares Glück, Genie und Bemühen aus den gewöhnlichen Schulen nicht kommen kann." Im Mai 1775 wurden ein 17 und ein 13jähriger Knabe in das Philanthropin gebracht. „Sie haben, heißt es, Seelen von gewöhnlicher Fähigkeit. Niemand von ihnen hatte den geringsten Grad der Studien, noch den geringsten Anfang in der lateinischen Sprache. Sie verstehen jetzund (den 1. Februar 1776, also nach 9 Monaten) einen lateinischen Vortrag, in welcher Wissenschaft man will, wenn man die Kunstwörter erklärt und die ungewöhnlichen Wörter durch lateinische Synonymen oder durch den Zusammenhang verständlich macht. Sie lesen mit Verstand einen klassischen Schriftsteller, wenn er leicht (das ist, wenn er gut) ist. Sie drücken sich, schriftlich oder mündlich über alles so aus, daß sie im alten Rom weit, weit besser schon fortkommen könnten, als in Leipzig der, der nur plattdeutsch redete und schriebe."[1] Das ist schalkhaft. —

Weiterhin rühmt sich Basedow,[2] Methoden ausgesonnen zu haben, um die Arbeit des Erlernens „dreimal so kurz und dreimal so angenehm zu machen, als sie gemeiniglich ist." „Alle Wissenschaften müßen nach einem einzigen Plane durch die Einförmigkeit der Lehrbücher in solche Verbindung gesetzt werden, daß immer ein Theil den andern verkürze und erleichtre." Nur das Gemeinnützige aus jeder Wißenschaft wird gelehrt.

Zur Ergänzung des hier aus der Einladungsschrift Mitgetheilten, stehe hier Folgendes aus dem, in demselben Jahre verfaßten Schreiben Basedows an Campe, welches uns, wie man zu sagen pflegt, in die Karte sehen läßt. Das Latein, heißt es hier, sollte vorzugsweise durch Sprechen erlernt werden, daher Basedow von den Lehrern verlangte: sie müßten Alles aufbieten, um es im Lateinsprechen zur Fertigkeit zu bringen. Alle Muße sollten sie zum Lesen der erasmischen Colloquia, des Terenz ꝛc. verwenden, „in Gesellschaften die sie nichts

1) Ebend. 56.
2) Ebend. 69.

angehenden Gespräche still in Gedanken zu übersetzen suchen," „ihre Erbauung nur aus Castâlions Bibel halten."

„Die wesentlichen Vorzüge, fährt er hier fort, die das Institut hat und erwerben wird, können es nicht unterhalten. Aber Latein, Latein, wenn man erst sehen wird, daß das Ende unsers sehr gebahnten und kurzen Weges auch zur Richtigkeit und Zierlichkeit dieser Sprache (der sonderbaren Fertigkeit zu geschweigen) hinführt, das allein kann uns sichern. O wohl dir, du liebe junge Nachwelt! Du lernst Latein, Latein, ohne Ruthe und Stock! Griechisch wollen wir, wenn es zu große Schwierigkeit haben sollte, nicht durch Reden beibringen. —

O ihr alten und fremden Sprachen, ihr Plagegeister der Jugend, ihr Schmeichler der mit Gedächtniß und Geduld begabten Undenker, wann wird es möglich sein, den Namen eines Wohlerzogenen, Vernünftigen und Gelehrten zu führen, ohne sich anfangs von eurer Zucht und dann von eurer Schmeichelei verderben zu lassen!"

Ich kehre zu Basedows Einladungsschrift zurück. Er fordert in derselben sehr offen zum Beisteuern auf. „Theuerste Cosmopoliten, sagt er, Euer Wollen mag herzlich gut und die Zusage aufrichtig sein, so können wir doch nur durch die That in Ordnung kommen."

Hören wir zuletzt, wie dringend er einlud.[1] „Wir versichern, sagt er, bei Strafe des Hohngelächters, es werde an dem gesagten 13. Mai (1776) im Philanthropin den verständigen Vormündern der Menschheit im Schulwesen so viel Wichtiges zu sehen, zu hören, zu untersuchen und zu berathschlagen gegeben werden, daß es der Mühe werth wäre, einige von ihnen auf Befehl des deutschen Reichstages, aus Kopenhagen, Petersburg und den entferntesten Gegenden zu uns zu senden, weil es vermöge der moralischen Rechenkunst Pflicht ist, in Ansehung guter Werke, die von großer Wirkung sein können, nach Wahrscheinlichkeit zu handeln. Gott, du Vater der Nachwelt, schaff uns, wir flehen dir Gehör bei den weisen Weltbürgern." —

Das Examen, welches über Sein oder Nichtsein des Philanthropins entscheiden sollte, kam heran, und wurde, nach Basedows Ausdruck, „von vielen Kundigen und größtentheils aus der Fremde zu diesem Endzweck hergereisten Weltbürgern" besucht. Unter andern kamen von Berlin Nicolai und Teller, von Halberstadt der Consistorialrath Struensee,

1) Ebend. 58.

aus Leipzig Plattner und Zollikofer, Resewitz und Schummel aus Magdeburg, Campe aus Potsdam, Stroth aus Quedlinburg, Bode[1] aus Hamburg, Rochow aus Rekahn.

Aber nur 13 Philanthropisten zählte das Institut mit Einschluß von Emilie und Friedrich Basedow.

Zwei Berichte über das gehaltene Examen liegen mir vor; einer von Basedow, ein zweiter, welchen der (ebengenannte) Professor Schummel unterm Titel: „Fritzens Reise nach Dessau" herausgab.[2] Beide stimmen überein und ergänzen einander; der Reisebeschreibung, welche in Form von Briefen eines etwa zwölfjährigen Knaben, der mit seinem Vater zum Examen nach Dessau reist, abgefaßt ist, will ich aber vorzugsweise folgen, da sie von einem Unbetheiligten herrührt. —

Im dritten Briefe erzählt der Knabe: [3]„Eben komme ich vom Philanthropin her: ich kenne schon Hrn. Basedow, Hrn. Wolke, Hrn. Simon, Hrn. Schweighäuser und die kleinen Philanthropisten alle mit einander. Ach ich bin ganz entzückt, und ich weiß nicht, wo ich zuerst anfangen soll."

Fritz besucht mit dem Vater das Philanthropin: [4]„Es sind zwei große Häuser neben einander, alle beide weiß angestrichen, und gleich davor ein großer, weiter Platz mit Bäumen, und zwischen den Häusern und den Bäumen geht die Straße durch! Einer von den Schülern, aber nicht von den rechten, nur von den niedrigen, sie nennen sie da Famulanten, der stand an der Thüre, und fragte uns, ob wir den Herrn Professor Basedow sprechen wollten? Wir sagten ja; da führte er uns gleich ins andere Haus, wir pochten an, und: herein. Herr Basedow stand ganz hinten am Pulpet im Schlafrocke und schrieb. Wir kamen ihm ein Bischen zur ungelegenen Zeit, aber er war doch sehr freundlich, und sagte zu Papaen, er möcht es nicht übel nehmen, er hätte auf morgen noch eine Menge zu arbeiten, gegen Abend wollte er uns in unserm Quartiere besuchen. Wir giengen also gleich wieder weg, und herum ins Philanthropinum. Papa fragte nach Herrn Wolke.

1) Bode ist der Uebersetzer des Montaigne.

2) Basedows Bericht findet sich im zweiten Stück des philanthropischen Archivs; Fritzens Reise erschien 1776 bei Crusius in Leipzig. Auf letztere beruft sich Wolke in seiner Beschreibung der Kupfertafeln des Elementarwerks (S. VIII.), sie gilt daher mit Recht als Zeugnis.

3) S. 23.

4) S. 25—27.

Er war eben bei Tische, kam aber gleich heraus. Er ist ein großer, langer Mann, und sieht im Gesichte sehr hager aus, aber ich weiß schon, das kommt vom vielen Arbeiten her, denn er arbeitet oft Tag und Nacht. Sonst sieht er so gut aus und so freundlich, man muß ihm aufs erstemal gut sein. Er fragte uns, ob wir wollten mit herein kommen, und die Philanthropisten speisen sehen? Den Augenblick machte er die Thür auf, und führte uns herein. Der ganze Tisch saß voll von Groß und Kleinen, ein allereinziges Frauenzimmer war dabei, das war Madame Wolke."

Im vierten Briefe beschreibt er die Philanthropisten.[1] „Sie haben alle mit einander abgeschnittene Haare, und es braucht kein einziger einen Peruquenmacher. Die Kleinen gehen ohne Halsbinde, mit offenem Halse, und das Hemd ist über ihr Kleidchen zurückgeschlagen."

Im fünften Briefe beschreibt Fritz ein schon erwähntes Mädchen, „schneeweiß angezogen, kohlpechschwarze Haare, einen Blumenkranz drauf. Das Kind, erzählt er, guckt mich an und sagt zu mir auf lateinisch Salve, und dabei warf sie mir einen Kuß zu", es war Emilie Basedow.

Mit Recht beschreibt er dann den Fürsten und die Fürstin als das schönste Paar; erzählt, daß der Fürst in Frankreich und Italien gewesen, und höchst beliebt sei.[2]

Er nennt Wieland, Göthe, Lavater als erwartet, aber nicht erschienen, dann charakterisirt er die Gäste: Teller, Rochow, Zollikofer, Bode ꝛc. Vom Consistorialrath Struensee aus Halberstadt, einem ausgezeichneten Schulmanne, sagt er: dem wollts nicht recht gefallen, wenigstens sah er immer so ernsthaft vor sich weg.

Im achten Briefe kommt er auf das Examen. „Die kleinen, erzählt er, haben dir drolliges Zeug gemacht. Erst spielten sie das Kommandirspiel, die andern alle mit, es waren wohl achte bis neune; siehst du,

1) S. 31.

2) Der Verfaßer schmeichelt hierdurch dem trefflichen Fürsten nicht. Er war ein sehr gebildeter Mann; man brauchte nur das von ihm zum Garten umgeschaffene Wörlitz zu sehen, um sich davon zu überzeugen. Ja sein kleines Land ward durch ihn großentheils zum Garten. Und, was mehr sagen will, er sorgte väterlich für jeden, auch den letzten Unterthanen, und ward von allen herzlich geliebt. — Ich bin in Wörlitz geboren, mein Vater diente diesem Fürsten über 50 Jahre, mir selbst gab er Beweise seines Wohlwollens, darum verzeihe man diese Bemerkung, welche ich aus dankbarem Herzen und der Wahrheit gemäß schreibe. —

Karl, das ist so. Erst stellen sie sich alle in die Reihe, wie die Soldaten, und Herr Wolke ist Offizier, der commandirt auf lateinisch und sie müßen dann alles thun, was er sagt. Zum Exempel wenn er sagt: claudite oculos, so machen sie alle die Augen fest zu, oder: circumspicite, so sehen sie sich überall um, oder: imitamini sartorem, so nähen sie alle mit einander wie die Schneider, oder: imitamini sutorem, so ziehen sie Pechdraht wie die Schuster. Herr Wolke commandirte tausenderlei drolliges Zeug."

„Das andre Spiel, das Versteckspiel, will ich dich auch lehren: Da schreibt man einen Namen hinter die Tafel, daß ihn die Kleinen nicht sehen können, etwan was aus dem menschlichen Körper, oder eine Pflanze oder ein Thier, oder ein Metall, und dann rathen sie so lange, bis es einer trifft: und wers trifft, der kriegt einen Apfel oder ein Stückchen Kuchen zur Belohnung. Einer von den Fremden schrieb einmal hinter die Tafel: intestina, die Eingeweide, und sagte dann zu den Kleinen, es wäre ein Theil eines menschlichen Körpers. Nun giengs los; der eine rieth caput, der andre nasus, os, manus, pes, digiti, pectus, collum, albium, genu, aures, oculi, crines, dorsum, und so noch eine ganze Weile fort, bis endlich einer rief, es sind die Eingeweide! Hernach schrieb Herr Wolke den Namen eines Thiers an, ich weiß es selber nicht mehr, was es war. Da giengs wieder, hast du nicht gesehen! Leo, ursus, camelus, elephas, verstehst du wohl, es war ein vierfüßiges Thier! Equus, bos, asinus, vacca, sus, canis, und so fort. Ach, nun fällt mirs ein! Zuletzt kam Einer und sagte: mus, die Maus, der hatts getroffen, und kriegte sein Stückchen Kuchen. Einmal wurde auch eine Stadt angeschrieben, und nun giengs: Lissabon, Madrid, Paris, London, Stockholm, Kopenhagen, bis einer Petersburg traf, die wars, die stand hinter der Tafel.

Ein Spiel spielten sie noch. Herr Wolke kommandirte lateinisch, und die Kleinen machten die Stimmen der Thiere nach; man hätte sich mögen schwach lachen. Bald brüllten sie, wie die Löwen, bald krähten sie, wie der Hahn, bald miauten sie, wie die Katzen, dann machten sie wieder den Esel nach, den Hund, den Raben, kurz alles, was ihnen geheißen wurde."

„Herr Wolke brachte da ein Gemälde, hieng es auf und sagte: lieben Kinder, ich bringe euch hier ein Bild, das ihr noch nicht gesehen habt, aber ich sage euch vorher, es betrifft die ernsthafteste Sache von der

Welt, also seid ernsthaft. Die Kinder waren es auch. Nun muß ich erst sagen, was auf dem Bilde war. Erst saß eine schwangere Frau auf einem Großvaterstuhle, und neben ihr stand der Mann und hatte sie bei der Hand. Hernach auf der andern Seite stand ein Tisch, darauf lagen zwei kleine Mützen, eine für ein Mädchen, und die andere für einen Knaben, und unten stand eine Wanne mit Wasser, und ein Schwamm drinn. Da fieng Herr Wolke denn an zu fragen, was das für eine Frau wäre, und warum sie so traurig aussähe, und warum sie der Mann bei der Hand angefaßt hätte; da sagten die Kleinen, es wäre eine schwangere Frau, und der bei ihr stünde, das wäre der Mann, der wolle sie trösten, denn sie wäre itzt in großer Gefahr, und sie könne wohl gar sterben. Darauf fragte Herr Wolke weiter, was die beiden kleinen Mützen bedeuten sollten? Da fiengen etliche von den Zuschauern an zu lachen: aber da hätten Sie einmal Herrn Wolke sehen sollen, wie ernsthaft er wurde, und wie er mit einemmale auftrat und zu uns sagte: er bäte sich das recht sehr aus, daß wir nicht lachten, bei so einer ernsthaften Sache, sonst wollt er lieber gar nicht dociren! Den Augenblick wars mäuschenstille. Er fuhr dann gleich wieder fort, und fragte nach den beiden Mützen. Da sagten die Kleinen, man wüßte nicht, ob ein Junge oder ein Mädchen kommen würde, drum hätten die Eltern alle beide Mützen angeschafft. Ach, es war noch eine Menge, was Herr Wolke sagte und frug, als zum Exempel, von der Wanne mit Wasser sagte er, wenn das Kind zur Welt käme, so müßte es gleich in seinem Blut ersticken, wenn sich die guten Eltern nicht seiner annähmen, und es wüschen und reinigten. Hernach fieng Herr Wolke an und hielt eine Rede an die Kleinen, die werd ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Ich weiß auch fast noch alles, ob ich gleich immerfort weinen mußte. Hört, lieben Kinder, sagte er, wenn ich fähig wäre, Jemanden zu hassen, ob ich es gleich nicht bin, so wäre es derjenige unter euch, der so gottlos sein könnte, und könnte gegen seine Aeltern undankbar sein. Bedenkt einmal, was eure Mutter für euch ausgestanden hat! Sie ist in Todesgefahr gewesen um eurentwillen, sie hat die unsäglichsten Schmerzen ausgestanden, eure Eltern haben schon für euch gesorgt, ehe ihr noch auf die Welt kamet! Was meint ihr wohl, könnet ihr dafür dankbar genug sein?"

„Herr Wolke fragte den kleinen Fabreau, wo denn die kleinen

Kinder herkämen? Da fieng er an zu schmunzeln und sagte: Ja die Eltern erzählten das verschieden! Es gäbe vernünftige Eltern, und auch unvernünftige. Die vernünftigen, die sagten: die Mutter hat das Kind geboren! Aber die unvernünftigen, die sprächen: der Storch hats gebracht! Darauf fragte er weiter: wenn dich nun also deine Mutter geboren hat, wem hast Dus denn zu verdanken, daß Du auf der Welt bist? J, sagte er, meiner Mutter hab ichs zu verdanken. Aber wenn dich nun der Storch gebracht hat? Dann hab ichs dem Storche zu verdanken, sagte er, und lachte herzlich dabei. O, daß ich doch in meinem sechsten Jahre nicht so klug gewesen bin, wie Fabreau! Wie hätt ich unsre Muhme abführen wollen, wenn sie mir immer das alberne Zeug vom Storche erzählte! Itzt bin ich nun schon klüger: nun sollte sie nur noch einmal kommen!" [1]

Ich konnte dieses eben so rohe als superkluge Examen nicht unberührt laßen, um so weniger als auch Basedow dasselbe mit Nachdruck erzählt. Er sagt: „wir sagen den Kindern die Wahrheit von Erzeugung der Thiere und der Menschen. Wir halten uns nicht auf bei der Handlung des Zeugens, sondern bei der Wirkung derselben, der beschwerlichen Schwangerschaft der Mutter." Das aufgehängte Bild war aus dem Elementarwerk entnommen und ins Große gemalt. Einige Zuhörer, erzählt Basedow, hätten gesagt: Nun kömmts! Nun kömmts! andere hätten gelacht, denen Wolke zugerufen: wir verbitten uns das Lachen; denn das wäre das einzige Lächerliche bei unserem Vorhaben! „O wie schwer ist es guten Neuerern, fügt er hinzu, sich durch die Hindernisse des Guten durchzudrängen!" [2] —

Nun kommt Fritz auf den Rechenunterricht. „Erst ließ sich Herr Wolke eine Zahl dictiren, die war so lang wie mein Arm; kaum stand sie an der Tafel, da fieng Emilie gleich an, 149,532 Quadrillionen,

1) Ebend. 54—58. 65—70.

2) Das Philanthrop. 2tes Stück. S. 26. 27. Alles dieses ist aber höchst zart gehalten gegen einen Aufsatz Wolkes im zweiten Jahrgange der Pädagogischen Unterhandlungen (S. 370): „Wann und wie soll man die Kinder beleren, daß ire Väter und Mütter die Ursachen ihres Lebens sind." Besonders die hier aus Basedows Elementarwerk mitgetheilten Stellen. Eine Periode beginnt: „Es wird aber kein Weibsen schwanger, one" ꝛc. Es ergibt sich aus der Abhandlung, daß Rousseaus: comment se font les enfants etc., das unsaubere Thema war, welches Basedow, dessen Wesen das Gegentheil von Lavaters Jungfräulichkeit, höchst gemein und unsauber variirte.

so und so viel Trillionen, so und so viel Billionen und dann die Millionen, und dann die Tausende, Hunderte, bis es alle war. Dann gings ans Addiren! Herr Wolke machte eine lange Reihe von Zahlen übereinander, wohl zehne, und es hatte kein einziger von den Kleinen Kreide in der Hand; sie rechneten alles im Kopfe, oder zählten manchmal an den Fingern, und sie machten doch alles auf ein Haar, und manchmal corrigirten sie gar Herrn Wolke, wenn der es nicht recht machte; aber der that es nur bloß zum Spaße! So gings eine ganze Weile, und die Zuschauer hatten alle ihre Freude daran, wie die Kleinen so fix waren, und ein Exempel ausrechneten, ehe man eine Hand umdrehte."[1]

Vom Rechnen ging Wolke zu einem „Versuch mit allerhand kleinen Zeichnungen" über. „Drauf nahm er die Kreide und fragte die Kleinen, was sie wollten gezeichnet haben? Leonem, leonem, riefen sie alle mit einander. Nun stellte sich Herr Wolke, als wenn er ihnen einen Löwen malen wollte, aber anstatt dessen malte er einen ganz gefährlichen Schnabel. Hu, da riefen sie: non est leo, non est leo. Warum denn nicht? Quia habet rostrum, sagten sie, leones non habent rostrum. Darauf malte Herr Wolke die Ohren, aber entsetzlich lang. Da schrieen sie wieder, es wäre nicht recht, das wären Eselsohren. Kurz, sie schrieben Herrn Wolke alles vor, was er malen sollte, vom Kopfe bis zum Schwanze: und da hatten sie noch nicht genug daran. Sie verlangten auch, es solle ein Knabe drauf stehen, auf dem Thiere. Den Knaben machte wieder Herr Wolke mit allem Fleiß nicht recht: bald fehlte ein Auge, bald ein Ohr, bald die Nase; aber die Kleinen merktens den Augenblick und ließens machen. Das war noch nicht genug! Das Thier mußte auch einen Zaum im Maul haben, und der Knabe mußte den Zaum in der Hand halten; es war eine Figur, um sich scheckicht zu lachen! Weil das vorbei war, so sagte Herr Wolke, er wolle ihnen nun was anders zeichnen, da riefen sie wieder alle: domum, domum! Gut, sagte Herr Wolke, was ist denn nun das erste beim Hause? Fundamentum, Fundamentum. Den Augenblick zeichnete er den Grund! Dann hießen sie ihn, er solle das erste, das zweite Stockwerk und dann das Dach machen; das that er auch! Was nun? Januam, januam. Wo soll denn die Thüre stehen? In medio, in medio. Aber ich will sie nun nicht in die Mitte machen, sagte Herr Wolke; hier soll sie

1) Fritzens Reise. 71. 72.

ſtehen, und damit zeichnete er ſie ſo ziemlich vorne hin. Ja, ſagten die Kleinen, dann muß auf der andern Seite auch eine Thüre ſein. Warum denn? Propter symmetriam. Weil dann die fertig war, ſo gings an die Fenſter. Herr Wolke zeichnete ſie mit Fleiß wieder nicht recht; aber ſie ſagten gleich, wie es ſein müßte, und welche zu groß oder zu klein waren. Nun kamen die Feuermauern dran, und da ließ ſich Emilie einen Schornſteinfeger auf die eine malen mit einem Beſen. Dann ſpielten ſie noch ein Spiel, das hieß das Judicirſpiel. Da wurde erſt gewürfelt, und wens traf, der mußte eine Erklärung machen von einer Kupfertafel! Die Kupfertafel ſtellte allerhand Künſtler vor. Den erſten kannte ich nicht; das war ein Drechsler! Die andern aber kannte ich alle; das war ein Bildhauer, ein Maler und ein Schreiber. Der Bildhauer hatte einen Meiſel in der Hand und meiſelte an einer Minerva, und die ganze Stube ſtand voll Statuen." [1] —

Im zwölften Briefe erzählt Fritz, was am letzten Examentage vorgekommen. War an den erſten Tagen eine Art Feier nach dem Zuſchnitt von Baſedows allgemeiner Religion geweſen, ſo heißt es dagegen vom letzten: „Erſtlich war wieder Gottesdienſt und zwar heute in der chriſtlichen Religion." Baſedow hat die an den drei Examentagen gehaltenen Gottesdienſte mitgetheilt. [2] Zuerſt „Eine allgemeine Gottesverehrung." Ein Liturg wechſelte mit einem „Chor von erfahrenen Gottesverehrern" und mit der Gemeine. Es iſt ein deiſtiſch moraliſches, proſaiſches Machwerk; Chriſtus wird nicht genannt. Als Beiſpiel dieß:

Gieb finſtern Völkern heilſam Licht
Die Zweifler führ herbei!
Der Glaubenszwang verewge nicht
Durch Noth die Heuchelei.

Bewahr der Schwangern Leib und Herz,
Gieb ihrer Frucht Gedeihn!
Laß der Gebährerinnen Schmerz
Mit Freud erſetzet ſein!

Die Jugend wachs an Werth und Stärk
In weiſer Zucht vor dir,
Der Schulen gutes wichtigs Werk
Zu beſſern gib Begier.

1) Ebend. 72—75.
2) Philanthropin. Beilage. S. 1 ꝛc.

Schaff Jugendfreunden Hülf und Rath,
Und nicht zu schwere Pflicht!
Jetzt wird verachtet unsre Saat;
Die Erndte werd es nicht![1]

Die zweite beim Examen gehaltene Gottesverehrung, welche Basedow mittheilt, ist überschrieben: „Für die Jugend[2] eine Grundlage des Unterrichts und der Erbauung des Glaubens an Gott aus dem Anschauen der Natur und dem Gefühl des Gewissens mit Hülfe des Glaubens und des Exempels der Erwachsenen." Auch hier ist nicht vom Christenthum die Rede, sondern in matter, poetischer Prosa, besonders von der Schöpfung, z. B.: „Vor dem Anfang der Dinge flüsterte kein sanfter Bach, rauschte kein fallender Strom." Der Liturg sagt: „Hört ihr Kinder, erfreuliche Lehren, welche ihr gewiß glauben werdet, wenn ihr sie versteht und bedenkt." —

Zuletzt theilt Basedow den am dritten Examentage gehaltenen Gottesdienst mit.[3] Er führt die Ueberschrift: „Grundlage einer gemeinchristlichen Unterweisung und Gewissensübung für Kinder, mit Hülfe der Erwachsenen," und beginnt mit: „Wir glauben all an Jesum Christ." Der erste Vers: wir glauben all an einen Gott, wird als im vorangegangenen deistischen Gottesdienst abgethan, betrachtet. Das Ganze ist orthodox, an das apostolische Glaubensbekenntnis sich anschließend; da es gemeinchristlich, so wird für Katholiken, Griechen und Protestanten gebetet, für alle, die Gott und den er gesandt hat, erkennen — ja auch für die Juden.[4] —

Kehren wir nun zum Examen des dritten und letzten Tages zurück.

Basedow hielt eine Rede, deren Thema war: unterstützt das Institut! Er sagt: „Väter! Väter! Mütter! Mütter! erbarmt Euch! Gebt doch einen Theil eures überflüssigen Düngers dem Pflanzengarten, wo man unsere (der Kinder und Kindeskinder) Glückseligkeit säet und ihrer wartet. Erinnert euch eurer eigenen Schulnoth." Wiederholt verlangt er 30,000

1) Nach der Melodie: Lobt Gott, ihr Christen ꝛc. Ueber den Vers: „Die Jugend," steht: die vorige Melodie höher.

2) Ebend. S. 15.

3) Ebend. S. 47.

4) Nach dem bisher über die Religionsansichten Basedows Mitgetheilten, dürfte man sich über diese Orthodoxie wundern. Er wußte sich hierin, wie hinsichtlich des Lateinlehrens, in die Zeit zu schicken. War doch der so christlich gesinnte de Marées damals als Superintendent an der Spitze der Dessauischen Kirche.

Thaler und lockt auf alle Weise zum Geben. „Wer 50 und drüber, und doch noch nicht 500 Thaler schenkt, dessen Name mit den Anfangsbuchstaben, wird in einem dazu befriedigten Lindenhaine, in die Rinde eines jungen Baumes geschnitten, mit einer Zahl, welche anzeigt, wie vielmal 50 Thaler in seinem Geschenke sind." —

Nach Basedows Rede examinirte Simon die Kleinen im Französischen. Er erklärte ihnen „ein Bild vom Frühlinge." „Erst fragte er sie, erzählt der Briefsteller, eins und das andre, hernach brachte er ein Modell von einem Pfluge und von einer Egge, und zeigte ihnen alles, woraus der Pflug bestünde, und wie es der Bauer machte, wenn er pflüge. Da hab ichs so recht gemerkt, was das thut, wenn man nach Herrn Basedows seiner Art Vokabeln lernt. Ich habe in meinem Leben nicht gewußt, was die Egge auf Französisch heißt: hier hörte ichs zum erstenmale, weil Herr Simon die Egge vorzeigte, la herse, und nun vergeß ichs gewiß nicht wieder." [1]

Weiterhin ward von Mangelsdorf, demselben, welcher das Elementarwerk ins Lateinische übersetzt hat, ein historisches Examen über Alexanders Zug nach Indien gehalten. Basedow rühmt: es sei sehr gut geantwortet worden, Fritze erzählt: Mangelsdorf habe einen Zögling vorzugsweise gefragt. Derselbe Zögling wird unter den vieren genannt, welche eine Stelle aus dem Curtius und aus Castellions Bibel das achte Capitel des Evangelii Johannis übersetzten. Basedow sagte die Stelle aus Curtius periodenweise vor, jene vier „übersetzten sie richtig mit Fertigkeit. Dennoch, fügt er hinzu, hatte von ihnen niemand vor einem Jahre ein lateinisch Wort gehört, noch während dieses Jahres irgend ein Wort memorirt, oder etwas vom Donate oder der Grammatik gelernt." Nach einem Jahre, versprach er, sollten dieselben Schüler aus jedem teutschen, ihnen verständlichen Buche, mündlich oder schriftlich, „grammaticalisch richtig und rhetorisch nicht übel übersetzen." [2] „Die Zuhörer, erzählt Fritze, waren sehr mit dem Lateinischen zufrieden, bis auf ein Paar, die hörte ich hinter dem Rücken verzweifelt raisonniren. Sie sagten, das wären alles nur Kindereien, man sollte nur einmal den Cicero, Livius, Horaz, Virgil oder dergleichen

1) Fritzens Reise 82. 83.

2) Ebend. S. 15. Jüngere Schüler übersetzten aus des Erasmus Colloquia.

aufs Tapet bringen, dann würde man erst sehen, ob die Philanthropisten lateinisch könnten." —

In der Geographie und Naturgeschichte ward nicht examinirt. Zwei größere Philanthropisten bewiesen den pythagoreischen Lehrsatz und lösten eine trigonometrische Aufgabe.

Auf das Examen folgte die Aufführung zweier Lustspiele durch die Kinder, eines französischen und eines deutschen. — Mit großer Freundlichkeit sorgte der edle Fürst für die zum Examen gekommenen Gäste in Dessau, wie in Wörlitz, so daß die meisten Fremden einen angenehmen Eindruck vom Examen, von Dessau und besonders von dem schönen, wohlwollenden Fürstenpaare erhielten und mit sich fortnahmen. Vortheilhafte Berichte über das Ergebnis der Prüfung wurden bald nach dem Examen im deutschen Merkur und in der allgemeinen deutschen Bibliothek mitgetheilt.[1] —

In demselben Jahre 1776, da das Examen gehalten wurde, übernahm Campe, bisheriger Feldprediger in Potsdam, die Curatur des Philanthropins,[2] er verließ es aber im folgenden Jahre.[3] —

Unter den Männern, welche sich für das Philanthropin erklärten, war Kant. Im Jahre 1777 ließ dieser Folgendes in die königsberger Zeitung rücken:[4]

An das gemeine Wesen.

„Es fehlt in den gesitteten Ländern von Europa nicht an Erziehungsanstalten und an wohlgemeintem Fleiße der Lehrer, jedermann in diesem Stücke zu Diensten zu sein, und gleichwohl ist es jetzt einleuchtend bewiesen, daß sie insgesammt im ersten Zuschnitt verdorben sind, daß, weil alles darin der Natur entgegen arbeitet, dadurch bei weitem nicht das Gute aus dem Menschen gebracht werde, wozu die Natur die Anlage gegeben, und daß, weil wir thierische Geschöpfe nur durch

1) Im Merkur des Jahres 1776 findet sich der Bericht des Domherrn von Rochow: Stroth in Quedlinburg schrieb auch über das Examen; Professor Eck in Leipzig, Oberprediger Rambach in Quedlinburg u. A. priesen dasselbe in Briefen an Basedow, welche dieser drucken ließ (Philanthropin 2tes Stück. S. 107 ꝛc.); Propst Rötger in Magdeburg schrieb: „Briefe eines unparteiischen Kosmopoliten," ebenfalls über diese Prüfung.

2) Philanthrop. Archiv, 3tes Stück. Simon und Schweighäuser verließen Dessau in demselben Jahre.

3) Pädagog. Unterh. Erster Jahrgang. 5tes Stück. S. 409.

4) Pädagog. Unterh. Erster Jahrgang. 3tes Stück. 296. 301.

Ausbildung zu Menschen gemacht werden, wir in Kurzem ganz andre Menschen um uns sehen würden, wenn diejenige Erziehungsmethode allgemein in Schwang käme, die weislich aus der Natur selbst gezogen, und nicht von der alten Gewohnheit roher und unerfahrener Zeitalter sclavisch nachgeahmt worden. Es ist aber vergeblich, dieses Heil des menschlichen Geschlechts von einer allmäligen Schulverbesserung zu erwarten. Sie müssen umgeschaffen werden, wenn etwas Gutes aus ihnen entstehen soll; weil sie in ihrer ursprünglichen Einrichtung fehlerhaft sind, und selbst die Lehrer derselben eine neue Bildung annehmen müssen. Nicht eine langsame Reform, sondern eine schnelle Revolution kann dieses bewirken. Und dazu gehört nichts weiter, als nur eine Schule, die nach der ächten Methode vom Grunde aus neu angeordnet, von aufgeklärten Männern, nicht mit lohnsüchtigem, sondern edelmüthigem Eifer bearbeitet, und während ihrem Fortschritte zur Vollkommenheit, von dem aufmerksamen Auge der Kenner in allen Ländern beurtheilt, aber auch durch den vereinigten Beitrag aller Menschenfreunde, bis zur Erreichung ihrer Vollständigkeit unterstützt und fortgeholfen würde. Eine solche Schule ist nicht bloß für die, welche sie erzieht, sondern, welches unendlich wichtiger ist, auch für diejenigen, denen sie Gelegenheit gibt, sich nach und nach in großer Zahl bei ihr nach der wahren Erziehungsmethode zu Lehrern zu bilden, ein Samenkorn, vermittelst dessen sorgfältiger Pflege in kurzer Zeit eine Menge wohl unterwiesener Lehrer erwachsen kann, die ein ganzes Land bald mit guten Schulen bedecken werden. Die Bemühungen des gemeinen Wesens aller Länder sollten nun darauf zuerst gerichtet sein, einer solchen Musterschule von allen Orten und Enden Handreichung zu thun, um sie bald zu der ganzen Vollkommenheit zu verhelfen, dazu sie in sich selbst schon die Quellen enthält. Denn ihre Einrichtung und Anlage sofort in andern Ländern nachahmen zu wollen, und sie selbst, die das erste vollständige Beispiel und Pflanzschule der guten Erziehung werden soll, indessen unter Mangel und Hindernissen in ihrem Fortschritt zur Vollkommenheit aufhalten, das heißt so viel, als den Samen vor der Reife aussäen, um hernach Unkraut zu ernten. Eine solche Erziehungsanstalt ist nun nicht mehr bloß eine schöne Idee, sondern zeigt die Thunlichkeit dessen, was längst gewünscht worden, in thätigen und sichtbaren Beweisen. Gewiß, eine Erscheinung unserer Zeit, die, ob zwar von gemeinen Augen übersehen,

jedem verständigen und an dem Wohl der Menschheit theilnehmenden Zuschauer viel wichtiger sein muß, als das glänzende Nichts auf dem jederzeit veränderlichen Schauplatze der großen Welt, wodurch das Beste des menschlichen Geschlechts, wo nicht zurückgesetzt, doch nicht um ein Haar breit weiter gebracht wird. Der öffentliche Ruf und vornehmlich die vereinigten Stimmen gewissenhafter und einsehender Kenner aus verschiedenen Ländern, werden die Leser dieser Zeitung schon das dessauische Edukationsinstitut (Philanthropin) als dasjenige einzige kennen gelehrt haben, was diese Merkmale der Vortrefflichkeit an sich trägt; wovon es eine nicht der geringsten ist, daß es, seiner Einrichtung gemäß, alle ihm im Anfange etwa noch anhängende Fehler natürlicher Weise von selbst abwerfen muß. Die dawider sich hie oder da regende Anfälle und bisweilen Schmähschriften, sind so gewöhnliche Griffe der Tadelsucht und des sich auf seinem Miste vertheidigenden alten Herkommens, daß eine ruhige Gleichgültigkeit dieser Art Leute, die auf alles, was sich als gut und edel ankündigt, jederzeit hämische Blicke werfen, vielmehr einigen Verdacht wegen der Mittelmäßigkeit dieses sich erhebenden Guten erregen müßte. Diesem Institute nun, welches der Menschheit, und also der Theilnehmung jedes Mitbürgers gewidmet ist, einige Hülfe zu leisten (welche einzeln nur klein, aber durch die Menge wichtig werden kann) wird jetzt die Gelegenheit dargeboten. Wollte man seine Erfindungskraft anstrengen, um eine Gelegenheit zu erdenken, wo durch einen geringen Beitrag das größtmögliche, dauerhafteste und allgemeinste Gute befördert werden könnte, so müßte es doch diejenige seyn, da der Saame des Guten selbst, damit er sich mit der Zeit verbreite und verewige, gepflegt und unterhalten werden kann. Diesen Begriffen und der guten Meinung zufolge, die wir uns von der Anzahl wohldenkender Personen unsers gemeinen Wesens machen, beziehen wir uns auf das 21ste Stück dieser gelehrten und politischen Zeitung, zusammt der Beilage, und sehen einer zahlreichen Pränumeration entgegen: von allen Herren des geistlichen und Schulstandes, von Eltern überhaupt, denen, was zu besserer Bildung ihrer Kinder dient, nicht gleichgültig seyn kann, ja selbst von denen, die, ob sie gleich nicht Kinder haben, doch ehedem als Kinder Erziehung genossen, und eben darum die Verbindlichkeit erkennen werden, wo nicht zu Vermehrung, doch wenigstens zur Bildung der Menschen das Ihrige

beizutragen. Auf diese von dem dessauischen Edukationsinstitut herauskommende Monatsschrift unter dem Titel: „Pädagogische Unterhaltungen," wird nun die Pränumeration mit 2 Rthlr. 10 Gr. unsers Geldes angenommen. Aber, da wegen der noch nicht zu bestimmenden Bogenzahl, am Ende des Jahres einiger Nachschuß verlangt werden könnte, so würde es vielleicht am Besten sein (doch wird dieses jedermanns Belieben anheimgestellt), der Beförderung dieses Werks einen Dukaten pränumerationsweise zu widmen, wo alsdann jedem, der es verlangen würde, der Ueberschuß richtig zurückbezahlt werden soll. Denn gedachtes Institut macht sich die Hoffnung, daß es viele edeldenkende Personen in allen Ländern gebe, die eine solche Gelegenheit willig ergreifen würden, um bei dieser Veranlassung, über das Pränumerationsquantum, noch ein freiwilliges kleines Geschenk, als einen Beitrag zur Unterstützung des seiner Vollkommenheit nahen, aber durch den erwarteten Beistand nicht bei Zeiten fortgeholfenen Instituts hinzu zu fügen. Denn da, wie Herr O. C. R. Büsching sagt, die Regierungen jetziger Zeit zu Schulverbesserungen kein Geld zu haben scheinen, so wird es doch endlich, wofern solche nicht gar ungeschehen bleiben sollen, auf bemittelte Privatpersonen ankommen, diese so wichtige allgemeine Angelegenheit, durch großmüthigen Beitrag selbst zu befördern."

Kant.

Es ist merkwürdig, daß Kant vom Philanthropin so große Hoffnungen hegte, wie später Fichte von Pestalozzis Anstalt; beide, von liebenswürdigem Wohlwollen beseelt, hofften zu viel.

Im ersten Stück der pädagogischen Unterhandlungen, findet sich auch der Brief „eines unbemittelten Landgeistlichen im Elsaß" an einen Professor des Philanthropins, an Simon, dessen Lehrer der Geistliche war. Dieser Geistliche ist kein anderer, als der unter uns wohlbekannte, treffliche Oberlin. Hier ist sein Brief: [1]

Mein lieber Fritze!

Du wünschtest von mir eben so geliebt zu werden, als Du mich liebst? So recht; so hör ichs gerne. Schließe nun selbst, ob ich dich liebe. Eure Erziehungsanstalt trage ich im Herzen. O wie gern wollte ich mich derselben aufopfern; aber Gott fordert hier mein Opfer. Wie

1) Ebend. Erstes Stück. S. 97—100.

sehnlich wünschte ich, wenigstens einige Monate, ja wenns nur Wochen wären, darin mich umzuschauen, zu hören, zu lernen, und sodann — reicher als jemals, in mein Steinthal zurückzukehren und auszulernen! Aber mein Gott untersagt mirs völlig; denn nichts, als mein Wunsch, ist meinem Wunsche günstig. Ich war immer kurz gehalten, und sehr gehemmt, und bin es wirklich aufs äußerste. O hätten wir doch Geld, das in manchen Händen so unnütze Geld! so dachte ich tausendmal, seit ich die Anstalt zu Dessau kenne; und so mußte ich und meine Frau aufs neue denken, da wir das dritte Stück euers Archivs lasen. Wir bedachten uns auf allen Seiten, ob wir denn gar nichts hätten, das wir zu Geld machen könnten? Ich trauerte, denn ich wußte nichts. Einsmals kömmt meine Frau stillschweigend in meine Stube, und bringt mir mit freudigen Augen ein Paar Ohrengehänge, mit Bitte, sie dem Philanthropin zu überschicken, oder den Werth davon, wenn wir sie anbringen könnten. Sie hatten ihr, vor zehn oder eilf Jahren, 30 Gulden gekostet. Ich schrieb dießfalls an Herrn ** in Straßburg, ohne ihm aber die Geberin zu nennen. Nun weiß ich nicht, lieber Freund, ob die Ohrengehänge oder das daraus gelöste Geld diesen Brief begleiten werden. Was mir diese Ohrengehänge für Freude gemacht, kannst Du denken. Ich kann dergleichen müßiges Zeug nicht leiden, da so ungeheuer viel für so ausgemergelte Kräfte und Beutel zu thun ist. Heute gibt Gott Brot, und aufs Künftige hat er mirs versprochen. Freund, ob schon jetzt außer Gott und uns niemand weiß, wer diese, an sich geringe Kleinigkeit gegeben; so ist doch dies Geheimniß eurer Disposition völlig übergeben. — Ich weiß nicht, was man mir für ein Geschenk hätte machen sollen, das mir so lieb gewesen wäre, als die drei Exemplare vom Elementarwerke. Ich kannte mich nicht mehr; denn ich hatte immer die, die es kaufen konnten, fast mit neidischen Augen angesehen, und ich sah doch noch lange hinaus keinen Schatten von Hoffnung, es jemals kaufen zu können; denn ich und meine Cassen sind ganz verblutet. Ich suche dieses liebe Buch auch, wo ich kann, in Straßburg bekannt zu machen. Freund, ich darf offenherzig mit Dir reden: so viel Exemplarien, das erschreckte mich und meine Frau. Ich konnte es nicht mehr aushalten; mußte mich verbergen um auszuweinen. Dank und Freude und Schamröthe und Leid über mein Unvermögen, es dem Institute und Euch wieder einzubringen, bestürmten mich zu heftig. Nichts

als Wünſche, Freunde, kann ich dafür zahlen; heiße Wünſche zu meinem lieben Gott, der mich ſo kurz hält, für euch und eure und meine Sache, das Erziehungsinſtitut. Ja, Freunde, Euern Ruf und Eure Arbeit halte ich für beneidenswerth. Gott ſtärke, ſegne, ermuntre Euch, und, was ich mir immer ſelbſt wünſche, gebe Euch zärtliche, immer zärtlichere Liebe zu Jeſu, und den, ihm ſo lieben, durch ſein Blut erkauften Kindern. Adjeu, mein Lieber, und Ihr alle, meine Freunde! Ich verbleibe bis in den Tod und ſodann vom Neuen wieder

Euer und Dein

ergebener, bereitwilliger, zärtlicher Freund Oberlin.

Waldersbach im Steinthal, auf der Grenze von Elſaß und Lothringen, den 16. März 1777.

[1] Im Jahre 1778 waren 33 Penſionairs. Baſedow ward, 1777, nach Campes Abgang, wieder „Director der Lehre,“ Wolke Vicecurator. Als Lehrer trat Trapp aus Altona ein, welcher aber ſchon im folgenden Jahre zum Profeſſor der Pädagogik in Halle ernannt wurde.[2] Buſſe, „Candidat der Pädagogie,“ bekannt durch mathematiſche Lehrbücher, ſpäter Profeſſor der Mathematik bei der Bergakademie in Freiberg, wird 1778 ebenfalls unter den Lehrern aufgeführt.

Der Lehrplan iſt meiſt wie im Jahre 1776, Cicero, Terenz ꝛc. werden in Auszügen geleſen. „Zuletzt, zu allerletzt,“ will Baſedow Grammatices praecipua capita mittheilen. „Eine ſehr verkehrte Methode, nach dem Urtheile der Meiſten, ſagt Baſedow, aber wahrlich die Methode der Natur und der Vernunft.“

Trapp ließ deutſche Ausarbeitungen machen. „Für jede Ausarbeitung, heißt es, werden dem Verfaſſer, nach Verhältniß ihres Werths, Billette des Fleißes gegeben, wodurch er ſich goldne Punkte auf der weißen Meritentafel erwirbt.“ [3]

1) Ebend. Erſter Jahrgang. 7tes Stück. S. 595.

2) Dieſe Berufung erhielt Trapp durch den damaligen preußiſchen Miniſter des Schulweſens, Hrn. von Zedlitz, welcher ſehr für Baſedow eingenommen war. In einer Rede: sur le patriotisme comme objet d'education, ſagte Zedlitz: „Die baſedowſchen Kupfer zum Elementarwerk ſollten das erſte Handbuch aller Erzieher ſeyn.“ Sie ſeien eine Gemäldegallerie, durch welche man auch den Kindern leicht und anſchaulich die erſten Begriffe von der bürgerlichen Geſellſchaft beibringen könnte. Pädagog. Unterh. Erſter Jahrg. S. 604.

3) Ebend. 607. Vier Zöglinge bekamen 1782 den Orden des Fleißes. (Ebend. Fünfter Jahrg. 281.)

Neuendorf, später Rector der Schule in Dessau, hatte besonders die Aufsicht über die Philanthropisten, denen er gelegentlich folgende Anrede hielt: [1] „Meine lieben Kinder, wir machen hier eine kleine Republik aus, worin jeder unter uns ein freies Mitglied ist; ihr seid meine jungen Freunde und ich euer älterer und erfahrenerer Freund." Trotzendorf constituirte auch seine Schule als Republik, erklärte sich aber nicht zum älteren Freunde der Jungen, sondern zum Dictator perpetuus. Neuendorf, als Rousseaus Schüler, sucht seinen Schülern dann die Nothwendigkeit der Gesetze für ihre Republik darzuthun.

Unter den Lehrgegenständen werden auch Drechseln und Hobeln aufgeführt, es wurde selbst gedroschen. [2]

* * *

Wenn das Philanthropin viele Freunde gewann, so fehlte es ihm auch nicht an Gegnern. Einer derselben schrieb den Roman: „Spitzbart, eine komi-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert. Parturiunt montes nascetur ridiculus mus 1779." [3] Das Buch machte viel Aufsehen. Es war besonders gegen Basedow gerichtet. Im dritten Jahrgange der pädagogischen Unterhandlungen [4] findet sich „des Instituts Erklärung über den Spitzbart." „Obgleich unser Institut, schreiben sie, noch immer Philanthropin heißt, so ist es doch dem Philanthropin, das Basedow *anlegte* und aufführen *wollte*, so unähnlich — wie das Huhn dem Ei? — nein, wie das Huhn jedem andern Geflügel. Wenn nun auch Vorwürfe Basedow und seine Plane träfen, so träfen sie doch darum noch nicht uns, die wir sie nicht *alle* ausgeführt haben." Basedows Werk, heißt es weiterhin, hätten sie nicht untergehen laßen, sie schrieben aber keine Plane mehr, sondern führten sie aus.

Jedenfalls hatte die Kritik heilsam gewirkt.

1) Ebend. 615.

2) Die Beilage C enthält einen vollständigen philanthropinschen Lectionsplan, welcher ebend. S. 626. 630 mitgetheilt ist.

3) Derselbe Professor Schummel, welcher früher als Lehrer in der Frauenschule in Magdeburg dem Examen in Dessau beiwohnte und „Fritzens Reise" schrieb, eben derselbe ist der Verfaßer des Spitzbart „einer Satyre, sagt sein Biograph Menzel auf das philanthropische Erziehungswesen, dem er früher selbst gehuldigt hatte." Die Satyre dürfte vielleicht eine Nachwirkung der vorhergegangenen Ueberschätzung sein.

4) S. 555 ꝛc.

Aus dem eben Angeführten ergäbe es sich schon, daß Basedow vom Institut zurückgetreten, ja mit Wolke verfeindet war; 1778 hatte er, eifersüchtig auf Wolke, allem Antheil an der Direction entsagt. Wolke ward nun Director, mit ihm lehrten 5 Professoren. Im Jahre 1781 traten Salzmann, bisher Prediger in Erfurt und Olivier aus Lausanne als Lehrer ein. Jener ward zugleich Liturg,[1] und gab als solcher „Gottesverehrungen, gehalten im Betsaale des Philanthropins" 1783 heraus.

Im Jahre 1782 wurden Matthisson, der Dichter, und Spazier Lehrer am Philanthropin.[2] Damals waren 53 Pensionisten, aus allen Ländern Europas, von Riga bis Lissabon.

Salzmann verließ schon im Jahre 1784 Dessau und legte, vom Herzog von Gotha unterstützt, seine bekannte Anstalt in Schnepfenthal an.[3]

Von 1778 an privatisirte Basedow in Dessau und gab durch manche Gemeinheit, besonders auch durch sein Trinken, großes Aergernis. Mit Wolke gerieth er in sehr heftige öffentliche Streitigkeiten, ja in einen Proceß, der 1783 mit einer Aussöhnung endigte. — Er verfaßte wieder viele theologische Schriften. 1785 besorgte er die zweite Auflage des Elementarwerks und schrieb: „Von der Lehrform der Latinität durch Sachkenntniß," auch über das Lesenlernen. 1786 gab er heraus: „Neues Werkzeug zum Lesenlehren, zur Gotteskenntniß und zur nothwendigsten Sprachrichtigkeit von B. und einer für die Aufklärung arbeitenden Gesellschaft"; zugleich mit diesem: „Neues Werkzeug zur gemäßigten Aufklärung der Schüler durch die Lehrer des Mittelstandes." Seltsame Titel! Das Buch soll Tugendlehren und Grundsätze der Lebensweisheit enthalten. Seit 1785 reiste Basedow jedes Jahr auf einige Monate nach Magdeburg und gab dort Unterricht in einer Mädchenschule. — Im Juli 1790 gieng er wieder von Dessau nach Magde-

1) Ebend. Vierter Jahrg. 297.

2) Ebend. Fünfter Jahrg. 279.

3) Bis zum Jahre 1784 reichen die authentischen Nachrichten über das Philanthropin, welche mir vorliegen, so daß ich hier abzubrechen genöthigt bin. Mit dem fünften Jahrgange hören die „Pädagogischen Unterhandlungen" 1784 auf. Im Jahre 1796 kam ich als 13jähriger Knabe nach Dessau, und sah noch mehrere Lehrer des Philanthropin: den für Rousseau begeisterten Dutoit, Busse, Wolke, Neuendorf. Besonders war ich viel im Hause des redlichen, wohlwollenden, enthusiastischen Olivier, von dessen so bedeutender Lesemethode weiter unten die Rede sein wird.

burg. Hier überfiel ihn eine Hämorrhagie. Er fühlte sein Ende nahen, dictirte noch Anhänge zu seinem Testament, nahm zärtlichen Abschied von seinem jüngsten Sohne, und starb bei vollem Bewußtsein den 25. Juli in einem Alter von 66 Jahren, 10 Monaten und 14 Tagen. Charakteristisch waren seine letzten Worte: „Ich will secret sein zum Besten meiner Mitmenschen.“ Auf dem Kirchhofe der h. Geistgemeinde ward er begraben. — Er war zweimal verheirathet; die erste Frau starb schon in Soroe. Mit der zweiten, einer Dänin, lebte er 33 Jahre, sie starb 1788 und war sehr melancholischen Gemüths; besonders ward sie in Altona heftig über die Excommunication ihres Mannes betrübt. Die oft erwähnte Tochter Basedows, Emilie, heirathete 1789 einen Prediger Cautius, der nahe bei Bernburg lebte.

Blicken wir nun auf das Philanthropin noch einmal zurück. —

Es ist so viel seltsames, wunderliches über dasselbe von mir aus den Quellen mitgetheilt worden, daß das Ganze fast als eine pädagogische Caricatur erscheint. Doch wäre es höchst ungerecht, wollte ich das Gute des Instituts und seiner Vertreter in Schatten stellen.

Was zunächst die Lehrer am Philanthropin betrifft, so mögen wir von ihnen noch so verschieden denken, ihren redlichen, uneigennützigen Willen müßen wir mit Achtung anerkennen. Auch Basedows, trotz des unverschämten Geilens, was aus seinem, unaufhörlich Pläne ausbrütenden Gehirne kam, das ihn, nach Göthes Erzählung Tag und Nacht nicht ruhen ließ. Starb er doch arm und verlangte noch sterbend zum Besten seiner Mitmenschen secirt zu werden! Selbst seine Prahlereien, da er, zum großen spätern Schaden des Philanthropins, das Unmögliche zu leisten versprach, ja es sogar als geleistet beschrieb, selbst diese dürften wohl zum Theil einer rohen Begeisterung für seine Pläne zuzuschreiben sein. — Und die meisten philanthropischen Lehrer waren nicht mit halbem, sondern mit ganzem Herzen bei der Sache voll aufopfernder Liebe. Mit welcher unermüdeten, immer lebendigen Thätigkeit wirkte Wolke! Olivier lebte bis an sein Ende mit jugendlichem Enthusiasmus seinem Lehrerberufe; Salzmanns und Campes redliche, gewißenhafte und ausdauernde pädagogische Thätigkeit ist bekannt. —

Ist denn nun alle Arbeit dieser Männer vergeblich, ja mehr als vergeblich gewesen? Gewis nicht. Wollen wir uns davon überzeugen, so müßen wir, wie bei der Würdigung Rousseaus, den Charakter der

Pädagogik zu ihrer Zeit betrachten; nicht wie er in einzelnen eminenten Schulmännern sich zeigte, sondern wie er durchschnittlich bei weitem auf den meisten Schulen herrschte. —

Die Jugendzeit war damals für die meisten eine sehr geplagte Zeit, der Unterricht hart und herzlos streng. Die Grammatik ward dem Gedächtnis eingebläuet, ebenso Sprüche der h. Schrift und Liederverse.[1] Eine gewöhnliche Schulstrafe war das Auswendiglernen des 119ten Psalms. Die Schulstuben waren melancholisch dunkel. Daß auch die Jugend irgend etwas mit Liebe arbeiten könne, das fiel niemandem ein, so wenig, als daß sie die Augen zu irgend etwas Anderm als zum Schreiben und Lesen habe. Das heillose Zeitalter Ludwigs XIV brachte überdieß den armen Kindern in den höhern Ständen frisirte mit Puder und Pomade eingeschmutzte Haare, galonnirte Röcke, kurze Beinkleider, seidne Strümpfe, einen Degen an der Seite; das war für rührige frische Jungen die ärgste Tortur.[2] —

Allem genannten Unheil trat nun das Philanthropin entgegen; daher war es kein Wunder, wenn nicht bloß flache, sondern auch tiefsinnige, ernste Männer, wie Kant, Fr. H. Jacobi, Euler[3] u. A. anfangs

1) Pädagog. Unterhandlungen. Dritter Jahrgang. S. 467. Hier findet sich Folgendes: „Um diese Zeit starb Häuberle, Collega jubilaeus zu *** einem Städtlein in Schwaben. Während der 51 Jahre 7 Monate seiner Amtsführung hat er, nach einer mäßigen Berechnung ausgetheilt: 911,527 Stockschläge, 124,010 Ruthenhiebe, 20,989 Pfötchen und Klapse mit dem Lineal, 136,715 Handschmisse, 10,235 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen, 1,115,800 Kopfnüße und 22,763 Notabenes mit Bibel, Katechismus, Gesangbuch und Grammatik. 777mal hat er Knaben auf Erbsen knieen lassen und 613 auf ein dreieckicht Holz; 5001 mußten Esel tragen und 1707 die Ruthe hoch halten, einiger nicht so gewöhnlichen Strafen, die er zuweilen im Falle der Noth aus dem Stegreif erfand, zu geschweigen. Unter den Stockschlägen sind ungefähr 800.000 für lateinische Vocabeln, und unter den Ruthenhieben 76,000 für biblische Sprüche und Verse aus dem Gesangbuch. Schimpfwörter hatte er etwas über 3000, davon ihm sein Vaterland ungefähr ⅔ geliefert hatte, ⅓ aber von eigener Erfindung" war u. s. w.

2) Man betrachte nur die meisten Kinder auf den Bildern des Elementarwerks. Wie die französische Unnatur auf die Erziehung deutscher Mädchen Einfluß übte, hat Göthe in einer Scene der frühern Recension von Erwin und Elmire lebendig dargestellt. Göthes Schriften, letzte Ausgabe. Bd. 34, 211.

3) Von diesem großen Mathematiker ist das günstige Zeugnis unterschrieben, welches die petersburger Akademie Basedow und dem Philanthropin im Jahre 1775 ausstellte. Basedow hatte sein Buch: „das Philanthropin" nach Petersburg geschickt. La Conférence jugea cet ouvrage digne de ses éloges. Elle applaudit surtout au zèle cordial, dont l'auteur est pénetré pour le bien du genre humain, et

großes vom neuen Institut hofften, wenn es überhaupt nach allen Seiten, durch ganz Europa Anklang und Unterstützung fand. Man fühlte das Unnatürliche in so vielem Herkömmlichen und sehnte sich nach Freiheit, nach dem, was man im besten Sinne natürlich nennen könnte, man sehnte sich, wie Kant sagt, nicht nur nach einer Reformation, sondern nach einer Revolution, zur Befreiung der Jugend. —

Rousseaus rednerische Ermahnungen hatten bewirkt, daß man auf eine verständigere Behandlung der kleinsten Kinder bedacht wurde; Mütter stillten wieder selbst; man ließ ab von der Verweichlichung.

Im Philanthropin befolgte man bei Erziehung der Knaben dieselben Principien und berücksichtigte die leibliche Bildung auf eine Weise, wie es vorher in neuerer Zeit nie und nirgends geschehen war.[1]

Die fratzenhafte peinliche Kleidung der Knaben, galonnirte Röcke, kurze Beinkleider, Frisur, Haarbeutel, Alles schaffte man ab. Man kann denken, wie wohl den Knaben wurde, wenn sie aus den Zwangsfraks, Zwangshosen und Zwangshalstüchern herausgelaßen, nun die bequemsten Matrosenjacken und Beinkleider von blau und weiß gestreiftem Zwillich erhielten, den Hals frei trugen, den Hemdkragen übergeschlagen;[2] wenn ihnen dann vollends der Schmutz von Puder und Pomade aus den Haaren weggeschafft, der Haarbeutel abgebunden wurde. „Bestehen die Eltern darauf, sagt ein Institutsbericht vom Jahre 1779, daß das Haar täglich von gewöhnlichen Friseurs gekräuselt und gepudert werde, so kann das Institut für die Unverderbtheit des Charakters ihrer Söhne nicht zur Verantwortung stehen, weil sie durch die Friseurs leicht Verbindung krigen, mit verderbten Personen außer dem Institut." Das wirkte.

Man sorgte dafür, daß der Leib geübt und abgehärtet wurde. Die Knaben lernten schreinern und drechseln, tummelten sich viel im Freien, machten Fußreisen ꝛc. Da der Unterricht möglichst von sinnlicher An-

comme le plan d'education avec la méthode d'instruire la jeunesse, qu'il y propose, est à plusieurs égards préférable à ceux, qu'on a suivi jusqu'ici, l'Académie ne doute en aucune façon, que s'il fût exécuté et imité aussi par les autres établissements, il n'en résulte un avantage réel pour le public.

1) Wozu im Philanthropin der Anfang gemacht war, das führte Gutsmuths im Salzmannschen Institut zu Schnepfenthal weiter aus. In seiner „Gymnastik" erscheint dieser wiederum als Vorläufer Jahns.

2) Das war die Tracht der Kinder, welche Olivier erzog, wie ich sie im Jahr 1796 sah.

ſchauung ausgieng und man viel zeichnen ließ, ſo konnte es nicht fehlen, daß auch die Blüte alles Turnens, die Ausbildung der Sinne, insbeſondere die des Auges nicht vernachläßigt wurde.

Hierher gehört auch, daß das Philanthropin und die ſich ihm anſchließenden Pädagogen vorzugsweiſe auf Heilung der entſetzlichen heimlichen Sünden ſannen. —

Was den Unterricht betrifft, ſo haben die Lehrer des Philanthropins ſich manche große Verdienſte um denſelben erworben.

Es lag ihnen ſehr am Herzen, daß die Kinder mit Liebe lernen ſollten, nicht mit Widerwillen. Hierin hatten ſie gewis recht, wenn ſie ſich auch vielfach in den Mitteln: Lernluſt einzuflößen, vergriffen. Die liebloſe Gleichgiltigkeit ſo vieler Lehrer gegen die Kinder, gegen Freude und Freudloſigkeit derſelben beim Lernen, ſie ſtraft ſich ſchwer. Der Lehrer wird am meiſten leiſten, deſſen Werk zugleich von treibenden natürlichen Gaben und von wacher Gewißenhaftigkeit ſeiner Schüler gefördert wird. Einzig nach dem Triebe der Kinder fragen, führt zum ſervilen Verziehen derſelben, einzig ihre Gewißenhaftigkeit in Anſpruch nehmen, zum Verkennen und Vernachläßigen der individuellen Gaben, dazu, daß man tyranniſch Alles von Allen fordert. — Im erſtern Falle vernachläßigt man den Willen der Kinder und behandelt ſie nur als perſonifizirte vegetirend ſich entwickelnde Fähigkeiten, denen der Lehrer überall nachgehen und ſich ihnen ganz unterordnen muß. Im zweiten Falle dagegen betrachtet man die Kinder als perſonifizirte Willen, muthet ihnen Alles zu, auch das Unmögliche zu wollen und zu leiſten, ſo daß man wohl vom Blinden verlangt: er ſolle kraft ſeines Willens ein Maler werden. Im Philanthropin hat man nun das ethiſche Element beim Lernen verhältnismäßig vernachläßigt, zu ſehr Luſt und Gefallen, zu wenig die gewißenhafte Entſchloßenheit der Kinder in Anſpruch genommen, ja ſelbſt die heilloſe Eitelkeit zu Hilfe gerufen.[1] Es geſchah dieß wohl im Gegenſatz gegen die angedeutete Caricatur der alten Pädagogik, die überharte Zucht, welche rückſichtslos bei Strafe befahl und aufgab, weder nach Luſt noch nach Gewißenhaftigkeit der Kinder fragte und durch Furcht alles durchſetzen wollte. —

1) In der vierten Sammlung der „Gottesverehrungen, gehalten im Betſaale des Philanthropins von Salzmann," wird eine „Gottesverehrung" mitgetheilt, bei welcher ſieben Zöglingen „der Orden des Fleißes umgehangen wurde."

Ich gehe nun zur Betrachtung der im Philanthropin beim Unterricht in den verschiedenen Lehrobjecten befolgten Methode über.

Im Sprachunterricht schloß man sich darin an Comenius an, daß man das Lehren von Worten fremder Sprachen soviel als möglich mit dem Anschauen des durch die Worte Bezeichneten verband. Der Lehrer zeigte beim Examen im Französischen das Bild einer Egge und nannte sie herse. Das Wort sollte sich durch die Anschauung, diese durch das Wort dem Gedächtnis einprägen. Auf solch ein verbundenes Kennenlernen der Dinge und ihrer Namen in verschiedenen Sprachen, zielte das Elementarwerk wie früher der Orbis pictus.

Ein Zweites, wodurch sich der Sprachunterricht auf dem Philanthropin vom anderweitigen unterschied, war dieß: daß man die fremde Sprache zuerst sprechend, dann durch Lesen der Autoren lehrte, und ziemlich spät die Grammatik eintreten ließ, mit welcher auf andern Schulen immer der Anfang gemacht wurde. Auch dieß ist nicht ganz neu. Auf solche Weise lernte, wie wir sahen, Montaigne latein; Ratichius schickte das Lesen des Terenz der Grammatik voran; Aehnliches wollte Locke. Vornämlich beriefen sich aber Basedow und Wolke auf mehrere Stellen in Gesners Isagoge, welcher sagte: es sei hundertmal leichter, durch den Gebrauch und die Uebung ohne Grammatik eine Sprache zu erlernen als ohne Uebung und ohne Gebrauch, allein aus der Grammatik.

Um Wiederholungen zu vermeiden, verspare ich die nähere Betrachtung dieser pädagogischen Streitfrage, ich werde sie besonders bei Darlegung der hamiltonschen Methode wieder aufnehmen. Nur dieß bemerke ich, daß meines Wißens kein bedeutender Philolog aus dem Philanthropin hervorgegangen ist. Hierüber kann man sich um so weniger wundern, als dem Basedow selbst aller Sinn für die Größe und Schönheit der alten Klassiker gänzlich gefehlt haben muß, und er, nach eigenem Geständnis, die alten Sprachen uur deswegen eifrig trieb und treiben ließ, weil das Philanthropin demohne nicht existiren konnte.

Der Unterricht im Rechnen mag sehr gut gewesen sein; wenigstens haben Busses, des mathematischen Professors Lehrbücher, viel Anerkennung gefunden. In der Geometrie scheint man sich nach Rousseaus Ansichten gerichtet zu haben, der, wie wir sahen, auf sauberes, möglichst genaues Zeichnen der geometrischen Figuren drang. Mit vollem

Recht. Nirgends paßt der vornehm thuende Spiritualismus weniger hin, als in den Jugendunterricht. Dieser Spiritualismus verschmäht das Bild und verlangt unvermittelt den Begriff; die Jugend bedarf aber des schönsten wahrsten Bildes als ein Symbol des klarsten und wahrsten Begriffs.

Ich besitze eine Sammlung geometrischer Zeichnungen auf Pappe, deren man sich im Philanthropin beim Unterricht bedient hat. Da ist nichts verabsäumt, was das Bild faßlicher, den Beweis handgreiflicher macht. Selbst entsprechende Illumination entsprechender Theile der Figur ist nicht verschmäht; einzelne Dreiecke aus Pappe laßen sich herausnehmen, um zu zeigen, wie sie andere Dreiecke der Figur decken u. s. w. Hätte doch der große Euklides selbst gewis das Wort Decken nicht gebraucht, wofern er nicht auch wirklich eine Figur mit der andern gedeckt hätte.

Ueber den Unterricht in der Geographie, Naturgeschichte und Physik läßt sich einiges aus Basedows Elementarwerke entnehmen. Der geographische Unterricht ist in 2 Curse getheilt; er bietet nichts besonderes, man müßte denn des Verfaßers wunderliche, politische und religiöse Bemerkungen berücksichtigen, welche Männern widerlich, Kindern völlig unverständlich sind. Von der Lehrart heißt es: „der Anfang von dem Grundriß einer Stube, Wohnung, Stadt und bekannter Gegend, und alsdann erst der Fortgang zur Karte eines Landes, bis zum Welttheile, ist etwas Wesentliches.“ Dieß, wie Comenius und Rousseau; ob man wirklich diese Methode befolgte, ersah ich nicht.

An die Geographie schließt sich im Elementarwerk eine ziemlich confuse, wiederum mit allerhand unnützen Bemerkungen ausgestattete Universalgeschichte an; dieser folgt etwas aus der Mythologie, auf höchst gemeine, ekelhafte Weise erzählt. —

Die Naturkunde des Elementarwerks theilt dieß und jenes von den 3 Reichen, mehr noch aus der Physik und Astronomie mit. Auch der Bau des menschlichen Leibes wird berücksichtigt. Manches Schwache ist dem damaligen Stande der Naturkunde zuzurechnen. — Technologie, eine Beschreibung der gewöhnlichsten Handwerke und Künste ist ebenfalls aufgenommen.

Alles dieses galt als Lehrgegenstand im Philanthropin, wo ja das Elementarwerk zu Hause war. Den Kindern mochten die mannichfaltigen

Erscheinungen der Natur und der Kunst, die ihnen, wie ein Schattenspiel an der Wand vorübergeführt wurden, ein großer Zeitvertreib sein; welche Langeweile mußten sie dagegen bei den Saalbadereien über Moral, Politik und Religion erdulden! Basedow hatte auch nicht entfernt eine Ahnung davon, was dem Knaben in diesen Regionen zugänglich sei, was ihn reize, was er begreife, was ihm zu Herzen gehe. — Auf nicht weniger als 61 Seiten behandelt er im Elementarwerk „Grundbegriffe von Staatssachen," erzählt von einem Demokratus im Lande Universalia, vom angesehenen Grafen Aristokratus, von klagbaren Beleidigungen u. s. w.

Die Religion ist das Fundament der Erziehung; von der Solidität dieses Fundaments hängt die Güte des ganzen Gebäudes ab. Basedows Haus war auf Sand gebaut; bei löblicher Ausführung einzelner Theile des Hauses war es daher unheimlich und unsicher. — Was wir im Elementarwerke und andern vom Philanthropin ausgegangenen Schriften über Religion finden, das überbietet alles bisher Mitgetheilte. Man ist nur auf rationalistisch Langweiliges gefaßt, zur Verwunderung erhält man mehr. Hier einige Beispiele.

Mit Beifall wird von Wolke[1] der Aufsatz eines Dritten mitgetheilt, welcher so anfängt: „Heute entdeckte ich Fritzen das Dasein Gottes. Lange hatte ich ihn auf diesen wichtigen Zeitpunkt vorbereitet; nämlich dadurch, daß ich ihn auf alles in der Natur sorgfältig aufmerksam machte, ihn, wo er Wirkung fand, auch eine Ursache vermuthen ließ." Der Mann gieng nun 4 Tage mit dem Knaben nicht aus dem Dorfe, damit dieser am 5ten desto empfänglicher sein, desto mehr aufgeregt werden möchte, da er ihm Gott als Schöpfer der Sonne ꝛc. zum ersten Male nennen würde. Wolke macht hierzu die Anmerkung: „Wer die Eindrücke zu dieser Zeit noch tiefer prägen, das Entzücken über das Schöne der Natur und über dessen Urheber noch mehr erhöhen will, der muß noch mehr Tage zu Hause bleiben, und mit seinem Zöglinge die letzten Tage in einem Zimmer sich aufhalten, dessen Fenster Tag und Nacht geschloßen sind, und das nur durch ein schwaches Licht erleuchtet ist. Doch muß der Zögling von dem Vorhaben nichts wissen, und während des letzteren Aufenthalts genug und nicht mit Verdruß beschäftigt sein." — Jener Fritze hatte vor dem bestimmten Tage nie den Namen Gottes gehört — wenigstens ihn nicht hören sollen — erst nach dem Offenbarungs-

1) Pädagog. Unterh. 3ter Jahrg. S. 446.

tage wird er zum Beten angeleitet, bis dahin hatte er nach Tische nur seinem Pflegvater für Eßen und Trinken gedankt. —

Etwas dem Aehnliches findet sich im Elementarwerk.[1] Es wird hier der Uebergang von der „kleineren Kindheit" zur „größeren Kindheit" so beschrieben. „Vorher werden Verordnungen der Eltern aufgesetzt, von der Veränderung des Verhaltens, sowohl des Kindes als Anderer gegen daßelbe und von der Feierlichkeit dieses Tages. Dem Kinde werden diese Verordnungen einige Zeit vorher stückweise erklärt, und Vorübungen angerathen und erleichtert, sich in eine so große und ehrenreiche Veränderung gut zu schicken, mit der Warnung, es könnte durch kleinkindische Aufführung einen Aufschub des gesetzten Tages veranlaßen. — Der Tag erscheint. Als kleines Kind steht es noch auf. Einige Freundinnen der Mutter kommen mit Freude, ihm die neuen Kleider anzulegen. Es wird ein sehr gutes Frühstück verzehrt. — Alles alte Geräth wird zusammen gelegt und weggeschafft, und das neue vorgewiesen, nebst allen Kleidungsstücken. — Das Kind wird glücklich geschätzt, daß es soweit gekommen sei. Man führt es in eine Kirche und belehrt es von dem Zwecke der dortigen Versammlung, doch noch nicht von der besondern Landesreligion. Man kömmt nach Hause. Der Vater spricht ein kurzes Gebet für sein Kind; ein Paar gute Sänger singen eine sich darauf beziehende Strophe. Nach einigen Fragen von den Eltern und Antworten von dem Kinde wird die Ruthe im Camin verbrannt. Nun betet das Kind knieend zum erstenmal nach einer Vorschrift. Der Vater betet wieder, die segnende Hand auf das Haupt seines Kindes. Eine abgesungene Strophe beschließt den ernsthafteren Theil der Feierlichkeit. — Alles im Hause und einige Gäste mit ihren Kindern wünschen Glück zu dieser Veränderung. — Hernach wird bis 8 Uhr Abends eine Kindergesellschaft nach ihrer Art herrlich bewirthet und belustiget, doch nicht mit gar zu polternden, sondern andern angenehmen Spielen; weil sich jene zu der Ernsthaftigkeit dieses Tages nicht schicken würden. Des Abends betet die Mutter mit der segnenden Hand über des Kindes Haupt; am folgenden Tage betet der Hofmeister für das Kind und über ihm, und giebt ihm im Namen der Eltern eine schöne Schreibtafel, dessen Band röthlich ist, und dessen Titelkupfer eine ganze Gesellschaft betender Kinder vorstellt, denen ein Lehrer vorbetet. Am Tage der Feierlichkeit, bei

1) Thl. 1, 87 — 90.

jedem Artikel der Verordnung der Eltern, ist ihm die Ursache gesagt von jeder Veränderung. Z. E. die röthliche Farbe ist ein Denkmittel der schamhaften Ehrbarkeit, wozu in diesen und jenen Umständen Kinder von einem solchen Alter schon gewöhnt werden müßen u. s. w. Also ist das Kindchen ein großes Kind geworden."

Welcher Art Gottesdienst Basedow als Ideal vorschwebte, ersehen wir z. B. aus Folgendem: „Zu einer wöchentlichen und zu wenigen außerordentlichen Feierlichkeiten des Hauses ist, wenn die Umstände es nicht hindern, eine Betkammer geheiligt, das ist, zu diesem einzigen Gebrauche abgesondert. Daselbst ist jeder Gegenstand lehrreich und bedeutend, z. E. die Decke bedeutet den Himmel oder die erhöhte Glückseligkeit der Tugendhaften nach dem Tode, und ist, dieses vorzustellen, eingerichtet. Die Hauptfarbe der Wände ist mit schwarzen Streifen vermischt, um das Uebergewicht des Guten über das Uebel in dem irdischen Leben vorzustellen. Die Mitte des Fußbodens hat das Bild eines Sarges, um zur Beförderung der Weisheit die Menschen des Todes zu erinnern. Am höchsten Orte hinter dem Sitze des Liturgs ist eine Lade, worinnen das Gesetzbuch und Verheißungsbuch Gottes liegt. Der aufgeschlagene Deckel hat einen Spiegel, die Nothwendigkeit unserer Selbstprüfung nach den Gesetzen Gottes anzuzeigen. An der Seite dieser Lade brennen zwei Kerzen, die beiden Erkenntnißarten der Religion, durch fremde Belehrung und durch eigne Einsicht zu bedeuten. Ueber der Lade an der Wand sind vorgestellt in Statuen, Gemälden oder Worten die 4 Haupttugenden: 1. die Bedachtsamkeit, 2. die Mäßigung, 3. die Gerechtigkeit, 4. die Wohlthätigkeit. Diese Vorstellungsmittel werden durch Hülfe gewisser Worte, Gebärden und der Liturgie bei dem Anfange eines jeden feierlichen Gottesdienstes gebraucht. Alle die in der Betkammer sind, sind reinlich bekleidet; niemand kehrt der Lade den Rücken zu."[1] —

Nachdem er noch mehr dergleichen Absonderliches mitgetheilt, fügt er hinzu: „Die Ausführung der häuslichen Liturgie und Feste, verdiente ein ganzes Buch. Freilich wird Mancher den Zweck dieser Beschreibung übel beurtheilen, lächeln, spotten. — Das mag er thun. Die Nachwelt entscheidet zu ihrem Nutzen für ein Copernicanisch System." — Man

1) Ebend. Thl. 2, 110. 111. 113. Doch ist solcher Cultus nur in Basedows Alethinien zu finden. Es erinnert dieß sehr an Wilhelm Meisters Wanderjahre.

vergleiche ſolche Fantaſtereien mit Luthers ſchlichter Anweiſung, wie der Hausvater mit den Seinigen Hausandacht halten ſolle! Wahrſcheinlich ward Baſedow, als Nachahmer Rouſſeaus, durch eine Stelle im Emil zu ſeinen Abſonderlichkeiten verleitet. Dort heißt es: „wir gebrauchen zu ſehr der nackten Vernunft, als wenn die Menſchen nur Geiſt wären. Indem man die Zeichenſprache hintanſetzt, welche zur Einbildungskraft redet, verliert man die allerenergiſchſte Sprache. Der Eindruck des Worts iſt immer ſchwach, und man ſpricht beſſer zum Herzen durch die Augen als durch die Ohren.“

An die vertracte Rhetorik in Baſedows zerzauſten geiſtlichen Reden ſchließen ſich würdig ſeine geiſtlichen Lieder an. Zur Probe einiges aus Folgendem, das überſchrieben iſt: „Die ganze natürliche Religion in Geſängen.“ [1]

Mich kannte noch kein Sterblicher
In meiner Mutter Schoos!
Sie ſelbſt auch nicht! Sie glaubte nur,
Es würd' ein Menſchenkind!

Da lag ich vorbereitet, Ich!
Mit Seel und Leib, ſchon Ich!
Ich, bald ein Kind und bald ein Menſch,
Ganz vorbereitet da!

So war ich zubereitet, Ich!
Nicht nach der Eltern Plan!
Der, der mich ſo nach Abſicht ſchuf,
Der iſt mein Gott, mein Gott!

Der Gott iſts, der den Milchſaft macht,
Aus Speiſen und Getränk!
Und dieſen zu dem Blute führt,
Das Blut zu jedem Theil.

Der Leib nimmt, was ihm nützet, an,
Wirft, was ihm ſchadet, aus!
Durch Lungen, durch magneiſche Haut;
Das wirkt, das wirkt mein Gott!

Du, Gott, bedarfſt der Väter nicht,
Zu bilden Menſchenform.
Mein erſter Vater ward durch dich
Ohn Zeugung und Geburt.

1) Ebend. S. 150.

Du führest seinen Weg den Wind
Lehrst zittern deine Luft,
Daß dieser spricht und jener hört,
Und beide sich verstehn.

Verdünnt, verdichtet tönt sie nicht.
Und tödtet, was da lebt!
Du, Lebensvater, machst, daß sie
Sich häufl mit Mäßigung.

An die Stelle des christlichen, erneuernden, für Zeit und Ewigkeit belebenden Glaubens schuf man sich ein eigenes flaches, unerquickliches und absurdes Machwerk von natürlicher Religion. Aus einem solchen tauben Samenkorn erwächst nimmermehr eine in Zeit und Ewigkeit fruchtbringende Pflanze. —

10. Pestalozzi.

1. Pestalozzis Jugendjahre.

1745—1767.

Johann Heinrich Pestalozzi wurde den 12. Januar 1745 in Zürch geboren. Sein Vater war ausübender Arzt; seine Mutter aus Wädenschwyl am zürcher See gebürtig, eine geborene Hotze, war Geschwisterkind mit dem österreichischen General Hotze, welcher 1799 bei Schännis fiel.[1]

Der Vater starb frühe, als Pestalozzi erst 6 Jahr alt war, daher fehlte ihm von da an „in seinen Umgebungen alles, dessen die männliche Kraftbildung in diesem Alter so dringend bedarf. Ich wuchs, erzählt er, an der Hand der besten Mutter in dieser Rücksicht als ein Weiber- und Mutterkind auf, wie nicht bald eins in allen Rücksichten ein größeres seyn konnte. Ich kam Jahr aus Jahr ein nie hinter dem Ofen hervor; kurz alle wesentlichen Mittel und Reize zur Entfaltung männlicher Kraft, männlicher Erfahrungen, männlicher Denkungsart und männlicher Uebungen, mangelten mir in dem Grad, als ich ihrer bei der Eigenheit und bei den Schwächen meiner Individualität vorzüglich bedurfte.“[2]

1) Pestalozzi hatte einen Bruder und eine an den Kaufmann Groß in Leipzig verheirathete Schwester.

2) Schwanengesang 235.

Dieſe Eigenheit war, nach Peſtalozzis eigener Angabe, daß es ihm beim reizbarſten Gefühl und der lebhafteſten Imagination an verſtändiger Aufmerkſamkeit, an Nachdenken, Umſicht und Vorſicht fehlte.

Seine Mutter opferte ſich ganz der Erziehung ihrer drei Kinder auf, hierbei von einem treuen Dienſtmädchen vom Lande, Namens Babeli unterſtützt. Auf dem Todbett ließ Peſtalozzis Vater dieſe zu ſich kommen. „Babeli, ſagte er, um Gottes und aller Erbarmen willen, verlaße meine Frau nicht; wenn ich todt bin, ſo iſt ſie verloren, und meine Kinder kommen in harte fremde Hände.“ „Ich verlaße ihre Frau nicht, wenn ſie ſterben, antwortete Babeli. Ich bleibe bei ihr bis in den Tod, wenn ſie mich nöthig hat.“ Ihr Wort beruhigte den ſterbenden Vater; ſie hielt ihr Verſprechen und blieb bis an ihren Tod bei der Mutter. Ihre große Treue, ſagt Peſtalozzi, ſei „Folge ihres hohen, einfachen und frommen Glaubens“ geweſen. Da die Mutter in ſehr beſchränkter Lage war, ſo ſparte Babeli, wo ſie konnte; ſie hielt ſelbſt die Kinder, wenn ſie auf die Gaße wollten oder an irgend einen Ort, wo ſie nichts zu thun hatten, mit den Worten zurück: „Warum wollt ihr doch unnützer Weiſe Kleider und Schuhe verderben? Seht, wie eure Mutter, um euch zu erziehen, ſo viel entbehrt, wie ſie Wochen und Monate lang an keinen Ort hingeht und jeden Kreuzer ſpart, den ſie für eure Erziehung nothwendig braucht.“[1] Doch griff ſich die Mutter bei ſogenannten Ehrenausgaben an, ließ es auch nicht an ſchönen Sonntagskleidern für die Kinder fehlen. Sie durften aber dieſelben nur wenig tragen und mußten ſie, ſobald ſie heimkamen, wieder ablegen. —

„Ich ſah die Welt, ſagt Peſtalozzi, nur in der Beſchränkung der Wohnſtube meiner Mutter und in der eben ſo großen Beſchränkung meines Schulſtubenlebens; das wirkliche Menſchenleben war mir beinahe ſo fremd, als wenn ich nicht in der Welt lebte, in der ich wohnte.“[2] —

Wie verſchieden war doch Rouſſeaus Jugendzeit von der Peſtalozzis! Jenem ſtarb die Mutter, als er geboren wurde; ſein wunderlicher Vater ſcheint ihn wenig geliebt zu haben. Peſtalozzi verliert dagegen früh den Vater, es bleibt ihm aber eine liebevolle Mutter und das treue, fromme, ſchlichte Babeli. Wie wirken dieſe erſten Jugendeindrücke auf das ganze Leben der beiden Männer! Liebe bleibt der Grundton Peſtalozzis bis

1) Ebend. 237.
2) Ebend. 241.

ins Greisenalter: seine übertriebene Verehrung der Mütter, sein Preisen der Wohnstuben, fließt aus der Pietät des Mutterkindes. Rousseau weiß von Mutter- und Vaterliebe wenig oder nichts, nichts von Heiligkeit der Wohnstube, die eigenen Kinder gibt er ins Findelhaus; sein Emil erfährt von warmer und erwärmender Vater- und Mutterliebe nichts, er gibt ihm als kaltes Surrogat einen kalten Hofmeister. —

Pestalozzis Großvater von mütterlicher Seite war Pfarrer zu Höngg, einem Dorfe, das von Zürch eine Stunde entfernt ist. Zu diesem kam er vom neunten Jahre an alljährlich mehrere Monate. Der Alte war ein gewißenhafter Seelsorger und übte eben dadurch einen großen Einfluß auf die Dorfschule aus; seine Frömmigkeit machte auf den Enkel einen tiefen bleibenden Eindruck.

Von seiner frühern Schulzeit erzählt Pestalozzi Folgendes: ‚„In allen Knabenspielen, sagt er, war ich der ungewandteste und unbehülflichste unter allen meinen Mitschülern, und wollte dabei doch immer auf eine gewisse Weise mehr sein als die andern. Das veranlaßte, daß einige von ihnen gar oft ihr Gespötte mit mir trieben. Einer hängte mir den Uebernamen ‚Hairi Wunderli von Thorliken‘ an.[2] Die meisten liebten aber doch meine Gutmüthigkeit und meine Dienstgefälligkeit; aber kannten allgemein meine Einseitigkeit und Ungewandtheit, so wie meine Sorglosigkeit und Gedankenlosigkeit in allem, was mich nicht sehr interessirte.“

„Obgleich einer der besten Schüler, beging ich denn doch mit einer unbegreiflichen Gedankenlosigkeit Fehler, deren sich auch keiner der schlechteren von ihnen schuldig machte. Indem ich das Wesen der Unterrichtsfächer meistens lebendig und richtig ergriff, war ich für die Formen, in denen es erschien, vielseitig gleichgültig und gedankenlos. Mitten indem ich in einigen Theilen eines bestimmten Unterrichtsfachs hinter meinen Mitschülern weit zurückstand, übertraf ich sie in einigen andern Theilen derselben in einem seltenen Grad. Das ist so wahr, daß ich einst, da einer meiner Professoren, der sehr wohl griechisch verstand, aber durchaus kein rhetorisches Talent hatte, einige Reden des Demosthenes übersetzte und drucken ließ, die Kühnheit hatte, mit den beschränkten Schulanfängen, die ich besaß, eine dieser Reden auch zu übersetzen und im

1) Ebend. 248.

2) Heinrich Wunderlich von Thorlingen.

Examen als Probestück meiner diesfälligen Fortschritte niederzulegen. Ein Theil dieser Uebersetzung wurde im Lindauer Journal einem Aufsatze, Agis betitelt, beigedruckt. — So wie ich in einzelnen Theilen meiner Unterrichtsfächer ohne alles Verhältniß weniger als in andern Vorschritte machte, so war mir überhaupt, ich darf nicht einmal sagen, das eigentliche Verstehen, sondern vielmehr das gefühlvolle Ergriffenwerden von den Erkenntnißgegenständen, die ich erlernen sollte, immer weit wichtiger, als das praktische Einüben der Mittel ihrer Ausübung. Dabei aber war mein Wille, einige Erkenntnißgegenstände, die mein Herz und meine Einbildungskraft ergriffen, ausüben zu *wollen*, ob ich gleich die Mittel, sie praktisch ausüben zu *können*, vernachläßigte, dennoch in mir selbst enthusiastisch belebt, und unglücklicherweise war der Geist des öffentlichen Unterrichts in meiner Vaterstadt in diesem Zeitpunkt in einem hohen Grade geeignet, diesen träumerischen Sinn, sich für die *Ausübung* von Dingen, die man sich gar nicht genugsam *eingeübt*, lebendig zu interessiren und dafür fähig zu glauben, bei der Jugend meiner Vaterstadt allgemein sehr belebt." [1]

Wie ist doch Pestalozzis Jugendzeit ein Vorbild seines ganzen spätern Lebens! [2]

Unter seinen Lehrern übten drei Einfluß auf den Jüngling Pestalozzi: Bodmer, Breitinger und Steinbrüchel. Bodmer war von 1725 bis 1775 Professor der Geschichte; er ist durch seine literarischen Streitigkeiten mit Gottsched und Lessing, durch die Herausgabe der Minnesänger und durch sein Epos: die Noachide, bekannt. Breitinger, Professor der hebräischen und griechischen Sprache von 1731—1776 war Herausgeber der Septuaginta. Steinbrüchel wird als ein witziger, gelehrter, aber zur ungläubigen Aufklärung sehr geneigter Mann geschildert. — „Unabhängigkeit, Selbstständigkeit, Wohlthätigkeit, Aufopferungskraft und Vaterlandsliebe war das Losungwort unserer öffentlichen Bildung, sagt Pestalozzi. Aber das Mittel, zu allem diesem zu gelangen, das uns vorzüglich angepriesen wurde, die geistige Auszeichnung, war ohne genugsame und solide Ausbildung der praktischen Kräfte, die zu allem diesem wesentlich hinführen, gelassen. Man lehrte uns träumerisch in

1) Ebend. 248. 249.

2) Henning im Schulrath, 2te Lieferung, 164, bemerkt, daß Pestalozzi im 18ten Jahre in das zürcher Collegium humanitatis getreten sei.

wörtlicher Erkenntniß der Wahrheit Selbständigkeit suchen, ohne uns das Bedürfniß lebendig fühlen zu machen, was zur Sicherstellung sowohl unserer innern als unserer äußern, häuslichen und bürgerlichen Selbstständigkeit wesentlich nothwendig gewesen wäre. Der Geist des Unterrichts, den wir genossen, lenkte uns mit vieler Lebendigkeit und reizvoller Darstellung dahin, die äußern Mittel des Reichthums, der Ehre und des Ansehens einseitig und unüberlegt gering zu schätzen und beinahe zu verachten." [1] „Das ging so weit, daß wir uns in Knabenschuhen einbildeten, durch die oberflächlichen Schulkenntnisse vom großen griechischen und römischen Bürgerleben uns solid für das kleine Bürgerleben in einem der schweizerischen Kantone vorzüglich gut vorbereiten zu können."

Die Erscheinung Rousseaus, erzählt Pestalozzi weiter, sei ein vorzügliches Belebungsmittel der Verirrungen gewesen, zu denen der edle Aufflug treuer, vaterländischer Gesinnungen die vorzüglichere schweizerische Jugend geführt. Man sei in Einseitigkeit, Unbesonnenheit und Verwirrung gerathen, wozu Voltaires „verführerische Untreue am reinen Heiligthum des religiösen Sinnes und seiner Einfalt und Unschuld" mitgewirkt. Aus Allem sei eine „für den wirklichen Segen der altväterisch reichsstädtisch geformten Vaterstadt ganz unpassende neue Geistesrichtung erzeugt worden, die weder das alte Gute zu erhalten, noch irgend etwas solid Besseres zu erschaffen, geeignet und geschickt war."

In jener Zeit stiftete Pestalozzis Zeitgenoße, Lavater, einen Freundesbund, dem sich jener als 15jähriger Jüngling anschloß. Die Jünglinge, Lavater an der Spitze, verklagten den ungerechten Landvogt Grebel öffentlich, verunglimpften den Zunftmeister Brunner, befehdeten schlechte Pfarrer. —

„Sowie Rousseaus Emil erschien, sagt Pestalozzi, [2] war mein im höchsten Grade unpraktischer Traumsinn von diesem ebenso im höchsten Grade unpraktischen Traumbuch enthusiastisch ergriffen. Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnstube und auch in der Schulstube, die ich besuchte, genoß, mit dem, was Rousseau für die Erziehung seines Emils ansprach und forderte. Die Hauserziehung, so wie die öffentliche Erziehung aller Welt und aller Stände erschien mir unbedingt als

1) Schwanengesang. 250. 251.
2) Ebend. 253. 254.

eine verkrüppelte Gestalt, die in Rousseaus hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zustandes finden könne und zu suchen habe. Auch das durch Rousseau neubelebte, idealisch begründete Freiheitssystem erhöhte das träumerische Streben nach einem größern, segensreichen Wirkungskreise für das Volk in mir. Knabenideen, was in dieser Rücksicht in meiner Vaterstadt zu thun nothwendig und möglich sei, brachten mich dahin, den Stand eines Geistlichen, zu dem ich früher hinlenkte und bestimmt war, zu verlassen, und den Gedanken in mir entkeimen zu machen, es könnte möglich sein, durch das Studium der Rechte eine Laufbahn zu finden, die geeignet wäre, mir früher oder später Gelegenheit und Mittel zu verschaffen, auf den bürgerlichen Zustand meiner Vaterstadt und sogar meines Vaterlandes einigen thätigen Einfluß zu erhalten." [1]

Im Kanton Zürch war damals ein großer Zwiespalt, besonders zwischen Stadt und Land. Pestalozzi hatte schon als Knabe, bei seinem Großvater, dem Dorfpfarrer, das Landvolk lieb gewonnen, und mochte früh die Klage der Landgeistlichen, omne malum ex urbe, vernommen haben. Ein grimmiger Haß gegen die, das Landvolk drückende Aristokratie entzündete sich in seinem jugendlichen Herzen, und erlosch auch bis ins Greisenalter nicht ganz. Dieses Zornesfeuer brannte in ihm neben dem Feuer der Liebe zum Volk; Göthes Wort:

Ein Jüngling muß die Flügel regen
In Lieb und Haß gewaltsam sich bewegen

charakterisirt nicht bloß den jungen Pestalozzi, sondern auch den Greis, es charakterisirt und motivirt die meisten seiner Schriften.

Henning erzählt: Pestalozzi habe ihm einmal gesagt: „die Vaterlandsliebe und die Rechte der unterdrückten Partei hätten seine Brust (im Jünglingsalter) so mächtig bewegt, daß er auf alle Mittel zu ihrer Befreiung gedacht, und leicht hätte zum Mörder an denen werden können, die ihm als Despoten erschienen seien."

Ein Freund, Bluntschli, stand ihm damals zur Seite, aber eine Brustkrankheit brachte diesen aufs Sterbebett.[2] Da ließ er Pestalozzi

1) Henning erzählt: Pestalozzi sei bei seiner ersten Predigt mehrmals stecken geblieben und habe das Vater unser nicht richtig gebetet. Dieß sei mit ein Grund, warum er die Theologie aufgegeben.

2) Schwanengesang 254. Pestalozzi führt diese ihm unvergeßlichen Worte schon in einer 1818 gehaltenen Rede an. P.'s Schriften 9, 254.

zu sich kommen und sagte zu ihm: „ich sterbe, und du für dich selbst gelaßen, darfst dich in keine Laufbahn werfen, die dir bei deiner Gutmüthigkeit und bei deinem Zutrauen gefährlich werden könnte. Suche eine ruhige stille Laufbahn und laße dich, ohne einen Mann an deiner Seite zu haben, der dir mit ruhiger, kaltblütiger Menschen- und Sachkenntnis mit zuverläßiger Treue beisteht, auf keine Art in ein weitführendes Unternehmen ein, dessen Fehlschlagen dir auf irgend eine Weise gefährlich werden könnte." Eine Weißagung, deren Erfüllung durch das ganze Leben Pestalozzis geht.

Bald nach seines Freundes Tode ward Pestalozzi selbst gefährlich krank, wahrscheinlich in Folge der überspannten Anstrengung, mit welcher er juristische und historische Studien betrieben hatte. Die Aerzte riethen ihm, eine Zeit lang dem wißenschaftlichen Treiben zu entsagen und sich auf dem Lande zu erholen. Diesen Rath, welcher durch Rousseaus antiwißenschaftliche Diatriben verstärkt ward, befolgte Pestalozzi mehr als treulich. Er entsagte dem Bücherstudium, verbrannte seine Manuscripte, gieng zu seinem mütterlichen Verwandten, Dr. Hotze, nach Richterswyl und von da zu dem Landwirt Tschiffeli nach Kirchberg[1] im Kanton Bern, welcher einen bedeutenden Ruf hatte. Bei ihm wollte er Rath suchen, wie er am Besten seine Pläne fürs Landvolk verwirklichen könnte. „Ich ging, sagt Pestalozzi, mit vielen einzelnen großen und richtigen Ansichten und Aussichten über den Landbau als ein ebenso großer landwirthschaftlicher Träumer von ihm weg, wie ich mit vielen einzelnen, großen und richtigen, bürgerlichen Kenntnissen, Ansichten und Aussichten als ein bürgerlicher Träumer zu ihm hinkam. Mein Aufenthalt bei ihm führte mich nur dahin, mich durch seine dießfälligen kühnen und großen, aber in der Verwirklichung schwierigen und zum Theil unausführbaren Pläne in den gigantischen Ansichten meiner Bestrebungen von neuem wieder zu beleben und zugleich in der Gedankenlosigkeit über ihre Ausführungsmittel in eine Verhärtung verfallen zu machen, deren Folgen schon in den ersten Jahren meiner ländlichen Laufbahn auf das ökonomische Unglück meines Lebens entscheidend einwirkten."[2]

Tschiffelis Krapp-Pflanzungen machten damals großes Aufsehen, und verführten Pestalozzi zur Nachahmung. Er erfuhr, daß bei dem

1) Kirchberg, an der Emme, unweit Burgdorf.
2) Schwanengesang. 255, 256.

Dorfe Birr[1] eine große Strecke dürres, kalkiges, nur zur Schafweide benutztes Haideland feil sei. Da verband er sich mit einem reichen zürcher Kaufmannshaus und kaufte an 100 Morgen dieses Landes, den Morgen zu dem Spottpreis von 10 Gulden. Ein Baumeister führte ihm auf dem gekauften Lande ein Wohnhaus in italienischem Geschmack auf; Pestalozzi selbst nennt dieß einen unvorsichtigen zweckwidrigen Hausbau. Der ganzen Besitzung gab er den Namen Neuhof.

2. Oekonomische und pädagogische Versuche in Neuhof.

Es war im Jahre 1767, daß Pestalozzi nach Neuhof zog. Zwei Jahre später vermählte er sich am 24. Januar 1769 erst 24 Jahre alt, mit Anna Schultheß, der schönen, wohlhabenden Tochter eines zürcher Kaufmanns.

Nicht lange währte es, so brachen Leiden auf das junge Ehepaar ein. Die Krapp-Pflanzung gedieh nicht, ein Arbeitsgehülfe, welchen Pestalozzi angenommen, machte sich überall verhaßt. Das zürcher Handelshaus, welches Geld vorgeschoßen, schickte zwei Sachverständige um die Lage des Guts zu untersuchen; beide berichteten so Unvortheilhaftes, besonders über den Hausbau, daß das Handelshaus es vorzog, sein Kapital mit Verlust zurückzuziehen, als es länger Pestalozzi anzuvertrauen. „Der Grund des Fehlschlagens meines Unternehmens, sagt er, lag wesentlich und ausschließlich in mir und in meiner, zu jeder Art von Unternehmung, die praktisch ausgezeichnete Kräfte anspricht, pronunzirten Untüchtigkeit.“[2]

Trotz der größten Noth, in welche er gerieth, beschloß er die Landwirtschaft nicht nur fortzuführen, sondern auch mit ihr eine Armenanstalt zu verbinden. „Ich wollte, sagt er, mein Gut zu einem festen Mittelpunkt meiner pädagogischen und landwirthschaftlichen Bestrebungen erheben.“ Trotz aller Schwierigkeiten „wollte ich, träumerisch in allen Rücksichten das Höchste, indessen mir ebenso in allen Rücksichten die Kräfte, Fähigkeiten und Fertigkeiten mangelten, von denen die gute Besorgung der ersten und niedersten Anfangspunkte und Vorbereitungsmittel des Hohen und Großen, das ich suchte, allein auszugehen vermag.“[3] „So groß,

1) Birr, zwischen Lenzburg und Brugg, unweit dem Stammschloß Habsburg.
2) Schwanengesang. 261.
3) Ebend. 262. 263. 264.

unaussprechlich groß war bei der Eigenheit meines Sinns der Contrast dessen was ich wollte, mit dem was ich that und mit dem, was ich konnte, der aus dem Mißverhältniß meiner gemüthlichen Belebung und meiner geistigen Kraftlosigkeit und bürgerlichen Ungewandtheit hervorging."

Unter geistiger Kraftlosigkeit müßen wir nur Mangel an Schule, an intellectueller Zucht des Geistes verstehen. Denn gerade bei dieser Gelegenheit bewährte sich Pestalozzis schriftstellerische Geisteskraft. Er trat mit einem Plane zur Errichtung der Armenanstalt auf. Seine Ansichten und Grundsätze gefielen, trotz des Mistrauens gegen seine praktische Tüchtigkeit, in ökonomischer Hinsicht so sehr, daß er in Zürch, Bern und Basel Handbietung fand und ihm viele arme Kinder zugeschickt wurden.

So begann im Jahre 1775 die neuhöfer Armenanstalt, bald hatte sie gegen 50 Zöglinge. Im Sommer sollten die Kinder vornämlich mit Feldarbeit, im Winter mit Spinnen und andern Handarbeiten beschäftigt werden. Bei den Handarbeiten unterrichtete sie Pestalozzi gleichzeitig; Redeübungen waren vorwaltend.

Aber nicht lange währte es, so kam die Anstalt herunter, wozu Vieles beitrug. Die Kinder, welche durch Arbeit ihren Unterhalt verdienen sollten, waren, obgleich Bettelkinder, verzärtelt und voller Ansprüche. Ihre Aeltern, welche sonntäglich Neuhof bestürmten, bestärkten sie hierin, entführten sie auch, sobald sie neue Kleider erhalten hatten. Keine Behörde schützte Pestalozzi gegen solchen Unfug, durch welchen die Landwirtschaft sehr litt. [1] „Doch diese Schwierigkeiten, sagt Pestalozzi, wären nach und nach mehr oder minder zu überwinden gewesen, wenn ich meinen Versuch nicht in einer, mit meinen Kräften ganz unverhältnißmäßigen Ausdehnung zu betreiben gesucht und mit einer beinahe ganz unglaublichen Gedankenlosigkeit gleich im Anfang in eine Unternehmung hätte verwandeln wollen, die absolut solide Fabriks-, Menschen- und Geschäftskenntnisse voraussetzte, die mir in eben dem Grad mangelten, als ich ihrer bei der Richtung, welche ich meiner Unternehmung jetzt ertheilte, dringend bedurfte. Ich, der ich das Voreilen zu den höhern Stufen des Unterrichts vor der soliden Begründung der Anfangspunkte ihrer niedern Stufen so allgemein mißbilligte, und als das Grundübel der Zeiterziehung ansah, auch ihm in meinem Erziehungs-

1) Ebend. 266—268.

plan selber mit allen Kräften entgegen wirken zu wollen glaubte, ließ mich durch die Vorspiegelung der größern Abträglichkeit der höhern Zweige der Industrie, ohne weder sie, noch die Mittel ihres Erlernens und Einführens auch nur von ferne zu kennen, dahin lenken, im Spinnen- und Webenlehren meiner Schulkinder eben die Fehler zu begehen, die ich, wie ich eben gesagt, im Ganzen meiner Erziehungsansichten so sehr verwarf, mißbilligte und für den Hausegen aller Stände gefährlich achtete. Ich wollte das feinste Gespinnst erzwingen, ehe meine Kinder auch nur im Groben einige Festigkeit und Sicherheit in ihre Hand gebracht, und ebenso Musselintücher verfertigen, ehe meine Weber sich genugsam Festigkeit und Fertigkeit im Weben gemeiner Baumwollentücher erworben. Geübte und gewandte Fabrikanten gehen bei einem solchen verkehrten Benehmen zu Grunde; wie vielmehr mußte ich damit zu Grunde gehen, der ich in der Beurtheilung alles dessen, was es hiezu forderte, so blind war, daß ich bestimmt sagen muß, wer nur einen Faden des Meinigen in seine Hand nahm, war sogleich im Stand, den halben Werth desselben darin für mich verschwinden zu machen. Auch steckte ich, ehe ich mich versah, in unerschwinglichen Schulden, und der größere Theil des Vermögens und der Erbhoffnungen meiner lieben Frau, war gleichsam in einem Augenblicke in Rauch aufgegangen. Unser Unglück war entschieden. Ich war jetzt arm. Die Größe und Schnelligkeit meines Unglücks war nebenbei auch dadurch herbeigeführt, daß ich in diesem Unternehmen, wie in dem ersten leicht, sehr leicht ein ungeprüftes Vertrauen erhielt. Mein Plan fand bald einen Grad von Zutrauen, das er bei ernster Aufmerksamkeit auf mein früheres dießfälliges Benehmen bei der gegenwärtigen Unternehmung gar nicht verdient hatte. Man ahnete, bei allen schon gemachten Erfahrungen meiner dießfälligen Fehler, dennoch den Grad meiner Kraftlosigkeit in allem praktischen Thun noch nicht so groß, als er wirklich war. Ich genoß eine Weile auch jetzo noch ein dem Anschein nach weitführendes Vertrauen. Aber da mein Versuch, wie er mußte, schnell scheiterte, verwandelte sich das, in meinen Umgebungen, in einen ebenso wenig genugsam überlegten Grad des Gegentheils, in eine völlig blinde Wegwerfung auch des letzten Schattens der Achtung meiner Bestrebungen und des Glaubens an meine Tüchtigkeit zur Erzielung irgend eines Theils derselben. Es ist der Weltlauf, und es ging mir, wie es

jedem, der alſo durch ſeinen Fehler arm wird, geht. Ein ſolcher Menſch verliert auch mit ſeinem Geld gemeiniglich den Glauben und das Zutrauen zu dem, was er wirklich iſt und wirklich kann. Der Glaube an die Kräfte, die ich für meine Zwecke wirklich hatte, ging jetzt mit dem Glauben an diejenigen verloren, die ich mir, in meinem Selbſtbetrug irrend, anmaßte, aber wirklich nicht hatte."

So kam es, daß Peſtalozzi die Anſtalt in Neuhof im Jahre 1780; nachdem ſie fünf Jahre beſtanden, auflöſen mußte. Seine Lage war entſetzlich. Oft fehlte es ihm in ſeinem allzuſchönen Landhauſe an Geld, Brot, Holz, um ſich vor Hunger und Kälte zu ſchützen. Seine treue Frau, welche faſt ihr ganzes Vermögen für ihn verpfändet hatte, verfiel in eine ſchwere, langwierige Krankheit. „Meine Freunde, erzählt Peſtalozzi,[1] liebten mich nur noch hoffnungslos; im ganzen Umfang meiner Umgebungen ward das Wort allgemein ausgeſprochen, ich ſei ein verlorener Menſch, es ſei mir nicht mehr zu helfen."

3. Die Abendſtunde eines Einſiedlers. 1780.

Die Auflöſung der Anſtalt in Neuhof war ein Glück für Peſtalozzi — und für die Welt. Er ſollte ſeine Kraft nicht länger in Beſtrebungen aufreiben, denen er nicht gewachſen war. Und doch ſollte ſeine ſchwere innere und äußere Arbeit nicht vergeblich geweſen ſein, ſondern ſegensreiche Früchte tragen. Als die erſte dieſer Früchte erſchien von ihm 1780 eine kurze, aber inhaltsſchwere Schrift in Iſelins Ephemeriden unter dem Titel: Abendſtunde eines Einſiedlers. Es iſt eine Reihe Aphorismen, welche jedoch aus einem Guße, unter einander in innigſter Verbindung ſind. Frucht der vergangenen ſind ſie zugleich Saatkörner der folgenden Lebensjahre Peſtalozzis, Programm und Schlüßel ſeines pädagogiſchen Wirkens. „Iſelins Ephemeriden bezeugen, ſchreibt er 1801, auf dieſe „Abendſtunde" anſpielend, daß ich jetzt den Traum meiner Wünſche nicht umfaßender denke, als ich ihn damals ſchon auszuführen ſuchte."

Es iſt kaum möglich, aus den gedrängten, gedankenvollen Aphorismen einen Auszug zu geben, um ſo mehr, als dieſelben, wie geſagt, ein ſchönes, geiſtreiches Ganze bilden, welches im Auszuge leidet. Doch will ich auf die Gefahr hin, einige Grundgedanken herausheben.

1) Ebend. 269.

Mit melancholischem Ernste beginnt die Schrift. „Hirten und Lehrer der Völker kennt ihr den Menschen, ists euch Gewissenssache seine Natur und Bestimmung zu erkennen? —

Die ganze Menschheit ist in ihrem Wesen sich gleich, sie hat zu ihrer Befriedigung nur eine Bahn. Die natürlichen Gaben aller sollen zu reiner Menschenweisheit ausgebildet werden. Diese allgemeine Menschenbildung muß jeder Standesbildung zur Grundlage dienen.

Durch Uebung wachsen die Gaben.

Die Geisteskraft der Kinder darf nicht in ferne Weiten gedrängt werden, ehe sie durch nahe Uebung Stärke erlangt hat.

Der Kreis des Wissens fängt nahe um einen Menschen her an und dehnt sich von da concentrisch aus.

Den Wortlehren, der Rederei müßen Realkenntniße vorangehen. — Alle Menschenweisheit beruht auf der Kraft eines guten, der Wahrheit folgsamen Herzens. Wissen und Ehrbegierde müßen dem innern Frieden und stillen Genuß untergeordnet werden.

Da die Bildung für die nächsten Verhältniße der Bildung für entferntere vorausgeht, so muß die Bildung zur Familientugend der Bildung zur Bürgertugend vorausgehen. Aber näher als Vater und Mutter ist Gott, er „ist die näheste Beziehung der Menschheit.“[1]

Glaube an Gott ist „vertrauender Kindersinn der Menschheit gegen den Vatersinn der Gottheit.“ Dieser Glaube ist nicht Folge und Resultat gebildeter Weisheit, sondern reiner Sinn der Einfalt; Kindersinn und Gehorsam ist nicht Folge einer vollendeten Erziehung, sondern frühe und erste Grundlage der Menschenbildung. Aus dem Glauben an Gott erwächst die Hoffnung des ewigen Lebens. „Kinder Gottes sind unsterblich.“

Der Glaube an Gott heiligt und befestigt das Band zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Unterthanen und Fürsten; Unglaube löst alle Bande, vernichtet allen Segen.

Sünde ist Quelle und Folge des Unglaubens, sie ist ein Handeln gegen das innere Zeugniß von Recht und Unrecht, Verlust des Kindersinns gegen Gott.

Freiheit ruhet auf Gerechtigkeit, Gerechtigkeit auf Liebe, also auch Freiheit auf Liebe.

1) Deus interior intimo sagt Augustinus.

Familiengerechtigkeit, die reinſte, ſegensreichſte, hat Liebe zu ihrer Quelle.

Reiner Kinderſinn iſt die wahre Quelle der Freiheit, die auf Gerechtigkeit ruhet, und reiner Vaterſinn iſt die Quelle aller Regierungskraft, die, Gerechtigkeit zu thun und Freiheit zu lieben erhaben genug iſt. Und die Quelle der Gerechtigkeit und alles Weltſegens, die Quelle der Liebe und des Bruderſinns der Menſchheit, dieſe beruht auf dem großen Gedanken der Religion, daß wir Kinder Gottes ſind, und daß der Glaube an dieſe Wahrheit der ſichere Grund alles Weltſegens ſei. In dieſem großen Gedanken der Religion liegt immer der Geiſt aller wahren Staatsweisheit, die reinen Volksſegen ſucht, denn alle innere Kraft der Sittlichkeit, der Erleuchtung und Weltweisheit ruhet auf dieſem Grund des Glaubens der Menſchheit an Gott. — Und Gottesvergeßenheit, Verkenntniß der Kinderverhältniße der Menſchheit gegen die Gottheit, iſt die Quelle, die alle Segenskraft der Sitten, der Erleuchtung und der Weisheit in aller Menſchheit auflöſet. Daher iſt dieſer verlorene Kinderſinn der Menſchheit gegen Gott das größte Unglück der Welt, indem es alle Vatererziehung Gottes unmöglich macht, und die Wiederherſtellung dieſes verlorenen Kinderſinns iſt Erlöſung der verlorenen Gotteskinder auf Erden.

Der Mann Gottes, der mit Leiden und Sterben, der Menſchheit das allgemein verlorene Gefühl des Kinderſinns gegen Gott wieder hergeſtellt, iſt der Erlöſer der Welt, er iſt der geopferte Prieſter des Herrn, er iſt Mittler zwiſchen Gott und der gottesvergeßenen Menſchheit. Seine Lehre iſt reine Gerechtigkeit, bildende Volksphiloſophie, ſie iſt Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorene Geſchlecht ſeiner Kinder.“ [1] —

* * *

Wie viel ließe ſich über dieſe Aphorismen ſagen, jeder iſt ein Text zu einer Abhandlung; ja Peſtalozzis Leben iſt eine factiſche Paraphraſe

1) Die „Abendſtunde“ ward im erſten Bande von Peſtalozzis „Wochenſchrift für Menſchenbildung“ wieder abgedruckt. In der cottaſchen Ausgabe von Peſtalozzis Werken fehlt ſie, wie erwähnt. So kommt es, daß dieſelbe vielen, welche ſich ſehr für den großen Mann intereſſiren, dennoch unbekannt iſt. Dieß bewegt mich, ſie im Anhange abdrucken zu laßen, und ich bitte meine Leſer dringend, das Ganze wiederholt zu leſen und ſich nicht mit meinem dürftigen Auszuge zu begnügen. —

dieser Texte. Wir werden die menschliche Schwachheit beklagen, wenn die Verwirklichung seiner großen Ahnungen auch fernerhin kümmerlich ausfällt, ja nur zu oft mit ihnen im grellsten Widerspruche steht. Der Plan eines genialen Baumeisters behält aber seinen Werth, sollte dem Meister selbst auch das Geschick mangeln, den Bau nach dem Plane auszuführen.

Rousseaus Emil erschien 18 Jahre vor Pestalozzis Abendstunde; wie verhält sich Rousseau zu Pestalozzi? Im Einzelnen stimmen sie öfters mit einander. Wie Pestalozzi, will Rousseau reale Kenntnis und ausgebildete Tüchtigkeit im Leben, nicht leeren Wortkram ohne sachliche Einsicht und fertige Thatkraft. Wie Pestalozzi, spottet auch Rousseau über das weitläuftige Wißen um Fernes, bei Unkenntnis der nächsten Umgebung, er will, wie Pestalozzi, daß die Jugend zuerst in dieser Umgebung zu Hause sei.

So ließe sich noch manches nachweisen, worin beide Männer übereinstimmen, was vorzüglich aus ihrem gemeinsamen Wegwenden von einer fundamentlosen, todten Redefertigkeit ohne alle reale Einsicht, Kraft- und Thatfertigkeit, stammt. — Aber näher betrachtet, wie himmelweit sind beide Männer im Wesentlichsten verschieden!

Rousseau will Gott nicht genannt wißen vor den Kindern; er meint, lange physische und metaphysische Studien befähigen erst an Gott zu denken. Für Pestalozzi ist Gott das dem Menschen Näheste, Innerlichste, A und O seines ganzen Lebens. Rousseaus Gott ist kein väterlicher Gott der Liebe, sein Emil kein Kind Gottes. Der Mann, welcher seine Kinder ins Findelhaus gab, wußte von Vater- und Kinderliebe nichts; noch weniger von Fürsten, die Väter der Völker, und von kindlichem Gehorsam der Unterthanen; sein Ideal war eine kalte, herzlose Freiheit, die nimmermehr auf Liebe gegründet, sondern abwehrend, isolirend, durchaus egoistisch war.

Während also, nach Pestalozzi, der Glaube an Gott alle Verhältnisse der Menschen durchdringt, befestigt, stimmt, heiligt, die Verhältnisse zwischen Regenten und Unterthanen, zwischen Vätern und Kindern, und die Vaterliebe Gottes zu seinen Kindern, den Menschen, sich überall abspiegelt — so ist bei Rousseau von solchen Liebesbanden nie die Rede. —

Wie verhält sich aber Pestalozzis in der „Abendstunde" aufgestellte Ansicht zur christlichen Lehre? Diese wichtige Frage werde ich im Verfolge zu beantworten suchen.

4. Lienhard und Gertrud.
1781.

Ein Jahr nach Erscheinung der „Abendstunde," im Jahre 1781 erschien der erste Theil desjenigen pestalozzischen Werks, welches seinen Ruhm gründete, in weiten Kreisen heilsam wirkte und in Zukunft fortwirken wird. Dieß Werk ist „Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk."

Die Entstehung dieses höchst wichtigen Buchs ist zu merkwürdig, daß ich sie nicht so, wie sie von Pestalozzi selbst erzählt wird, mittheilen sollte.

In der unglücklichsten Zeit, als er die neuhöfer Armenanstalt aufgeben mußte, blieb ihm ein treuer Freund an Buchhändler Füßli in Zürch. „Dieser sagte mir gerade heraus, erzählt Pestalozzi, meine alten Freunde hielten es beinahe für ausgemacht, ich werde meine Tage im Spital oder im Narrenhause enden." „Dieser liebenswürdige Freund nahm innigen herzlichen Antheil an meinem Schicksale, fährt Pestalozzi fort, und in eben der Stube, in der er mir dieß sagte, ereignete sich in gleichem Zeitpunkt ein Umstand, der plötzlich eine Besserung meiner ökonomischen Lage und das Ende der traurigen Verhältniße der Meinigen herbeizuführen geeignet schien. Füßli war wahrer Freund der alten bürgerlichen Anmaßungslosigkeit und selber des veralteten Ueberrestes der Einfachheit der Vorzeit in den Formen des öffentlichen Stadtdienstes, und man war eben im Begriff, die krummen Wächter vor dem Rathhaus und unter den Thoren in eine, den damals entkeimenden, republikanisch herrschaftlichen Modeansichten des Regierungsdienstes angemeßene Form umzugestalten. Diese Neuerung hatte mit dem erwachenden Modegeist des Militärprunks ohne Militärkraft engen Zusammenhang und war von Einfluß habenden Personen unterstützt, die an der Paradestellung müßiggängerischer bürgerlicher und bäurischer Soldaten mehr Freude hatten, und ihr Dekorum und ihren Prunk besser zu beurtheilen wußten und höher schätzten, als den Werth des Bürgerfleißes und der Bürgerehre, von denen der häusliche Segen der Vaterstadt von Alters her ausging und sich in der Vorzeit Jahrhunderte lang allgemein blühend erhielt. Diese Maßregel, wie sie geschah, mißfiel sehr vielen altväterisch denkenden Bürgern und auch mir. Ich machte in einem launigen Augenblick einen, diese Neuerung ins Lächerliche ziehenden, kleinen Aufsatz, der eben auf Füßlis Tisch lag, als dieser mit seinem Bruder, dem

Maler, der, ſo viel ich weiß, jetzo noch in hoher Achtung in London lebt, über mein trauriges Schickſal redete und bejammerte, daß er durchaus kein Mittel kenne, mir, wie ich ſei und wie ich mich benehme, aus meiner Lage zu helfen. Der Maler nahm in eben dieſem Augenblick die ‚Schnurre‘ über die Umſtaltung der krummen, ſtaubigen und ungekämmten Stadtwächter unter unſern Thoren in gerade, gekämmte und geputzte, in die Hand, las ſie mehrere Male durch und ſagte dann zu ſeinem Bruder: ‚Dieſer Menſch kann ſich helfen wie er will; er hat Talente, auf eine Art zu ſchreiben, die in dem Zeitpunkt, in dem wir leben, ganz gewiß Intereſſe erregen wird; muntere ihn dazu auf und ſage ihm von meiner Seite, er könne ſich als Schriftſteller ganz gewiß helfen, wenn er nur wolle.‘ Mein Freund ließ mich auf der Stelle zu ſich kommen, und jubelte, indem er mir das ſagte und hinzuſetzte: ‚Ich kann gar nicht begreifen, wie es möglich war, daß mir das nicht von ſelbſt in den Sinn kam.‘ Mir war es, wie wenn er mir einen Traum erzählte. Ich hatte mich im Drange meiner Schickſale kulturhalber ſo vernachläßigt, daß ich bald keine Zeile mehr ſchreiben konnte, ohne Sprachfehler darin zu begehen, und glaubte, was Füßli auch immer ſagte, mich dazu gänzlich unfähig. Doch die Noth, von der man ſonſt ſo oft ſagt, ſie ſei ein böſer Rathgeber, war mir jetzt ein guter. Marmontels Contes moraux lagen eben, als ich heim kam, auf meinem Tiſch; ich nahm ſie ſogleich mit der beſtimmten Frage, ob es vielleicht möglich ſei, daß ich auch ſo etwas machen könne, in die Hand, und nachdem ich ein Paar dieſer Erzählungen geleſen, und wieder geleſen, ſchien es mir doch, das ſollte nicht ganz unmöglich ſein. Ich verſuchte fünf oder ſechs dergleichen kleine Erzählungen, von denen ich nichts mehr weiß, als daß mich keine von ihnen anſprach; die letzte war Lienhard und Gertrud, deren Geſchichte mir, ich weiß nicht wie, aus der Feder floß und ſich von ſich ſelbſt entfaltete, ohne daß ich den geringſten Plan davon im Kopf hatte, oder auch nur einem ſolchen nachdachte. Das Buch ſtand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich nur wußte, wie ich dazu gekommen. Ich fühlte ſeinen Werth, aber doch nur wie ein Menſch, der im Schlafe den Werth eines Glücks fühlt, von dem er eben träumt. Ich wußte kaum, daß ich wachte; doch fing ein erneuerter Funke von Hoffnung an, ſich in mir zu regen, daß es möglich ſein möchte, meine ökonomiſche Lage auf dieſer Bahn

zu bessern, und den Meinigen erträglicher zu machen. Ich zeigte meinen Versuch einem Freunde Lavaters, der auch mein Freund war. Dieser fand ihn interessant, aber sagte dennoch: ‚So wie das Buch sei, könne es nicht gedruckt werden; es sei unerträglich inkorrekt und unliterarisch, und werde durch die Umarbeitung von einem Menschen, der schriftstellerische Uebung habe, sehr gewinnen mit Hinzusetzen, er wolle es, wenn es mir recht sei, einem Freund übergeben, den er hierzu sehr fähig glaube.‘ Anmaßungslos, wie ein Kind, antwortete ich ihm: ‚das sei mir sehr recht,‘ und übergab ihm die drei oder vier ersten Bogen des Buchs zu einer solchen Umarbeitung auf der Stelle. Aber wie erstaunte ich, als er mir diese Bogen mit ihrer Umarbeitung wieder zurückgab. Es war eine eigentliche theologische Studentenarbeit, die das reine Naturgemälde des wahren Bauernlebens, wie es von mir in seiner nackten, aber treuen Gestalt einfach und kunstlos dargestellt war, in frömmelnde Kunstformen umwandelte, und die Bauern im Wirthshause eine steife Schulmeisterſprache reden machte, die von der Eigenthümlichkeit meines Buchs auch keinen Schatten mehr übrig ließ. Das konnte mir nicht behagen. Der Freund, der diesem jungen Menschen diesen Auftrag gegeben, schämte sich jetzt des Erfolges selber, und ich bedankte mich der weitern Umarbeitung meines Buchs. Ich wollte dasselbe durchaus nicht so verkrüppelt gegen mich selbst, wie es mir in dieser Umarbeitung in die Augen fiel, in die Welt hinausschicken, und entschloß mich, wenige Tage hernach auf Basel zu reisen, um mich mit Herrn Rathschreiber Iselin, den ich als Mitglied der helvetischen Gesellschaft in Schinznach kennen gelernt und über alles hochachtete, über mein Buch und über die Art seiner Herausgabe in allen Rücksichten zu berathen. Ich warf in dieser Angelegenheit mein Augenmerk vorzüglich auch darum auf ihn, weil ich von ihm sicher war, daß er in der Beurtheilung des Tons meines Buchs weniger kleinstädtische Rücksichten nehmen werde, als ich dieses von den meisten meiner übriggebliebenen Freunde voraussah und zu besorgen hatte. Aber sein Urtheil und sein Benehmen übertraf dennoch alle meine Erwartung. Der Eindruck, den es auf ihn machte, war ganz außerordentlich. Er sprach geradezu aus: ‚Es hat in seiner Art noch keines seinesgleichen, und die Ansichten, die darin herrschen, sind dringendes Bedürfniß unserer Zeit; dem Mangel orthographischer Richtigkeit, setzte er hinzu, ist leicht abzuhelfen,‘ und übernahm die Sorge

hierfür, ſowie diejenige für die Ausgabe deſſelben und für ein anſtändiges Honorar, das mir dafür gebühre, ſogleich ſelber. Doch ſagte er dieſes letztern halber noch zu mir: „es wird wahrſcheinlich nicht bedeutend ſein, weil Sie als Schriftſteller neu ſind und noch keinen Namen haben.' Er ſchrieb auch ſogleich an Decker nach Berlin, der mir einen Louisd'or für den Bogen bezahlte, dabei aber verſprach, wenn der Abgang des Buches eine zweite Auflage nothwendig mache, ſo wolle er mir für den Bogen abermal ſo viel zahlen. Ich war unausſprechlich zufrieden. Ein Louisd'or für den Bogen war mir in meinen Umſtänden viel, ſehr viel. Das Buch erſchien und erregte in meinem Vaterlande und in ganz Deutſchland allgemein ein ganz ausgezeichnetes Intereſſe. Bald alle Journale machten ſeine Lobrede, was faſt noch mehr iſt, bald alle Kalender wurden davon voll; was mir aber das unerwarteſte war, die ökonomiſche Geſellſchaft in Bern erkannte mir gleich nach ſeiner Erſcheinung ein Dankſchreiben mit ihrer großen goldenen Medaille zu, die ich aber, ſo ſehr ſie mich freute, und ſo gern ich es gethan hätte, in meiner Lage nicht behalten konnte, ſondern nach einigen Wochen um den Geldwerth in ein Kabinet verkaufen mußte." [1]

Peſtalozzi ſelbſt hat ſich wiederholt über den Charakter und Zweck von Lienhard und Gertrud geäußert. In der Vorrede zur erſten Auflage des Werks ſagt er: „Ich habe mich in dem was ich hier erzähle, und was ich auf der Bahn eines thätigen Lebens meiſtens ſelbſt geſehen und gehört habe, ſogar gehütet, nicht einmal meine eigene Meinung hinzuzuſetzen zu dem, was ich ſah und hörte, daß das Volk ſelber empfindet, urtheilt, glaubt, redt und verſucht. Und nun wird es ſich zeigen: ſind meine Erfahrungen wahr und gebe ich ſie, wie ich ſie empfangen habe, und wie mein Endzweck iſt, ſo werden ſie bei allen denen, welche die Sachen, die ich erzähle, ſelber täglich vor Augen ſehen, Eingang finden. Sind ſie aber unrichtig, ſind ſie das Werk meiner Einbildungen und der Tand meiner eigenen Meinungen, ſo werden ſie wie andere Sonntagspredigten, am Montag verſchwinden." [2] In der

1) Schwanengeſang. 270—275.

2) Sorgfältige Seelſorger ſprachen in Berichten über den Zuſtand ihrer Gemeinden aus: die Erfahrungen, welche ſie gemacht, ſtimmten ganz mit den Schilderungen, welche Peſtalozzi von den Dorfzuſtänden gibt, überein. Mit Recht haben daher bayerſche Behörden Lienhard und Gertrud den Predigern und Schullehrern empfohlen.

Vorrede zur zweiten Auflage gibt Pestalozzi als Zweck des Buchs: „Eine von der wahren Lage des Volks und seinen natürlichen Verhältnißen ausgehende bessere Volksbildung zu bewirken.“ „Es war, sagt er, mein erstes Wort an das Herz der Armen und Verlaßenen im Land. Es war mein erstes Wort an das Herz derer, die für den Armen und Verlaßenen im Land an Gottes Statt stehen. Es war mein erstes Wort an die Mütter des Landes und an das Herz, das ihnen Gott gab den Ihrigen zu sein, was kein Mensch auf Erden an ihrer Statt sein kann.“

„Ich sah das Elend des Volks, sagt Pestalozzi an einer andern Stelle,[1] „das Buch, das mein Gefühl von diesen Lagen meiner Unschuld auspreßte, Lienhard und Gertrud, war ein Werk meiner innern Unbehülflichkeit und stand unter meinen Zeitgenoßen da, wie ein Stein, der Leben redet und todt ist.“

„Ich wollte durch mein Leben nichts und will heute (1801) nichts anders, als das Heil des Volkes, das ich liebe und elend fühle, wie es wenige elend fühlen, indem ich seine Leiden mit ihm trug, wie sie wenige mit ihm getragen haben.“[2]

Die mitgetheilten Aeußerungen charakterisiren die Seele von Lienhard und Gertrud. In den schweren Leidensjahren auf Neuhof, schien Pestalozzi vergeblich gearbeitet und gelitten zu haben. „Meinem Ziele, sagt er, standen der gänzliche Mangel an ausgebildeten praktischen Fertigkeiten und ein rasendes Mißverhältniß zwischen dem Umfange meines Willens und den Schranken meiner Kräfte entgegen.“

Er hat aber nicht vergeblich gearbeitet, was ihm auf der einen Seite versagt war, kam ihm auf der andern zu gut. Fehlte ihm alles Geschick zur Ausführung seiner Ideen, so besaß er dagegen im höchsten Grade die Gabe Menschen zu beobachten, aufzufaßen und darzustellen. Wenn er der Welt seine Ideale nicht in der Wirklichkeit realisirt zu zeigen vermochte, so war es ihm gegeben, die liebevolle Sehnsucht seines Herzens den Herzen anderer kraft seiner poetischen Darstellungsgabe einzuflößen. Er konnte hoffen, daß auch Menschen von praktischer Tüchtigkeit sein Buch lesen und durch dasselbe angeregt werden würden, das

1) „Wie Gertrud.“ S. 5.

2) Ebend. 323.

zu verwirklichen, was er nur zu schildern verstand. Er hat solche Leser gefunden.[1] —

Lienhard und Gertrud ist in so vielen Händen, daß es fast überflüßig ist, einen Auszug aus dem Werke zu geben. Nur dieß: Die Hauptperson in demselben ist Gertrud, Frau des Lienhard, eines gutmüthigen, ziemlich schwachen Mannes, dessen Halt und Vormund sie ist. Die Art, wie sie ihre Haushaltung führt, ihre Kinder erzieht und unterrichtet, ist Pestalozzis Ideal. Solch Haushalten, solche Weise des Erziehens und Unterrichtens, wünscht er allem Volke. Gertrud wird selbst bei Einrichtung der Dorfschule zu Rathe gezogen. Ihre Haushaltung ist die Lichtseite der geschilderten Verhältnisse, ihr gegenüber eine entsetzliche Schattenseite, eine Baurengemeinde im tiefsten Verderben. Es wird erzählt, was Arner, der ebenso wohlwollende als einsichtsvolle Herr des Dorfes thut, um dem Verderben zu steuren. —

Dem Volke wollte Pestalozzi besonders durch einen guten Elementarunterricht die ihm nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten beibringen. Wenn dieser Unterricht von den rechten Anfängen aus richtig fortschritte, wie würde, dachte er, aus so unterrichteten Kindern ein ganz anderes Geschlecht hervorgehen, ein Geschlecht selbständig durch Einsicht und Geschick. Wie würde ein hierdurch erneutes Volk ausgebildete Kraft erhalten, seinen Bedrückern, den Aristokraten, die Stirn zu bieten, ja die Flachgebildeten zu überbieten!

Vergebens sah sich aber Pestalozzi nach Elementarlehrern um, welche in seinem Geiste, nach seiner Weise unterrichten könnten und wollten. Auch an Seminarien, wo solche Lehrer gebildet werden könnten, fehlte es. Da kam dem, in der Mutterstube Aufgewachsenen der Gedanke: „ich will die Bildung des Volks in die Hand der Mütter legen," ich will sie aus der Schulstube in die Wohnstube verpflanzen. Gertrud sollte das Muster der Mütter sein. Aber wie sollen die Mütter in den niedern Ständen zum Unterrichten befähigt werden? Wer selbst nichts weiß, wie kann der lehren? — Wir werden sehen, wie Pestalozzis Lehrbücher die Antwort auf diese Frage sein, Wißen und Lehrkunst ersetzen sollen. Die Mütter haben sich nur ganz genau an diese

1) Henning erzählt: Lienhard und Gertrud sei ins Dänische übersetzt worden. Adlige, unter andern die Gräfin Schimmelmann, hätten auf ihren Dörfern, durch das Buch veranlaßt, Einrichtungen getroffen.

Bücher zu halten beim Unterrichten ihrer Kinder; thun sie das, so wird die beschränkteste Mutter ebenso gut unterrichten, als die gescheuteste; Lehrbücher und Methode sollen die Geister egalisiren, so war Pestalozzis Meinung, auf welche ich später zurückkomme. —

Die nächsten Umgebungen Pestalozzis sahen höchst beschränkter Weise in seinem so theuer erlebten Buche ein Specimen, daß der Verfaßer zum Romanschreiben geboren sei und sich dadurch künftig sein Brod erwerben könne.

Andere verstanden es beßer, das Buch zu würdigen. Karl von Bonstetten bat Pestalozzi zu ihm auf seine Güter in der welschen Schweiz zu ziehen; der österreichische Finanzminister, Graf Zinzendorf, wünschte ihn in seiner Nähe zu haben. Späterhin ward er durch Graf Hohenwart in Florenz dem Großherzog Leopold von Toscana bekannt, welcher ihn anzustellen im Begriff war, als er durch den Tod Josephs II. auf den deutschen Kaiserthron gerufen ward, daher es nicht zur Anstellung kam. — Pestalozzi blieb nun in seinem armen kümmerlichen Neuhof. Frägt man: ob er in einer bedeutenden Stellung brauchbar gewesen sein würde, so dürfte ein Wort Lavaters hierauf die Antwort enthalten: „Er sagte einmal zu meiner Frau, erzählt Pestalozzi, wenn ich ein Fürst wäre, ich würde Pestalozzi in allem was das Landvolk und die Verbeßerung seines Zustandes betrifft, zu Rathe ziehen, aber ihm nie einen Heller Geld anvertrauen. Ein andermal sagte er zu mir selbst: Wenn ich nur einmal eine Zeile ohne einen Schreibfehler von Ihnen sehe, so will ich Sie zu vielem, zu sehr vielem fähig glauben, was sie gerne thäten und gerne wären.“ [1]

5. Pestalozzis Leben und Schriften in den Jahren 1781 — 1798.

Seit Erscheinung von Lienhard und Gertrud setzte Pestalozzi noch 17 Jahre sein armes gedrücktes Leben auf Neuhof fort, wo er im Ganzen 30 Jahre zubrachte. Von seinem äußern Leben in jenen 17 Jahren erfahren wir sonst wenig. Merkwürdig ist es, daß er damals in den ungläubigen, forcirt aufklärenden, zerstörenden aber nicht aufbauenden Illuminatenorden trat, ja zuletzt Haupt des Ordens in der Schweiz ward. Bald aber enttäuscht, trat er aus. „Was durch

1) Schwanengesang 277.

Geſellſchaft unternommen wird, ſagt er, fällt gewöhnlich in die Hände der Intriguanten.“[1] — Er ſchrieb in dieſer Lebensperiode mehrere Bücher.

Im Jahre 1782 gab er „Chriſtoph und Elſe“ heraus. Die Veranlaßung zu dieſer Schrift erzählt er ſelbſt.[2] Leſer von Lienhard und Gertrud hätten aus dieſem Buche die Lehre gezogen, alles Volksverderben gehe von den Unterbeamteten in den Dörfern aus. „In Chriſtoph und Elſe, ſagt Peſtalozzi, wollte ich den Zuſammenhang der höheren, aber auch dadurch hochbemäntelten und hochverſchleierten Urſachen des Volksverderbens mit den nackten, unbemäntelten und unverſchleierten Urſachen derſelben, wie dieſe ſich auf den Dörfern in den ſchlechten Vorgeſetzten offenbaren, dem cultivirten Publicum in die Augen fallen machen. Ich ließ zu dieſem Endzweck eine Bauernhaushaltung Lienhard und Gertrud mit einander leſen und ſich über die Geſchichte deſſelben und die Perſonen, die darin auftreten, Sachen ſagen, von denen ich dachte, daß ſie nicht jedem von ſelbſt zu Sinne kommen könnten.“

So Peſtalozzi im Jahre 1826;[3] anders aber in der Vorrede des Buchs von 1782. „Leſer! ſagt er, dieſes Buch, das du in die Hand nimmſt, iſt der Verſuch eines Lehrbuchs zum Gebrauch der allgemeinen Realſchule der Menſchheit, ihrer Wohnſtube. — Ich wünſche, daß es in den Strohhütten geleſen werde.“

Dieſer Wunſch gieng nicht in Erfüllung, wie wir aus der Vorrede zur zweiten Ausgabe (von 1824) entnehmen, welche ſo beginnt: „Dieſes Buch iſt dem Volk gar nicht in die Hände gekommen. Es iſt in meinem Vaterlande, ſelbſt im Kanton meiner Vaterſtadt und ſogar im Dorfe, in welchem ich wohnte, ſo fremd und unbekannt geblieben, als wenn es nicht in der Welt geweſen wäre.“

Dieſe Thatſache beweiſt wohl, daß Peſtalozzi in dem Buche nicht den Volkston getroffen habe.[4] Einzelnes iſt trefflich; ſo die Schilderung der alten und neuen Zeit;[5] der Angriff gegen Bibelverſpottung u. a. Beſonders merkwürdig iſt die Entſchiedenheit, mit welcher der feurige

1) Henning im Schulrath. Vierte Lieferung. 178.
2) Schwanengeſ. 278.
3) Schwanengeſ. 279.
4) Kommen doch Ausdrücke wie: Empirie, Rodomontade, per fas et nefas etc. drin vor, abgeſehen von vielen allzu ſubtilen Demonſtrationen und allzu feinem Witz.
5) S. 433.

Mann gegen alles Revolutioniren, ja selbst gegen den Aufstand der alten Schweizer spricht; es ist als hörte man Luther.

[1]„Wir danken Gott, sagt er, für die Folgen der Treue und des Muths der Stifter unserer Freiheit. Aber das Einzelne ihrer Handlungsweise, die eine Folge der eigentlichen Verzweiflung ihres unglücklichen Landes war, kann in keinem Fall, welche Segenswirkungen es auch immer gehabt haben mag, als das Beispiel der Rechtlichkeit irgend einer bürgerlichen Handlung angesehen und behandelt werden. Wir dürfen für unbedingt annehmen und die Geschichte zeigt es uns klar, daß unsere Väter alle Mittel erschöpft haben, durch Demuth, Geduld und Rechtlichkeit das Menschenherz der ihre Gewalt mißbrauchenden Vögte zu gewinnen, ehe sie sich zu einem Schritte der Selbsthülfe entschloßen. Aber so, wie wir Gott bitten müßen, daß kein Volk in diese unglückliche Lage versinke, so müßen wir zugleich beifügen, daß das Beispiel der Selbsthülfe unserer Väter durchaus nicht geeignet sei, irgend einen Menschen zu berechtigen, sein Land, unter welchen Umständen es auch sein möchte, den Gefahren auszusetzen, denen jedes Land durch den Versuch einer solchen Selbsthülfe nothwendig ausgesetzt ist, und denen auch unser Land nothwendig hätte unterliegen müßen, wenn Gottes Vorsehung uns nicht davor auf eine wunderbare Art bewahrt hätte. Oder wer hat je die Wage in die Hand genommen, gewogen und den Fall ausgezeichnet, wo Recht und Gerechtigkeit, wo Klugheit und Menschlichkeit und wo des Landes Nutzen und seine Noth erlauben und fordern, daß ein Mensch wider den Tyrannen seines Landes das Schwert in seine Hand nehme und ihn tödte. Ich, für mich, nehme hierüber die Hand vor meinen Mund und schweige. Gott Lob aber ist die Zeit des Faustrechts und der rohen Barbarei, in der man die gesetzlosesten Gewaltthätigkeiten, beides, der Obern gegen die Untern und umgekehrt, als gesetzlich und recht in die Augen fallen machte, vorüber. Gott Lob! die Stimme der Menschlichkeit, Weisheit und Liebe, die sich im göttlichen Wort ausspricht: ‚Stecke dein Schwert in die Scheide; denn alle, die das Schwert brauchen, werden durch dasselbe umkommen‘ — wird in unserer civilisirten Welt, trotz ihrer bedauerlich steigenden Schwäche und ebenso bedauerlich steigenden Verirrungen, allgemein immer vielseitiger gefühlt. Auch unsre Schwächen und Verirrungen tragen dazu bei, daß

1) Christoph und Else 161—163.

dieses göttliche Wort der Liebe in unsrer Mitte immer mehr erkannt und gefühlt werde. Der Sinn der Gewaltthätigkeit ist im einzelnen Menschen schon schrecklich und fürchterlich; collectiv in den Sinn von Menschenhaufen und Menschenmassen übergegangen, ist er entsetzlich und schauerlich."

* * *

In demselben Jahre 1782 und dem darauf folgenden, gab Pestalozzi „Ein Schweizerblatt" heraus, von welchem wöchentlich ein Bogen erschien. In diesem theilte er unter Anderm Gedenkschriften auf verstorbene Freunde mit. So eine auf den jung hingeschiedenen Pfarrer Frölich in Birr. „Er weihte sich, sagt er von ihm, dem Dienst der großen Gottesbestimmung, aber die ewige Liebe weihte ihn der Freiheit des ewigen Lebens."

Besonders rührend ist es, wie er von dem im Jahre 1782 gestorbenen trefflichen Iselin spricht. „In meiner Tiefe wäre ich erlegen, sagt er, hätte mich nicht Iselin aufgerichtet. Iselin machte mich fühlen, daß ich doch etwas gethan, auch in der Armenanstalt." [1]

Auch die Abhandlung „über Gesetzgebung und Kindermord" erschien im Jahre 1782.

Um das Jahr 1783 dachte Pestalozzi auf ein Irrenhaus und eine Beßerungsanstalt, schrieb auch hierüber; die Handschrift ist verloren gegangen.

In den achtziger Jahren „in Tagen der annähernden französischen Revolution und in den ersten Spuren der Gefahren, die ihr Einfluß auf die Schweiz haben könnte," [2] verfaßte er die „Figuren zu meinem Abc-Buch," welche aber erst 1795 herauskamen und 1805 unter dem Titel „Fabeln" neu aufgelegt wurden. Sie beziehen sich vorzüglich auf damalige schweizerische Zustände. —

Im Jahre 1798 erschienen Pestalozzis „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts." Er selbst sagt von diesem Buche: [3] „Ich schrieb drei Jahre lang mit unglaublicher

1) Leider besitze ich das Schweizerblatt nicht und citire nur aus Hennings und Heuslers Biographieen. — Wir haben gesehen, daß Iselin sich auch für das Philanthropin interessirte.

2) Pestalozzis Worte in der Vorrede zu den „Figuren."

3) Wie Gertrud. S. 7.

Mühſeligkeit an demſelben, weſentlich in der Abſicht, über den Gang meiner Lieblingsideen mit mir ſelbſt einig zu werden, und meine Naturgefühle mit meinen Vorſtellungen vom bürgerlichen Rechte und von der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen. Aber auch dieſes Werk iſt mir ſelbſt wieder nur ein Zeugniß meiner innern Unbehülflichkeit, ein bloßes Spiel meines Forſchungsvermögens, einſeitig ohne verhältnißmäßige Kraft gegen mich ſelbſt, und leergelaßen vom genugſamen Streben nach der praktiſchen Kraft, die ich zu meinen Zwecken ſo nothwendig hatte.

Die Unverhältnißmäßigkeit meiner Kraft mit meinen Einſichten ſtieg nur deſto mehr. — Die Wirkung meines Buchs um mich her, war wie die Wirkung alles meines Thuns; es verſtand mich bald niemand, und ich fand in meiner Nähe nicht zwei Menſchen, die mir nicht halb zu verſtehen gaben, daß ſie das ganze Buch für einen Galimathias anſahen."

Andere haben dieſe Nachforſchungen ſehr gelobt.

Ein Biograph Peſtalozzis ſagt: die Abendſtunde eines Einſiedlers ſei in Orakelſprüchen abgefaßt. — Ich könnte mich verſucht fühlen mit Bezug hierauf das auf Peſtalozzi anzuwenden, was Plato im Phädrus von der Prophetin zu Delphi und den Prieſterinnen zu Dodona ſagt: „im Wahnſinn haben ſie vieles Gute in beſondern und öffentlichen Angelegenheiten unſerm Hellas zugewendet, in der Beſonnenheit aber weniges oder gar nichts."

Die Orakelſprüche der Abendſtunde ſtehen mir hoch über der mühſeligen Beſonnenheit der Nachforſchungen, welche Beſonnenheit, wie mir es ſcheint, durchaus nicht, weder zu voller Klarheit einzelner Begriffe, noch einer Totalanſchauung durchgedrungen iſt. Zuweilen glaubt man Rouſſeau zu hören, dann klingen chriſtliche Töne durch, das höchſte Ideal erſcheint (anticipando) fichtiſch.

Peſtalozzi nimmt hier drei Zuſtände des Menſchen an; einen urſprünglichen, inſtinktartigen, unſchuldigen, thieriſchen Naturſtand, aus welchem er in den geſellſchaftlichen übertritt. Dieß erinnert ganz an Rouſſeau. Aus dem geſellſchaftlichen Zuſtande arbeitet ſich der Menſch wiederum heraus und erhebt ſich zum ſittlichen; der geſellſchaftliche Menſch iſt in einer unglückſeligen Mitte zwiſchen thieriſchem Gelüſte und ſittlicher Veredlung.

Der urſprüngliche thieriſche Naturſtand läßt ſich bei keinem einzelnen Menſchen nachweiſen, die Harmloſigkeit deſſelben hört mit dem erſten Geſchrei

des neugeborenen Kindes auf, und „thierisches Verderben entspringt aus allem was dem guten Zustand unsers thierischen Daseins entgegen steht.“ Gegen dieß Verderben sucht der Mensch im gesellschaftlichen Zustande Abhilfe, findet sie aber nicht, erst der sittliche Wille erlöst ihn, „dessen Kraft setzt er der Macht seiner Natur entgegen. Er *will* einen Gott fürchten, damit der Thiersinn seiner Natur ihn nicht in seinem Innersten entwürdige. Er fühlt was er in dieser Rücksicht kann, und macht sich nun das, was er kann, zum Gesetz dessen was er soll. Diesem Gesetz, *das er sich selber gibt*, unterworfen, unterscheidet er sich von allen Wesen, die wir kennen.“ [1]

Hiernach wäre das Gewißen selbst ein Produkt des menschlichen Willens! „Die Sittlichkeit ist ganz individuell, sie besteht nicht unter zweien. Kein Mensch kann für mich fühlen ich bin. Kein Mensch kann für mich fühlen ich bin sittlich.“ [2]

Wenn wir hier Fichten zu hören glauben, so an andern Stellen die Bibel. Das Christenthum nennt Pestalozzi die Religion der Sittlichkeit; den sittlichen Prozeß: Abtödtung, Wiedergeburt, höchste Anstrengung den Geist herrschen zu machen über das Fleisch. —

Ich beziehe mich auf das, was ich gegen Rousseaus Naturmenschen gesagt. Solche Ansichten haben mit den historischen Romanen Aehnlichkeit, mit diesen Zwittergeburten von Wahrheit und Dichtung; wer möchte aus ihnen die Geschichte kennen lernen? Eben so wenig lernen wir aus Pestalozzis Nachforschungen, noch weniger aus Rousseau, die Grundzüge der Lebensgeschichte der Menschheit oder eines einzelnen Menschen kennen; der Verstand beider phantasirt, vergebens müht sich der Leser ab, ihre meist häßlichen Phantasiegebilde in wirkliche Existenzen zu übersetzen. Wo und wann existirte z. B. je der unschuldige, mit Instinkt begabte, *thierische* Naturmensch Pestalozzis? Weder auf Adam im Paradiese — der nicht thierisch, sondern ein Herr der Thiere war — noch weniger auf irgend ein Adamskind paßt jene Charakteristik. — Wie einfach und großartig umfaßt und charakterisirt dagegen die heilige Schrift, das A und O des Menschengeschlechts.

Damit will ich aber nicht etwa leugnen, daß Pestalozzis Nachfor-

1) Nachforschungen. 57.

2) Ebend. 164. Von einer Kirche ist nicht die Rede, desto mehr vom Mißbrauch kirchlicher Gewalt durch Regierungen.

schungen nicht eine Menge ganz ausgezeichneter Stellen enthalten und den ernsten Leser zum Nachdenken zwingen. Von jenen Stellen will ich nur eine ausheben. Wie in Christoph und Else erklärt er sich auch hier entschieden gegen den Aufruhr, aber eben so entschieden gegen den niederträchtigen Servilismus. „Wenn ich schon zweifle, sagt er, daß das Volk durch den Aufruhr schlechter werde, als durch politische Täuschung, so billige ich den Aufruhr so wenig, als falsche Gewaltthätigkeit der Staatskunst. Das Verderben des gesellschaftlichen Zustandes führet uns offenbar zu zwei Extremen, die unser Geschlecht auf ungleichen Wegen, aber beiderseits gleich zu Grunde richten, und diese sind Ruchlosigkeit und Erschlaffung. Wir dürfen aber, um der Gefahren willen, welche die Ruchlosigkeit und ihr äußerstes Verderben der Aufruhr, über unser Geschlecht verhängt, diejenigen nicht verkennen, welche die bürgerliche Erschlaffung im gesellschaftlichen Zustand veranlaßt. Sie ist gänzlicher Mangel des Glaubens an bürgerliche Tugend, gänzliche Gleichgültigkeit für das Wesen des gesellschaftlichen Rechts. Wer durch sie entwürdigt ist, verachtet sich selber, und haßet den, der es nicht thut. Wenn vom Recht die Rede ist, so spricht er, wir haben ja zu essen und zu trinken und schöne Häuser; wenn vom Volk die Rede ist, so fragt er: was ist das? Das Menschengeschlecht, meint er, sei die Geldkiste, Freiheit, alles was einträgt und alles was wohlthut, Sklaverei, alles was kostet und alles was wehthut. Mein Geschlecht verbindet in diesem Zustand die ekelhafteste Großsprecherei mit der tiefsten Niederträchtigkeit. Belastet mit Fluch des bürgerlichen Jochs, ohne bürgerliche Kraft, entblößt von irgend einem stärkenden Gefühl einer befriedigenden Selbstständigkeit, tanzt es dann, den Ring an der Nase ums Brod, bückt sich, kniet und purzelt vor dem Mann, der es diesen Dienstanz mit dem Prügel in der Hand gelehrt hat. Der Mensch ist ohne Wohlwollen gegen sein Geschlecht; wenn von der Noth seiner Kinder die Rede ist, so sagt er, sorgen sie auch, ich habe auch müßen sorgen, und eben so wenig rührt ihn die Nachwelt, sein Geschlecht und sein Volk. Die Frage, ob der Mensch durch eine solche Erschlaffung nicht schlechter werden könne, als durch den Aufruhr, ist also, so Gott will, keine verfängliche Frage.“ [1]

1) Ebend. 43. 44. Vgl. auch S. 83.

6. Pestalozzi in Stanz. 1798.

So sehen wir Pestalozzi in den 18 Jahren (von 1780—1798) wenig oder gar nicht mit pädagogischen Unternehmungen beschäftigt, auch seine Schriften aus dieser Zeit sind vorzugsweise philosophischen und politischen Inhalts und beziehen sich nur mittelbar auf Erziehung. Die französische Revolution führte aber, wie für die Schweiz, so für Pestalozzi, eine ganz neue Epoche herbei. —

Französische Revolutionsheere drangen in das Land ein, alte Formen wurden zerbrochen, die ganze Schweiz ward in eine untheilbare Republik zusammengeschmolzen, an deren Spitze, nach dem Muster der damaligen französischen Directorialregierung, fünf Directoren standen. Unter diesen war Legrand, ein Mann von einer Art, die immer seltener wird. Ich besuchte den achtzigjährigen liebenswürdigen Greis im Steinthal, wo er früher mit seinem Freund Oberlin zum Segen der dortigen Gemeinden wirksam war. Führte das Gespräch auf Volksglück, Volksbildung, Erziehung der Jugend, so ward der alte Mann jugendlich enthusiastisch bewegt und die Thränen traten ihm in die Augen.[1]

Legrand war Pestalozzis Freund; kein Wunder, da beide Männer in Gesinnung wie in enthusiastischer Thätigkeit und Hoffnung einander sehr ähnlich waren. Pestalozzi schloß sich an die neue Republik an, indem er Alles aufbot das jakobinische Element in ihr nieder zu kämpfen. Er schrieb „Ueber die gegenwärtige Lage und Stimmung der Menschheit." In dieser Schrift, wie in dem „Schweizer Volksblatt," welches er, von der Regierung veranlaßt, herausgab, drang er auf Rückkehr zur alten Ehrenfestigkeit und Frömmigkeit; Erziehung und Unterricht der Jugend führe zu diesem Ziele. — Damals erklärte er: ich will Schulmeister werden.

Legrand gieng hierauf ein; schon sollte Pestalozzi in Aargau eine Erziehungsanstalt eröffnen, als ein Kriegsunglück dazwischen trat. Am 9. September 1798 wurde Stanz in Unterwalden von den Franzosen verbrannt, der ganze Kanton ward verwüstet, eine Menge vater- und mutterlose Kinder trieben sich verlaßen und ohne Obdach herum. Legrand forderte nun Pestalozzi auf, nach Stanz zu gehen und sich der Verlaßenen anzunehmen. — Pestalozzi gieng; was er in Stanz erlebte, hat er uns selbst erzählt.[2]

1) Charaktere der Art zählt unsere Zeit leider dem Don Quixote zu.
2) Pestalozzi und seine Anstalt in Stanz. P. Schriften Th. 9.

Das dortige Ursulinerinnenkloster wurde ihm eingeräumt; er zog, einzig von einer Haushälterin begleitet, in dasselbe, ehe es nur zur Aufnahme von Kindern, in Stand gesetzt war. Allmählich sammelte er bis 80 zum Theil älternlose, entsetzlich verwahrloste, mit Krätze und Grind behaftete, mit Ungeziefer beladene, vier- bis zehnjährige Bettelkinder um sich. Unter zehn von ihnen konnte kaum eins das Abc. Er erzählt die pädagogischen Experimente, welche er mit solchen Kindern machte, und nennt diese Experimente ein „Pulsgreifen der Kunst, die er suchte, einen ungeheuren Griff." „Ein Sehender, fügt er hinzu, hätte ihn gewiß nicht gewagt, ich war zum Glücke blind, sonst hätte ich ihn auch nicht gewagt."[1]

Unter den schwierigsten Umständen wollte er z. B. durch seinen Versuch beweisen, daß die Vorzüge, welche die häusliche Erziehung hat, von der öffentlichen müßten nachgeahmt werden.

Er gab den Kindern keinen eigentlichen Religionsunterricht; als Reformirter und zugleich als Anhänger der neuen Regierung den katholischen Aeltern verdächtig, durfte er es nicht; wenn aber das Leben eine Gelegenheit herbeiführte, so machte er ethische Nutzanwendungen. Das Lernen suchte er, wie früher in Neuhof, mit dem Arbeiten, die Unterrichts- mit der Industrieanstalt zu verbinden und beides in einander zu schmelzen. Doch ward ihm klar, dieser Verschmelzung müße die Elementarbildung des Lernens gesondert von der des Arbeitens, vorangehen. Hier in Stanz war es auch, wo Pestalozzi, aus Mangel anderweitiger Gehilfen, Kinder durch Kinder unterrichten ließ, eine Weise, auf welche Lancaster gleichfalls durch die, vom Lehrer nicht zu gewältigende Kindermenge geführt wurde.[2] Das Ehrgefühl der Kinder erwachte hierdurch, bemerkt Pestalozzi nicht misbilligend; eine Aeußerung, welche seiner Ansicht: das Monitorengeschäft gehe aus einer, der geschwisterlichen Liebe ähnlichen Gesinnung hervor, sehr widerspricht.

Ein Zweites, was gegenwärtig in unzähligen Elementarschulen nachgeahmt wird, versuchte Pestalozzi ebenfalls hier in Stanz, nämlich von einer Menge Kinder denselben Satz sylbenweise einstimmig aussprechen zu laßen.[3]

1) Wie Gertrud ꝛc. S. 13.

2) Lancasters Monitoren, d. i. lehrende und beaufsichtigende Kinder. „Damals (1798) sprach noch kein Mensch vom enseignement mutuel" sagt Pestalozzi. (Schwanengesang 288.)

3) Das Zusammenlesen und Zusammensprechen der Schüler war schon früher in den österreichischen Schulen eingeführt.

„Die Verwirrung der nachsprechenden Menge, sagt er, führte mich auf das Bedürfniß des Taktes und der Takt erhöhte den Eindruck der Lehre."

Was Pestalozzi in Lienhard und Gertrud angeregt, wiederholt er in seinem Aufsatze über die stanzer Anstalt. „Mein Zweck war, heißt es, die Vereinfachung aller Lehrmittel so weit zu treiben, daß jeder gemeine Mensch leicht dahin zu bringen sein könne, seine Kinder zu lehren, und allmählig die Schulen nach und nach für die ersten Elemente beinahe überflüssig zu machen. Wie die Mutter die erste Nährerin des Physischen ihres Kindes ist, so soll sie auch von Gottes wegen, seine erste geistige Nährerin sein; und ich achte die Uebel, die durch das zu frühe Schulen und alles das, was an den Kindern außer der Wohnstube gekünstelt wird, erzeugt worden sind, sehr groß. Jener Zeitpunkt nähert sich, sobald wir den Unterricht so vereinfachen werden, daß jede Mutter ohne fremde Hülfe selbst lehren und dadurch zugleich immer selbst lernend fortschreiten kann." [1]

Ich verweise auf Pestalozzis eigene Schilderung seiner seltsamen, gewaltsamen Wirksamkeit in Stanz, wo er nicht bloß Lehrer und Erzieher von 80 Kindern, sondern zugleich, wie er sagt, Zahlmeister, Hausknecht, und fast Dienstmagd war. Krankheiten brachen überdieß unter den Kindern aus, die Aeltern bezeigten sich unverschämt undankbar. — Pestalozzi wäre den Anstrengungen unterlegen, hätten ihn nicht am 8. Juni 1799 die Franzosen befreit, welche, von den Oestreichern gedrängt, nach Stanz kamen und die Nebengebäude des Klosters in ein Militärspital verwandelten. Er entließ deshalb die Kinder zu den Ihrigen, und gieng selbst, um sich zu erholen, auf den Gurnigel.[2] Nur 22 Kinder blieben, und wurden, „wenn auch nicht in Pestalozzis Geist, doch mit Sorgfalt und mit mehr Ordnung und Reinlichkeit gepflegt, gelehrt und erzogen, unter der Leitung des Herrn Pfarrer Businger." [3]

„Ich fand, schreibt Pestalozzi, im Gurnigel Tage der Erholung. Ich hatte sie nöthig; es ist ein Wunder, daß ich noch lebe. Ich vergesse diese Tage nicht, so lange ich lebe: sie retteten mich, aber ich konnte nicht leben ohne mein Werk." [4]

1) In ganz entgegengesetztem Sinne errichtet und führt man viele Kleinkinderschulen.
2) Im berner Oberlande. Es ist dort eine Heilquelle.
3) Worte Herrn Heußlers. S. 29.
4) Wie Gertrud. 21.

Das nothgedrungene Aufgeben der ſtanzer Anſtalt ward Peſtalozzi ſehr verübelt. „Man ſagte mir ins Geſicht, ſchreibt er: Es ſei eine Thorheit um deßwillen, daß ein Menſch in ſeinen dreißiger Jahren etwas vernünftiges geſchrieben, ihm darum auch zuzutrauen, daß er in ſeinen fünfziger Jahren etwas vernünftiges thun werde. Ich brüte über einen ſchönen Traum.“ [1]

Peſtalozzi kam vom Gurnigel herab; auf den Rath des Oberrichter Schnell, gieng er nach Burgdorf, der zweiten Stadt im Kanton Bern.

7. Peſtalozzi in Burgdorf. „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.“ 1799—1804.

Durch wohlwollende Gönner erhielt er die Erlaubnis hier in den unterſten Lehrſchulen zu unterrichten.[2] Viele waren gegen ihn. Der Schulmeiſter glaubte: Peſtalozzi wolle ſeine Stelle an ſich reißen; das Gerücht verbreitete ſich, der heidelberger Katechismus ſei in Gefahr, „man raunte ſich in die Ohren, erzählt Peſtalozzi, ich könne ſelber nicht ſchreiben, nicht rechnen und nicht einmal recht leſen. Es iſt an den Gaſſengeredten nicht immer alles unwahr, fügt er hinzu, ich konnte wirklich weder recht ſchreiben, noch leſen, noch rechnen.“ [3]

Peſtalozzi verfolgte hier, ſo weit es die Schulordnung zuließ, die in Stanz begonnenen Experimente im Elementarunterricht. Der Vollziehungsrath Glayre, dem er ſeine Tendenz darzulegen verſuchte, ſagte ihm das ominöſe Wort: Vous voulez méchaniser l'éducation. „Er traf, bemerkt Peſtalozzi, den Nagel auf den Kopf, und legte mir beſtimmt das Wort in den Mund, welches das Weſen meines Zweckes und aller ſeiner Mittel bezeichnete.“ [4]

Kein volles Jahr war Peſtalozzi burgdorfer Schulmeiſter, als er ſeine Bruſt angegriffen fühlte, er gab die Stelle auf und eine neue Lebensepoche begann für ihn.

1) Ebend. 22.

2) In der ſogenannten Lehrgottenſchule, in welcher 4—8jährige Kinder unter der oberſten Leitung eines Frauenzimmers, Lehrgotte genannt, im Leſen und Schreiben Unterricht erhielten. Gotte heißt im Schweizeriſchen ſo viel als Pathin; es liegt daher in dem uns faſt komiſch klingenden Ausdruck der ſchöne Sinn, daß die Lehrerin der Kinder als Stellvertreterin der Mutter, als Pathin derſelben zu betrachten ſei. (Anm. des Hrn. D. Mönnich.)

3) Wie Gertrud. 26.

4) Ebend. 32.

Fiſcher, Secretär des helvetiſchen Miniſters für den öffentlichen Unterricht, wollte auf dem burgdorfer Schloße ein Schulmeiſterſeminar gründen, ſtarb aber vor der Ausführung. Er hatte, dieſen Zweck im Auge, Krüſi nach Burgdorf gezogen, der aus Gaiß in Appenzell gebürtig, ſchon im 18ten Jahre dort Schullehrer ward, und von da im Jahre 1799 mit 28 Kindern auswanderte.[1] Nun that Peſtalozzi an Krüſi den Vorſchlag, mit ihm eine Erziehungsanſtalt zu ſtiften; Krüſi gieng gern darauf ein, durch ihn trat Tobler, welcher ſeit 5 Jahren in Baſel Hauslehrer war, durch Tobler Buß aus Tübingen hinzu; mit dieſen 3 Gehilfen eröffnete Peſtalozzi die Anſtalt im Winter 1800.

In Burgdorf war es, wo er am 1. Januar 1801 ein Werk begann, welches mit der „Abendſtunde" und „Lienhard u. Gertrud" unter allen ſeinen Schriften hervorragt.

Es führt den ſeltſamen Titel: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, ein Verſuch den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder ſelbſt zu unterrichten." Der Titel möge nicht irre leiten; das Buch iſt nichts weniger als eine Anleitung für Mütter.

Wie auf dem Titel gehn innere Widerſprüche durch das ganze Buch, daher die Charakteriſtik deſſelben eine ſehr ſchwierige Aufgabe iſt, welche ſich faſt nur dadurch löſen läßt, daß man es in ſeine Elemente zerlegt. —

Nichts iſt ergreifender, als wenn der Verfaßer von der Sehnſucht ſeines ganzen Lebens: dem armen Volke zu helfen, ſpricht, von ſeiner Unfähigkeit dieſer Sehnſucht zu genügen, ſeinen vielen Misgriffen und der Verzweiflung über ſich ſelbſt. Wenn er dann demüthig Gott dankt, der ihn erhalten, als er ſich ſelbſt wegwarf und ihn noch im Alter in eine beßere Zukunft blicken ließ. Man kann nichts herzergreifenderes leſen. — Das zweite Element dieſes Buchs iſt ein ingrimmiger fulminanter Kampf gegen die Sünden und Gebrechen ſeiner Zeit; im Sturmſchritt greift er an und wirft Alles vor ſich her mit unwiderſtehlicher Gewalt der Wahrheit. Vorzüglich wendet er ſich gegen die fundamentloſe Bildung unſerer Zeit, beſonders in den höhern Ständen. „Armſelige Wortmenſchen, nennt er ſie, durch die Künſte ihres unnatürlichen Ganges unfähig gemacht zu empfinden, daß ſie ſelber auf Stelzen ſtehen

1) Von dieſer Auswanderung weiterhin mehr.

und darum von ihren elenden hölzernen Beinen herabsteigen müßen, um auch nur mit gleicher Kraft wie das Volk auf Gottes Boden zu stehen." [1]

An einer andern Stelle eifert Pestalozzi gegen alle Bildung des jetzigen Geschlechts. „Es opfert, sagt er, das Wesen aller Lehre dem Wirrwarr isolirter einzelner Lehren auf, und mit Auftischung aller Arten von Brockenwahrheiten tödtet es den Geist der Wahrheit selber, und löscht die Kraft der Selbstständigkeit, die auf ihr ruhet, im Menschengeschlecht aus. Ich habe gefunden, und es lag mir offen am Tage, daß dieses Unterrichtswesen seine einzelne Mittel weder auf Elementargrundsätze noch auf Elementarformen zurückführt. Europa mußte seines Volksunterrichtes wegen in den Irrthum oder vielmehr in den Wahnsinn sinken, dem es wirklich unterlag. Es erhob sich auf der einen Seite zu einer riesenmäßigen Höhe einzelner Künste, und verlor auf der andern Seite alle Fundamente der Naturführung für sein ganzes Geschlecht. So hoch stand auf der einen Seite noch kein Welttheil, aber auch so tief ist auf der andern Seite noch keiner gesunken; er gränzt mit dem goldenen Haupt seiner einzelnen Künste, wie das Bild des Propheten, bis an die Wolken; aber der Volksunterricht, der das Fundament dieses goldenen Kopfes sein sollte, ist dagegen allenthalben, wie die Füße dieses gigantischen Bildes, der elendeste, zerbrechlichste, nichtswürdigste Koth." [2]

Vorzüglich schuldet er wegen dieses Misverhältnisses unserer Cultur — die Buchdruckerkunst, wodurch die Augen zu Buchstabenaugen, die Menschen zu Buchstabenmenschen geworden.

Ueberall kommt er auf das fundamentlose Maulbrauchen, auf das Reden ohne Hintergrund. „Das Maulwaschen unserer Zeit, sagt er, hängt zu sehr mit dem Brodverdienst und den Gewohnheitsanhänglichkeiten von Zehntausenden und Hunderttausenden zusammen, als daß es nicht lange, lange gehen müßte, ehe unsere Zeit-Menschen Wahrheiten, die so sehr ihren sinnlichen Verhärtungen entgegenstehen, mit Lieb auf ihren Schooß nehmen werden. Da wo die Grundkräfte des menschlichen Geistes schlafend gelassen, und auf die schlafenden Kräfte Worte gepfropft werden, — da bildet man Träumer, die um so schattenhafter träumen, als die Worte groß und anspruchsvoll waren, die auf ihr

1) Wie Gertrud 248.
2) Ebend. 273—275.

elendes gähnendes Wesen aufgepfropft worden sind. Solche Zöglinge träumen dann freilich auch alles andere eher, als — daß sie träumen und schlafen, aber alle Wachenden um sie her fühlen ihre Anmaßungen, und halten sie — wenns gut geht — für Nachtwandler."

„Das grundlose Wortgepränge einer solchen fundamentlosen Weisheit erzeugt Menschen, die sich in allen Fächern am Ziele glauben, weil ihr Leben ein mühseliges Geschwätz von diesem Ziele ist, aber sie bringen es nie dahin, darnach zu laufen, weil es durch ihr Leben niemals in ihrer Anschauung jenen anziehenden Reiz hatte, der wesentlich nothwendig ist, irgend eine menschliche Anstrengung zu erzeugen. Unser Zeitalter ist voll solcher Menschen und es liegt an einer Weisheit krank, die uns zum Ziel des Wissens, wie Krüppel auf die Rennbahn, pro forma hinträgt, ohne daß sie dieses Ziel jemals zu ihrem Ziele machen könnte, ehe ihre Füße curirt worden sind."[1]

An andern Stellen greift er die Regierungen an, denen das Volksheil gleichgiltig sei.[2] „Das Volk Europas, sagt er, ist vaterlos und elend, die meisten von denen, die ihm nahe genug stehen, um ihm helfen zu können, haben immer etwas ganz anders zu thun, als daran zu denken, was sein Heil sei."

Von diesem zweiten, dem polemischen Element des Werks, gehe ich zum dritten über, zu dem Positiven, was Pestalozzi an die Stelle der falschen Bildung unserer Zeit stellen will. Aus jenen mitgetheilten polemischen Stellen könnte man dieß schon einigermaßen ahnen.

Er gibt die Aufgabe, welche er sich setzte, so an. „Ich gieng in den empirischen Nachforschungen über meinen Gegenstand von keinem positiven Lehrbegriff aus; ich kannte keinen, und fragte mich ganz einfach: Was würdest du thun, wenn du einem einzelnen Kinde den ganzen Umfang derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten beibringen wolltest, die es nothwendig bedarf, um durch eine gute Besorgung seiner wesentlichsten Angelegenheiten, zur innern Zufriedenheit mit sich selbst zu gelangen."[3]

Kenntnisse und Fertigkeiten sind also der wichtigste Gegenstand des Werkes, besonders die Beantwortung der Fragen: welche Kenntnisse und Fertigkeiten sind den Kindern nothwendig, und wie bringt

1) Ebend. 311.
2) Ebend. 339.
3) Ebend. 334.

man ihnen dieſe bei? Es handelt ſich von einem klaren pädagogiſchen Ziele und dem Wege zu dieſem Ziele.

Doch iſt von Fertigkeiten verhältnismäßig nur ſehr wenig die Rede, ſo hoch Peſtalozzi dieſelben auch hält. „Das ſchrecklichſte Geſchenk, ſagt[1] er, das ein feindlicher Genius dem Zeitalter machte, ſind vielleicht Kenntniſſe ohne Fertigkeiten. — Aber der Begriff der Fertigkeiten und die Methode ſie zu erlangen, ſcheinen Peſtalozzi noch unklar geweſen zu ſein.

Dagegen iſt die Region der Kenntniſſe ſeine Heimath, hier Anfang, Weg und Ziel anzugeben, Hauptaufgabe ſeines Werks.

Seine Polemik gegen das fundamentloſe Sprechen zeigt darauf hin, daß er ein Fundament geſucht und gefunden habe, eine reale Wurzel des Baums, deſſen geiſtige Blüten Worte ſind.

Das A aller Kenntniſſe iſt ihm die Anſchauung, das letzte Ziel: der deutliche Begriff. Er ſagt:

„Wenn ich zurückſehe und mich frage: was habe ich denn eigentlich für das Weſen des menſchlichen Unterrichts geleiſtet? — ſo finde ich: ich habe den höchſten oberſten Grundſatz des Unterrichts in der Anerkennung der Anſchauung, als dem abſoluten Fundament aller Erkenntniß feſtgeſetzt und mit Beſeitigung aller einzeln Lehren, das Weſen der Lehre ſelbſt und die Urform aufzufinden geſucht, durch welche die Ausbildung unſers Geſchlechts durch die Natur ſelber beſtimmt werden muß."[2]

An einer andern Stelle verlangt Peſtalozzi die Anerkennung,[3] „daß die Anſchauung das abſolute Fundament aller Erkenntniß ſei, mit andern Worten, daß jede Erkenntniß von der Anſchauung ausgehen und auf ſie müße zurückgeführt werden können."

Was verſteht er aber unter Anſchauung? „Sie iſt, ſagt er, nichts anders, als das bloße vor den Sinnen ſtehen der äußern Gegenſtände und die bloße Regemachung des Bewußtſeins ihres Eindrucks."[4] „Vor den Sinnen" vornämlich vor den Augen; das Sichtbare waltet vor. Doch ſoll auch dem Ohr ſein Recht geſchehen. „Das einfache vor die Ohren bringen der Töne, ſagt Peſtalozzi, und die bloße Regemachung des Bewußtſeins ihres Eindrucks durch das Gehör iſt für das Kind ſo gut Anſchauung,

1) Ebend. 335.
2) Wie Gertrud ꝛc. 272.
3) Ebend. 282.
4) Ebend. 283.

als das einfache vor Augenſtellen der Gegenſtände, und die bloße Regemachung des Bewußtſeins durch ihren Eindruck auf den Sinn des Geſichts."[1]

Aus dem Buchſtabirbuch ſoll daher dem Kinde die Reihenfolge der Töne, die zum Fundament ſeiner Sprachkenntniſſe dienen, vor den Sinn des Gehörs gebracht werden, wie es aus dem Buch der Mütter die ſichtbaren Gegenſtände kennen lernt.

Anſchauung wäre hiernach wohl Alles was der Menſch durch Auge und Ohr in ſich aufnimmt.

Sind nach Peſtalozzi die übrigen Sinne ausgeſchloßen? Nein, denn er ſpricht öfters von den Eindrücken der fünf Sinne, ſagt: unſer Verſtand faße die Eindrücke, welche die Sinnlichkeit von der Natur empfängt in ſeiner Vorſtellung zur Einheit, zu einem Begriff auf, und entwickle dann dieſen Begriff zur Deutlichkeit.[2] Und an einer andern Stelle: die mechaniſche Form alles Unterrichts ſei den ewigen Geſetzen zu unterwerfen, nach welchen ſich der menſchliche Geiſt von ſinnlichen Anſchauungen zu deutlichen Begriffen erhebt.[3]

Wiederholt charakteriſirt Peſtalozzi dieſen Erhebungsprozeß.

Vor allem müße der Anfangspunkt deſſelben, die Anſchauung ins Auge gefaßt werden.[4] Man habe drauf zu ſehen, daß die Gegenſtände von den Kindern einzeln, nicht in dämmernder Ferne, ſondern klar in der Nähe betrachtet würden,[5] dann daß ſie charakteriſtiſche, nicht abnorme Exemplare — ſolche welche den Begriff des Dinges, deſſen weſentliche Eigenſchaften charakteriſirten — zu ſehen bekämen. So würde z. B. ein lahmer, einäugiger, ſechsfingriger Menſch nicht geeignet ſein, um den Begriff des menſchlichen Leibes zu repräſentiren.

Aus[6] der Anſchauung eines Dinges entſpringe zunächſt die Benennung deſſelben, von der Benennung gehe man zur Beſtimmung ſeiner Eigenſchaften, d. i. zur Beſchreibung über; aus der klaren Beſchreibung entwickle ſich zuletzt die Definition, der deutliche Begriff deſſelben. Dieß letzte Ausreifen des Ziels alles Unterrichts, hänge weſentlich von der vollendeten Kraft ſeines erſten Entkeimens, von der Weisheit in der

1) Ebend. 288.
2) Ebend. 158.
3) Ebend. 135.
4) Ebend. 313.
5) Ebend. 160. 161.
6) Ebend. 313.

Führung zur Anſchauung ab. Anſchauungsloſe Definitionen erzeugten eine ſchwammigte, fundamentloſe Weisheit.

Glaubt man nun Peſtalozzis Gang begriffen zu haben, ſo führt er uns von neuem ins Ungewiſſe hinſichtlich des Begriffs Anſchauung.

Er erzählt:[1] erſt vor Kurzem ſei ihm der Gedanke gekommen, „daß alle unſere Erkenntniß von Zahl, Form und Wort ausgehe.“ — Von dieſem[2] dreifachen Fundamente müße die Kunſt ausgehen und

1) „die Kinder lehren, jeden Gegenſtand, der ihnen zum Bewußtſein gebracht iſt, als Einheit, d. i. von denen geſondert, mit denen er verbunden erſcheint, ins Auge zu faßen.

2) Sie die Form eines jeden Gegenſtandes, d. i. ſein Maß und ſein Verhältniß kennen zu lehren.

3) Sie ſo früh als möglich, mit dem ganzen Umfange der Worte und Namen aller von ihnen erkannten Gegenſtände bekannt zu machen.“

Schwierig war Peſtalozzi jedoch die Frage: „warum ſind alle Beſchaffenheiten der Dinge, welche uns durch die fünf Sinne bekannt werden, nicht eben ſo Elementarpunkte unſerer Erkenntniß, wie Zahl, Form und Namen?“ Er antwortet: „alle möglichen Gegenſtände haben unbedingt Zahl, Form und Namen, die übrigen Eigenſchaften aber, die durch die fünf Sinne erkannt werden, beſitzt kein Gegenſtand ſo mit allen andern gemein, ſondern nur mit dem einen dieſe, mit dem andern jene.“

Peſtalozzi hat nur an das Sichtbare gedacht, da er die Form als eine alles und jedes umfaßende Kategorie bezeichnete, wie dieß die weitere Ausführung ſeiner Formenlehre zeigt, welche es zunächſt mit dem Ausmeßen ſichtbarer Dinge zu thun hat.

Es gibt aber unzählige Anſchauungen, welche gar nichts mit Form und Zahl zu ſchaffen haben, z. B. Honig ſchmecken, Roſen riechen ꝛc.

Dieß Herausheben von Form und Zahl ward Veranlaßung zu einer neuen Bearbeitung der Geometrie und Arithmetik. Jene wurde ſpäterhin in Formen- und Raumlehre getrennt, da man Geſtalt und Größe (mathematiſche Qualität und Quantität) jede für ſich ins Auge faßte, mit Peſtalozzi an die Formenlehre das Zeichnen, an dieſes wiederum die Schreibkunſt anſchloß.[3]

1) Ebend. 162.
2) Ebend. 165.
3) Hiervon ein mehreres, wenn ich vom mathematiſchen Unterricht handeln werde.

Wie ſtund es aber um die Anſchauung als Fundament alles Begreifens, wenn Peſtalozzi einſeitig Form und Zahl mit Hintanſetzung aller andern Qualitäten hervorhob? Geſetzt man gibt dem Kinde einen Glaswürfel und es bemerkt an demſelben nichts als eben die Würfelform, und zum Ueberfluß die Zahl, daß es Ein Würfel iſt — ſo unterſcheidet ſich hiernach dieſer Glaswürfel in nichts von einem Holzwürfel. Muß ich aber andere Eigenſchaften, als: Farbe, Durchſichtigkeit, Schwere ꝛc. berückſichtigen, um den Glaswürfel in ſeiner Totalität auffaßen und ſo beſchreiben zu können, daß er von jedem andern Würfel mit Sicherheit zu unterſcheiden ſei, dann muß ich auch nicht bloß Form und Zahl, ſondern alle ſinnlichen Eigenſchaften, als Elemente totaler ſinnlicher Anſchauungen ins Auge faßen. —

Die Sprache endlich hat mit der Anſchauung ſelbſt nichts zu thun, warum ſollte ich nicht eine vollkommene Anſchauung eines namenloſen Dinges haben können, z. B. einer bis dahin unbekannten und unbenannten Pflanze? Die Sprache gibt nur den Ausdruck für die ſinnlichen Eindrücke, in ihr ſpiegelt ſich die ganze Welt der Anſchauungen ab. „Sie[1] iſt, ſagt Peſtalozzi richtig, Rückgabe aller Eindrücke, welche die Natur in ihrem ganzen Umfange auf unſer Geſchlecht gemacht hat.“ Aber wie fährt er fort! — „alſo benutze ich ſie, und ſuche am Faden ihrer ausgeſprochenen Töne beim Kinde eben die Eindrücke ſelbſt wieder hervorzubringen, welche beim Menſchengeſchlechte dieſe Töne gebildet und veranlaßet haben. Das Geſchenk der Sprache iſt groß. Sie gibt dem Kinde in einem Augenblicke, wozu die Natur Jahrtauſende brauchte, um es dem Menſchen zu geben.“

Auf ſolche Weiſe wäre jedes Kind ein reicher Erbe der Vorwelt, ohne alle Mühe des Erwerbens; Worte wären liquide zahlbare Anweiſungen auf das durch ſie Bezeichnete. — Aber Natur und Geſchichte proteſtiren gegen die Zahlung und geben nur dem der da hat. — Proteſtirt doch Peſtalozzi ſelbſt wiederholt dagegen! „Das Chriſtenvolk unſers Welttheils, ſagt er, iſt in dieſe Tiefe geſunken, weil man in ſeinen niedern Schulanſtalten leeren Worten ein Gewicht auf den menſch-

1) Ebend. 215. Ich will hier unberührt laßen, daß die Sprache nicht bloß eine lebendige Abſpiegelung der Natur, der äußern Welt der Erſcheinungen, ſondern auch des innern Menſchen iſt, und daß das Wort ſelbſt Object der Anſchauung ſein und beſprochen werden könne.

lichen Geist gegeben, das nicht nur die Eindrücke der Natur selber verschlang, sondern sogar die innere Empfänglichkeit für diese Eindrücke im Menschen selber zerstörte." [1]

Pestalozzis weitere Behandlung des Sprachunterrichts beweist klar, daß er mit sich selbst im Widerspruche dem Worte wirklich eine magische Kraft zuschreibt, daß er es mehr oder minder an die Stelle der Anschauung setzt, und — mit Wolke zu reden — das Spiegelbild eines Dinges mit dem Dinge selbst gleichstellt. — Ich will diesen Misgriff Pestalozzis, da er vom größten Einfluß ist, näher charakterisiren. Beim Sprachunterricht beginnt er mit der Tonlehre, ihr folgt die Wortlehre, dieser die Sprachlehre.

1) Tonlehre. [2] „Das Buchstabirbuch, sagt Pestalozzi, muß die Töne, aus denen die Sprache besteht, in ihrem ganzen Umfang enthalten, und sollte in jeder Haushaltung von dem Buchstabirkinde, das sich hierin übt, wie von den Müttern in Gegenwart des Kindes in der Wiege täglich repetirt werden, damit das Bewußtsein dieser Töne dem letzteren durch die öftere Wiederholung tief eingeprägt und ihm unvergeßlich gemacht werde, ehe es noch im Stande ist, einen einzelnen nachzusprechen. Es stellt sich niemand vor, in welchem Grade das Vorsprechen dieser einzelnen Töne ba, ba, ba, da, da, da, ma, ma, ma, la, la, la ꝛc. die Aufmerksamkeit unmündiger Kinder rege macht und für sie Reiz hat."

So haben die Kinder in der Wiege vor dem Elementarlehren keine Ruhe, solch Gepapel und Geplärr: ba, ba, ba ꝛc., das sind die schönen Wiegenlieder, vor welchen des Säuglings Schutzengel davon laufen möchten.

Sobald das Kind sprechen lernt, soll es „täglich einige Reihen dieser Töne nachsagen," dann folgen Buchstabirübungen. —

2) „Wortlehre oder vielmehr Namenlehre." [3] Im Buche der Mütter kommen, nach Pestalozzi, „die wesentlichsten Gegenstände der Welt zur Sprache."

„Die Namenlehre besteht in Reihenfolgen von Namen der bedeutendsten Gegenstände aus allen Fächern des Naturreichs, der Geschichte

1) Ebend. 218.
2) Wie Gertrud. 171.
3) Ebend. 182—183.

und der Erdbeschreibung, der menschlichen Berufe und Verhältniße. Diese Wörterreihen werden dem Kinde als bloße Uebung im Lesenlehren immediat nach Beendigung seines Buchstabirbuchs in die Hand gegeben; und die Erfahrung hat mir bewiesen, daß es möglich ist, die Kinder diese Namenreihen bloß in der Zeit, welche erfordert wird, die Kraft des Lesens in ihnen zur vollen Reifung zu bringen, bis zum vollkommen Auswendigkönnen geläufig zu machen; der Gewinn eines, in diesem Zeitpunkte so weit vollendeten Bewußtseins so vielseitiger und umfassender Namenreihen ist für die Erleichterung des späteren Unterrichts für die Kinder unermeßlich."

Hier ist auch nicht entfernt berührt, daß die Kinder die benannten Dinge kennten, an die Stelle der Anschauungen treten Worte, pure Worte.

3) Sprachlehre. Das letzte Ziel der Sprache ist, nach Pestalozzi,[1] uns von dunkeln Anschauungen zu deutlichen Begriffen zu führen, und zwar so: 1) „erkennen wir einen Gegenstand im allgemeinen, und benennen ihn als Einheit, als Gegenstand. 2) Wir werden uns allmählig seiner Merkmale bewußt und lernen diese benennen. 3) Wir erhalten durch die Sprache die Kraft, diese Beschaffenheiten der Gegenstände durch Zeit und Nebenwörter näher zu bestimmen."

Das Erste, das Benennen der Gegenstände ist, wie wir sahen, Object der pestalozzischen Namenlehre, jedoch, näher betrachtet, nicht das aus dem Erkennen entspringende Benennen, sondern die Namen an und für sich sind es.

Wenn Pestalozzi bei der zweiten Operation, dem Bewußtwerden und Benennen der Merkmale,[2] den Kindern „Aal" hinschreibt und dazu die Merkmale „schlüpfrig, wurmförmig, lederhäutig," so werden die Kinder sich keineswegs durch Betrachtung eines Aals seiner Merkmale bewußt, und lernen sie benennen, vielmehr bekommen sie nur Adjectiva zu dem Substantiv Aal. Vom Prozeß, wie diese Beschaffenheitswörter aus dem Anschauen der Beschaffenheiten hervorgehen, ist wiederum nicht die Rede.

Noch stärker tritt diese Hintansetzung der Anschauung hervor, da Pestalozzi weiterhin[3] das zu Lernende unter folgende Rubriken theilt:

1) Ebend. 187.
2) Ebend. 192.
3) Ebend. 195.

1) Erdbeschreibung. 3) Naturlehre.
2) Historie. 4) Naturgeschichte.
5) Anthropologie.

Jede dieser fünf Rubriken theilt er wieder in 40 Unterabtheilungen, so daß er 200 Unterabtheilungen erhält. Er gibt nun Reihenfolgen von Wörtern über alle diese Gegenstände in alphabetischer Ordnung, welche den Kindern „bis zur Unvergeßlichkeit" einzuprägen sind. Darnach soll diese alphabetische Nomenklatur in eine „wißenschaftliche" verwandelt werden. [1] „Ich weiß nicht, sagt Pestalozzi, ob es nöthig ist, die Sache noch mit einem Exempel zu erläutern; es scheint mir beinahe überflüssig; doch ich will es wegen der Neuheit der Form thun. Z. E. Eine von den Unterabtheilungen von Europa ist: Deutschland; nun wird dem Kinde zuerst die Oberabtheilung Deutschlands in 10 Kreise bis zur Unvergeßlichkeit geläufig gemacht; dann werden ihm die Städte Deutschlands zuerst in blos alphabetischer Ordnung zum Lesen vorgelegt; aber zum voraus ist jede dieser Städte mit der Zahl des Kreises bezeichnet, in dem sie liegt. Sobald nun auch das Lesen dieser Städte ihnen geläufig ist, so macht man sie auf den Zusammenhang dieser Zahlen mit den Unterabtheilungen der Hauptrubriken bekannt, und das Kind ist in wenigen Stunden im Stande, die ganze Reihenfolge der Städte Deutschlands nach den Unterabtheilungen ihrer Oberrubriken zu bestimmen, wenn man ihm z. E. folgende Oerter Deutschlands mit Zahlen bestimmt vor Augen legt:

Aachen 8.	Allenbach 5.	Altenfalza 10.
Aalen 3.	Allendorf 5.	Altkirchen 8.
Abenberg 4.	Allersperg 2.	Altona 10.
Aberthan 11.	Alschaufen 3.	Altorf 1.
Acken 10.	Alsleben 10.	Altranstädt 9.
Adersbach 11.	Altbunzlau 11.	Altwasser 13.
Agler 1.	Altena 8.	Alterdissen 8.
Ahrbergen 10.	Altenau 10.	Amberg 2.
Aigremont 8.	Altenberg 9.	Ambras 1.
Ala 1.	Altenburg 9.	Amöneburg 6.

Andernach 6.

1) Ebend. 198—200.

ſo lieſt es ſie alle auf folgende Weiſe:
Aachen liegt im weſtphäliſchen Kreiſe,
Abenberg im fränkiſchen Kreiſe,
Acken im niederſächſiſchen Kreiſe u. ſ. w.

So wird das Kind offenbar in den Stand geſetzt, beim erſten Erblicken der Zahl oder des Zeichens, in welche die Oberrubrike den Gegenſtand ſeiner Reihenfolge abtheilt, zu beſtimmen, in welche Kunſtanſicht jedes Wort dieſer Reihenfolge gehört, und ſo die alphabetiſche Nomenklatur, wie geſagt, in eine wiſſenſchaftliche zu verwandeln."

Eine Widerlegung dieſes Verfahrens iſt unnöthig.[1]

Weiterhin folgt eine Anweiſung, uns[2] „das Weſen, die Beſchaffenheiten und die Kräfte aller Gegenſtände die wir uns durch die Namenlehre zum Bewußtſein gebracht und durch die Zuſammenſtellung ihrer Namen und ihrer Beſchaffenheiten auf einen gewißen Grad klar gemacht haben, noch mehr zu verdeutlichen." Die Mutter ſoll deshalb dem Kinde Redeübungsſätze vorſagen und nachſprechen laßen. Unter dieſen Sätzen ſind viele, dem Kinde ganz unverſtändliche, z. B. der Gläubiger will bezahlt ſein. Das Recht muß gehandhabet ſein u. a.[3]

Es ſind Redeübungen ohne irgend einen Hintergrund von Anſchauung. —

* * *

Wir ſahen, daß Peſtalozzi vor Allem dieß ins Auge faßte: der Unterricht müße von der ſinnlichen Anſchauung ausgehen, aus welcher ſich zuletzt der deutliche Begriff entwickle. Er ſagte:[4] wir ſeien durch den Zauber einer Sprache geblendet, „die wir redeten, ohne von den Begriffen, die wir durch den Mund laufen ließen, irgend eine anſchauliche Erkenntniß zu haben." Er bekämpft[5] „jede Wiſſenſchaftslehre, die

1) Wie ſind auch die erſten beſten obſcuren Ortsnamen aufgegriffen, als Aberthan, Ala ꝛc. Höchſtens fünf von den 31 aufgeführten Orten würden in eine Schulgeographie Aufnahme verdienen. Von Karten iſt nicht die Rede.

2) Ebend. 202. 203.

3) Ebend. 210. Die gegebenen Beſchreibungen ſinnlicher Gegenſtände, welche ebenfalls zum Verdeutlichen beitragen ſollen, möchten weder dazu, noch an ſich genügen. Z. B. „Liegen iſt mit ſeinem in eine Horizontalſtellung gebrachten Körper auf irgend etwas ruhen."

4) Ebend. 302.

5) Ebend. 306.

durch Menſchen diktirt, explicirt, analyſirt wird, welche nicht übereinſtimmend mit den Geſetzen der Natur reden und denken gelernt haben," deren „Definitionen wie ein Deus ex machina in die Seele gezaubert oder wie durch Theater-Soufleurs in die Ohren geblaſen werden muß," wodurch die Menſchen „zu einer elenden Komödiantenbildungsmanier verſinken." Er eifert gegen die [1] „anſchauungsloſen Definitionen." [2] „Definitionen, ſagt er, ſind der einfachſte und reinſte Ausdruck deutlicher Begriffe, ſie enthalten aber für das Kind nur in ſoweit wirkliche Wahrheit, als ſich daſſelbe des ſinnlichen Hintergrunds dieſer Begriffe mit großer umfaßender Klarheit bewußt iſt; wo ihm die beſtimmteſte Klarheit in der Anſchauung eines ihm definirten ſinnlichen Gegenſtandes mangelt, da lernt es blos mit Worten aus der Taſche ſpielen, ſich ſelbſt täuſchen, und blindlings an Töne glauben, deren Klang ihm keinen Begriff beibringen oder einen andern Gedanken veranlaſſen wird, als daß es eben einen Laut von ſich gegeben habe.

Hinc illae lacrimae!"

Dieſe trefflichen Principien Peſtalozzis können nicht genug beherzigt werden. Legt man ſie aber als Maßſtab an ſeine eigene Unterrichtsweiſe, ſo ergibt ſichs, daß dieſe Weiſe jenen Principien ſchnurſtracks zuwider läuft. Nicht mit Anſchauung beginnt er, ſondern mit Worten; Subſtantiva ſind ihm ſtatt der Anſchauung von Dingen, Adjectiva ſtatt der Anſchauung dinglicher Eigenſchaften. So mit dem Worte, ſtatt mit der Anſchauung beginnend, muß ſeine Polemik gegen die leere Wortweisheit auch ſeine eigene Unterrichtsweiſe treffen. Fichte[3] ſagt ſehr treffend in Bezug auf Peſtalozzis Anſicht: „Im Felde der objectiven Erkenntniß, die auf äußere Gegenſtände geht, fügt die Bekanntſchaft

1) Ebend. 311.

2) Ebend. 310. Peſtalozzi zeigt auch kurz und wahr, daß nur unter Sachverſtändigen ein wahrhaftiges Verſtändigen durch die Rede möglich ſei. „Was mir nicht ganz klar iſt, ſagt er, von dem kann ich nicht beſtimmt ſagen, wie es beſchaffen iſt, geſchweige, was es iſt; ich kann es nicht einmal beſchreiben, geſchweige, daß ich es definiren könnte. Wenn mir nun ein Dritter die Worte in den Mund legt, wodurch ein anderer, dem die Sache klar war, dieſelbe Leuten von ſeinem Schlage deutlich macht, ſo iſt ſie um deswillen mir noch nicht deutlich, ſondern ſie iſt und bleibt in ſo weit die deutliche Sache des andern und nicht die Meinige, als die Worte dieſes Anderen, das für mich nicht ſein können, was ſie für ihn ſind: der beſtimmte Ausdruck der vollendeten Klarheit ſeines Begriffes." Ebend. 311.

3) Reden an die deutſche Nation. S. 170.

mit dem Wortzeichen der Deutlichkeit und Beſtimmtheit der innern Erkenntniß, für den Erkennenden ſelbſt durchaus nichts hinzu, ſondern ſie erhebt dieſelbe blos in den völlig verſchiedenen Kreis der Mittheilbarkeit für andere. Die Klarheit jener Erkenntniß beruht gänzlich auf der Anſchauung, und dasjenige, was man nach Belieben in allen ſeinen Theilen, gerade ſo wie es wirklich iſt, in der Einbildungskraft wieder erzeugen kann, iſt vollkommen erkannt, ob man nun dazu ein Wort habe oder nicht. Wir ſind ſogar der Ueberzeugung, daß jene Vollendung der Anſchauung, der Bekanntſchaft mit dem Wortzeichen, voraus gehen müße, und daß der umgekehrte Weg gerade in jene Schatten- und Nebelwelt, und in das frühe Maulbrauchen, welche beide Peſtalozzin mit Recht ſo verhaßt ſind, führe, ja, daß der, der nur je eher je lieber das Wort wiſſen will, und der ſeine Erkenntniſſe für vermehrt hält, ſo bald er es weiß, eben in jener Nebelwelt lebt, und blos um deren Erweiterung bekümmert iſt."

Wir hätten von Peſtalozzi Belehrung erwartet; einmal, wie man die Sinne der Kinder üben und zum klaren Auffaßen der Dnige geſchickt machen ſolle; dann: wie ſie die ſinnlichen Eindrücke ſprachlich ausdrücken, die ſtummen Anſchauungen in Worte überſetzen ſollen. —

Doch Peſtalozzi giebt einige Winke, insbeſondere wie der Naturunterricht methodiſch zu betreiben ſei. Nicht[1] in den Wald und auf Wieſen müße man das Kind gehen laßen, ſagt er, um Bäume und Kräuter kennen zu lernen, „Bäume und Kräuter ſtehen hier nicht in den Reihenfolgen, welche die geſchickteſten ſind, das Weſen einer jeden Gattung anſchaulich zu machen, und durch den erſten Eindruck des Gegenſtandes zur allgemeinen Kenntniß des Faches vorzubereiten." — Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich dieſe — ich habe beim beſten Willen kein beßeres Wort dafür — dieſe überſchwengliche, methodiſche Pedanterei widerlegen,[2] gegen welche ſich ſchon jedes friſche, für die Schönheit der Natur empfängliche Gemüth mit richtigem Takt ſträubt.

Wenn aber in dem vorliegenden Werke, „wie Gertrud ihre Kinder lehrt," nichts näheres über Sinnenbildung und der aus ihr erwachſenden Sprachbildung geſagt iſt, ſo verweiſt Peſtalozzi in dieſer Hinſicht auf

1) Ebend. 316.

2) Schon früher habe ich mich hierüber in meinen „Vermiſchten Schriften" (Th. 2. S. 110) erklärt, worauf ich verweiſe.

sein „Buch der Mütter." Die Ansicht: das Lernen des Kindes müße mit dem ihm Nahen beginnen, scheint ihn auf den Gedanken gebracht zu haben: nichts sinnliches sei dem Kinde näher, als sein eigener Leib, darum müße es mit dessen Betrachtung anfangen. Das Buch der Mütter beschreibt nun den Leib und alle seine Glieder und Theile der Glieder bis ins Einzelnste. Wenige Menschen — von Aerzten schweige ich — möchten ihren Leib so genau kennen, wie das Kind ihn kennen lernen soll, wenige verstehen, was etwa mit folgendem gemeint sei: „Die mittleren Zeigefingerknöchel liegen außen an den mittleren Zeigefingergelenken, zwischen den hintern und mittleren Gliedern der Zeigefinger" ꝛc. Die Mutter soll das Buch mit dem Kinde wörtlich, mit steter Hinweisung auf des Kindes Leib, durchgehen.

Ich behalte mir vor über dieß Buch wie über andere sogenannte Uebungen der Anschauung mehr zu sagen, wenn ich von Sinnenbildung spreche. Ich werde zu zeigen suchen, daß es ein großer Misgriff Pestalozzis war, des Kindes Leib als erstes Object herauszuwählen, an welchem es sein Auge und sein Sprechen üben könne, und daß überhaupt die sogenannten Uebungen der Anschauung Pestalozzis und seiner Schule eigentlich als Redeübungen betrachtet werden müßen, bei denen man vielmehr darauf ausgeht, den Kindern Worte und Sätze beizubringen, als einen klaren, bleibenden Eindruck und eine wahrhaftige Kenntnis der besprochenen Dinge. Wer gestern einen Menschen sah und sein Bild innerlich so fest auffaßte, daß er ihn heute nach der innern Anschauung malen könnte — wer eine Melodie, die er gestern hörte, heute aus dem Kopfe richtig singen kann — wer gestern Eßig roch und ihm heute bei der Erinnerung an den Geruch das Waßer im Munde zusammenläuft u. s. w., dessen Anschauungen sind durch eine solche Conception erprobt, wenn er sie auch nicht in Worte übersetzt.

Nie wird durch Pestalozzis und der Pestalozzianer Uebungen, wie sie in der Regel sind, solch Imaginiren der Anschauungen bewirkt werden.

Zum Schluße seines Werks frägt Pestalozzi:[1] „Wie hängt das Wesen der Gottesverehrung mit den Grundsätzen zusammen, die ich in Rücksicht auf die Entwicklung des Menschengeschlechts im Allgemeinen für wahr angenommen habe?"

Es ist schwer ihm bei Beantwortung dieser Frage zu folgen. Alles

1) Ebend. 350.

Höhere im Menſchen geht nach ihm hauptſächlich von dem Verhältnis aus, das zwiſchen dem unmündigen Kinde und ſeiner Mutter ſtatt hat. Liebe, Vertrauen, Dank des Kindes gegen die Mutter entfaltet ſich und wird ſpäter, von dem durch die Mutter ermahnten Kinde, auf Gott übergetragen. Dieß bezeichnet Peſtalozzi als den einzigen Weg der Bildung zur Religioſität, und ſetzt dabei eine engelreine Mutter und ein urſprünglich ganz unſchuldiges Kind voraus. Die Mutter ſoll auch das Kind als eine Heilige unter ihre Flügel nehmen, wenn es heranwächſt und von der Welt, die nicht „Gottes erſte Schöpfung," nicht unſchuldig iſt, zum Böſen gelockt wird. Mutterloſe Waiſen müßten nach Peſtalozzi, ganz ohne religiöſe Bildung bleiben. Vom Vater iſt gar nicht die Rede, nur einmal heißt es: er ſei „an ſeine Werkſtatt gebunden," könne ſich mit dem Kinde nicht abgeben.

Kurz die Mutter wird als die Mittlerin zwiſchen Gott und dem Kinde hingeſtellt. Aber mit keinem Worte wird erwähnt, daß ſie ſelbſt eines Mittlers bedürfe; Chriſti Name iſt im ganzen Buche nicht genannt. Daß die Mutter eine chriſtliche Mutter ſei, Glied der Kirche, daß ſie dem Kinde lehre, was ſie als Glied der Kirche ſelbſt gelernt, das iſt nirgends erwähnt. Die heilige Schrift wird ignorirt; aus dem eigenen Herzen ſchöpft die Mutter ihre Theologie. In dieſem Werke herrſcht alſo eine entſchiedene Entfremdung von Chriſto. Wir werden aber ſpäter ſehen, daß es ungerecht wäre, wollten wir Peſtalozzis Religioſität nach der, in den letzten Kapiteln jenes Werks aufgeſtellten haltloſen Theorie ermeſſen. —

Nachdem wir nun den Inhalt des in Burgdorf gewordenen und geſchriebenen Buchs betrachtet, eines Buchs, welches pädagogiſche Fundamentalgedanken, Gedanken von der weſentlichſten Wahrheit neben den entſchiedenſten pädagogiſchen Misgriffen und Verkehrtheiten enthält, ſo muß es vom größten Intereſſe ſein zu hören, wie Peſtalozzi als Director ſeiner Anſtalt und Lehrer in Burgdorf gewirkt habe. Hiervon gibt uns eine kleine, aber in vieler Hinſicht höchſt intereſſante und leſenswerthe Schrift, Nachricht.[1] Es iſt dieß die „Kurze Skizze meines pädagogiſchen Lebens von Johannes Ramſauer." Der Verfaßer, Sohn eines Handelsmanns, zu Heriſau in Appenzell 1790 geboren, wanderte

1) Wenn Peſtalozzi ſelbſt von ſeinem Unterrichten erzählt, ſo vermiſcht er zu ſehr das was er ahndete und wollte, mit dem was er wirklich that und ausführte.

im Jahre 1800, da viele Cantone, auch Appenzell, durch die franzöſiſche Revolution ganz heruntergekommen waren, nebſt 44 andern Knaben von 10 bis 14 Jahren aus, und kam ſo nach Schleumen, unweit Burgdorf, von wo aus er zuerſt die untergeordnete Stadtſchule beſuchte, in welcher Peſtalozzi, wie erwähnt, unterrichtete. Von dieſem Unterricht erzählt Ramſauer:

„Schulgerecht lernte ich da nichts, ſo wenig als andere Schüler; ſein (Peſtalozzi's) heiliger Eifer aber, ſeine hingebende, ſich ſelbſt ganz vergeſſende Liebe, ſeine, ſogar in die Augen der Kinder fallende, ernſte, gedrückte Lage machten den tiefſten Eindruck auf mich und knüpften mein kindlich dankbares Herz auf ewig an das ſeinige.“ [1]

„Ein deutliches Bild dieſer Schule zu geben iſt unmöglich, daher hier nur einige Bruchſtücke. In dieſer Schule ſollte nach Peſtalozzi's Ideen, aller Unterricht ausgehen und wieder zurückgeführt werden auf Sprache, Zahl und Form. Ein eigentlicher Schulplan war nicht vorhanden, auch kein Stundenplan, weßhalb ſich auch Peſtalozzi an keine beſtimmten Stunden band, ſondern meiſtens 2—3 Stunden daſſelbe trieb. Wir waren etwa 60 Knaben und Mädchen, von 8—15 Jahren, hatten Unterricht von 8—11 Uhr Vormittags und von 2—4 Uhr Nachmittags. Aller Unterricht beſchränkte ſich auf Zeichnen, Rechnen und Sprachübungen. Es wurde weder geleſen noch geſchrieben, daher hatten die Schüler weder Schreib- noch Leſebücher; ebenſowenig wurde weder etwas Weltliches, noch etwas Geiſtliches auswendig gelernt. Zum Zeichnen bekamen wir weder Vorſchriften, noch Bedingungen, nur Röthel und Tafeln, und während uns Peſtalozzi Sätze aus der Naturgeſchichte (als Sprachübungen) vorſagte, ſo ſollten wir zu gleicher Zeit zeichnen, ‚was wir wollten.‘ Wir wußten aber nicht was zeichnen, daher kam es, daß die Einen Männchen und Weibchen, Andre Häuſer, noch Andre Striche, Schnörkel und Arabesken, und was ihnen in den Sinn kam, zeichneten. Auch ſah Peſtalozzi nie nach, was wir gezeichnet, oder vielmehr geſchmiert hatten, aber an den Kleidern, beſonders an dem Aermel und Ellbogen konnte man allen Schülern anſehen, daß ſie mit Röthel umgegangen waren. Zum Rechnen hatten wir, je zwei und zwei Schüler zuſammen, eine kleine, auf Pappe gezogene Tabelle, auf der in viereckigen Feldern Punkte verzeichnet waren, die wir zählen, zuſammen-

1) Ramſauer 6.

zählen, abziehen, mit einander multipliciren und in einander dividiren mußten. Aus dieſen Uebungen bildeten Krüſi und Buß zuerſt die Einheiten- und ſpäter die Bruchtabellen. Da Peſtalozzi aber nur der Reihe nach vor- und nachſprechen ließ, und nie fragte, keine Aufgaben gab, ſo blieben dieſe Uebungen, die ſonſt ſehr gut waren, ohne großen Nutzen. Er war auch nicht geduldig genug, um wiederholen zu laſſen oder Fragen zu geben, auch ſchien er ſich in ſeinem ungeheuern Eifer gar nicht um den einzelnen Schüler zu bekümmern. Das Beſte was wir bei ihm hatten, waren die Sprachübungen, wenigſtens diejenigen, die er an den Tapeten des Schulzimmers mit uns vornahm, und die wahre Anſchauungsübungen waren. Dieſe Tapeten waren ſehr alt und zerriſſen und vor dieſe mußten wir uns oft 2—3 Stunden nach einander hinſtellen und von den darauf gemalten Figuren und eingeriſſenen Löchern ſagen, was wir hinſichtlich ihrer Form, Zahl, Lage und Farbe ſahen und das Geſehene und Bemerkte in immer größere Sätze zuſammenfaſſen. Dann fragte er: „Buben was ſeht Ihr?“ (die Mädchen nannte er nie.)

Antwort:

Ein Loch in der Wand.

Ein Schranz (Riß in der Wand).

Peſtalozzi: Gut, ſprecht mir nach:

Ich ſehe ein Loch in der Tapete.

Ich ſehe ein langes Loch in der Tapete.

Hinter dem Loch ſehe ich die Mauer.

Hinter dem langen ſchmalen Loche ſehe ich die Mauer.

Peſtalozzi: Sprecht mir nach:

Ich ſehe Figuren an der Tapete.

Ich ſehe ſchwarze Figuren an der Tapete.

Ich ſehe runde ſchwarze Figuren an der Tapete.

Ich ſehe eine viereckige gelbe Figur an der Tapete.

Neben der viereckigen gelben Figur ſehe ich eine ſchwarze runde.

Die viereckige Figur iſt durch einen dicken ſchwarzen Strich mit der runden verbunden u. ſ. w.

Weniger zweckmäßig waren die Sprachübungen, die er aus der Naturgeſchichte nahm, und wobei er uns vorſprach, während wir, wie oben geſagt, zeichnen mußten. Er ſprach vor:

Amphibien. Schleichende Amphibien.
Kriechende Amphibien.
Affen. Geſchwänzte Affen.
Ungeſchwänzte Affen u. ſ. w.

Hiervon verſtanden wir kein Wort; denn es wurde kein Wort erkärt und es wurde ſo ſingend und überhaupt ſo ſchnell und undeutlich vorgeſprochen, daß es ein Wunder geweſen wäre, wenn jemand etwas davon verſtanden und etwas dabei gelernt hätte, zudem ſchrie Peſtalozzi ſo entſetzlich laut und anhaltend, daß er uns auch nicht nachſprechen hören konnte, und das um ſo weniger, da er nie auf uns wartete, wenn er einen Satz vorgeſprochen hatte, ſondern ununterbrochen fortfuhr und eine ganze Seite in einem fort vorſprach. Was er uns ſo vorſprach, war auf einen halben Bogen großen Carton (Papp) aufgezogen, und unſer ganzes Nachſprechen beſtand größtentheils darin, daß wir am Ende „en — en" oder „Affen, Affen" ſagten. Von Fragen und Wiederholen war nie die Rede. Da Peſtalozzi ſich in ſeinem Eifer an keine Zeit band, ſo trieb man das, was er um 8 Uhr mit uns angefangen hatte, gewöhnlich bis 11 Uhr, und er war ſchon um 10 Uhr ganz müde und heiſer. Daß es 11 Uhr ſei, merkten oder hörten wir am Lärm anderer Schüler auf der Straße, und wir liefen dann gewöhnlich alle fort, ohne Abſchied zu nehmen. — So ſtrenge Peſtalozzi jederzeit ſeinen Gehülfen jede körperliche Strafe verboten hatte, ſo wenig unterließ er dieſelbe in dieſer Schule und gab gar oft rechts und links Ohrfeigen. — Die meiſten Schüler dieſer Schule machten ihm aber das Leben ſehr ſauer, ſo daß ich wahres Mitleid mit ihm hatte und mich deſto ſtiller verhielt; das bemerkte er auch bald und nahm mich deßwegen manchmal um 11 Uhr mit ſich zum Spazieren, wo er bei gutem Wetter tagtäglich nach der Emme ging und zur Erholung und zur Zerſtreuung Steine ſuchte. Letzteres mußte ich auch thun, wiewohl es mir ſonderbar vorkam, da Millionen da lagen und ich nicht wußte, welche davon geſucht werden ſollten. Er ſelbſt kannte nur wenige Steine, ſchleppte aber dennoch täglich ſeine Taſche und ſein Taſchentuch voll von da nach Hauſe, wo ſie — nie mehr angeſehen wurden. — Dieſe Liebhaberei behielt er ſein ganzes Leben hindurch, und in Burgdorf war im ganzen Inſtitut nicht leicht ein ganzes Taſchentuch zu finden, weil alle vom Steinſchleppen zerriſſen waren. Etwas (zwar Unwichtiges)

darf ich nicht vergeſſen: das erſte Mal, als ich in Peſtalozzis Schule geführt wurde, küßte und begrüßte er mich herzlich, wies mir dann ſchnell einen Platz an und ſprach den ganzen Vormittag kein Wort mehr mit mir, ſondern ſprach beſtändig vor, ohne Halt zu machen. Da ich nun von allem nichts verſtand, als jedesmal am Ende des Satzes das Wort „Affe, Affe," und Peſtalozzi äußerlich ſehr häßlich war und ohne Halstuch, ohne Rock in bloßen langen Hemdeärmeln, die ihm über die nachläßig herumſchwenkenden Aerme und Hände herunterhingen — wie wild in der Stube herumrannte, ſo kam mir ein wahres Grauen an, und bald würde ich geglaubt haben, daß er ſelbſt ein Affe wäre. Auch fürchtete ich mich in den erſten Tagen um ſo mehr vor ihm, da er mir bei meiner Ankunft mit ſeinem ſtarken, ſtechenden Bart einen Kuß gegeben hatte, den erſten, den ich meines Wiſſens in meinem Leben empfangen habe." [1]

Vom Unterricht der andern Lehrer erzählt Ramſauer weniger; eine Frucht ihres Unterrichts waren die unter Peſtalozzis Namen 1803 erſchienenen Elementarbücher, nämlich: 1) „Abc der Anſchauung oder Anſchauungslehre der Maßverhältniſſe. 2) Anſchauungslehre der Zahlenverhältniſſe." Nur das dritte Elementarbuch iſt von Peſtalozzi ſelbſt ausgearbeitet; es iſt das ſchon erwähnte „Buch der Mütter oder Anleitung für Mütter ihre Kinder bemerken und reden zu lehren."

Die Anſtalt machte mehr und mehr Aufſehen, beſonders zog, „Wie Gertrud," Männer aus der Ferne herbei. Decan Ith, von der helvetiſchen Regierung 1802 zur Prüfung des Inſtituts geſchickt, berichtete über daſſelbe ſehr günſtig, ſo daß es von der Regierung als ein öffentliches anerkannt ward, die Lehrer auch kleine Beſoldungen erhielten.

Bald darauf, 1803, ward aber jene Regierung von Napoleon aufgehoben und die Cantonsverfaßung wieder hergeſtellt. Die Berner Regierung beſtimmte nun das Schloß Burgdorf zum Sitz eines Oberamtmanns; Peſtalozzi mußte es am 22. Auguſt 1804 räumen. —

In der Zeit ſeines Aufenthalts in Burgdorf, im Jahre 1802, berief Napoleon Schweizer Deputirte nach Paris. Zwei Diſtricte wählten Peſtalozzi zum Deputirten. Vor ſeiner Abreiſe publicirte er „Anſichten über die Gegenſtände, auf welche die Geſetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk zu richten hat." Ein Memoire über das was der Schweiz Noth

1) Ebend. 7 — 11.

thue, übergab er dem ersten Consul, welcher es so wenig beachtete als Pestalozzis pädagogische Bestrebungen, und erklärte, er könne sich ins Abclehren nicht mischen.[1]

8. München-Buchsee.
1804.

Die berner Regierung räumte an Pestalozzi das Kloster Buchsee für seine Anstalt ein und ließ dasselbe einrichten. Nahe Buchsee liegt Hofwyl, wo Fellenberg wohnt. Die Lehrer der Anstalt übergaben an Fellenberg die Direction derselben, „nicht ohne meine Einwilligung, sagt Pestalozzi, aber zu meiner tiefsten Kränkung.“[2]

Er gesteht jedoch Fellenberg große Regierungsfähigkeit zu. Bei ihm herrschte der Verstand vor, wie bei Pestalozzi das Gemüth; es fehlte daher der Anstalt in Buchsee „die allgemein belebende Liebe und Wärme, die alle in Burgdorf so glücklich machte, es war da überhaupt alles anders. Dennoch hatte Buchsee den Vorzug, daß daselbst mehr Ordnung herrschte und man mehr lernte als in Burgdorf.“[3]

Pestalozzi sahe, daß seine Anstalt nie von Fellenberg unabhängig werden würde, so lange sie in Buchsee bliebe, und gieng deshalb gern auf die höchst vortheilhaften Vorschläge der Stadt Iferten zur Aufnahme seines Instituts ein. Mit einigen seiner Lehrer und acht Zöglingen reiste er dorthin, ein halbes Jahr später folgten die übrigen Lehrer nach,[4] denen, wie Pestalozzi bemerkt, „das Regiertwerden sehr bald weit mehr als das Nichtregiertsein unter meiner Regierungsunfähigkeit je mißfallen hatte.“

9. Iferten.
a. Von 1805 bis zu Schmids Austritt 1810.

Wir treten nun in eine Periode, da Pestalozzi und sein Institut eine europäische Berühmtheit erlangte, pestalozzische Lehrer in Madrid, Neapel und Petersburg unterrichteten, der Kaiser von Rußland persönlich dem Greise sein Wohlwollen bezeigte, und Fichte in Pestalozzi und seinem Wirken den Anfang einer Erneuung der Menschheit erblickte.

Die Charakteristik dieser Periode fällt aber ungemein schwer. Den

1) Mönnich 52.
2) Lebensschicksale 9.
3) So urtheilt Ramsauer 19. 20.
4) Es waren 7—8 Lehrer und etwa 70 Zöglinge. Heußler 42.

Bewunderern Pestalozzis gegenüber, stehen bittere Tadler; bei näherer Beleuchtung gibt man beiden Recht, beiden Unrecht. Im Institut selbst bildet sich eine entsetzliche Entzweiung der Lehrer, an der Spitze der zwei Parteien stehen Niederer und Schmid, sie schmähen sich gegenseitig auf unerhörte Weise. Wem soll man beipflichten, keinem oder beiden?

Frägt man: zu welcher Partei hielt sich Pestalozzi, oder stand er über den Parteien? will man sich ganz nach seinem Urtheil richten, so geräth man in noch größere Verwirrung. Zu verschiedenen Zeiten urtheilte er über denselben Mann höchst verschieden, sah in ihm bald einen hilfreichen Engel, vor dem er sich über Gebühr demüthigte und von dem er alles Heil für die Anstalt erwartete, bald einen fast teuflischen Menschen, welcher nur auf den Ruin der Anstalt sinne und hinarbeite.[1]

Glaubt man etwa eine sichere Quelle zu haben an dem im Jahre 1807 erschienenen, von Pestalozzi und Niederer verfaßten „Bericht an die Aeltern und das Publikum über den Zustand und die Einrichtungen der Pestalozzischen Anstalt"; so wird man durch Anmerkungen enttäuscht, welche Pestalozzi selbst dem spätern Abdruck[2] dieses Berichts beifügte, noch mehr aber durch seine letzte Schrift: „Meine Lebensschicksale." Diese Schrift steht überhaupt in Widerspruch mit denen, welche die pestalozzische Anstalt, wie sie früher war, sehr lobten. Vom Jahre 1810 an, in welchem die Spaltung zwischen Niederer und Schmid ausbrach, treten die meisten Berichterstatter auf Niederers Seite, während Pestalozzi selbst vom Jahre 1815 bis an seinen Tod unwandelbar mit Schmid zusammenhält. —

Ich würde verzweifeln mich in diesem Labyrinthe einigermaßen zurecht zu finden, wenn ich nicht vom October 1809 bis Mai 1810 im Institut gelebt und dort Personen und Umstände näher kennen gelernt hätte. Doch der Leser wird nach meiner Beglaubigung fragen, fragen: ob ich mich denn allein aller Parteilichkeit entäußert und dadurch einen ungetrübten Blick bewahrt habe? Darauf entgegne ich: mit dem besten Willen trat ich in die Anstalt und hatte keine Ahnung von der, in den Naturen und Charakteren mehrerer Lehrer schlummernden Disharmonie.

1) Man vergleiche z. B. Pestalozzis Urtheil über Niederer in der Rede am Neujahrstage 1811 mit dem, welches er an verschiedenen Stellen seiner „Lebensschicksale" fällt.

2) In der Ausgabe seiner Werke. Thl. 11.

In wie fern ich beim Ausbruch der Streitigkeiten Partei nahm — wenn man es so nennen will — das werde ich so viel mir möglich unparteiisch erzählen. 33 Jahre sind seitdem verflossen, vier dieser Jahre stund ich selbst an der Spitze einer Erziehungsanstalt, so habe ich manche Erfahrung gemacht und genug Zeit gehabt, um ein ruhiges Urtheil über die Verhältnisse des pestalozzischen Instituts in mir reifen zu laßen. Ich will nun erzählen, wie ich zu dem Entschluß kam, zu Pestalozzi zu gehen, was ich in Iferten fand und weshalb ich es verließ.

Nachdem ich in Göttingen und Halle studirt, widmete ich mich in Freiberg mehrere Jahre unter Leitung Werners der Mineralogie, untersuchte deutsche und französische Gebirge und reiste dann im Herbst 1808 nach Paris, um meine Studien fortzusetzen.

Hier gieng in mir eine große Umwandlung vor, welche von zweien Seiten vorbereitet war. Einmal hatte ich aus Erfahrung gelernt, wie wenig der Einzelne auch beim besten Willen und mühsamsten Fleiße für die Gebirgsforschung zu wirken im Stande sei, daß es vielmehr der vereinigten, verständigen, ausdaurenden Arbeit vieler bedürfe, um aus dem Glauben zum Schauen der Gebirgsgesetze durchzudringen. So überzeugte ich mich, man müße nicht bloß selbst für die Wißenschaft arbeiten, sondern nach zurückgelegten Lehrjahren Andere unterrichten und für die Wißenschaft erziehn. Wie viel mehr, dachte ich, ist es nicht, Einen neuen Arbeiter als Eine einzelne neue Arbeit zu liefern, da jener ja viele Arbeiten ausführen, ja selbst wieder Arbeiter erziehen kann. Wenn mich diese Ueberlegung auf das Erziehungs- und Unterrichtswesen hinwies, so noch mehr ein Zweites. Die traurige Zeit seit 1806 hatte mich krampfhaft ergriffen, menschenscheu gemacht, und ganz gestimmt, mich der einsamsten Gebirgsforschung zu ergeben. In Paris steigerte sich diese Stimmung unter den übermüthigen Verächtern des deutschen Vaterlandes. Aber hier war es auch, wo mir zuerst eine Hoffnung aufgieng, ein einsames Licht in der finstern Nacht entgegen leuchtete. Ich las Pestalozzi und das was Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation über Erziehung und Pestalozzi sagt. Der Gedanke: es müße ein neues beßeres Deutschland auf den Trümmern des alten emporwachsen, reine Jugendblüten auf verwitterter Pflanzenerde, ergriff mich mächtig. So erwachte der Entschluß nach Iferten zu Pestalozzi zu gehen.

Fichtes Reden[1] hatten auf mich den größten Einfluß. Von Franzosen umgeben, zeigte der tapfere Mann seinen berliner Zuhörern, auf welche Weise sie das französische Joch abschütteln und ihre Nationalität erneuen und stark machen könnten.

Besonders versprach er Rettung durch eine Nationalerziehung der Deutschen, welche er als den Anfang einer gänzlichen Umschaffung des Menschengeschlechts bezeichnete, durch welche der Geist die volle Herrschaft über das Fleisch erringen sollte. Auf die Frage: „an welches in der wirklichen Welt schon vorliegende Glied die Ausführung der neuen Erziehung sich anknüpfen solle?“ antwortet Fichte: „an den von Heinrich Pestalozzi erfundenen, vorgeschlagenen und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausführung begriffenen Unterrichtsgang.“

Er charakterisirt nun Pestalozzi, vergleicht ihn mit Luther, besonders in seiner Liebe zum armen verwahrlosten Volke. Dem habe er zunächst durch Erziehung helfen wollen, aber statt Volkserziehung habe er etwas Größeres, eine alle umfaßende Nationalerziehung gegeben.

Weiterhin äußert er sich auf seine eigenthümliche Weise über Pestalozzis Methode, und kritisirt sie. Er spricht gegen dessen irrige Ansicht der Sprache, „als eines Mittels unser Geschlecht von dunkler Anschauung zu deutlichen Begriffen zu erheben;“ auch gegen das Buch der Mütter. Dringend empfiehlt er dagegen die von Pestalozzi in Anregung gebrachte Entwicklung der körperlichen Fertigkeiten;[2] auch um die ganze Nation kriegsfertig zu machen und dadurch die stehenden Heere zu beseitigen. Das Geschick sich sein Brot zu verdienen, stellt er, wie Pestalozzi hoch als Bedingung eines ehrenfesten bürgerlichen Daseins.

Besonders legt er dem Staate die Verpflichtung auf, sich der Erziehung anzunehmen. Er sprach im Jahre 1808; er sprach in der, durch den unglücklichen Krieg der vorangehenden Jahre tief gedemüthigten Hauptstadt Preußens, in der hoffnungslosesten Zeit Deutschlands.

„Möchte der Staat, sprach er zu preußischen Zuhörern, unter denen sich hohe Staatsbeamte befanden, möchte der Staat und alle die den-

1) Reden an die deutsche Nation. 1808.

2) Ich will hier nicht auf Bestreitung der Fichteschen Ansicht von der ursprünglichen sittlichen Güte der Menschennatur eingehen, während er mehr als irgend einer von dem gänzlichen Verderben der Erwachsenen überzeugt ist. Ich verweise auf das, was ich hierüber gegen Rousseau gesagt.

selben berathen, es wagen, seine eigentliche, dermalige Lage ins Auge zu fassen und sie sich zugestehen; möchte er lebendig einsehen, daß ihm durchaus kein anderer Wirkungskreis übrig gelassen ist, in welchem er als ein wirklicher Staat, ursprünglich und selbständig, sich bewegen und etwas beschließen könne, außer diesem, der Erziehung der kommenden Geschlechter; daß, wenn er nicht überhaupt nichts thun will, er nur noch dieses thun kann; daß man aber auch dieses Verdienst ihm ungeschmälert und unbeneidet überlassen werde. Daß wir es nicht mehr vermögen, thätigen Widerstand zu leisten, ist, als in die Augen springend und von jedermann zugestanden, schon früher von uns vorausgesetzt worden. Wie können wir nun die Fortdauer unsers dadurch verwirkten Daseins gegen den Vorwurf der Feigheit und einer unwürdigen Liebe zum Leben rechtfertigen? Auf keine andere Weise, als wenn wir uns entschließen, nicht für uns selbst zu leben, und dieses durch die That darthun; wenn wir uns zum Samenkorne einer würdigen Nachkommenschaft machen, und lediglich um dieser willen uns so lange erhalten wollen, bis wir sie hingestellt haben. Jenes ersten Lebenszweckes verlustig, was könnten wir dennoch anders thun? Unsere Verfassungen wird man uns machen, unsere Bündnisse und die Anwendung unserer Streitkräfte wird man uns anzeigen, ein Gesetzbuch wird man uns leihen, selbst Gericht und Urtheilsspruch und Ausübung derselben, wird man uns bisweilen abnehmen; mit diesen Sorgen werden wir auf die nächste Zukunft verschont bleiben. Blos an die Erziehung hat man nicht gedacht; suchen wir ein Geschäft, so laßt uns dieses ergreifen! Es ist zu erwarten, daß man in demselben uns ungestört lassen werde. Ich hoffe — vielleicht täusche ich mich selbst darin, aber da ich nur um dieser Hoffnung willen noch leben mag, so kann ich es nicht lassen, zu hoffen — ich hoffe, daß ich einige Deutsche überzeuge und sie zur Einsicht bringen werde, daß es allein die Erziehung sei, die uns retten könne von allen Uebeln, die uns drücken. Ich rechne besonders darauf, daß die Noth uns zum Aufmerken und zum ernsten Nachdenken geneigter gemacht habe. Das Ausland hat andern Trost und andere Mittel; es ist nicht zu erwarten, daß es diesem Gedanken, falls er je an dasselbe kommen sollte, einige Aufmerksamkeit schenken, oder einigen Glauben beimessen werde; ich hoffe vielmehr, daß es zu einer reichen Quelle von

Beluſtigung für die Leſer ihrer Journale gedeihen werde, wenn ſie je erfahren, daß ſich jemand von der Erziehung ſo große Dinge verſpreche." [1]

Man kann ſich denken, welch tiefen Eindruck ſolche Worte auf mich machten, als ich ſie, tief melancholiſch über die ſchmähliche Knechtſchaft meines geliebten armen Vaterlandes, in Paris, im Kaiſerſitz der Tyrannei las. Dort auch vertiefte ich mich in Peſtalozzis: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt." Die tiefgemüthlichen Stellen des Buchs ergriffen mich gewaltig, die neuen großen Gedanken erregten große Hoffnungen, auf ihren Flügeln ſchwebte ich damals über Peſtalozzis Misgriffe und Irrthümer hinweg, auch mangelte es mir an Erfahrung, um dieſe leicht herauszufinden und kritiſch zu würdigen.

Um dieſelbe Zeit las ich den erwähnten Bericht an die Eltern über den Zuſtand der Peſtalozziſchen Anſtalt; er benahm mir jeden Zweifel an der Möglichkeit, meine kühnſten Hoffnungen realiſirt zu ſehen. Darauf hin entſchloß ich mich ſogleich, nach Iferten zu gehen, das mir als eine grüne Oaſe voll friſcher lebendiger Quellen mitten in der großen, unter dem Fluche Napoleons liegenden Wüſte meines theuren Vaterlandes erſchien.

Ein Freund begleitete mich nach Iferten, wo wir Ende October ankamen. Es war am Abend eines kalten Regentages, wir traten im rothen Hauſe ab. Am andern Morgen giengen wir in das alte Schloß, das mit ſeinen vier großen runden Türmen einen Hof einſchließt. Hier trafen wir eine Menge Knaben; man führte uns zu Peſtalozzi. Er war im nachläßigſten Aufzuge, im alten grauen Ueberrock, ohne Weſte, kurze Beinkleider, bis auf die Pantoffeln herabhängende Strümpfe; das ſchwarze, ſtarke, ſtruppige Haar ungekämmt und wüſt. Seine Stirn tief gefurcht, dunkelbraune Augen, bald ſanft und mild blickend, bald voll Feuer. Man merkte es kaum, daß der von Genialität ſtrotzende Mann häßlich ſei; lange Leiden und große Hoffnungen las man in ſeinen ſeltſamen Geſichtszügen. — Bald darauf ſahen wir Niederer, der mir den Eindruck eines jungen katholiſchen Geiſtlichen machte; Krüſi etwas beleibt, blond, blauäugig, mild und wohlwollend; Schmid, wo möglich noch cyniſcher als Peſtalozzi im Anzuge, mit ſcharfen Zügen und Augen eines Raubvogels.

1) Seite 191, 192.

Damals [1] wohnten 137 Zöglinge von 6 bis 17 Jahren im Schloße, 28 außerhalb desselben in der Stadt, die aber auch zu Mittag im Schloß aßen, zusammen also 165. Unter ihnen waren 78 aus der Schweiz, die übrigen aus Deutschland, Frankreich, Rußland, Italien, Spanien und Nordamerika. Im Schloße wohnten 15 Lehrer, worunter 9 Schweizer, welche in der Anstalt gebildet waren. Dazu kamen 32 Erwachsene, welche die Methode studirten; 7 davon waren Schweizer. [2] Das Innere des Schloßes machte einen düstern Eindruck, desto schöner war die Lage. Eine große Wiese trennt es von dem Südende des herrlichen Neuenburger Sees, an dessen Abendseite sich der mit Weingeländen bedeckte Bergzug des Jura erhebt. Auf den Jurahöhen, über dem durch Karl des Kühnen Niederlage berühmten Granson, überblickt man die ganze Alpenkette vom Pilatus bei Luzern bis zum Montblanc, auch sieht man weit weit in Frankreich hinein. —

Kurze Zeit nach meiner Ankunft zog ich in das Schloß, schlief und aß mit den Kindern. Wollte ich für mich arbeiten, so geschah es an einem Stehpult mitten im Getümmel einer Klasse. Kein Lehrer hatte eine eigene Wohnstube. Ich war nun fest willens, forthin alle meine Kräfte der Anstalt zu widmen, weshalb ich auch Fritz Reichardt, den Bruder meiner Braut, einen Knaben von 8 Jahren, mit mir genommen hatte und der Anstalt übergab. Meine Lage war ganz geeignet, um den Bericht über das Institut mit dem zu vergleichen, was ich täglich sah und erlebte. Je höher meine Erwartungen durch jenen Bericht gesteigert waren, um so tiefer war freilich der Schmerz, als ich allmählich enttäuscht wurde; ich wähnte ja die letzten Hoffnungen meines Vaterlandes schwinden zu sehen. —

Kaum brauche ich diese Enttäuschungen näher zu charakterisiren; ergeben sie sich doch aus Pestalozzis Anmerkungen zum spätern Abdruck seines Berichts, vornämlich aber aus dem Buche: „Meine Lebensschicksale.“ Doch will ich einige Hauptpunkte herausheben.

Vor Allem das, was im Bericht über den innersten Geist der Anstalt gesagt ist, der ein Geist der reinsten Familienliebe sei. [3] „Wir

1) Henning l. c.

2) Henning gibt ein Verzeichnis der Fremden, welche sich im Institut zu ihrer Belehrung längere oder kürzere Zeit aufhielten; ich theile es im Auszuge mit. (Siehe Beilage F.)

3) Bericht 138. 139. In Pestalozzis Werken. Th. 11.

dürfen, heißt es, öffentlich mit gutem Gewissen es sagen: die Kinder unserer Anstalt sind froh und glücklich, ihre Unschuld wird bewahrt, ihre Religiosität genährt, ihr Geist gebildet, ihr Wissen vermehrt, ihr Herz erhoben. Die Einrichtungen, welche hiefür bestehen, haben eine stille, innere Kraft. Sie ruhen vorzüglich auf dem liebreichen und wohlwollenden Charakter, der die Lehrer unseres Hauses auszeichnet, und der durch eine kraftvolle Thätigkeit unterstützt ist. Im Ganzen herrscht der Geist eines großen häuslichen Vereins, in welchem nach dem Bedürfniß eines solchen ein reiner, väterlicher und brüderlicher Sinn überall hervorleuchtet. Die Kinder fühlen sich frei, ihre Thätigkeit findet in ihren Beschäftigungen selbst einen lebendigen Reiz; Anhänglichkeit und Vertrauen erhebt ihr Gemüth." „Das Leben des Hauses ist Schule der häuslichen Anhänglichkeit und des häuslichen Zusammenhangs in einem seltenen Umfange." [1] „Alle Lehrer gemeinsam, als ein organisirtes Ganzes, thun das an allen Kindern, was die sorgfältige Mutter allein an ihren wenigen Kindern thut." [2] Die Masse der Lehrer „erhebt sich zur vollkommensten Einheit des Sinns und Thuns und erscheint den Kindern nur als eine Person." [3]

„Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß wir allenthalben den Geist des Friedens, der Liebe und gegenseitiger brüderlicher Handbietung zu wecken und zu nähren suchen. Die Masse unseres Hauses ist gut. Ein Geist der Kraft, der Ruhe und der Anstrengung weht über das Ganze. Vieles zeichnet sich in unserer Mitte sehr aus. Einige Zöglinge zeigen Engelherzen, voll Liebe und Ahndung eines höhern Sinns und Lebens. Die Schlechtheit fühlt sich im Ganzen unsers Thuns und unsers Seins nicht behaglich; hingegen findet jeder Funke des Edeln und Guten, das auch im Schlechten noch da ist, in unserer Mitte Nahrung und Belebung. Das Gemüth der Kinder wird im Allgemeinen weder durch Strafen verhärtet, noch durch Belohnungen veroberflächlicht und vereitelt. Das sanftschonende der liebevollsten Haushaltung hat in unserer Mitte den ungestörtesten Spielraum. Die Kinder werden nicht leicht gekränkt. Der Schwache wird nicht dahingelenkt, sich mit den Stärkern, sondern mit sich selbst zu vergleichen. Wir fragen

1) Ebend.
2) Ebend. 140.
3) Ebend. 142.

den Zögling niemals: kannſt du was ein Anderer? Wir fragen ihn nur: kannſt du die Sache? Aber wir fragen ihn immer: kannſt du ſie vollkommen? Zwiſchen Zögling und Zögling findet ſo wenig Colliſionsſtreit ſtatt, als zwiſchen liebreichen Geſchwiſtern, die in einer glücklichen Lage mit einer liebevollen Mutter leben." [1]

„Wir leben brüderlich vereinigt, frei und froh nebeneinander, und ſind für das, was wir für das einzige Nothwendige erkennen, Ein Herz und Eine Seele. Auch dürfen wir es ſagen: Unſere Zöglinge ſind mit uns Ein Herz und Eine Seele. Sie fühlen, daß wir väterlich an ihnen handeln; ſie fühlen, daß wir ihnen dienen, und daß wir froh ſind, ihnen zu dienen; ſie fühlen, daß wir ſie nicht blos unterrichten; ſie fühlen, daß wir alles, was in ihnen Menſch iſt, zu ihrer Bildung in Bewegung und ins Leben ſetzen. Auch hangen ſie mit ganzem Herzen an unſerm Thun. Sie leben in ſtetem Bewußtſein ihrer Kraft." [2]

Mußte nicht ſelbſt ein nüchterner Leſer der mitgetheilten Stellen glauben, daß in der Peſtalozziſchen Anſtalt auf ſeltne Weiſe ein Geiſt der herzlichſten Liebe und Eintracht walte? Wie viel mehr mußte ich dieß glauben, der ich tief betrübt vom Unglück jener Tage, durch Fichte begeiſtert, in Iferten die in Liebe ſtarken Anfänge einer beßern Zeit erblickte und zu erblicken mich ſehnte. Wer jene Schmerzensjahre, in denen die Ungerechtigkeit zunahm und die Liebe in Vielen erkaltete, wer ſie nicht mit durchlebt hat, der mag vielleicht über den Enthuſiasmus der Verzweiflung ſpotten.

Peſtalozzi ſelbſt ſagt von der Anſtalt, ſie habe ſchon, als ſie von Buchſee nach Iferten verlegt ward, „die Keime ihres innern Verderbens — es ſind ſeine Worte — [3] in der Ungleichheit und im Widerſpruche der Neigungen, Geſinnungen, Kräfte und Anſprüche ihrer Glieder in ſich ſelbſt getragen; obgleich dieſe Entzweiung ſich noch nichts weniger als allgemein frei und grell ausgeſprochen." Viele Glieder ſeien jedoch noch für den Frieden, andere gemäßigt geweſen. „Doch die Keime unſeres Verderbens waren gelegt und hatten, wenn auch vielſeitig noch unſichtbar, tief gewurzelt. Von der Reinheit, Einfachheit und Unſchuld

1) Ebend. 149, 150.
2) Ebend. 188.
3) Meine Lebensſchickſale, 28.

unserer ersten Bestrebungen durch Zeitverführung und Scheinglück im Innersten unserer Gefühle abgelenkt, unter uns selbst in unserm Innersten getrennt und durch die Heterogenität unserer Eigenheiten zum Voraus unfähig gemacht, jemals im Geist und in der Wahrheit für unsere Zwecke ein Herz und eine Seele zu werden, standen wir äußerlich vereinigt und zwar in Rücksicht auf die innere Wahrheit der Neigung zu dieser Vereinigung uns selbst täuschend, neben einander und wandelten unglücklicherweise, und zwar jeder Einzelne nach seiner Art, mit festen und zum Theil gewaltsamen Schritten auf einer Bahn, die uns, ohne daß wir uns deßen eigentlich bewußt waren, mit jedem Tage mehr von der Fähigkeit, jemals für unsere Zwecke in Einfachheit, Wahrheit und Unschuld wirklich einig zu werden, entfernten." [1]

Hiermit stimmt Ramsauer ganz überein. In Burgdorf, sagt er, habe ein gemüthliches Leben geherrscht. „Dies hörte auf, als das Familienleben sich mehr in ein verfassungsmäßiges Staatsleben im Institut ausbildete. Nun konnte der Einzelne leichter in der Menge sich verlieren: dadurch entstand denn der Eifer, sich geltend und bemerkbar zu machen. Der Egoismus trat in immer schrofferen Formen hervor. Neid und Mißgunst wucherten in vielen Herzen." [2]

„Man sprach zwar viel von einem ‚Familienleben', das in einer Erziehungsanstalt vorherrschen müsse, wie man stets gar viel von ‚einer harmonischen Entwicklung aller Kräfte der Zöglinge' sprach und schrieb, — beide existirten aber mehr in der Theorie, als in der Ausführung. Es war zwar im Allgemeinen viel gemeinschaftliche Theilnahme, den Einzelnen ließ man aber doch ziemlich gehen und stehen, wie er eben gerade stehen und gehen konnte, und der ganze Ton des Hauses war mehr ein Ton des Haschens und Treibens, als ein häuslicher Ton." [3]

Im Bericht heißt es: [4] „In Rücksicht der Ausübung der Sache, in Rücksicht auf das Institut, dürfen wir bestimmt sagen: sie hat die Feuerprobe 8 strenger Jahre bestanden und ist darin bewährt erfunden worden."

Hierzu bemerkt Pestalozzi im Jahr 1823: [5] „Das was zur Be-

1) Ebend. 28, 29.
2) Ramsauer 22.
3) Ebend. 25, 26.
4) Seite 137 — 139.
5) Seite 137.

stätigung dieser Ansicht (das Institut sei in der Feuerprobe 8 strenger Jahre bewährt erfunden worden) hier gesagt wird, ist allgemein eine Folge der in diesem Zeitpunkt stattgefundenen großen Täuschung, daß alles das, wozu wir freilich einen sehr belebten Willen und einige klare Ansichten in uns selbst trugen und was durch äußere glückliche Umstände uns noch doppelt irre führte, wirklich so sei, wie es hätte sein sollen und wie wir es auch gerne gemacht hätten. Aber die Folgen der einseitigen Wahrheit, die wir diesfalls in uns selbst trugen, wurden durch Mangel an genugsamen Kräften, Kenntnissen und Fertigkeiten zu ihrer Ausführung in unserer Mitte allgemein stille gestellt, verwirrt und zum Saamen eines vielseitigen Unkrautes, das die guten Körner, die in unserm Boden lagen, von allen Seiten drängte, beengte und hie und da erstickte. Auch haben wir es in diesem Zeitpunkt nicht erkannt, und konnten es, wie wir in demselben lebten, dachten, handelten und träumten, nicht erkennen."

Ich weiß wohl, daß man diese spätern Aeußerungen Pestalozzis theils seiner Altersschwäche, theils dem Einflusse Schmids hat beimessen wollen. Dem kann ich nicht beipflichten. Sagte Pestalozzi ja schon am Neujahrstage 1808, zu derselben Zeit, als jener Bericht erschien, zu seinen Lehrern: „Mein Werk war durch Liebe gegründet; die Liebe schwand in unserer Mitte; sie mußte schwinden. Wir täuschten uns über die Kraft, die diese Liebe fordert; sie mußte schwinden. [1] — Ich bin nicht mehr im Stande zu helfen. Das Gift, das am Herzen unsres Werks nagt, häuft sich in unsrer Mitte. Die Weltehre wird dieses Gift stärken. O Gott! gib, daß wir unserer Täuschung nicht länger unterliegen. Ich achte die Lorbeeren, die man uns streut, für Lorbeeren, die man einem Todtengerippe aufsetzt. Ich sehe das Todtengerippe meines Werks, in sofern es mein Werk ist, vor meinen Augen. Ich habe es Euch vor die Eurigen stellen wollen. Ich habe das Todtengerippe, das in meinem Haus ist, belorbeert vor meinen Augen erscheinen und den Lorbeer plötzlich in Feuer aufgehen gesehen. Er mag das Feuer der Trübsale, die über mein Haus kommen werden und kommen müssen, nicht ertragen; er wird verschwinden; er muß verschwinden. Mein Werk wird bestehen. Aber die Folgen meiner Fehler werden nicht vergehen. Ich werde ihnen unterliegen. Meine Rettung

1) Pestalozzis Werke 11, 257.

ist mein Grab. Ich gehe hin, Ihr aber bleibet. Möchten diese Worte jetzt mit Feuerflammen vor Euern Augen stehn! — Freunde! werdet besser als ich war, damit Gott sein Werk durch Euch vollende, da er es durch mich nicht vollendet. Werdet besser, als ich war. Bringt Euch durch Eure Fehler nicht eben die Hindernisse in den Weg, die ich mir durch die meinigen in den Weg gelegt habe. Laßt Euch vom Schein des Erfolgs nicht täuschen, wie ich mich davon täuschen ließ. Ihr seid zu hoher, Ihr seid zu allgemeiner Aufopferung berufen, oder auch Ihr rettet mein Werk nicht. Genießet der heutigen Tage, genießet der Fülle der Weltehre, deren Maß für uns auf die oberste Höhe gestiegen; aber gedenket, daß sie verschwindet wie die Blume des Feldes, die eine kleine Zeit blühet, bald aber verschwindet." [1]

Welche Widersprüche! Quillet auch aus einem Brunnen süß und bitter? Wollte man durch den Bericht die Welt geradezu täuschen? —

Nimmermehr, war auch Pestalozzi nicht ganz frei von einer unglücklichen berechnenden, meist aber sich verrechnenden Weltklugheit. Immer voll von Gedanken, durch seine Erziehungs- und Unterrichtsweisen in kürzester Zeit über viele Länder Glück zu verbreiten, lag ihm Alles daran, daß man vom Institut die beste Meinung hegen solle. Das Institut erschien ja dem größern Publicum als der faktische Beweis für oder gegen die Güte und Ausführbarkeit seiner pädagogischen Ideen, diese standen und fielen ihm mit demselben. — Wie viel Pestalozzi nun am Rufe seiner Anstalt gelegen war, das trat vorzüglich hervor, wenn Fremde, besonders Hochgestellte, nach Iferten kamen. „So viele hundert Fremde jährlich, erzählt Ramsauer,[2] das Pestalozzische Institut besuchten, so viele hundertmale ließ sich Pestalozzi in seiner Begeisterung von denselben täuschen. Bei jedem neuen Besucher der Anstalt ging er zu den vertrautesten Lehrern und sagte: ‚das ist eine wichtige Person, die Alles kennen lernen will. Zeige ihr, was wir leisten, nimm deine besten Schüler, nimm deine ‚Cahier's' (über die Fächer ausgearbeiteten Hefte) und zeige ihr, was wir können und wollen u. s. w.' Hundert und hundertmal kamen neugierige, alberne, oft

1) Ebend. 258, 259.

2) S. 42, 43. In der Beilage H habe ich aus Hennings Mittheilungen (Harnisch, Schulrath, Heft 10, 1817. S. 38, seq.) ein Verzeichnis namhafter Fremden gegeben, welche kürzere oder längere Zeit in Pestalozzis Anstalt waren.

ganz ungebildete Personen, die nun einmal kamen, weil es ‚Mode' war. Dieserwegen mußten wir gewöhnlich den Klassen-Unterricht unterbrechen und eine Art von Examen halten. 1814 kam der alte Fürst Esterhazi; Pestalozzi rannte im ganzen Haus herum und schrie: Ramsauer, Ramsauer, wo bist du? Komm schnell mit deinen besten Schülern (in der Gymnastik, im Zeichnen, Rechnen und in der Größenlehre) ins rothe Haus (das Absteigequartier des Fürsten), das ist eine höchst wichtige, unendlich reiche Person, hat tausende von Leibeigenen in Ungarn und Oestreich, der wird gewiß Schulen errichten und Leibeigene frei geben, wenn er für die Sache eingenommen wird ꝛc." Ich nahm etwa 15 Schüler in den Gasthof, Pestalozzi stellte mich dem Fürsten vor mit den Worten: „Das ist der Lehrer dieser Zöglinge, ein junger Mann, der vor 15 Jahren mit andern Armen aus dem Kanton Appenzell auswanderte und zu mir kam, er wurde aber frei und ungehindert nach seinen individuellen Kräften elementarisch geführt. Jetzt ist er selbstständiger Lehrer, hier sehen Sie, wie in Armen ebensoviel, oft noch mehr Kräfte liegen, als im Reichsten, bei ersteren werden sie aber selten und dann auch nicht methodisch entfaltet. Daher ist das Verbessern der Volksschulen so sehr wichtig. Er wird Ihnen aber alles beßer zeigen, als wie ich es könnte, was wir leisten, ich empfehle mich daher unterdessen." Nun examinirte ich die Schüler, sprach, erklärte, und schrie mich im Eifer ganz heißer, glaubend, daß der Fürst von Allem vollkommen überzeugt sei. Nach einer Stunde kam Pestalozzi wieder, der Fürst bezeugte ihm seine Freude über das Gesehene ꝛc. Wir verabschiedeten uns und Pestalozzi sagte auf der Treppe: „Er ist ganz überzeugt, ganz überzeugt und wird gewiß Schulen auf seinen ungarischen Gütern einrichten." Unten am Hause sagte Pestalozzi: „Donnerwetter! Donnerwetter! was hab ich am Arm, er thut mir so weh, ja sieh! er ist ja ganz geschwollen, ich kann ihn nicht mehr biegen," und wirklich war ihm der weite Rock viel zu enge geworden. Ich sahe den ½ Zoll dicken Hausthürschlüssel des Maison rouge an und sagte zu Pestalozzi: ‚Ja seht, ihr habt Euch, als wir vor einer Stunde zum Fürsten gingen, an diesen Schlüssel angeschlagen', — und bei näherer Besichtigung hatte Pestalozzi denselben mit dem Ellbogen wirklich krumm geschlagen und es in der ersten Stunde im Eifer und vor Freude nicht gemerkt. So feurig und eifrig war der damals schon 70jährige Mann,

wenn er glaubte, Gutes wirken zu können. Und solche Beispiele könnte ich viele anführen. — Es war im Sommer nichts Seltenes, daß an demselben Tage 4 — 5 mal Fremde ins Schloß kamen, und daß wir dieserwegen 2—3—4 mal den Unterricht unterbrechen mußten."

Ich theile diese höchst charakteristische Erzählung mit, und frage nun den Leser: ob er gegen den liebenswürdigen enthusiastischen Greis einen Stein aufheben will? Ich will es gewis nicht, wenn ich auch herzlich wünschte, daß er, im Kleinen getreu, des Senfkorns eingedenk, sein Werk still gepflanzt hätte und daß es kerngesund langsam, wenn auch nur von Wenigen beachtet, gewachsen wäre. —

Die Quelle des innern Widerspruchs, welcher durch das ganze Leben Pestalozzis geht, war, wie wir aus seinen eigenen Bekenntnissen ersahen, daß er, trotz seiner großen, die ganze Menschheit umfaßenden Ideale, nicht Fähigkeit und Geschick besaß, um nur der kleinsten Dorfschule vorzustehen. Bei einer höchst regen Phantasie ward von ihm das, wonach er sich sehnte, was er auch über kurz oder lang realisirt zu sehen hoffte, als in der Anstalt schon existirend gedacht und beschrieben. Im gegenwärtig Geleisteten sah seine ahnende und hoffende Seele künftige Entwicklungen voraus und muthete auch Andern zu, solche Entwicklungen wohlwollend schon im Gegebenen zu schauen. Die kühne Zumuthung wirkte auf Viele, besonders auf die Lehrer des Instituts. Dieß scheint es zu erklären, wie in dem Bericht über die Anstalt bona fide so Manches gesagt werden konnte, was ein nüchterner Beobachter geradezu unwahr nennen mußte. [1]

Aber diese Selbsttäuschung des Enthusiasmus ist nie auf die Dauer, der überschwenglichen Stimmung folgt eine hoffnungslose, verzagende. Ist das Herz des Menschen ja ein trotzig und verzagt Ding! Solch eine wechselnde Ebbe und Fluth von hoher Begeisterung und verzweifelter Verstimmung zieht durch Pestalozzis ganzes Leben, und die desperate Bußrede, welche er im Jahre 1808 an seinem Sarge hielt, erscheint fast als das caput mortuum des sublimirenden Berichts, als nothwendige Ergänzung desselben; die im Bericht verschwiegene Wahrheit macht sich reuevoll Luft. Ruhiger beichtet Pestalozzi später in seinen „Lebensschicksalen" über die erste Zeit in Iferten. Mehr als 16 Jahre sind verflossen, die Leidenschaft hat sich abgekühlt; er erkennt nüchtern, was er

1) Man vergleiche die schon mitgetheilte Bemerkung Pestalozzis über die große Selbsttäuschung, in welcher er und seine Lehrer in Iferten gelebt.

in der frühern Zeit gewaltsam enthusiastisch sehen und durchsetzen wollte, erkennt, wie er sich selbst getäuscht und kann daher nun so wahr und klar die Geschichte des Instituts erzählen, so treffend urtheilen. Die ihm näher stehende Zeit wirkt dagegen noch zu gegenwärtig auf sein Gemüth, ist seinem leidenschaftlich afficirten Auge noch zu nahe, als daß er sie in jenem Werke mit derselben historischen Klarheit schildern könnte. —

Ueber den Unterricht im Institut wird im „Bericht" auf eine Weise gesprochen, daß Leser, welche nicht enthusiastisch für Pestalozzi eingenommen waren, entschieden hätten Anstoß nehmen müßen. Man höre: [1] „Was sich in Hinsicht auf die Gegenstände des Unterrichts im Allgemeinen sagen läßt, ist Folgendes: Das Kind lernt sich selbst, d. h. seine körperlichen, intellektuellen, ästhetischen, sittlichen und religiösen Anlagen, Kräfte und Thätigkeiten fühlen und anschauen, kennen und üben. Diesem Anschauungsunterrichte an und über sich selbst steht der Anschauungsunterricht an und über die Natur gegenüber, und hält mit dem ersten gleichen Schritt. Von sich selbst und seinen häuslichen Umgebungen aus erweitert sich dieser Unterricht auf die menschliche Natur nach allen obigen Rücksichten überhaupt. Und ebenso erweitert er sich von seinem sinnlichen Erfahrungskreise aus über die ganze äußere Natur. Vom ersten Punkt aus wird es zur Einsicht der wesentlichen, gesellschaftlichen und menschlichen Verhältniße; vom zweiten aus zur Einsicht der Verhältniße, in denen es und das Menschengeschlecht zur äußern Natur und diese zu jenem steht, geführt. Der Mensch, die Natur, das gegenseitige Verhältniß beider zu einander, und was aus ihrer Betrachtung und Erkenntniß für die Bildung und Veredlung der Kinder in jeder Hinsicht hervorgeht, machen also die Grundansicht und den Urstoff des Unterrichts aus, und aus ihnen entwickeln sich alle einzelnen Kenntniße und Bildungsfächer. Allein es muß hier als die Hauptsache nnd als die durchaus wesentliche Grundlage unsers Unterrichts bemerkt werden, daß hiebei gar nicht davon die Rede ist, die Natur, den Menschen und ihre gegenseitigen Verhältniße blos äußerlich und sinnlich aufzufaßen, d. h. blos in soferne sie abgerißene empirische Merkmale darbieten, die man nach der ersten besten Reihenfolge, oder nach einer vereinzelten, logischen Verknüpfung zusammenstellte. Die Rede ist davon, die Dinge und ihre Erkenntnis selbst als ein lebendiges und organisches, nach nothwendigen und ewigen

1) Pestalozzis Werke Th. II. S. 162, 163.

Gesetzen harmonisch in einander greifendes, und als solches von etwas Einfachem und Ursprünglichem aus sich darstellendes und entwickelndes Ganzes anzuschauen, um aus dieser Anschauung so zu entwickeln, wie eines im andern und durch das andere gegründet ist und besteht. Nicht von irgend einer Form, sondern vom Wesen und Leben selbst geht das Ganze aus, und jede Form erscheint blos als der Ausdruck und die Darstellung dieses angeschauten Wesens und Lebens."

Eine Anmerkung, welche Pestalozzi 15 Jahre später zu dieser Stelle schrieb, überhebt mich jeder Kritik derselben.[1] „In diesen und mehrern andern Stellen, sagt der Greis, spreche ich mich nicht sowohl in der ursprünglichen Einfachheit meiner mir eigenen Ansichten des Erziehungswesens als in mir unreifen und wesentlich fremden und unverständlichen philosophischen Ansichten aus, bei denen damals, aller unserer guten Absichten ungeachtet, die Köpfe der meisten Glieder unseres Hauses und auch der meinige schwindeln mußten, und welche mich persönlich im Wesen meiner Bestrebungen verwirrten und stille stellten, auch den Flor des Hauses und der Anstalt, die in diesem Zeitpunkt zu einer glänzenden Scheinhöhe gelangten, in seinen Wurzeln verfaulen machten, und eigentlich als die verborgene Quelle alles Unglücks, das seit diesem Zeitpunkt in der Anstalt über mein Haupt zusammengefloßen, anzusehen sind."

Es würde mich zu weit führen, wollte ich dem Bericht in der Charakteristik der einzelnen Unterrichtsfächer folgen. Ueberall will man sich ganz neu zeigen, und eben dadurch versteht man es. Als Beispiel folgendes über den Unterricht[2] in der Erdbeschreibung. „Die Behandlung derselben, heißt es, geht von der Anschauung und Auffaßung des Gesichtskreises und seiner geographischen Verhältniße, oder deßen, was die Erdoberfläche darbietet, aus, und theilt sich dann 1) in den Elementarunterricht, der für einmal in die physische, mathematische, physikalische, klimatische und politische Ansicht zerfällt wird, und 2) in den topographischen Theil, in welchem jede einzelne Ansicht der geographischen Auffaßung des Gesichtskreises in geordneter Stufenfolge und in systematischem Zusammenhang durchgeführt, ihre gegenseitigen Verhältniße entwickelt, und die Zöglinge durch dieses Fundament zu einer reinen und umfaßenden Ansicht der Erd- und Menschengeschichte und ihres

1) Ebend. 163.
2) Seite 167.

gegenseitigen Einflußes auf einander, der Menschen, der Staats- und Völkerverhältniße, des Culturganges unsers Geschlechts, und endlich der Naturwissenschaft in ihren größern Umrißen und Beziehungen vorbereitet werden. Der statistische Theil, d. h. die Produkte, Einwohnerzahl, Verfassung u. s. w. werden tabellarisch in Uebersichten den Kindern bekannt gemacht."

Ist es nach dem Mitgetheilten irgend zu verwundern, wenn Pestalozzi in seinen „Lebensschicksalen" über die frühere Zeit in Iferten so urtheilt: „Die an sich unnatürlichen Gelüste zum Regieren wurden in diesem Zeitpunkte in unserer Mitte, einerseits durch den noch nach unserer Rückkunft in Iferten allgemein sich immer vermehrenden Ruf unserer Unterrichtsmittel und das unsinnige Taumelglück, das in diesem Zeitpunkte bald jedem Thoren zuströmte, der den Wortschild einer, in der Realität noch gar nicht existirenden Elementar-Methode aushängte, andrerseits durch die Frechheit unsers Benehmens gegen alle Welt und gegen alles, was in der Erziehung geschah, und nicht in unser Modell paßen wollte, belebt. — Die Sache ist traurig; aber sie ist wahr. Wir armen Nestvögel maßten uns beim Brüten unsrer unausgeschlossenen Eier Hochflüge an, die die stärksten Vögel nur mit gereiften und ausgewachsenen Jungen versuchen. Wir kündigten öffentlich Dinge an, wozu wir weder Kraft noch Mittel, sie zu vollbringen, in unsern Händen hatten. Ich mag von hundert und hundert dieser Großsprechereien nicht reden." [1]

Kein Wunder, daß sich bei dieser Sachlage eine entschiedene Opposition gegen das Institut bildete. Besonders in der Schweiz, erzählt Pestalozzi, [2] fiengen Journale an, „entschieden gegen unsere Anmaßungen zu sprechen, unser Thun sei durchaus nicht das, was wir davon halten und davon vorgeben. — Aber anstatt in uns selbst gehend, zur Bescheidenheit zurückzukehren, setzten wir uns diesen Oppositionen mit Derbheit entgegen. Ich selbst fieng mitten in der Theilnahme an diesen, mir jetzt unbegreiflichen, Kühnheiten dennoch an zu fühlen, daß wir auf Wegen wandeln, die fehlen könnten, und daß Vieles in unserer Mitte in der Wahrheit nicht so sei, wie es sein sollte und wie wir suchten, es der Welt in die Augen fallen zu machen."

1) Meine Lebensschicksale S. 37, 38.
2) Ebend. 39 — 41.

Andere Glieder des Instituts dachten ganz anders; sie drangen, voll Selbstvertrauen, auf eine feierliche Prüfung des Instituts; man wandte sich deshalb im Mai 1809 an die in Freiburg versammelte schweizerische Tagsatzung. Die Bitte ward gewährt und der Land-Amman d'Affry beauftragte die Herren Merian, Mitglied des kleinen Raths in Basel, Trechsel, Professor der Mathematik in Bern und Pater Girard in Freiburg mit der Untersuchung. —

Im November 1809, als ich eben in Iferten angekommen war, traf diese Untersuchungscommission ein und blieb fünf Tage. Es waren fünf schwüle Tage für Pestalozzi und seine Lehrer; man fühlte durch, daß die Commission, welche sich einzig an das wirklich Geleistete hielt, keinen enthusiastischen Bericht erstatten werde. Pater Girard schrieb den Bericht französisch, Professor Trechsel übersetzte ihn ins deutsche, am 12. Mai 1810 ward er der zu Solothurn versammelten Tagsatzung übergeben. Im folgenden Jahre 1811 wurde Pestalozzi von der Tagsatzung der Dank des Vaterlandes zuerkannt, damit hatte die Sache ihr Bewenden.[1]

Ich glaube, daß die Commission unparteiisch geurtheilt hat, der Schluß des Berichts spricht dafür. „Die Bildungsmittel der Anstalt, heißt es, stehen nur in sehr unvollständiger Verbindung mit unsern Stiftungen für den öffentlichen Unterricht. Das Institut hat es überhaupt nicht darauf angelegt, mit diesen öffentlichen Schulen in Harmonie zu kommen. Entschieden um jeden Preis alle Anlagen der Kindheit anzusprechen, um ihre Entwicklung nach seinen Grundsätzen zu leiten, hat es nur seine eigenen Ansichten zu Rathe gezogen, und verräth die unwiderstehliche Begierde, sich neue Bahnen zu öffnen, sollte es auch nie diejenigen betreten, welche der Gebrauch nun einmal eingeführt hat. Dies war vielleicht das rechte Mittel, zu nützlichen Entdeckungen zu gelangen, aber auch ein Vorsatz, der die Uebereinstimmung unmöglich machte. Das Institut schreitet auf seinem Wege fort; die öffentlichen Anstalten verfolgen den ihrigen, und es ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß beide sobald zusammentreffen werden. Schade, daß die Gewalt der Umstände Herrn Pestalozzi immer über die Laufbahn hinaustrieb, die ihm sein reiner Eifer und seine innige Liebe vorgezeichnet hatten. Der guten

1) Nach Henning (S. 64 ꝛc.), welcher auch den Schluß des Commissionsberichts mittheilt.

Absicht, den edlen Anstrengungen, der unerschütterlichen Beharrlichkeit soll und wird stets Gerechtigkeit widerfahren. Benutzen wir die trefflichen Ideen, die der ganzen Unternehmung zum Grunde liegen, befolgen wir lehrreiche Beispiele, aber bedauern wir auch, daß ein widerwärtiges Verhängniß über einem Manne schweben muß, der durch die Gewalt der Umstände stets gehindert wird, gerade das zu thun, was er eigentlich will." [1]

Nach Publication des Berichts entspann sich eine lange, literarische, widerlich heftige Fehde, durch welche das Ansehen des Instituts nichts weniger als gewinnen konnte.[2] Zu diesem Kriege gegen äußere Feinde gesellte sich leider ein innerer Krieg, welcher damit endete, daß Schmid und einige andere Lehrer das Institut verließen.

Ein Biograph Pestalozzis erzählt: Schmids Stolz und Anmaßung seien gewachsen, so daß er gegen Pestalozzi, Niederer und Krüsi mit der größten Härte aufgetreten sei. „Veranlassung dazu," fährt der Biograph fort, „gaben ihm einige Ideen, die er von zwei wissenschaftlich gebildeten Männern, die sich damals bei Pestalozzi aufhielten (einer von ihnen lebt jetzt als ein angesehener Mann in Schlesien) einseitig aufgefaßt hatte. Vielleicht hatten jene Männer diese Ideen damals selbst in keiner Klarheit." [3]

Der Biograph meint mich und meinen Freund;[4] es werde mir deshalb nicht misgedeutet, wenn ich in der Kürze das Betreffende mittheile.

Nach dem Abgang der Commissarien herrschte eine stille Misstimmung im Institut. —

Ich war gekommen, um zu lernen und zu dienen. Deshalb zog ich ganz in das alte Institutsgebäude, schlief in einem der großen Schlafsäle, aß mit den Kindern, besuchte die Lehrstunden, das Morgen- und

1) Eb. 65—67.

2) Der bekannte K. L. von Haller zeigte nämlich den Commissionsbericht in den göttingischen gelehrten Anzeigen vom 13. April 1813 sehr lobend an, indem er zugleich das Pestalozzische Institut anklagte, daß es den Zöglingen Abneigung gegen Religion, Obrigkeit und Aristokratie einflöße. Dagegen schrieb Niederer: „Das Pestalozzische Institut an das Publikum." Neu bearbeitet erschien diese Schrift 1812 unter dem Titel: „Pestalozzis Erziehungsunternehmung im Verhältniß zur Zeitkultur." Gegen erstere Schrift schrieb Bremi in Zürich; gegen Bremi wiederum Pestalozzi und Niederer. Letzterer will dem Bremi 92 Lügen, 36 Verfälschungen und 20 Verleumdungen nachgewiesen haben.

3) Henning im Schulrath. S. 71. Vgl. Mönnich S. 63.

4) Rudolf von Przystanowski, gegenwärtig in Mexiko.

Abendgebet und die Lehrerconferenzen. Schweigend sah ich und hörte ich aufmerksam, war aber weit entfernt daran zu denken, sogleich selbst lehren zu wollen. Mein Urtheil über Alles was ich sah und hörte ward sehr durch die Rücksicht auf den mir anvertrauten achtjährigen Knaben bestimmt, nach dem was ihm zum Frieden diente oder nicht. Mehrere Wochen verflossen so, als ich eines Abends mit Pestalozzi und den übrigen Lehrern im Gasthof zum wilden Manne war, wo man sich, ich meine alle 14 Tage versammelte. Nach dem Essen rief mich Pestalozzi in ein Nebenzimmer, wir waren ganz allein. Meine Lehrer scheuen dich, sagte er, weil du schweigend nur zuhörst und zuschaust, warum unterrichtest du nicht? Ich antwortete: vor allem Lehren wolle ich lernen, schweigend lernen. Nachdem das Gespräch noch dieß und jenes berührt, sprach er sich gegen mich mit einer Offenheit über mehrere seiner Lehrer aus, die mich in Erstaunen setzte, und mit dem, was ich im Bericht gelesen in schroffem Widerspruch stand, nicht aber mit dem, was ich selbst schon beobachtet oder geahnet hatte. Diesen Eröffnungen schloß Pestalozzi den Antrag an: ich und mein Freund solle in Gemeinschaft mit Schmid, den er, besonders in Bezug auf seine praktische Tüchtigkeit und Thätigkeit sehr lobte, zur Erneuung des Instituts Hand anlegen. —

Der Antrag kam mir so unerwartet, daß ich mir Bedenkzeit ausbat und die Angelegenheit mit meinem Freunde besprach, der eben so sehr überrascht war, wie ich. Natürlich traten wir beide hierdurch in ein näheres Verhältnis mit Schmid, lernten die arcana imperii in kurzer Zeit kennen, und überlegten redlich: was dem Gedeihen der Anstalt im Wege stehe und wie geholfen werden könne.

Zuvörderst war es die Vermengung deutscher und französischer Knaben, welche mir doppelt wehe that, da ich ja von Paris kam. Anders dachten die Aeltern der Kinder, welche eben in dieser Vermengung ein glückliches Zusammentreffen erblickten, um ihre Kinder auf die leichteste Weise zur Zweizüngigkeit zu bilden, während diese zuletzt weder deutsch noch französisch konnten. Das Institut war bei solchem Kindermang ohne herrschende Muttersprache und nahm die Charakterlosigkeit zwitterhafter Gränzprovinzen an. Hielt doch Pestalozzi jedes Morgen- und Abendgebet zuerst deutsch dann französisch! Ich fand französische Kinder in den, auf deutsche berechneten deutschen Sprachstunden, welche die gewöhnlichsten deutschen Worte nicht verstanden. Dieß und so

vieles, was sich sonst noch gegen diese Vermengung sagen ließ, ward nun mit Pestalozzi besprochen und darauf der Antrag gegründet: nicht etwa die französischen Kinder aufzugeben, sondern die eine Anstalt in zwei, eine deutsche und eine französische zu trennen. Nur auf solche Weise könne jede gedeihen. — Der Vorschlag gieng nicht durch, vorzüglich äußerer Hindernisse wegen, die jedoch zu überwinden gewesen wären. Daß Pestalozzi späterhin mit uns ganz harmonirte, bezeugt eine Stelle in seinen „Lebensschicksalen.“ Er nennt es dort[1] einen unnatürlichen Umstand, daß die Anstalt von Burgdorf nach Iferten „von deutschem auf französischen Boden“ versetzt ward. „Im Anfang unsers Hierherkommens, fährt er fort, waren unsre Zöglinge fast insgesammt nur Deutsche; jetzt aber kam sehr bald eine fast eben so große Anzahl französischer Zöglinge hinzu. Die meisten deutschen wurden jetzt ohne bedeutende Rücksicht auf elementarische oder unelementarische Erziehung uns übergeben, um in einem deutschen Hause französisch zu lernen, und das war eigentlich das, was wir am wenigsten gut konnten; ebenso thaten es die meisten der französischen Aeltern, die uns ihre Kinder übergaben, ohne Rücksicht auf elementarische oder unelementarische Erziehung, um sie in unserm deutschen Hause deutsch lernen zu lassen: und wir standen in der Mitte dieser beiden Ansprüche gleich unfähig, sie genugthuend zu befriedigen, da. Indeß waren diejenigen Personen, die uns von beiden Seiten ihre Kinder anvertrauten, so wenig bei sich selbst klar, was sie eigentlich in der Wahrheit bei uns suchten und wollten, als wir auch über den Grad unserer Unfähigkeit, sowohl die einen als die andern in dem, was sie eigentlich von uns wünschten, zu befriedigen, in uns selbst heiter dachten. Aber da es nun einmal auf deutschem und französischem Boden Mode war, uns Kinder von allen Seiten zuzuschicken, so ging es eine beträchtliche Zeit in Rücksicht auf Geldressourcen und ehrenhaftes Lobgeschwätz forthin seinen alten Schein- und Trug- und Glanzweg.“[2]

Ein zweiter Uebelstand war dieser. So viel auch im Bericht davon die Rede ist, das Leben in der Anstalt habe ganz den Charakter eines gemüthlichen Familienlebens, ja übertreffe dieses in vieler Hinsicht, so war doch nichts ungemüthlicher als dieß Leben. Abgesehen von Pestalozzis Wohnung, gab es in dem alten Schloße wohl Schlafsäle,

1) S. 17.
2) Eb. 17. 18.

Eßsäle, Lehrsäle, aber die von Pestalozzi mit Recht gepriesene Wohnstube fehlte den Kindern durchaus. Größere Knaben, welche, wie man es unzart ausdrückt, schon in den Schlingeljahren waren, mochten diesen Mangel weniger empfinden, desto mehr aber war dieß bei den jüngsten, bei Kindern von 6 bis 10 Jahren der Fall. Ich fühlte dieß tief in die Seele meines achtjährigen Fritz hinein, der, bis er in die Anstalt kam, unter der Pflege einer höchst sorgsamen Mutter im schönen Familienkreiße aufwuchs. Seine jetzige unheimliche ja wüste Existenz bekümmerte mich sehr und beunruhigte mein Gewißen. Für ihn und zugleich für die übrigen Kleinen baten wir Pestalozzi eine schöne Wohnung in der Nähe von Iferten zu miethen, wo die Kinder einen freundlichen Ersatz für die verlorene häusliche Lebensweise im Familienkreiße fänden. Wir erboten uns bei ihnen zu bleiben.

Auch dieser Vorschlag gieng nicht durch. Man kann denken, daß bei Berathung desselben die schwache Seite des Instituts, die mangelnde Wohnstube, ja die Unersetzlichkeit des Familienlebens sehr zur Sprache kam.[1]

Unvergeßlich bleiben mir viele Unterredungen, welche ich mit Pestalozzi hatte. Eine betraf die Lehrer des Instituts, besonders die Unterlehrer. Ich sah wie viele unter ihnen mit größter Treue und Gewißenhaftigkeit arbeiteten, ja sich wahrhaft für die Anstalt aufopferten. Ich brauche in dieser Hinsicht nur auf die Selbstbiographie des redlichen, tüchtigen Ramsauer zu verweisen. Aber etwas fehlte den meisten Lehrern, Pestalozzi selbst mußte das fühlen. In der Neujahrsrede von 1811[2] sprach er zu ihnen: „Gebet der Kraft, wohl unterrichten zu können, keinen größern Werth, als sie im Ganzen der Erziehung gewiß hat. Ihr habt vielleicht zu viel und zu früh Steine und Lasten getragen, das hat die Lieblichkeit eurer jugendlichen Blüthe vielleicht etwas gemindert; aber Ihr bedürfet ihrer als Erzieher nothwendig. Ihr müßt sie in Euch wieder herstellen. Ich verkenne Eure Kraft, Euren Verdienst nicht, aber eben darum, weil ich sie erkenne, möchte ich ihnen die Krone

1) Einen dritten Vorschlag thaten wir, weil es uns unmöglich schien, daß Pestalozzis Ideen in Iferten unter den obwaltenden Umständen realisirt werden könnten. Wir forderten ihn auf, im Aargau die längst versprochene Armenanstalt zu stiften und erboten uns, nach Kräften Hand anzulegen. Als er auch hierauf nicht eingieng, so hielt ich es, besonders um des mir anvertrauten Knaben Willen, für Pflicht, die Anstalt zu verlaßen.

2) Werke 11, 322.

des lieblichen Wesens aufsetzen, das Euren Werth erhöhen und Eure Kraft selber zum Segen machen wird."

Wo fehlte es nun bei den Lehrern? Eins bezeichnet Pestalozzi: viele, im Institut aufgewachsen, hatten zu früh Steine und Lasten getragen und waren in ununterbrochener Anspannung geblieben. „Besonders streng,"[1] erzählt Ramsauer, „hatten es diejenigen Lehrer, welche Zöglinge Pestalozzis gewesen waren; denn von diesen forderte er zu jeder Zeit viel mehr, als von den andern Lehrern; sie sollten ganz dem Hause leben, Tag und Nacht für das Wohl des Hauses und der Zöglinge besorgt sein. Alle Lasten, alle Unannehmlichkeiten, alle häuslichen Sorgen sollten sie tragen helfen, für Alles verantwortlich sein. So mußten sie z. B. in freien Stunden (d. h. wenn sie keinen Unterricht zu ertheilen hatten) bald täglich einige Stunden im Garten arbeiten, bald Brennholz spalten, ja einige Zeit des Morgens früh die Stuben heizen, oder auch abschreiben u. s. w." „Es[2] gab Jahre, in denen Keiner von uns nach 3 Uhr Morgens im Bette gefunden wurde, und man arbeitete Sommer und Winter von 3—6 Uhr."[3] Fast alle Arbeit war für das Lehramt, es blieb weder Muße noch frische Kraft einigermaßen an die eigene Ausbildung zu denken. — Ein zweites kam hinzu. Die meisten Lehrer des Instituts konnte man als Autodidakten betrachten, welche zwar den ersten Unterricht dort empfangen hatten, aber allzufrüh vom Lernen zum Lehren übergiengen und sehen mochten, wie sie sich durchschlugen. Von eigentlichen pädagogischen Vorlesungen war nie die Rede. Bei einem solchen Bildungsgange der Lehrer konnte es nicht fehlen, daß nicht eigenthümliche Wege hier und da eingeschlagen worden wären, wovon Schmid ein Beispiel gab. Allein eben so nothwendig mußte sich die gewöhnliche Beschränktheit der Autodidakten geltend machen: ein großer Mangel an Selbsterkenntnis und richtiger bescheidener Würdigung dessen was man geleistet.

Der Mensch erkennt sich nur im Menschen;

ich muß wißen, was Andere in meiner Wißenschaft geleistet, um meinen Leistungen den rechten Platz und Rang anzuweisen. Es ist unglaublich,

1) Ramsauer 26, 27.

2) Eb. 29.

3) Man vergleiche eb. S. 35 den Stundenzettel Ramsauers; von Morgens 2—3 Uhr bis Abends 9 Uhr hatte er fast nur Amtsgeschäfte.

wie viele Misgriffe und Misurtheile Pestalozzis und seiner Lehrer aus dieser Quelle floßen.

Es war aber ein Drittes, was ich gegen Pestalozzi hervorhob: seine Ansicht von den Lehrern und ihrem Verhältnis zur Methode und den methodischen Lehrbüchern. Sollten doch, wie erwähnt, die Lehrbücher alle Lehrgabe und alle Lehrfertigkeit so gut als entbehrlich machen. Diese methodischen Lehrbücher glichen Dressirmaschinen, welche unglücklicher Weise ihren Platz nicht ganz ausfüllten, doch noch einen Menschen brauchten, wie etwa auch bei der vollkommensten Druckerpresse immer ein Mensch angestellt werden muß, der freilich kaum den gewöhnlichsten Menschenverstand nöthig hat.

Nicht viel beßer war Pestalozzis Ideal eines Lehrers; ein solcher hatte nach ihm nichts zu thun, als pedantisch genau das Lehrbuch mit seinen Schülern der Gebrauchsvorschrift gemäß durchzugehen, ohne etwas davon noch dazu zu thun. Er brauchte den Schülern immer nur um einen Schritt voraus zu sein. Wie wenn dem zur Nachtzeit Reisenden ein Führer mit einer Laterne zugegeben würde, der aber nicht bloß dem Reisenden leuchten, sondern mit Hilfe der Laterne selbst erst den Weg auskundschaften müßte. Dem rechten Lehrer muß Ziel und Weg so lebendig vor der Seele stehen, daß er ohne Laterne — ohne Methodenbuch — die Schüler führen kann. La methode c'est moi, spricht er.[1] — Kann man sich aber eine elendere Sklavenarbeit ersinnen, als die eines Lehrers, der streng an ein Pestalozzisches Lehrbuch gebunden ist? Ist nicht damit jede eigenthümliche, freie Lehrgabe durchaus gefeßelt, jede frische, lebendige, geistesgegenwärtige, entschloßene Bewegung und Verständigung abgewiesen, jedes liebevolle Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler unmöglich gemacht?[2] — In trüben Augenblicken erschien mir damals das Institut wie eine große lärmende Bildungsfabrik; den hölzernen Maschinenlärm nahmen viele für eine Aeußerung der jugendlichen Freudigkeit beim Lernen. —

Die Ansicht von der Aufgabe der Lehrer gieng zu sehr aus der pädagogischen Totalansicht Pestalozzis hervor, sie war im Institut zu sehr realisirt, als daß an eine Aenderung zu denken gewesen wäre, wiewohl

1) Eines solchen Lehrers Methode ist keine Manier.

2) Als ich Iferten 1810 verließ und nach Berlin kam, wohnte ich in der Plamannschen Anstalt einem Examen bei. Wie stach das freie, selbständige und selbstbewegliche Lehren von Friesen und Harnisch gegen das kalte, methodisch genirte vieler Pestalozzischer Lehrer ab! —

der Greis schmerzlich fühlte, daß meine Bemerkung nicht aus der Luft gegriffen sei. — Späterhin, als der Glanz des Instituts mehr und mehr abnahm, mußte Pestalozzi es erleben, daß seine Unterlehrer, wie er erzählt, im Jahre 1817 „plötzlich wie insurgirende englische Fabrikarbeiter zusammen standen, allgemein aufhörten ihre Pflichten zu erfüllen und sich in Masse erklärten, keine Unterrichtsstunden mehr zu geben, sondern in vollem Insurrectionsmüßiggang zu bleiben, bis einem jeden sein Sold verdoppelt werde.“ —

Pestalozzi drang in mich Mineralogie zu lehren, und dabei eine kleine Steinsammlung, welche die Anstalt besaß, zu benutzen. Ich wandte ein, daß ich, wenn ich es thäte, ganz von der Lehrweise des Instituts abgehen müße. Wie so? fragte Pestalozzi. — Nach jener Lehrweise, erwiederte ich, müßte ich nichts thun, als eine Stufe der mineralogischen Sammlung nach der andern den Knaben hinhalten, bei jeder den Namen nennen, z. B. das ist Kalkstein, und hierauf unisono von der ganzen Klasse dreimal nachsprechen laßen: das ist Kalkstein. — So glaube man zugleich für reale Anschauung und Sprachbildung zu sorgen. — Ich suchte nun klar zu machen, daß eine solche Weise nur auf den Schein arbeite, Worte gebe, ehe die Bilder der Steine eingebildet seien; daß dieser Einbildungsprozeß, dieses sinnlich-geistige Concipiren überdieß durch Hineinreden der Lehrer und Redenlaßen der Schüler nur gestört werde, daher am besten schweigend geschehe. — Als Pestalozzi dagegen sprach, fragte ich ihn: warum die Kinder doch sprachlos geboren würden, erst etwa nach ¾ Jahren reden lernten; warum man dem 8 Tage alten Kinde ein Licht hinhalten und nicht drei mal, sondern hundert mal vergeblich „Licht“ vorsagen würde, weil es gewis nicht versuchen werde, das Wort nachzusprechen. Ob wir hierdurch nicht von hoher Hand den Fingerzeig erhielten, daß Zeit nöthig sei, wenn die äußere, sinnliche Anschauung innerlich angeeignet werden solle, so daß das Wort erst als eine reife Frucht der ausgetragenen innern Anschauung hervortrete? — Was ich vom Schweigen der Kinder sagte, frappirte Pestalozzi. —

So weit meine Erinnerung reicht, habe ich nun das Wichtigste mitgetheilt, was zwischen Pestalozzi, Schmid und mir verhandelt wurde. Ich möchte heute noch meine damaligen Ansichten vertreten, aber, durch so manche Erfahrungen belehrt, vielleicht mit größerer „Klarheit“ als damals.

Hier will ich aber keineswegs mich als rein hinstellen, andere

anklagen. Wenn ich sachlich Recht zu haben meine, so fehlte ich persönlich in mehrerer Hinsicht, was nur durch die unglücklichen Verhältnisse im Institut einigermaßen entschuldigt wird. Ich will nur dieß andeuten. Leider stunden schon damals Niederer und Schmid durch Gaben, Leistungen, Richtung in völliger Opposition; beim besten Willen war eine Vermittlung zwischen beiden unmöglich, man mußte sich dem einen oder dem andern anschließen. Pestalozzi selbst verband mich mit Schmid, dessen entschlossene, rastlose Thätigkeit mir Bürge war, daß er bei Reformen kräftig helfen würde. — So kam ich fast unwillkürlich mit Niederer in Opposition. Wenn ich auch seinen Ansichten nicht überall beipflichtete, so hätte ich doch seinen aufopfernden Enthusiasmus entschieden anerkennen sollen. Zu Krüsis mildem Wesen fühlte ich mich hingezogen, allein auch er stand gegen Schmid.

Den jüngern Lehrern war mein schweigendes Beobachten unheimlich; kann ich es ihnen verdenken? Während sie mit unerhörter Anstrengung vom Morgen bis zum Abend arbeiteten, auf solche Weise schon Jahre lang gearbeitet hatten, sah ich ihrem mühsamen Leben mit kritischem Blick zu. Ich erschien ihnen als ein fremder, recensirender, unthätiger Eindringling und mußte ihnen so erscheinen. Sie wußten ja nicht, daß ich mit einer so hohen Meinung von den Leistungen des Instituts gekommen war, daß ich zuerst nur zusehen, nur lernen wollte, um später zu lehren und zu helfen wo ich könnte.

Jene hohe Meinung hatte ich besonders durch den Bericht eingesogen. Er verführte mich, das Institut zu überschätzen, und dieß Ueberschätzen verführte mich wiederum in Iferten, die Leistungen in der Anstalt zu gering zu achten. Ich hätte den redlichen, gewißenhaften, mühsamen Fleiß mehrerer Lehrer z. B. Ramsauers auch dann anerkennen sollen, wenn sie gleich nicht immer lauter Neues zu Tage förderten; durch den Bericht misleitet, hoffte ich freilich nur Neues zu finden.

Aller Uebelstände ungeachtet wäre ich aber gewis länger in Iferten geblieben und hätte ausdaurend geduldig in Hoffnung gearbeitet, wofern ich es nicht für Pflicht gehalten, den mir anvertrauten Knaben zu entfernen. Ich verließ mit ihm im Mai 1810 Iferten. — Bald darnach brach dort die lang verhaltene Feindschaft in offene Fehde aus. Schmid verließ das Institut und schrieb gegen dasselbe. [1]

1) „Ansichten und Erfahrungen über Erziehung, Institute und Schulen."

Iferten.
b. Von 1810 bis 1825.

Am liebsten schwiege ich von diesen, meist durch die schmählichsten Zwiste und Prozesse getrübten Jahren. Die Berichte, welche über die Ergebnisse jener Zeit vorliegen, widersprechen einander oft schroff, weil sie von Anhängern zweier, einander diametral entgegengesetzter Parteien geschrieben sind. Ich will nur einiges bedeutende mittheilen.

Im Sommer 1811 kam der Franzose Jullien nach Iferten, Napoleons Waffengefährte in Aegypten und Ritter der Ehrenlegión. Er blieb 6 Wochen im Institut, aus seinen dortigen Beobachtungen giengen zwei Werke hervor. [1]

Während des Krieges von 1814 verlangte die Spitalverwaltung der österreichischen Armee: das Institutsgebäude solle zu einem Spitale hergegeben werden. Glücklicherweise war Kaiser Alexander in Basel: Pestalozzi reiste sogleich zu ihm, fand die freundlichste Audienz; das Spital kam, auf des Kaisers Verwendung, gar nicht nach Iferten, und im November 1814 erhielt Pestalozzi den russischen Wladimirorden 4ter Klasse. —

Schmids Austritt aus dem Institut verursachte eine sehr bedeutende, schmerzlich gefühlte Lücke. Wie übel es in der Anstalt aussah, bezeugen Briefe aus jener Zeit, welche Pestalozzi an Niederer schrieb. „O Niederer, so klagt er, ohne Reinheit und Kraft in den Umgebungen sind alle Anstrengungen für das Hohe und Große verloren, wo Lümmelei und Schwäche aus allen Ecken hervorguckt, da bildet sich das Erhabene und Gute nicht leicht — unsre größten Feinde sind unter unserm Dach und essen mit uns aus einer Schüssel — es ist besser allein zu sein, als von Schlechtheit Scheinhülfe anzunehmen."

In einem zweiten Briefe Pestalozzis heißt es: „die innere Schwäche unsers Hauses hat den Schwächsten unter uns das Maul aufgethan, daß sie uns Affenräthe geben und offene Versammlung über uns unter sich selbst haben. Das Hauptübel unsers Hauses kommt von den bei mir Männer spielenden Knaben, die an allen andern Orten nur Lehrbuben wären." [2]

In jene Zeit fällt auch der Besuch des preußischen Staatskanzlers

1) Précis sur l'institut d'Yverdun en Suisse. 1812 und Esprit de la méthode d'éducation de M. Pestalozzi. 2 Tom.

2) Biber 79. 88.

von Beyme, welcher „mit großer Vorliebe für Peſtalozzi“ das Inſtitut betrat und ehe er Iferten verließ ſich dahin äußerte: „Wenn dieſe Anſtalt ſich noch ein Jahr halte, ſo ſehe er es für das größte Wunder an, es mangeln in dem Unterricht den er hier geſehen, Sachen, über deren Vernachläſſigung man ſich auch in den niederſten Dorfſchulen ſchämen müßte.“ [1]

Vorzüglich fühlte Niederer die durch Schmids Abgang im Inſtitut entſtandene Lücke. Schon zu Ende des Jahres 1813 ſchrieb er an Schmid [2] aufs Verſöhnlichſte, und am 10. Februar 1815: „Ich ſetze mit Peſtalozzi Leib und Gut daran, dich hier her zu bringen.“ „Allein kann ich nichts. Du weißt was mir fehlt, aber mit Dir und ein paar andern ausgezeichneten und edeln Menſchen, zweifle ich nicht an der Verwirklichung eines pädagogiſchen Himmels auf Erden.“

Peſtalozzi führt dieſe Stellen als ſichere Beweiſe der Tüchtigkeit und Unentbehrlichkeit Schmids an: ſie bezeugen aber auch eine ehrenwerthe Geſinnung Niederers, welcher ſeine praktiſche Unfähigkeit kein Hehl hatte und eine tief begründete Antipathie gegen Schmid unterdrückte, um ſeine pädagogiſchen Ideale zu verwirklichen.

Schmid ſtund damals einer Schule zu Bregenz vor. Auf Niederers dringende Einladung kehrte er um Oſtern 1815 nach Iferten zurück und begann nun eine durchgreifende Reform des Inſtituts, beſonders auch in ökonomiſcher Hinſicht. Bald entſpann ſich ein allgemeiner, ſtiller Widerwille gegen ihn.

Am 11. December 1815 ſtarb, faſt 80 Jahre alt, Frau Peſtalozzi; 45 Jahre lang, auch in ſchwerer Leidenszeit, die treue, geduldige Lebensgefährtin ihres Mannes. Am 14. December ward ſie unter zwei hohen Linden des Schloßgartens begraben. An dieſem Trauertage brach zuerſt der bisherige ſtille Widerwille vieler gegen Schmid laut in offene Feindſchaft aus, welche fortan nicht wieder beſänftigt wurde, und die letzten 12 Lebensjahre des beklagenswerthen Greiſes wahrhaft vergiftete. Aller Segen wich ſeitdem von der Anſtalt und von jeder neuen Unternehmung Peſtalozzis.

Die meiſten Lehrer waren gegen Schmid. Blochmann, gegenwärtig Director eines blühenden Erziehungsinſtituts in Dresden, ſetzte eine

1) Lebensſchickſale 60.
2) Ebend. 84. 86.

förmliche Anklageschrift gegen ihn auf, welche Krüsi, Ramsauer, Stern,[1] Ackermann[2] u. a., in allem 12 Lehrer, unterschrieben. — Im Jahre 1816 verließen diese die Anstalt, auch Krüsi, der vieljährige Mitarbeiter Pestalozzis. „Vater, schrieb er an Pestalozzi, meine Zeit, Deine Nähe zu genießen, ist vorüber. Ich muß Deine Anstalt, wie sie jetzt ist und geleitet wird, verlaßen, wenn ich meinen Muth und meine Kraft Dir und Deinem Werke zu leben, nicht immer mehr verlieren soll. Für Alles was Du mir warst und was ich Dir sein konnte, danke ich Gott, für Alles, worin ich Dir fehlte, bitte ich Gott und Dich um Verzeihung.“[3]

Zuletzt, im Jahre 1817 trennte sich auch Niederer vom Institut; vergeblich versuchte es Pestalozzi im folgenden Jahre ihn mit Schmid zu versöhnen. Beide erkannten Pestalozzi als ihren Meister und dennoch war die Versöhnung unmöglich. Sie waren einander zu sehr entgegengesetzt, nicht bloß in Naturgaben, sondern in dem was jeder wollte, in dem pädagogischen Ideale was er im Institut zu realisiren strebte.

Niederer sahe in Pestalozzi einen Mann, der mit instinktmäßigem Tiefsinn das Wesen der Menschenbildung erfaßt, aber nur fragmentarisch dargestellt habe, und welcher die Ideen, von denen er gleichsam besetzen sei, nicht besonnen gewältigen könne. Zu einer philosophischen Gewältigung derselben fühlte Niederer sich berufen, dazu, aus jenen mächtigen pädagogischen fragmentarischen Werkstücken eine vollständige systematische Theorie aufzubauen. — Pestalozzi konnte sich in ihn anfangs nicht finden, er verstand Niederers philosophische Sprache nicht. Später sahe er in ihm den einzigen Mann des Instituts, welcher auf der Höhe deutscher Kultur stehend, am geeignetsten sei, der neuen Methode im Reiche der Bildung ihre rechte Stelle anzuweisen. Nur durch einen solchen Mann, glaubte er, könne die gebildete Welt, besonders Deutschland, für seine Erziehungspläne gewonnen, durch ihn müße sein schweizer Idiom erst in ein verständliches Hochdeutsch übersetzt werden. Ja, er glaubte eine Zeit lang, Niederer verstehe ihn beßer als er sich selbst verstehe. — Praktisches Geschick zur Verwirklichung seiner pädagogischen Theorie fehlte Niederer, wie er selbst öfters eingestand. Er wollte im Institut mehr die Thätigkeit der dort wirkenden praktischen

1) Gegenwärtig Seminardirector in Karlsruhe.
2) Jetzt Lehrer in Frankfurt am Main.
3) Biber 106.

Talente beobachten und auf solche Weise lernen, zugleich aber auch wachen, daß alle Lehrer in Einem Sinn und auf Ein und dasselbe Ziel hinarbeiteten — auf Verwirklichung der pädagogischen Theorie.

Kein Wunder, wenn sich Pestalozzi durch Niederers Eigenthümlichkeit von Natur nicht angezogen fühlte, wie er dieß wiederholt äußerte, selbst in Zeiten, da beide Männer sehr freundlich gegen einander standen; ebenso wenig darf es uns wundern, wenn der Greis späterhin ein Verhältnis ganz löste, das vielmehr sein Wille als seine Neigung geknüpft[1] hatte. —

Wie so ganz entgegengesetzt war aber sein Verhältnis zu Schmid! „Unerklärliche Gefühle, sagt er,[2] zogen mich vom Augenblick seiner Erscheinung in unserm Kreise an ihn hin, wie ich mich noch nie an irgend einen Zögling hingezogen fühlte." Charakteristisch ist es, wenn Pestalozzi schreibt: „Ich muß die Kraft, die uns in diesem bösen Zustand noch allein zusammen zu halten fähig schien, von ihrem Ursprung aus ins Auge faßen."[3] Diese personifizirte Kraft war eben der, von den Tyrolerbergen nach Burgdorf eingewanderte Hirtenknabe Schmid. Bald habe er seine Lehrer hinter sich gelaßen, sagt Pestalozzi. „Er überflügelte, fährt er fort, durch seine Realkraft und unabläßliche Thätigkeit den Einfluß eines jeden Andern im Hause.... Ich verbarg nicht, daß ich die Kraft dieses noch so jungen Zöglings als die erste Stütze meines Hauses ansehe."[4] Eben so charakterisirt Pestalozzi den Schmid in einer Rede, welche er im Jahre 1818 hielt. „Ich will,[5] sagt er, aus ihm nicht mehr machen, als er mir ist. Ich kenne ihn. Er hat eine Naturkraft die in ihrer Kunstlosigkeit hindringt, wo eine große Kunst oft vor meinen Augen zurückstand." — Schmid „warf sich wie eine harte Schale um den Kern meines hinschwindenden Thuns, und rettete mich."[6]

Die Kraft und Thätigkeit Schmids erkannte auch Niederer in vollstem Maaße an. Wie Pestalozzi sah er in ihm den unermüdlichsten Lehrer der Mathematik und des Zeichnens, welcher durch sein Beispiel wie durch

1) Vergl. unten die Rede, welche Pestalozzi 1818 an seinem 73sten Geburtstage hielt.
2) Lebensschicksale 23.
3) Ebend. 22.
4) Ebend. 26.
5) Pestalozzis Werke 9, 263.
6) Ebend. 258.

derben Tadel auch die übrigen Lehrer zu gewißenhafter Thätigkeit antreiben könnte; er sah in ihm auch den Mann, welcher, ein Zögling Pestalozzis, für eine Frucht der Methode galt und dadurch den besuchenden Fremden imponirte, sie für die Methode gewann. Daher kam es, daß er im Jahre 1814 Alles von einer Wiedervereinigung mit Schmid hoffte. Wie fand er sich aber getäuscht, als Pestalozzi diesem das Scepter über das ganze Institut einhändigte.

Auch Blochmann erkennt in seiner Anklageschrift gegen Schmid an diesem: „Thätigkeit, Beharrlichkeit, Ausdauer, Pünktlichkeit, administrative Gewandtheit, seine Verdienste um größere Ordnung in der Anstalt, seine Geschicklichkeit in den Elementarfächern der Mathematik — eine seltene Kraft." Lauter Eigenschaften, welche sich weder bei Pestalozzi noch bei Niederer fanden, und Schmid daher als ein nothwendiges ergänzendes Glied des Lehrerpersonals bezeichneten. Wenn aber Blochmann und die übrigen Unterzeichner der Anklageschrift dieß anerkannten, warum drangen sie dennoch auf Schmids Entfernung? Weil, antworten sie in jener Schrift, „die Quelle alles Schmidschen Thuns die vollendete Selbstsucht ist, Kraft ohne Demuth, ohne Liebe, ohne Selbstverläugnung, ein tönendes Erz, eine klingende Schelle, Schmid klug wie die Schlangen, aber nicht ohne Falsch wie die Tauben ist."

In einem Briefe macht Niederer dem Pestalozzi Vorwürfe, daß er Schmid und überhaupt die Kraft an sich überschätzt habe.[1] „Das Verderben, sagt er, trat in Ihre Anstalt ein, als Sie durch einzelne glänzende Erfolge und Kräfte hingerissen und geblendet, das, was seiner Natur nach bloß im Stillen wirkt und wirken muß, ob es gleich höher als jenes steht, und das Hervortreten jenes erst möglich macht, keiner wesentlichen Beachtung mehr würdigten; als sie anfingen so zu handeln, als seien Sie dem, womit sie brilliren konnten, alles, dem was dazu nicht tauglich war, nichts schuldig."

„In diesem Grundirrthum, ich sage mehr, in dieser Grundungerechtigkeit, wurde die mathematische Seite der Methode und Anstalt hervorgehoben, als wäre sie einzig und allein das Wesen der Methode und das Heil der Menschheit. Einseitige, niedrige Kräfte ehrte man auf Kosten der höhern. Die Kraft des Gemüths, die Treue, die Liebe, wenn sie nicht mit jenen äußern Kräften verbunden waren, wurden in den

1) Der Brief ist vom 19. März 1818. Biber 123.

Personen, in denen sie wirkten, hintangesetzt und herabgewürdigt. Sie setzten in der Art des Lobes, das Sie den Handwerksfertigkeiten durchaus unerfahrner Jünglinge in einzelnen Fächern ertheilten, diese Fertigkeiten über Einsicht, Wissenschaft und Erfahrung."[1]

Kehren wir nun zur Geschichte der Anstalt zurück.

Ostern 1816 ließ sich der schon erwähnte Jullien in Iferten nieder, und brachte 24 Zöglinge aus Frankreich mit, aber schon im folgenden Jahre verließ er, man sagt von Schmid gekränkt,[2] das Institut.

Niederer trennte sich, wie schon erwähnt, im Jahre 1817 vom Institut und leitete in Gemeinschaft seiner Frau fortan nur die Töchteranstalt. Ueber diese entspann sich in demselben Jahre der schmählichste, bedauernswertheste pecuniäre Prozeß zwischen Pestalozzi und Schmid einerseits, Niederer andererseits, ein Prozeß, welcher sieben Jahre dauerte. „Es war im Juli 1817, als ich, erzählt Pestalozzi, durch einen auf jenen Streit bezüglichen Brief plötzlich in eine innere Wuth gerieth, die mit einem Ausbruche von eigentlicher Raserei begleitet war und wodurch ich Gefahr lief, meinen Verstand vollends zu verlieren und in vollkommene Sinnlosigkeit zu verfallen."[3] Schmid brachte den Greis nach Bület auf den Jura, dessen kühlende Höhen heilsam auf Pestalozzis gefährdeten Nervenzustand wirkten. Dort ergoß er sein Leiden in Gedichten, in denen seine, von den schwersten, unedelsten Verhältnissen gefangene und umstrickte Seele ihre Sehnsucht nach himmlischer Freiheit wehklagend ausspricht. Hier eines dieser Gedichte.[4]

Regenbogen, Regenbogen,
Du verkündest Gottes Wonne!
Schein auch mir mit deiner Farben
Mildem Glanze, schein in meinen
Wilden, lebenslangen Sturm!

1) In dem Buche: „Pestalozzis Erziehungsunternehmung" (S. 369 ff.) charakterisirt Niederer sich und die Art seiner Wirksamkeit am Institut. In der Streitschrift Pestalozzis „Erklärung gegen Bremis Zeitungsfragen," findet sich eine Charakteristik Niederers aus der Zeit, da er Pestalozzi am nächsten stund. Mit dieser vergleiche man die Schilderung Niederers in den „Lebensschicksalen." Ich theile jene zwei Charakteristiken in der Beilage G. mit, und füge auch das bei, was Pestalozzi ebenfalls in den „Lebensschicksalen", über Schmid sagt.

2) Henning 76.

3) Lebensschicksale 125.

4) „H. Pestalozzis bis dahin unedirte Briefe. Bern bei Jenni 1834."

Künde mir den bessern Morgen
Künde mir den bessern Tag,
Regenbogen, Regenbogen!

In der Stürme Tagen
Hat mich Gott getragen
Meine Seele lobe Gott:
Muß ich sterben,
Eh Du mir erscheinst,
Und mir Freuden bringst
Und den bessern Tag:
Muß ich austrinken
Den Kelch des Zanks,
Den Kelch der Unversöhnlichkeit
Bis auf seine Hefen:
Muß ich sterben, eh mein Friede
Kommt, der Friede, den ich suche?
Ich erkenne meine Schuld,
Ich erkenne meine Schwäche,
Und in Liebe und mit Thränen
Verzeih ich Allen ihre Schuld;
Doch im Tode sind ich Frieden,
Und im Tode wird erscheinen
Mir mein bessrer Tag!
Künder meiner bessern Tage,
Lieblich wirst du dann erscheinen
Ueber meiner öden Gruft:
Regenbogen! Regenbogen!

Wie der frischgefallne Schnee,
Wie des Winters helle Flocken,
Die beim Tode meiner Gattin,
In der Sonne lieblich glänzend,
Sanken auf ihr offnes Grab:
Regenbogen, Regenbogen,
So erscheine dann auch mir
Lieblich, lieblich, wenn ich sterbe.
In der Stürme Tagen
Hat mich Gott getragen!
Meine Seele lobe Gott!

Ein Versuch Pestalozzis, sich mit Fellenberg 1817 zu verbinden, mißglückte.[1] Im Jahre 1818 schloß Schmid mit Cotta einen Kontrakt zur Herausgabe sämmtlicher Werke Pestalozzis; es liefen bedeutende Subscriptionen ein. Der Kaiser von Rußland unterschrieb 5000 Rubel,

1) Ebend. S. 20 sqq. verglichen mit „Lebensschicksale" S. 128.

der König von Preußen 400 Thaler, der König von Bayern 700 Gulden. Da lebten Pestalozzis Hoffnungen wieder auf. In einer schon erwähnten merkwürdigen Rede, welche er an seinem 73sten Geburtstage, den 12. Januar 1818 hielt, [1] bestimmte er „50000 französische Livres, die die Subscription abtragen werde," zu pädagogischen Zwecken.

In jener Rede spricht Pestalozzi frei von seinen Verhältnissen zu Niederer und Schmid und rechtfertigt es, warum er sich vom erstern getrennt, an Letztern aber angeschloßen. Auf Niederer zielt er wohl vorzüglich, wenn er sagt: „Ich bin einer hohen innigen Liebe in mir selbst für ihn sicher. Nur soll er nicht fordern, daß ich das an ihm würdige, was ich nicht verstehe: nur soll er die Schwäche meines Kopfs nicht der Härte meines Herzens zuschreiben, und mich nicht darum für undankbar erklären, weil ich das nicht genugsam würdige, was ich nicht genugsam erkenne. Doch was will ich sagen? Eben hier liegt die Grundanklage, die gegen mich statt hat, ‚ich vermöge nämlich dem Geist, der meinem Streben zum Grund liegt, nicht mehr zu folgen, und störe und erlahme durch mein diesfälliges Unvermögen die Kraft derer, die im Geist und in der Wahrheit meines Strebens weiter vorgerückt seien als ich.' Es ist schon eine alte Klage: ‚mein Geist habe mich verlassen; ich habe mich selbst überlebt, und die Wahrheit und das Recht meines Strebens sei aus meiner Hand in andere übergegangen.' Ich weiß auch wohl und fühle es tief, daß ich einige Kräfte, die zur Beförderung meiner Zwecke wesentlich sind, ganz und gar nicht besitze; hingegen weiß ich eben so bestimmt, daß ich alle diejenigen Kräfte, die ich jemals hiezu besetzen, gewiß auch jetzt noch mit einiger Lebendigkeit und mit einigem Drang sie anwenden und benutzen zu können, in mir selbst fühle." [2]

Für Letzteres liefert die Rede hinreichende Beweise; ich will einige Stellen mittheilen.

„Der Mensch hat ein Gewissen. Die Stimme Gottes redet in jedem Menschen und läßt keinem unbezeugt, was gut und was bös, was recht und was unrecht ist." [3]

„Fasse den Menschen im ganzen Umfang seiner Entfaltung ins

1) Pestalozzis W. 9, 235.

2) Ebend. 266, 267.

3) Ebend. 163. Diese Worte theile ich nur mit, weil sie mit den oben aus Pestalozzis „Nachforschungen" angeführten in glücklichem Widerspruch stehen.

Aug'. Siehe, er wächst, er wird gebildet, er wird erzogen. Er wächst durch die Kraft seiner selbst, er wächst durch die Kraft seines wesentlichen Seins selber. Er wird gebildet durch den Zufall, durch das Zufällige, das in seiner Lage, in seinen Umständen und in seinen Verhältnissen liegt. Er wird erzogen durch die Kunst und den Willen des Menschen. Das Wachsthum des Menschen und seiner Kräfte ist Gottes Sache. Es geschieht nach ewigen göttlichen Gesetzen. Die Bildung des Menschen ist zufällig und abhängig von wechselnden Umständen, darin sich der Mensch befindet. Die Erziehung des Menschen ist sittlich." [1] „Durch Uebereinstimmung des Bildungs- und Erziehungseinflusses mit den ewigen Gesetzen des menschlichen Wachsthums wird der Mensch allein wirklich gebildet und erzogen; durch den Widerspruch seiner Bildungs- und Erziehungsmittel mit diesen ewigen Gesetzen wird der Mensch verbildet und verzogen."

Trefflich schildert Pestalozzi den Gegensatz der alten und neuen Zeit. „Die Tage, in denen wir leben, sagt er, sind wirklich Tage einer hohen und raffinirten Verkünstlung unsers Geschlechts gegen den reinen und hohen Sinn der Unschuld, der Liebe und des Glaubens, und der aus ihnen hervorgehenden, kraftvollen Anhänglichkeit an Wahrheit und Recht. Wer von uns nicht ein Fremdling und weder die Tage unsrer Gegenwart und ihren Geist kennt, noch die Tage der Väter und ihren Geist erforscht hat, muß nicht eingestehen, die Tage unsrer Väter waren bessre Tage, ihr Geist war ein besserer Geist, die Reinheit ihres Willens war durch Religiosität des Herzens, durch kraftvollen Ernst im häuslichen und bürgerlichen Leben, und durch tägliche Uebungen des Fleißes in den guten Werken eines einfachen befriedigenden Berufslebens unendlich tiefer und besser begründet, als er es in unserm unermeßlichen Zutodtkünsteln unsrer Leibes- und Seelenkräfte unmöglich sein kann. Die Alten waren in hoher Einfachheit gutmüthig, verständig und wohlwollend. Ihre Umgebungen waren kraftvoll geeignet, sie täglich und stündlich in aller Unschuld im Glauben und in der Liebe zur Gutmüthigkeit, zur Ueberlegung, zum Fleiß und zur Arbeitsamkeit hinzulenken; aber das Leben unserer Väter und die Quellen ihrer sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Höhe sind uns durch unsre Verkünstlung zum Ekel geworden. Wir sind gleichsam ganz aus ihrem Geist

1) Ebend. 164, 165. Vergl. Rousseau über dreifache Erziehung des Kindes.

und aus ihrem Leben herausgefallen. Darum aber ist es auch, warum wir in Rücksicht auf Armenbildung und Volkserziehung in die Tiefen versunken, in denen wir leben. Wir haben jetzt den Schein des Glaubens, ohne Glauben, den Schein der Liebe, ohne Liebe, den Schein der Weisheit, ohne Weisheit, und leben in dem Blendwerk unsers Seins wirklich ohne die Kräfte unserer Väter, indessen diese im Besitz ihrer Kräfte durchaus nicht, wie wir, mit sich selbst zufrieden waren. Der gute fromme Boden, den unsre Väter in ihrem Leben selber für ihre Ansichten, Gesinnungen, Meinungen und Gewohnheiten überhaupt und besonders in Rücksicht der Kinderzucht und des Armenwesens hatten, ist durch den Trug des Kunstzustandes unsers in der Frivolität gewaltsamen und in der Gewaltsamkeit frivolen Zeitlebens unter unsern Füßen versunken. Wir sind nicht mehr was wir waren, und haben sogar das Gefühl, daß wir im Geist und in der Wahrheit wieder werden sollen, was wir waren, in uns selbst verloren. Indessen heucheln wir zu unsrer Väter Lob mit dem Munde, mit dem Herzen sind wir fern von ihnen und mit unserm Thun stehen wir ihnen auf eine Weise entgegen, daß die Gegenfüßler auf unserm Erdball uns unmöglich auf eine grellere Art entgegen stehen könnten. Wir haben ihr Wohlkönnen des Nothwendigen und ihr Nichtwissen des Unnützen in das Vielwissen des Unnützen und in das Nichtkönnen des Nothwendigen umwandelt. Anstatt ihres gesunden, im Mutterwitz geübten Geistes haben wir Weltformen, nicht so fast des Denkens als der wörtlichen Ausdrücke über das Gedachte, die dem Bonsens das Blut aussaugen, wie ein Marder, der sich an den Hals einer armen Taube ansetzt. Wir kennen unsre Nachbarn, unsre Mitbürger, selber unsre ärmern Verwandten nicht mehr, dafür aber lesen wir die Zeitungen und Journale, kennen die Geschlechtsregister der Könige der Welt, die Anekdoten der Höfe, des Theaters, der Hauptstädte und erheben uns selber in politischen und religiösen Meinungen zu einem täglichen Wechsel, wie in den Kleidern, und gehen auf der einen Seite vom Unglauben zur Capucinade und von der Capucinade zum Unglauben, eben wie von der Hosenlosigkeit zum Tragen von Schnürbrüsten und Führbändern hinüber. Die Väter bildeten ihre Denkkraft allgemein einfach und kraftvoll, aber wenige von ihnen bemüheten sich mit Nachforschungen über höhere, schwer zu ergründende Wahrheiten, wir aber thun gar wenig, zur Bildung einer

allgemeinen und tiefen Denk- und Nachforschungskraft fähig zu werden; aber wir lernen alle von erhabenen und fast unergründlichen Wahrheiten viel schwatzen, und streben sehr eifrig darnach, durch populäre Wortdarstellungen die Resultate des tiefsten Denkens in Kalendern und täglichen Flugschriften zu lesen zu bekommen und sie dem John Bull allgemein in den Mund zu bringen. Bei den Vätern suchte jeder brave Mann wenigstens eine Arbeit, nämlich diejenige, die sein Beruf war, wohl zu können, und jedermann durfte mit Ehren jeden Beruf lernen und auslernen; jetzt werden unsre Notablen meistens zu ihren Berufen geboren. Zahllose Menschen schämen sich des Standes und des Berufs ihrer Väter und glauben sich berufen, die Berufswissenschaft aller Stände zu erforschen und zu bekritteln und das Schwätzeln über alle Berufe und das Schlechtbetreiben seines eignen Berufs wird unter unsern notabeln und unnotabeln Zeitmenschen immer allgemeiner. Aller Geist der bürgerlichen Kraft ist aus unserer Mitte gewichen. Wir fragen in unsern Umgebungen nicht mehr darnach, was wir eigentlich sind, sondern was wir haben und was wir wissen, und wie wir all' unser Haben und all' unser Wissen zur Schau ausstellen, feil tragen und gegen Mittel, uns gütlich zu thun, austauschen können, um uns mit den Raffinementsgenießungen aller fünf Welttheile zu kitzeln, deren Gelüste bei einem solchen Benehmen fast unausweichlich in uns erzeugt werden müssen. Und wenn wir es auf diesem Weg dahin gebracht haben, in Rücksicht auf die reinen Ansprüche der Menschlichkeit unsrer Natur und des ewigen göttlichen Wesens ihrer Fundamente, an Leib und Seel kraftlos und entwürdigt dazustehen, so suchen wir dann im Taumel unsrer Fieberschwäche noch den Schein deßen zu erzwingen, deßen wahres und reines Wesen uns ganz mangelt. Wir suchen dann in dieser Lage mit Gewaltstreichen von Geist und Herz tödtenden Abrichtungs- und Verhüllungsmitteln die äußern Erscheinungen unsrer Kraftlosigkeit und Verödung zu bedecken, und wahrlich, wir sind in vielen Gegenständen der Volkserziehung und des Armenwesens zu solchen Geist, Herz und Menschlichkeit tödtenden Abrichtungsmitteln und Verhüllungseinrichtungen versunken. So ist es, daß wir das innere Wesen unsrer Kräfte, unsere göttlich menschlichen Anlagen in uns selber tödten, und wenn dann noch ein Schatten der getödteten Kräfte in uns spukt, so verzieren wir die Werke seines Spukens noch mit goldnen Rahmen, hängen sie in Pracht-

zimmer auf, deren gleißender Boden keine guten Werke des gewohnten Erdenlebens zu tragen vermag." [1]

An einer andern Stelle sagt er: „Der Gärtner pflanzt und wässert, Gott aber giebt das Gedeihen." — „Der Erzieher ist es nicht, der irgend eine Kraft des Menschen in ihn hineinlegt, er ist es nicht, der irgend einer Kraft Leben und Athem gibt; er sorgt nur, daß keine äußere Gewalt den Entfaltungsgang der Natur in seinen einzelnen Kräften hemme und störe; er sorgt dafür, daß die Entfaltung jeder einzelnen Kraft der Menschennatur nach den Gesetzen derselben ihren ungehemmten Lauf finde." [2] „Die sittlichen, die geistigen und die Kunstkräfte unsrer Natur müssen an sich gleichsam aus sich selbst hervorgehen und durchaus nicht aus den Folgen der Kunst, die sich in die Bildung derselben eingemischt hat. Der Glauben muß wieder durch das Glauben und nicht durch das Wissen und Verstehen des Geglaubten, das Denken muß wieder durch das Denken und nicht durch das Wissen und Kennen des Gedachten, oder der Gesetze des Denkens; die Liebe muß wieder aus dem Lieben und nicht aus dem Wissen und Kennen des Liebenswürdigen und der Liebe selber, und auch die Kunst muß wieder aus dem Können und nicht aus dem tausendfachen Gerede über das Können hervorgebracht werden." [3]

Der Leser urtheile nach den mitgetheilten Stellen über die Geistes- und Herzensjugendfrische des 73jährigen Greisen. [4]

Aber seine „unübertreffliche Regierungsunfähigkeit", wie er es selbst nennt, verließ ihn auch jetzt nicht. [5] Eine Armenanstalt wurde von ihm 1818 in der Nähe von Iferten, zu Clindy, gestiftet, man begann mit 12 armen Knaben. „Sie sollten als Arme erzogen, zur Erziehung und zum Unterricht für die Armen gebildet werden," sagt Pestalozzi. [6] Bald nahm man aber auch Kinder gegen eine Pension

1) Ebend. 168—172. Vergl. hiermit S. 187: wie man früher, wie jetzt, für die Armen sorgt. S. 198: über die Unhäuslichkeit der Armenanstalten u. A.

2) Ebend. 173.

3) Ebend. 174.

4) Ich werde weiter unten noch zwei Stellen aus dieser Rede zur Charakteristik der religiösen Gesinnung Pestalozzis mittheilen.

5) Ebend. 276 sagt Pestalozzi: „Ich sollte den Abt im Kloster vorstellen und taugte in gewissen Rücksichten wahrlich mehr zum Klosteresel oder wenigstens zum Klosterschaaf, als zum Klosterabt. Freunde, ich rede frei heraus."

6) Lebensschicksale 194.

von 12 Louisd'or auf; die Zahl wuchs in wenigen Monaten auf 30. Man kann denken, daß Pensionairs den Charakter der Armenanstalt verwirrten. Im höchsten Grade geschah dieß aber durch merkwürdige, wahrhaft widersinnige Unterrichtsexperimente. Ein [1]Engländer, Greaves, kam 1819 nach Iferten; sein Anerbieten, diese armen Schweizerkinder unentgeldlich im Englischen zu unterrichten, ward angenommen. Pestalozzi bemerkt freilich selbst: „Es machte dies einen uns für die ursprüngliche Bestimmung dieser Kinder sehr irrelenkenden Eindruck." Dem englischen Unterricht schloß sich bald darauf französischer und lateinischer an. In den Elementarfächern, erzählt Pestalozzi, hätten die armen Kinder Außerordentliches geleistet. „Ich hatte, sagt er jedoch, schon kein Armenerziehungsinstitut mehr, hingegen zwei wissenschaftlich zu bildende, die ich aber nicht mehr getrennt von einander bestehen lassen konnte. So ward denn die sogenannte Armenanstalt von Clindy mit dem Institut in Iferten vereinigt." Die armen Kinder sollen, nach Pestalozzis Erzählung, den Institutszöglingen „nachahmungswürdige Muster" gewesen sein, besonders hinsichtlich ihrer Kenntnisse. Vielfach wurden sie selbst zum Unterrichten verwendet. [2]„Der Unterricht, den die Zöglinge in unserer Anstalt gaben, sagt Pestalozzi, wurde in Rücksicht auf seine Solidität und Naturgemäßheit dem Unterricht der gebildetsten ältern Lehrer unsres Hauses vorgezogen." (!) Vorzüglich warfen sie sich auf Zahl- und Formenlehre. War es ein Wunder, daß diese armen Kinder bald anfiengen, sich den Institutskindern gleichzustellen, in den Freistunden lieber mit diesen spielen, als Holz hacken und Mist laden wollten; — daß sie, in drei fremden Sprachen unterrichtet, nicht mehr Armenschulmeister werden, das Latein nicht zwecklos gelernt haben mochten?

Zu spät erkannte Pestalozzi, [3]„daß die Anstalt eine Richtung genommen, daß sie durchaus nicht mehr als eine Armenanstalt, sondern als eine, die elementarische Begründung der wissenschaftlichen Ausbildung bezweckende Anstalt anzusehen war." Der Grund des Mis-

1) Ebend. 199, 200. Im Jahre 1819 trat ein zweiter Engländer in die Anstalt als Religionslehrer englischer Zöglinge, die man aufgenommen. Ja später wurden „über ein halb Dutzend arme Kinder" aus England in die Anstalt gesandt. (!) Ebend. 227.

2) Ebend. 206.

3) Ebend. 203, 204.

lingens habe besonders darin bestanden, „daß diese Kinder nunmehr in Kenntniße, Gewohnheiten, Ansprüche, Träume und Gelüste hineingeführt wurden, die für das Wesen ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht paßten, und sie eigentlich dafür verbilden mußten."

Die unseligen Streitigkeiten mit Niederer u. A. dauerten in dieser Zeit ununterbrochen fort. Endlich kam durch die edle Bemühung des Regierungsstatthalters du Thon eine Versöhnung zu Stande. Niederer gab unterm 31. Dezember 1823 in seinem und Krüsis Namen an Schmid eine Ehrenerklärung, in welcher zugleich gesagt war, daß etwaiger künftiger Zwiespalt durch Schiedsrichter geschlichtet werden solle. [1]

Leider hat das Publikum diesen innern Hader aus Zeitungen und Streitschriften in jenen Jahren allzugenau und bis zum Ekel kennen gelernt. Die ärgsten Feinde hätten nichts erfinden und ersinnen können, was geeigneter gewesen wäre, den Enthusiasmus für Pestalozzi zu ersticken.

Wer möchte das Widerwärtige noch einmal den Lesern vor Augen stellen? um so weniger, als es fast nur Privatinteressen betraf. Am 1. Februar 1823 schrieb Pestalozzi an Niederer einen Versöhnungsbrief, der wie ein heller Edelstein aus dem Schmutz dieser Prozesse entgegenglänzt. Gern theile ich folgende Stelle aus diesem Briefe mit. [2] „Lieber Herr Niederer! Wiederhole doch in deinem Gedächtnisse, was wir einst von einander hofften und was wir einander waren. Ich möchte von Euch wieder hoffen, was ich ehemals von Euch hoffte, und möchte Euch gern wieder sein, was ich Euch ehemals war. Aber wir müssen einander den Weg dazu möglich machen; wir müssen einander den Weg dazu, und zwar jeder von dem Standpunkte aus, auf dem er steht, bahnen helfen. Laßt uns das thun. Laßt uns vor Allem uns ohne alle Krümmungen und ohne alle Klauseln einander verzeihen, und uns mit einem reinen, innern Willen zu einer wahren Liebe, zu einer wahren Freundschaft und zu einem gegenseitig segnenden Benehmen vereinigen. Niederer! werde so viel du kannst wieder mein alter Niederer, wie du es vor zwanzig Jahren warst. Frau Niederer! Sei mir auch du wieder in Wahrheit etwas von dem, was du mir damals warst. Ich will Euch so gern, so viel ich kann, auch wieder sein, was ich Euch damals war. O Gott,

1) Pestalozzis Werke 12, XI.

2) Lebensschicksale 248—250. Im November 1824 ward der erwähnte Geldprozeß durch ein Schiedsgericht beendet.

wie ſehne ich mich darnach, daß unſere Herzen uns wieder zu uns ſelbſt bringen und wir auf dem Wege einer wahren Selbſterkenntniß zu der Liebe gelangen, die im gleichen Grade die Pflicht unſers Chriſtenthums, als ſie auffallend das dringende Bedürfniß unſerer Lagen, unſerer Umſtände und unſerer Verhältniſſe iſt. O Niederer! wie ſehne ich mich darnach, daß wir von dieſer erneuerten Liebe geſtärkt und geheiligt, beim nächſten Feſt einmal auch wieder zum heiligen Nachtmahl gehen dürfen, ohne fürchten zu müſſen, daß die ganze Gemeinde, in der wir leben, von unſerm Thun geärgert, ob unſerm zum Nachtmahl Kommen ſchaudern, und ihre Blicke ſowohl mit Unwillen, als Bedauern auf uns werfen müſſe. O Niederer! Auf der Bahn dieſer erneuerten Liebe findet ſich der einzige Weg zur wahren Ehre, ſo wie zur Wiederherſtellung einer verlornen Scheinehre. O Niederer! Denke doch nicht, daß uns je Advokatenkniffe und Trölerkünſte auf irgend eine Weiſe zur Höhe der Ehre bringen können, zu der wir uns durch die Wiederherſtellung unſerer Liebe ſelber erheben können. Alter Freund! Laßt uns das Inwendige der Schüſſel reinigen, ehe wir uns um den Scheinglanz ihres Aeußern bemühen."

Natürlich hatten dieſe bedauernswürdigen Prozeſſe die ſchlimmſte Rückwirkung auf das Zwitter-Inſtitut. Peſtalozzi fühlte dieß aufs Schmerzlichſte und hoffte, der Segen werde über ſeine Armenanſtalt kommen, wenn er ſie nur von dem unglücklichen Iferten weg verlegte und zwar nach Neuhof, im Aargau, nach demſelben Neuhof, wo er vor langen Jahren die erſten ſchweren pädagogiſchen Verſuche gemacht hatte. Er ließ dort zu dem Behuf ein neues Haus bauen.

Jedes der armen aufgenommenen Kinder hatte ſich verbindlich gemacht, fünf Jahre, von 1818 bis 1823, in der Anſtalt zu bleiben. Die fünf Jahre giengen zu Ende; Peſtalozzi hoffte gewiß: viele dieſer Kinder würden ihm nach Neuhof folgen und den Stamm der neuen Anſtalt bilden. Aber kein einziges blieb. Durch den genoßenen Unterricht hatten ſie, wie geſagt, größere Gedanken eingeſogen und ſuchten anderweitig ihr Glück zu machen. „Sie fanden es, ſagt Peſtalozzi, unter ihrer Würde, an einer Peſtalozziſchen Armenanſtalt im Neuhof angeſtellt zu werden.[1] Als zuletzt auch ein Lieblingszögling Peſtalozzis alle ſeine Anerbietungen ausſchlug und heimlich von Iferten weggieng, da hatte der Greis „doch einmal genug. Die Täuſchung, ſagt er, von der Möglichkeit der

1) Ebend. 237.

Verpflanzung dessen auf Neuhof, wovon in Iferten kein Fußbreit guter Boden eigentlich mehr mein war, war nun in meiner Seele endlich auch ganz ausgelöscht. Es mußte wirklich so weit kommen, um mich dahin zu vermögen, meine gänzliche Hoffnung, meine diesfälligen Zwecke als für mich vollends unerreichbar aufzugeben. Ich that es endlich und publicirte unterm 17. März 1824 das gänzliche Unvermögen, darin ich mich befinde, den Erwartungen und Hoffnungen, die ich durch meine projektirte Armenanstalt und Stiftung in den Herzen so vieler edeln Menschen- und Erziehungsfreunde erregte, weiter entsprechen zu können." [1]

Endlich, im Jahre 1825, löste Pestalozzi auch das Institut auf, nachdem dasselbe ein Vierteljahrhundert bestanden, und kehrte als 80jähriger lebensmüder Greis nach Neuhof zurück, wo er grade vor einem Halbenjahrhundert — 1775 — seine erste Armenanstalt angefangen hatte. „Wahrlich, es war mir, sagt er, als mache ich mit diesem Rücktritte meinem Leben selber ein Ende, so weh that es mir." [2]

10. Pestalozzis letzte Jahre.
1825 bis 1827.

Pestalozzi hatte nur ein Kind, einen Sohn, welcher schon im Jahre 1794 starb und selbst einen Sohn hinterließ. [3] Dieser Enkel Pestalozzis war im Besitz von Neuhof; zu ihm zog der Greis.

In diesen letzten Lebensjahren schrieb er den „Schwanengesang" und seine „Lebensschicksale". Mit tiefem Schmerz blickte er auf so manche gescheiterte Unternehmung zurück und bekannte sich schuldig, da seine Unfähigkeit, das Steuerruder zu führen, die Schiffbrüche herbeigeführt. Eben so offen spricht er, wir wir sahen, über seine Mitarbeiter.

Man hat diese letzten Schriften Pestalozzis vielfach als melancholisch matte Herzensergießungen eines resignirenden Greises angesehen. Was die Urtheile des Alten über das Institut betrifft, wie es zur Zeit meines Aufenthalts in Iferten war, so bemerkte ich schon, daß ich sie meist für höchst treffend halte, für Beweise, daß es ihm wahrlich auch im Greisenalter nicht an männlicher Klarheit und Einsicht gebrach.

1) Ebend. 241.

2) Ebend. 242.

3) Die Wittwe, eine treffliche Frau, heirathete später Herrn Kuster und hieng mit treuer Liebe an Pestalozzi.

Im Mai des Jahres 1825 ward er zum Vorſtand der Helvetiſchen Geſellſchaft zu Schinznach erwählt, deren älteſtes Mitglied er war. Im folgenden Jahre las er noch der Kulturgeſellſchaft in Brugg eine Abhandlung vor: über die einfachſten Mittel, womit die Kunſt das Kind von der Wiege an bis ins ſechste Jahr im häuslichen Kreiſe erziehen könne. So blieb bis an ſein Ende die liebevolle Wohnſtubenerziehung der Gegenſtand ſeiner Liebe, wie ſie ſchon vor 56 Jahren der Gegenſtand ſeiner Liebe war, als er Lienhard und Gertrud ſchrieb.

Am 21. Juli 1826 beſuchte Peſtalozzi mit Schmid des trefflichen Zeller Anſtalt in Beuggen. Die Kinder empfiengen ihn mit Geſang. Man reichte ihm einen Eichenkranz, er nahm ihn nicht an: „Nicht mir, ſondern der Unſchuld gebührt der Kranz," ſagte er. Die Kinder ſangen ihm das in Lienhard und Gertrud aufgenommene goetheſche Lied:

Der Du von dem Himmel biſt
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den der doppelt elend iſt
Doppelt mit Erquickung fülleſt,
Ach! ich bin des Treibens müde!
Was ſoll all' der Schmerz und Luſt?
Süßer Friede!
Komm ach komm in meine Bruſt!

Da erſtickten Thränen die Stimme des Greiſes. —

Von Jugend auf war Peſtalozzi ſchwächlich und wiederholt ſchwer krank. Im Jahre 1806 ward er des Nachts plötzlich von einer Deichſel unter die Pferde geſtürzt. [2] „Es war ein großes Wunder, ſagte er, in einer Rede, daß ich unter dem Fußtritt der Pferde gerettet wurde. Seht da, ſie zerriſſen das Gewand über meinem Rücken und berührten meinen Rücken nicht: ſeht, ſie riſſen das Gewand von meiner Schulter und von meinen Armen, und berührten meine Schulter und meine Arme nicht."

Im Jahre 1812 litt er ſehr ſchmerzhaft lange Zeit, da er ſich eine Stricknadel zufällig ins Ohr ſtieß.

Aber trotz Kränklichkeiten und gefährlicher Unfälle erhielt Gott ſein Leben bis ins hohe Greiſenalter.

„Endlich nahete er ſich dem Ziele ſeines Lebens. Vor ſeinem Tode ſprach er noch: ‚Ich vergebe meinen Feinden, mögen ſie den Frieden jetzt

1) Das Folgende meiſt nach Heußler 59.
2) Peſtalozzis Werke 11, 225. Rede am Neujahrstage 1808.

finden, da ich zum ewigen Frieden eingehe! Ich hätte gern noch einen Monat gelebt für meine letzten Arbeiten, aber ich danke auch wieder der Vorſehung, die mich von dieſem Erdenleben abruft. Und ihr, die Meinigen, bleibet ſtill für euch und ſuchet euer Glück im ſtillen häuslichen Kreiſe.' Bald darauf verſchied er. Nur wenige Tage war er krank gelegen. Den 15. Februar 1827 hatte man ihn von ſeinem Landhauſe nach Brugg gebracht, damit er dem Arzte näher wäre; den 17ten Vormittags ſtarb er nach heftigen Fieberkämpfen, und den 19ten ward er zur Erde beſtattet. Seine Leiche wurde bei dem neuen Armenhauſe vorbeigetragen, das er angefangen hatte zu bauen, aber nicht vollenden konnte, und in Birr beigeſetzt, unter einer ſtillen, beſcheidnen Grabesfeier. Wenige Fremde wohnten ſeinem Begräbniſſe bei, denn es lag viel Schnee und ſeine Beerdigung fand früher ſtatt, als man erwarten konnte; man hatte in Aarau kaum Kunde davon erhalten. Schullehrer aus den umliegenden Dorfſchaften und Dorfkinder ſangen dem Verewigten in kunſtloſem Geſang ihren Dank ins Grab nach." [1]

11. Peſtalozzi und das Chriſtenthum.

Ein armer Müdling ruht Peſtalozzi im Grabe.

Am Grabe tritt eine Sabbathsſtille ein; wir blicken zurück auf das vergangene, wir blicken aber zugleich vorwärts in das ewige Leben des Geſtorbenen, und fragen: ob er ſich ernſt auf die Ewigkeit in dieſer Zeitlichkeit vorbereitet habe; ob alle Arbeit ſeines Lebens in dem Herrn gethan und ob er in dem Herrn geſtorben ſei. —

Nicht wie ſtrenge Todtenrichter fragen wir, ſondern in aller Demuth miterlöſter ſündiger Mitmenſchen des Todten, wir fragen mit dem Wunſche der Liebe, daß er ſelig werde. —

In einem Briefe vom Jahre 1793 [2] ſchreibt Peſtalozzi: „Ich ging ſchwankend, zwiſchen Gefühlen, die mich zur Religion hinzogen, und Urtheilen, die mich von derſelben weglenkten, den todten Weg meines Zeitalters; ich ließ das Weſentliche der Religion in meinem Innerſten erkalten, ohne eigentlich gegen die Religion zu entſcheiden." —

Das iſt das Urtheil, welches er im 48ſten Jahre über ſich aus-

1) Heußler 59, 60.
2) Ebend. 80. 81.

ſprach; zur Zeit Robespierres, da das irdiſche politiſche Element dermaßen in den Gemüthern herrſchte, daß dem religiöſen keine ſtille Heimat blieb.

Die Abendſtunde des Einſiedlers, 13 Jahre früher geſchrieben, als die Welt noch ruhiger, noch nicht aus den Angeln war, enthält Stellen, die von chriſtlicher Salbung durchdrungen ſind. Vornämlich gehört dahin der ſchon mitgetheilte Schluß des Ganzen, da es von Chriſto heißt: er ſei „der Mann Gottes, der mit Leiden und Sterben der Menſchheit das allgemein verlorene Gefühl des Kinderſinns gegen Gott wieder hergeſtellt, der Erlöſer der Welt, der geopferte Prieſter des Herrn, der Mittler zwiſchen Gott und der gottesvergeſſenen Menſchheit; ſeine Lehre ſei Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorene Geſchlecht ſeiner Kinder.“

Andre Stellen dieſer Schrift ſtehen aber, ſo anlockend ſie auch klingen, mit weſentlichen Lehren des Chriſtenthums in Widerſpruch. So wenn Peſtalozzi ſagt: „Glaube an Gott, du biſt reiner Sinn der Einfalt, horchendes Ohr der Unſchuld auf den Ruf der Natur, daß Gott Vater iſt.“

Wo findet ſich das Ohr der Unſchuld? Es heißt: „Vor dir iſt kein Lebendiger gerecht, auch nicht einer, da iſt nicht der nach Gott frage; ſie ſind alle abgewichen und alleſammt untüchtig geworden, da iſt nicht der Gutes thue, auch nicht einer.“

Wo iſt das Ohr der Unſchuld? Wäre es unter den Menſchen zu finden, ſo könnte es freilich einen Ruf der Natur vernehmen, daß Gott Vater ſei. Dann hätten auch die Heiden: Vater unſer, beten können. Aber nirgends findet ſich eine Spur, daß die Alten ihre Götter, geſchweige denn Gott kindlich geliebt.

Und könnte der Menſch von Natur Gott lieben, wozu wäre dann Chriſtus, „der Wiederherſteller des verlorenen Kinderſinns der Menſchheit?“ Aber dieſer Ausdruck ſelbſt dünkt mir faſt ein Euphemismus für das: der Herr warf unſer aller Sünde auf ihn. —

Wie tief die Anſicht Peſtalozzis von der Unſchuld der Kinder auf ſeine Pädagogik Einfluß übte, ſahen wir ſchon bei Betrachtung des Buchs: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt;“ er will, wie Rouſſeau, Feigen von den Diſteln leſen. — Ob er der Anſicht bis an ſein Ende anhieng? Wir werden die Frage verneinen.

In Lienhard und Gertrud iſt alles Gewicht auf das thätige Chriſtenthum gelegt, die Liebe zuweilen faſt im Gegenſatz des Glaubens

hingeſtellt, indem der todte Heuchlerglaube nicht immer ſcharf genug vom ächten Glauben, der in Liebe thätig iſt, unterſchieden wird. Der Geiſtliche in Lienhard iſt ein redlicher Mann, doch zum bloßen Moraliſiren ſtark hinneigend; ſeine Seelſorge iſt mehr die eines treuen, perſönlichen Freundes als in Geiſt und Kraft einer Kirche.

In den „Nachforſchungen" wird das Chriſtenthum eine Religion der Sittlichkeit genannt, eine Anſtrengung den Geiſt über das Fleiſch herrſchen zu laßen. Wenn Peſtalozzi nach dem angeführten Briefe, zwiſchen Gefühlen ſchwankte, die ihn zur Religion hinzogen, und Urtheilen, die ihn von ihr weglenkten, ſo tritt gerade in der genannten Schrift, dieſem mühſamen Verſtandesproducte, Gefühl und Chriſtenthum zugleich zurück.

Im Buche „Wie Gertrud" iſt die pädagogiſch religiöſe Seite, wie wir ſahen, ſehr ſchwach, es iſt mehr eine rhetoriſche, von Chriſtus entfremdete Verſtandestheorie. —

Aber auch in dieſem Buche blickt ſein Gefühl wiederholt durch, es tritt uns die Sehnſucht und das Ziel ſeines mühevollen Lebens, die Tiefe einer Liebe entgegen, welche dem armen unbeholfenen Manne unzählige Schmerzen brachte, ja ihn faſt zur Verzweiflung trieb. Aus tiefer Noth ſchreit er dann zu Gott, bittend, hoffend, dankend; „Freund, ſchreibt er an Gesner, laß mich jetzt einen Augenblick mein Thun und mein Ziel vergeſſen, mich ganz dem Gefühl der Wehmuth überlaſſen, die mich anwandelt, daß ich noch lebe und nicht mehr ich ſelbſt bin. Ich habe Alles verloren, ich habe mich ſelbſt verloren; dennoch haſt du, o Herr, die Wünſche meines Lebens in mir erhalten, und das Ziel meiner Schmerzen nicht vor meinen Augen zertrümmert, wie du das Ziel von tauſend Menſchen, die ſich ihre eigenen Wege verdarben, vor ihren und meinen Augen zertrümmert haſt. Du haſt das Werk meines Lebens mir mitten in meiner Zerſtörung erhalten, und mir in meinem hoffnungslos dahinſchwindenden Alter noch eine Abendröthe aufgehen laſſen, deren lieblicher Anblick die Leiden meines Lebens aufwiegt. Herr! ich bin nicht werth der Barmherzigkeit und Treue, die du mir erwieſen. Du, du allein haſt dich des zertretenen Wurms noch erbarmt; du allein haſt das zerknickte Rohr nicht zerbrochen; du allein haſt den glimmenden Docht nicht ausgelöſcht, und dein Angeſicht nicht bis an meinen Tod von dem Opfer weggewandt, das ich von Kindesbeinen

an den Verlassenen im Lande habe bringen wollen und nie habe bringen können!"

Ehe ich den religiösen Charakter späterer Schriften Pestalozzis betrachte, will ich den seines Instituts ins Auge fassen. Am besten wird derselbe von Ramsauer geschildert. Als zehnjähriger Knabe trat dieser im Jahre 1800 in die Anstalt zu Burgdorf; 26 Jahre alt verließ er sie als Oberlehrer, da er von Iferten nach Würzburg gieng. So hat er lernend und lehrend die religiöse Richtung der Anstalt kennen lernen. Als in spätern Jahren die Tiefe der Wahrheit und der ernsten Heiligkeit des Christenthums seinem erweckten Gewißen aufgieng, das ihn zur Selbsterkenntnis trieb, da lernte er erst jene religiöse Richtung würdigen. Er erzählt:

[1] „In Burgdorf ging mir ein ganz neues thätiges Leben auf, es herrschte so viel Liebe und Einfachheit, ich möchte beinahe sagen, ein patriarchalisch-gemüthliches Leben in der Anstalt, man lernte zwar nicht viel, aber Pestalozzi war der Vater, und die Lehrer waren die Freunde der Zöglinge; Pestalozzis Morgen- und Abendgebete hatten eine Innigkeit und Einfachheit, daß sie jeden daran Theilnehmenden unwillkührlich hinrissen; er betete so innig, las und erklärte so eindringlich die Gellertschen Lieder, ermahnte die Zöglinge jeden einzeln zum Selbstbeten, und sah darauf, daß in den Schlafsälen jeden Abend von einigen Zöglingen die Gebete laut gesprochen wurden, die sie zu Hause gelernt hatten, während er zugleich erklärte, wie das auswendige Herplappern von Gebeten ohne Werth sei, daß man hingegen aus seinem eigenen Herzen beten solle. Solche Ermahnungen kamen in Yverdun immer seltener vor, und das Lautbeten hörte ganz auf, wie so vieles Gemüthliche. Man fühlte, daß doch mehr als in Burgdorf gelernt werden müsse, dadurch gerieth man aber zu sehr in ein unruhiges Treiben und die Einzelnen in ein Haschen nach Auszeichnung. Pestalozzi blieb zwar derselbe edle, sich selbst ganz vergessende und nur für das Wohl Anderer lebende und das ganze Haus begeisternde Greis; da es aber nicht sowohl in der geistigen Einrichtung und in Pestalozzis Grundsätzen lag, daß ein so gemüthliches Leben in Burgdorf geherrscht hatte, als vielmehr in dessen Persönlichkeit, so konnte dieser Geist auch nicht lange bleiben, sich nicht erstarken und zu einem christlichen Geiste sich erheben. So lange hingegen die

1) Ramsauer 21 — 24.

Anſtalt klein war, konnte Peſtalozzi durch ſeine überaus liebenswürdige Perſönlichkeit jeden kleinen Mißton ſogleich ausgleichen, er ſtand jedem einzelnen Gliede des Hauſes viel näher, konnte alſo auch jedem etwas ſein, und er konnte auch jede Perſönlichkeit beachten und auf dieſelbe nach Bedürfniß einwirken. Dies hörte auf, als ſich das Familienleben mehr in ein verfaſſungsmäßiges Staatsleben im Inſtitute ausbildete. Nun konnte der Einzelne leichter in der Menge ſich verlieren; dadurch entſtand denn der Eifer ſich geltend und bemerkbar zu machen. Der Egoismus trat in immer ſchroffern Formen hervor. Neid und Mißgunſt wucherten in vielen Herzen. Der Unterricht nur auf die Entwicklung des Geiſtes berechnet, nährte die Selbſtſucht und den Dünkel, und das Gegengewicht, welches allein die Furcht Gottes geben konnte, kannte man nicht. Anſtatt uns zu ſagen, daß nur der Lehrer mit Segen wirken könne, der zur Erkenntniß und zum Glauben der höchſten Wahrheiten und hiermit zur Einſicht gekommen ſei, daß er aus ſich ſelbſt nichts ſei, und daß er Alles, was er Gutes thue, allein Gott zu danken habe, und daß er, wenn er mit wahrem Segen wirken wolle, des täglichen Gebets zu ſeinem Berufe unumgänglich bedürfe, ja, daß jeder Chriſt, und beſonders der Erzieher, täglich Urſache habe, Gott zu bitten um Geduld, Liebe, Demuth und hiermit um die Weisheit im Thun und Laſſen u. ſ. w., ſtatt deſſen hörten wir täglich, daß der Menſch Alles könne, was er wolle, daß er Alles aus ſich ſelbſt machen, daß nur er ſich ſelbſt helfen könne ꝛc. Hätte der ſonſt ſo edle Peſtalozzi es verſtanden, die Bibel zum Fundament aller ſittlichen und religiöſen Bildung zu machen, wahrlich das Inſtitut würde noch beſtehen, ſo gut als die Anſtalten beſtehen, und mit Segen wirken, welche der ſelige Franke vor mehr denn 100 Jahren mit ſo geringen Mitteln, aber im alleinigen Vertrauen auf Gott begründete. Anſtatt aber die Schüler mit der Bibel vertraut zu machen, kam Peſtalozzi und diejenigen ſeiner Gehülfen, die den ſogenannten Religionsunterricht ertheilten, oder die ſogenannten Morgen- und Abendgebete hielten, von Jahr zu Jahr immer tiefer in ein leeres Moraliſiren, und ſo iſt es auch erklärlich, wie es kommen konnte, daß ich in dieſer Anſtalt aufgewachſen bin, da confirmirt wurde und 16 Jahre ein ſehr thätiges und moraliſch gutes Leben führte — ohne auch nur eine Ahnung vom Worte Gottes zu bekommen. Ich hörte wohl die Bibel manchmal nennen, auch ſelbſt von Peſtalozzi darüber Klage führen, daß Niemand

in ihr lese, und sagen, daß dieses in seiner Jugend besser gewesen sei; hörte auch bei dem sonntäglichen Hausgottesdienst, wie auch bei meinem Confirmationsunterrichte manchmal einzelne Bibelterte vorlesen und — willkührlich — erklären, aber eine Ahnung von der Heiligkeit und vom Zusammenhange des Wortes Gottes, bekamen weder ich noch Andere. So wie Pestalozzi durch seine Persönlichkeit die meisten seiner Gehülfen Jahre lang so an sich fesselte, daß sie sich selbst ebenso vergaßen, wie er sich selbst vergaß, wenn es darauf ankam, Gutes zu wirken, ebenso und noch viel mehr, hätte er sie für das Evangelium beleben können, würde er es gekannt und geglaubt haben, und der Herr würde ihm und seinen Gehülfen seinen Segen verliehen und die Anstalt zu einer christlichen Pflanzschule gemacht haben. Man hätte deßwegen nicht nöthig gehabt, der Anstalt zum Aushängeschild den Namen „christliche Erziehungsanstalt" zu geben: im Gegentheil, je stiller und bescheidener man sich verhalten hätte, desto mehr würde man gewirkt haben, und auch der thatkräftigste Brausekopf würde bald zur Einsicht gekommen sein, wie sehr wenig, ja sogar nichts er aus sich selbst sei und könne, und hiemit auch fähig geworden sein, von Fremden etwas zu lernen. Vielleicht ist der Eine oder der Andere geneigt, mir hier Einseitigkeit, Ungerechtigkeit oder gar Undank gegen Pestalozzi vorzuwerfen, und hält diesen meinen Aussagen das entgegen: wie Pestalozzi in Yverdun vorzugsweise den Freitag Morgen dazu benutzte, uns Jesus als das Muster der Liebe und der Aufopferung darzustellen; oder er fragt mich, ob ich ganz vergessen habe, mit welchem Eifer Niederer oft den Confirmationsunterricht ertheilt habe? ꝛc., diesem allen halte ich einstweilen nur oben gesagte Thatsachen entgegen."

Ich wüßte diesem Urtheile Ramsauers wenig hinzuzufügen. Niederer gab, als ich im Institut war, den Religionsunterricht, welchem aber niemand beiwohnen durfte. Wie er denselben gab, kann man jedoch ungefähr aus dem was hierüber im Bericht an die Aeltern gesagt ist, errathen.[1]

„Es erhalten alle größern Zöglinge, heißt es dort, wöchentlich zweimal eigentlichen Religionsunterricht. Der Leitfaden, dessen man sich dazu bedient, ist der in der heiligen Schrift, von den mosaischen Urkunden

1) Bericht. Pestalozzis Werke 11, 146 — 149. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß diese Stelle aus Niederers Feder ist.

aus, dargestellte religiöse Entwicklungsgang des menschlichen Geschlechts, und auf diesen gegründet die reine Lehre Jesu Christi, wie er sie in seinem Evangelium verkündigte. Wir legen der Pflichtenlehre die Bergpredigt Jesu, und der Glaubenslehre das Evangelium Johannis hauptsächlich zum Grund. Dies wird im Zusammenhange gelesen, und aus sich selbst und der ewigen Grundansicht Christi von Gott und von ihm selbst, als dem sichtbaren Bilde und Darsteller der Gottheit und des Göttlichen, des Verhältnisses der Menschheit zu Gott und des Lebens in Gott erklärt. Wir suchen an Christus, an seinem Beispiele, und an seiner Art, wie er die Dinge, die Menschen und deren Verhältnisse ansah und behandelte, das im unwandelbaren Wesen der Religion gegründete Sein und Handeln, Glauben und Hoffen in den Kindern anschaulich zu beleben, und ihnen habituell zu machen, und sie durch die Entwickelung dessen, wie sich der Vater in ihm verklärte, zu einem solchen Sinn und Wandel zu erheben, daß sich Gott in ihnen auch verkläre. Wir bestreiten nicht die religiösen Irrthümer, sondern suchen nur die religiöse Wahrheit zu geben. Wir suchen den Grund aller Dogmen, und die Quelle aller religiösen Ansichten im Wesen der Religion, in der Natur des Menschen und in ihren Trieben, Verhältnissen, Kräften und Bedürfnissen auf, damit das Kind die Wahrheit in jeder Hülle und das Wesen in jeder Form unterscheiden lerne. Der Gang zur Erzielung des letztern Gesichtspunktes oder der religiöse Elementar- und Vorbereitungsunterricht auf die positiven Lehren der Offenbarung und des Christenthums beruht speciell auf der Beantwortung folgender Fragen: 1) Was liegt als ursprünglich religiöse Anlage in der menschlichen Natur, oder welches sind die Elemente und Urstoffe aller religiösen Entwicklung und Bildung, insofern diese im Menschen und im Menschengeschlechte selbst liegen, und als etwas von Gott in sie gelegtes von ihnen ausgehen? Diese Elemente sind Anschauungen und Gefühle. 2) Wodurch und wie werden diese ursprünglich religiösen Anschauungen und Gefühle nothwendig in ihnen erregt und zum Bewußtsein gebracht? Hier sind es besonders die Aeltern, die Natur und die Menschheit, oder das reine Verhältniß zu Vater und Mutter, zur Natur und zur Gesellschaft, die als religiöse Erregungs- und Bildungsmittel ins Auge gefaßt werden. 3) Wodurch und wie drücken der Mensch und das Menschengeschlecht die in ihnen erregten religiösen Anschauungen und Gefühle ursprünglich und noth-

wendig aus? Und wozu leitet die Menschen dieses Alles? Wir finden hier wesentlich den Ausdruck der religiösen Stimmung als Geberde; den Ausdruck der religiösen Vorstellung als Wort; den Ausdruck der religiösen Anschauung als Bild. Erstere erscheint und bildet sich als Ceremonie, das Zweite als Unterricht und Lehre, das Letzte als Symbol und Bilderdienst aus. An den Gang dieser Ausbildung knüpft sich die Entwicklung dessen, was als wahrhafte und ewige Religion unwandelbar und überall wirkend in der Menschennatur sich ausspricht, und was als sinnliche Ausartung, als leidenschaftliche Verirrung und persönliches Verderben zum Aberglauben und zum Unglauben, zur Abgötterei und zum Götzendienst, zur heuchlerischen Täuschung seiner selbst und anderer, und endlich zu schnöder Wegwerfung alles Göttlichen und Heiligen hinführt. Den Schlüssel zur deutlichen Einsicht davon findet der Zögling in dem intuitiven Bewußtsein des Erwachens und Gangs seiner eigenen Gefühle, in den Eindrücken der Dinge auf sein Gemüth und in den religiösen Einrichtungen und Aeußerungen um ihn her. Als Thatsache ist das Ganze in der religiösen Kulturgeschichte der Menschheit von jeher ausgesprochen. Die Bezeichnung dazu, oder der Faden, an den sich die Darstellung für den Unterricht anknüpfen muß, ist in der Sprache eines jeden Volks vorhanden. Was dadurch als nothwendig im Zögling erzeugt werden soll, ist: Er soll die Wahrheit und das Ewige in ihrem Ursprung ergreifen. Er soll sich selbst und das Menschengeschlecht wesentlich religiös ins Auge fassen und als ein organisch und nach nothwendigen und göttlichen Gesetzen sich entwickelndes Ganzes, oder als eine religiöse Natur anschauen. Er soll den Abfall von Gott und dem Göttlichen ebenso in seinem Ursprung und in seinem Wachsthum erkennend, sich um so inniger und treuer an den Weg der Rückkehr zu Gott und an das Leben in ihm anschließen, damit so vorbereitet die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, die Bedeutung des ewigen Evangeliums ihm aufgehe; damit er zu einem innern göttlichen Dasein gelange, wie er äußerlich in einem verständigen Dasein lebt."

Ich theile diese ganze Stelle mit; sie zeigt wie weit der Religionsunterricht von aller gläubigen Innigkeit und Kindereinfalt entfernt war, von jener christlichen Einfalt, wie sie uns in Luthers kleinem Katechismus entgegentritt. Aber diese Stelle charakterisirt nur den Religionsunterricht im Institut, keineswegs Pestalozzis Religiosität.

Doch iſt es klar, daß auch er in Iferten viel weniger die chriſtlich ſittliche, als die intellectuelle Bildung im Auge hatte. Durch letztere wollte man der Welt augenfällige Reſultate der Methode vorlegen; wie ſoll man aber durchreiſenden Fremden Reſultate der chriſtlich ſittlichen Bildung, demüthige und liebevolle Herzen der Kinder zeigen, oder gar durch ein Examen roh enthüllen? Dazu kam, daß Peſtalozzi darauf reſignirte, bei der Menge der Knaben jeden einzeln ins Herz zu ſchließen, wie ein Vater — der ja nie ſeine Kinder nur in Maſſe liebt. —

Ich kehre nun zu Peſtalozzis Schriften zurück und komme zu denen, welche er als Greis ſchrieb.

In mehrern ſeiner Reden an ſein Haus ſind Stellen, welche bezeugen, daß auch während der in Iferten verlebten Jahre, das Chriſtenthum im tiefſten Herzen Peſtalozzis fortlebte; friedliche Sonntags- und Feſttagstöne ſchweben über dem unruhigen, lärmenden Wochentreiben. So in ſeiner Weihnachtsrede von 1810.[1]

„Ich habe, ſagt er dort, von den Alten gehört, und zum Theil noch ſelbſt geſehen: die Weihnacht war dem Menſchen eine Nacht, die keiner irdiſchen Nacht glich. Der Tag der höchſten irdiſchen Freude war nicht ihr Schatten. Die Jahrestage der Landeserlöſung von Knechtſchaft, die Jahrestage der Freiheit waren ihr nicht zu vergleichen. Sie war ganz eine himmliſche Nacht, eine Nacht himmliſcher Freuden. In ihrem ſtillen, Gott geweihten Dienſt ertönten die Worte: Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und dem Menſchen ein reines Gemüth. Als noch die Engel ſich gleichſam ob den Häuptern der Menſchen in dieſer Stunde verſammelten, und Gott prieſen, daß der Heiland der Welt geboren ward, — welch' eine Nacht war die Weihnacht! wer kann ihre Freuden beſchreiben; wer kann ihre Wonne erzählen! die Erde war in ihr in einen Himmel umwandelt. In ihr war Gott in den Höhen gefeiert, Friede war auf Erden, und in ihr zeigten die Menſchen ein frohes Gemüth. Brüder, Freunde, Kinder, könnte ich Euch hinführen in die alte Chriſtenwelt, und Euch die Feier dieſer Stunde in den Tagen der Unſchuld und des Glaubens zeigen, wo es die halbe Welt noch für ein Geringes hielt, für den Glauben an Jeſum Chriſtum zu ſterben! Brüder, Freunde, könnte ich Euch die Freuden der Weihnacht zeigen im Bild dieſer Tage! das Herz voll des heiligen Geiſtes, und die Hand

1) Ich habe dieſe Rede ſelbſt gehört.

voll menschlicher Gaben — so stand der Christ in dieser Stunde im Kreis seiner Brüder. So stand die Mutter im Kreis ihrer Kinder. So stand der Meister im Kreis seiner Gesellen; der Herr im Kreis ihm eigener Leute. So stand die Gemeinde vor ihrem Pfarrer, im Herzen voll des heiligen Geistes und ihre Hand voll menschlicher Gaben; so ging jetzt der Reiche in die Kammer des Armen. Der Feind bot in dieser Stunde dem Feinde die Hand der Versöhnung. Der Sünder kniete in dieser Stunde in Thränen über seine Vergehungen nieder, und freute sich des Heilands, der ihm seine Sünden verziehe. Die Stunde der himmlischen Freude war die Stunde der himmlischen Heiligung. Die Erde war in dieser Stunde eine himmlische Erde und der Wohnsitz der sterblichen Menschen, duftete Gerüche des unsterblichen Lebens.“[1] „Möchte uns die Freude dieser Stunde, möchte uns die Freude über die Geburt unsers Erlösers dahin erheben, daß Jesus Christus uns jetzt als die sichtbare göttliche Liebe erschiene, wie er sich für uns aufgeopfert, dem Tode hingegeben. Möchten wir uns der Stunde seiner Menschwerdung freuen, weil er uns in dieser Stunde die große Gabe seines Todes auf die Welt brachte und auf den Altar der göttlichen Liebe hinlegte. Er war von dieser Stunde an der für uns geopferte Priester des Herrn. Freunde, Brüder, Schwestern! Lasset uns beten: O Gott gib sie uns wieder, die schönen Tage der Welt, wo das Menschengeschlecht sich des Erlösers Jesus Christus, sich seiner Geburt wahrhaft freute! Gib uns die Zeiten wieder, wo die menschlichen Herzen in dieser Stunde voll waren des heiligen Geistes, und ihre Hände voll menschlicher Gaben für ihre Brüder! Vater im Himmel, du gibst sie uns wieder, wenn wir sie wieder wollen.“[2]

In der schon erwähnten Rede, die Pestalozzi als 73jähriger Greis im Jahre 1818 hielt, kommen Stellen vor, welche tief gehn. Da spricht er aus: nur vom Christenthume sei Heil zu erwarten. „Unser verkünstelter Zeitgeist, sagt er, hat auch den Einfluß, den der religiöse Sinn unsrer Väter auf diesen Mittelpunkt des menschlichen Wohlstandes macht, zernichtet. Dieser religiöse Geist, der das Heil der stillen beschränkten häuslichen Verhältnisse machte, ist in unsrer Mitte, alles innern Lebens beraubt, zu einem rüstigen Raisonnirgeist über alles Heilige und Göttliche

1) Pestalozzis Werke 11, 349.
2) Eb. 352, 353.

versunken; doch müssen wir auch gestehen, die erste Quelle des eigentlichen Gifts unsrer Verkünstlung, der irreligiöse Sinn der Zeitwelt scheint im Innersten seiner verderblichen Kräfte erschüttert; der Segensgeist der wahren Christuslehre scheint mitten im Verderben unsers Geschlechts wieder tiefere Wurzel zu schlagen und in tausend und tausend Menschen inneres, reines Leben zu erhalten, und es ist wahrlich nur allein von dieser Seite zu erwarten, daß wir uns Volksbildung halber wirklich zu Maßregeln erheben werden, die geeignet sind, mit genugsamer Kraft in die Ansichten, Gesinnungen, Gelüste und Gewohnheiten unsers Zeitlebens einzugreifen, die wir als die Urquelle unsers Volksverderbens und unsers Zeitunglücks ansehen und anerkennen müssen." [1]

Vorzüglich wichtig ist folgender Schluß jener Rede. „Freunde! Brüder! werdet Erneuerer meines Hauses, Wiederhersteller seines alten Geists, und Zeugen, daß der Sinn meiner Jugend, daß der Sinn, der sich in „Lienhard und Gertrud" blühend, und in „wie Gertrud ihre Kinder lehrt", der Reifung näher sich ausspricht, noch in mir lebe. Ja, er lebt noch in mir; ich lebe noch in ihm, und ich will in ihm leben, bis an mein Grab. Freunde, Brüder! In diesem Sinn meiner jungen, und in diesem Sinn meiner jetzigen Tage werdet Mitstifter des heutigen Resultats der alten ursprünglichen, menschenfreundlichen und wohlthätigen Zwecke meines Hauses. In diesem Sinn und in keinem andern rufe ich Euch alle, alle Glieder meines Hauses! zu einer heiligen Vereinigung unsrer selbst in der Liebe und durch die Liebe. Liebet einander, wie uns Jesus Christus geliebet hat. Die Liebe ist langmüthig und freundlich; die Liebe eifert nicht; die Liebe treibet nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht. Sie stellet sich nicht ungeberdig; sie suchet nicht das ihre; sie läßt sich nicht erbittern; sie trachtet nicht nach Schaden. Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. Sie verträgt Alles; sie glaubet Alles; sie hoffet Alles; sie duldet Alles. Freunde, Brüder! Thut Gutes denen, die Euch hassen, segnet die, die Euch verfluchen. Sammelt feurige Kohlen auf das Haupt eurer Feinde. Lasset die Sonne nicht untergehen über Euerm Zorn. Wenn du opferst, versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, und dann erst opfere deine Gabe. Jede schonungslose Härte sey ferne von unserm Haus, sie sey auch gegen den fern, der uns unrecht thut. Jede menschliche Härte ver-

1) Ebd. Thl. 9. 201—202.

liere sich in der Sanftheit unsers Glaubens. Sie muß sich in der Sanftheit des christlichen Glaubens verlieren. Keiner unter Euch entschuldige seine Härte gegen den, der unrecht hat. Keiner sage, Jesus Christus hat den nicht geliebt, der unrecht hatte, und unrecht that. Er hat ihn geliebt. Er hat ihn mit göttlicher Liebe geliebt. Er ist für ihn gestorben. Er hat nicht die Gerechten, er hat die Sünder berufen zur Buße. Er hat auch den Sünder nicht gläubig gefunden, er hat ihn gläubig gemacht. Er hat ihn auch nicht demüthig gefunden, er hat ihn demüthig gemacht, er hat ihn durch seine Demuth demüthig gemacht. Wahrlich, wahrlich, es ist mit dem hohen göttlichen Dienst seiner Demuth, daß er den Stolz des Sünders überwunden, und ihn durch den Glauben an das göttliche Herz seiner Liebe gekettet. Freunde, Brüder! Werden wir dieses thun, werden wir einander lieben, wie uns Jesus Christus geliebet hat, so werden wir alle Schwierigkeiten, die dem Ziel unsers Lebens entgegenstehen, überwinden, und im Stand seyn, das Wohl unsers Hauses auf den ewigen Felsen zu gründen, auf den Gott selber das Wohl des Menschengeschlechts durch Jesum Christum gebauet hat. Amen!" [1]

Am Grabe fragte ich nach dem Glaubensbekenntnis Pestalozzis; ich suchte es in seinen Schriften wie in seinem Leben, und theilte mit, was er selbst 1793 über sein Christenthum in der Lebensperiode bekannte, da er sich vielleicht am weitesten von Christo entfernt hatte, und nur in einem speculativen und politischen Element lebte. „Ich ging schwankend," so lautete sein Bekenntnis, „zwischen Gefühlen die mich zur Religion hinzogen und Urtheilen die mich von derselben weglenkten, den todten Weg meines Zeitalters." — Dieß Bekenntnis fanden wir in Schriften wie im Leben bestätigt, doch so, daß in seinen frühesten und wieder in seinen spätesten Schriften das religiöse Gefühl den skeptischen Verstand überflog. — Und wie hoch schwebt sein langes Leben hindurch eine nicht zu ermüdende, bei keinem Leiden, keinem Undank resignirende Liebe, wie schwebt sie hoch über allen Zweifeln in reiner Himmelsluft! Oberflächliche Reflexion verlockt zum Unglauben, eine Reflexion welche das Maaß menschenmöglicher Einsicht verkennend und überschätzend, da zu urtheilen sich vermißt, wo eine klare Selbsterkenntnis verständig resignirend glaubt. Aber Christus, welcher die Starken zum Raube hat, herrscht fort und fort im tiefsten Herzen der Christen als Episcopus in

1) Ebd. 298—300.

partibus infidelium; auch in Zeiten da ihr Glaube wankt, bleibt er ihnen treu. Das erfahren wir an Pestalozzi, in Wort und Werk.

12. Rückblick.

Wer darf gegen ihn einen Stein aufheben, wer darf ihn verdammen? Ihm ist viel vergeben, denn er hat viel geliebt.

Ja, eine Liebe zieht sich durch sein ganzes mühevolles Leben, eine Sehnsucht, dem armen verlaßenen Volk zu helfen. Jene Liebe war seines Herzens Leidenschaft, ihr Feuer entzündete in ihm einen starken Zorn gegen alle, die seinem Liebesstreben in den Weg traten.

Freilich war er sich selbst vorzüglich im Wege. Bei Gott ist Beides, Rath und That, bei Menschen ist nur zu oft rathlose That oder thatloser Rath. So sahen wir Pestalozzi bei klarster Kenntnis der Menschen unfähig sie zu behandeln und zu regieren; bei den liebenswürdigsten Idealen, blind wenn er den Weg zu diesen Idealen zeigen sollte. Ja, oft ergreift er das seinen großen Gedanken Entgegengesetzteste und Widerstrebendste, um diese Gedanken zu verwirklichen.

Niemand war ferner von einer reinlichen, haushälterischen Existenz als er; aber niemand sehnte sich mehr nach einer solchen, ihren ganzen Werth fürs Leben anerkennend. Die Schilderungen der Haushaltung Gertruds beweisen, daß ein Dichter nicht bloß das vortrefflich darzustellen versteht, was er im vollen Maße besitzt, sondern auch das, wonach er sich deshalb von ganzem Herzen sehnt, weil es ihm im vollen Maße mangelt.

Den größten Theil seines Lebens brachte er in drückender Armuth zu, so konnte ihm das wahre, ungesuchte Mitleiden mit den Armen und Verlaßenen kaum fehlen. — In beßern Tagen war er aus Grundsatz cynisch, wenn ers in bösen Tagen aus Noth war. Dem leiblichen Cynismus entsprach in ihm etwas, was ich nicht geistliche Armut, sondern geistigen Cynismus nennen möchte: ein Widerwille gegen die Aristokratie der Bildung. Und dennoch, wie sein Charakter ja voller Widersprüche ist, dennoch fühlte er sich berufen, dem hohen Gebäude dieser Bildung, statt der alten schadhaften, neue Fundamente unterzulegen. Er wollte das obere Stock des Gebäudes stützen, ohne sich um dieses Stock zu bekümmern. Rühmte er sich doch, seit 30 Jahren kein Buch gelesen zu haben!

Daher, wie ich schon erwähnte, machte er so viele, den Autodi-

dakten gewöhnliche Misgriffe. Es fehlt ihm das hiſtoriſche Fundament; was andere längſt hatten erſcheint ihm ganz neu, wenn es ihm oder einem ſeiner Lehrer in die Gedanken kommt. Er plagt ſich auch, Dinge zu finden oder zu erfinden, die längſt erfunden und fertig von ihm hätten benutzt werden können, wofern er nur um ſie gewußt. Wie würde ihm z. B. die Kenntnis von des trefflichen Werners Behandlung der mineralogiſchen Kennzeichenlehre förderlich geweſen ſein, beſonders bei Beſtimmung der Begriffe: Anſchauung, Namengebung, Beſchreibung ꝛc. Als Autodidakt ſchleppte er täglich auf ſeinen Spaziergängen Steine zuſammen.[1] Die Betrachtung eines einzigen Steins hätte ihn geiſtig weiter gefördert, wäre er in der Zucht der Freiberger Schule geweſen, als große, mühſam zuſammengetragene Steinhaufen dem Ungeſchulten je fruchten konnten. — Zucht der Schule ſage ich, fehlt den Autodidakten. Nicht genug, daß ſie auf dem Gebiete des Intellectuellen oft erſt nach langen Irrfahrten finden, was ſie, als ein längſt Gefundenes, leicht auf grabem, gebahntem, richtigem Wege hätten erlangen können; ſie ermangeln auch der ethiſchen Zucht, welche uns abhält, nach Willkühr und Laune intellectuellen Gelüſten, Leckereien und Genießeleien nachzugehen und uns heilſam nöthigt, uns ſelbſt zu verläugnen und den, uns vom Lehrer gewieſenen Weg zu verfolgen. —

Mancher fürchtet wohl, der Orakel ertheilende Inſtinkt der Autodidakten möchte durch die Schule leiden. Iſt aber dieſer Inſtinkt ächter und die Schule rechter Art, ſo erſtarkt jener durch dieſe; tiefgefühlte, träumeriſche, paſſive Ahndungen verklären ſich in ein geſundes waches Schauen.

Dieſer Autodidaktencharakter Peſtalozzis zeigte ſich bei Behandlung mehrerer Lehrfächer. Was ſind ſeine Städtenamen, die er aus einem Inder irgend einer Geographie ohne alle Sachkenntnis nach dem Alphabet zuſammenſtellt, was die aus Schellers Lexikon ausgeſchriebenen Wörthaufen, was ſind ſie anders als Glücksverſuche eines Ungeſchulten, neue Wege tappend zu finden, auf neue Weiſe Schulbücher zu ſchreiben?

Wenn aber der Autodidakt die alten Landſtraßen verläßt, ſo findet er, trotz vielen Irregehens, doch auch manchen Seiten- und Richtweg, deſſen Kenntnis den Leuten vom Fache lieb iſt und ſie veranlaßt, ſelbſt Neues zu verſuchen. Auf ſolche Weiſe hat Peſtalozzi auch auf Widerſacher Einfluß geübt.

1) Ramſauer. Daher ſich im Inſtitut kein unzerriſſenes Schnupftuch fand.

Er influirte perſönlich überhaupt weniger auf die Unterrichtsweiſe in einzelnen Diſciplinen, nöthigte dagegen die Pädagogenwelt, das Ganze ihrer Aufgabe von Neuem ins Auge zu faßen, über das Weſen und die Beſtimmung des Menſchen nachzudenken wie über den Weg um ihn von Jugend auf dieſer Beſtimmung zuzuführen. Und dieß geſchah nicht nach der oberflächlichen, rationaliſtiſchen Weiſe Baſedows und ſeiner Schule, ſondern ſo tiefſinnig, daß ein Mann wie Fichte hierin das Größte ſahe und ahndete.

Zu beklagen iſt es aber, daß die praktiſchen Verſuche Peſtalozzis und ſeiner Mitarbeiter in verſchiedenen Diſciplinen neue Lehrweiſen aufzuſtellen, ſo vorzugsweiſe Anklang und Nachahmung fanden. Eine Prüfung der tiefen Principien Peſtalozzis, Einſicht in den Widerſpruch zwiſchen dieſen Principien und ſeiner Praxis hätte vielmehr antreiben müßen neue, den Principien wirklich entſprechende Wege ausfindig zu machen. Das gilt z. B. von dem, was ich über die fälſchlich ſo genannten Uebungen der Anſchauung geſagt. Die meiſten Nachahmer des großen Mannes haben ſich gerade in ſeine Schattenſeite, in das méchaniser l'éducation verliebt. Wenn jenes méchaniser, jene ganz äußerlichen pädagogiſchen Kunſtmittel und Kunſtgriffe, wenn ſie einſt bis zur Unkenntlichkeit modifizirt oder ganz zurückgetreten und vergeßen ſein werden — dann werden noch Peſtalozzis „Lienhard und Gertrud“, „die Abendſtunde eines Einſiedlers“ und „wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ fortleben und fortwirken, ſind auch dieſe Werke, wie alles Menſchliche, nicht ganz rein und fleckenlos.

Tiefſinnige Gedanken, welche eine heilige Liebe unter ſchweren Wehen geboren hat, ſie ſind Gedanken des ewigen Lebens und hören, wie die Liebe, nimmer auf.

Beilagen.

Beilage A.

Johannes Sturm.

Briefe des Jacob Fabricius, welcher im Jahre 1548 als Schüler zu Sturm kam.[1]

Quum in eo jam esset, ut e Portensi schola, quae post Cyriaci Lindemanni discessum labi coeperat, Argentoratum abiret Jacobus Fabricius ad studia in ludo Sturmiano persequenda, praefectus rei domesticae Portensis, quem Oeconomum appellabant, ipsi mense Julio anni 1548 testimonium exhibuit, quod hic adponam, idcirco potissimum, ut comparari possit vernaculae orationis, qua viri ceterum bene eruditi tum utebantur, genus horridum ac scribendi inconcinnitas cum elegantia sermonis latini, quo utebantur pueri ingeniosiores in scholis melioribus, qualis fuit Jacobus discipulus Portensis, mox Argentoratensis.

„Dess Durchlauchtigsten Hochgebornen Fursten Vnnd Herrn, Herrn Moritzen, Herzogen zu Sachsenn, Des Heiligen Romischen Reichs Ertzmarschalchenn Vnnd Churfurstenn Landgraffenn inn Doringen vnd Marggraffen Zw Meyssen, meiness gnedigsten Herrenn Schösser Zur Pforten, Ich Michael Lemmermann hiermit kegen allermeniglichenn bekenne vnnd thue kunde Nach dem kegenwertiger Jacobus Fabricius vonn Kemnitz auf gnedigste verordenunge vnd nachlassunge Hochgedachts Meines Gnedigstenn Herrn, in S. Churf. G. aufgerichte schuel Zur pfortenn genomen, Wie ehr dan darin nuhnn in dass vierde Jhar gewesenn vnd vnterhaltenn ist, Dass sich derselbige alwegen vnd inn solcher Zeitt in seinen studio Emsigk vnnd vleissigk, auch kegen seinen praeceptoribus, Mir, vnnd sonsten Meniglichenn gehorsamlich, gefolgigk, stille vnnd wol gehalten vnd erzeigt

1) Mitgetheilt vom Herrn Conrector Förstemann. Nordhäuser Gymnasialprogramm von 1839, S. 12 sqq.

hatt, Dass ich inen also inn dieser schuel gern lenger hett dulden vnnd leiden mögen. Dieweil ehr aber, vmb seines studii Besserung willenn, auss dieser schuel von seinen gefreundten mit der Herren Lehrer vnd meynen bewust vnd erleubnuss abgefordert, vnnd solches seiness wissentlichen abschiedes von mir kuntschaft gebeten, hab ich ihnen hirmit nicht lassen wollenn. Vnnd ist an alle vnnd jede wass wirden oder standes die seindt, so von obgedachtenn Jacobo Fabricio angelangt werdenn, Mein fleissigk vnnd freuntlich bitten, jhnen alss eynen frommen vnd fleissigen knaben Gunst, forderung vnd geneigten willen zuerzeigen, vnnd dieser meyner kuntschaft vnd vorbitthen genossenn entfinden lassenn, Dass wil ich vmb ein ieden meyness Vormugenss hienwider willigk vnd freuntlich verdinen, Zw vrkunde hab ich dess Closters pforta Insiegel zu ende gedruckt, Geschehen vnd gegeben Sonnabents nach visitationis Mariae. Anno xlviii."

Brevi tempore post Jacobus Fabricius Argentoratum venisse videtur; die enim 25. mensis Septembris ejusdem anni jam de studiorum suorum in schola Sturmiana ratione ad fratrem Andream, Argentoratensis discipulus ad discipulum Misenensem, ita scribit:

„Andreae Fabricio fratri germano charissimo suo — Misenae. S. D. Cum ad vos doctissimus vir Johannes Sturmius proficisceretur, nolui, Andrea, quantumvis multis negotiis impeditus essem, officium scribendi praetermittere, tibique quantum in hac temporis angustia fieri potuit, non significare quendam studiorum meorum ordinem. De aliis enim rebus, quae hujus loci non sunt, ut supervacaneum esse puto ad te scribere, sic sunt etiam tales, ut non sine magna animi molestia audiantur. Et velut non hic saltem, et aliis in locis semper plus mali accidere quam boni dicitur, ita et apud vos hoc verum esse non mirabor. Quare istis rumoribus omissis, non tam quod vanos esse existimem, quam quod non totum sit litteris committere, haec de studiorum meorum ratione accipe.

Primum quod ad locum attinet, Deo ago gratias, qui ita mihi prospexit, ut in eo sim, quo liberales disciplinae vel maxime vigent: deinde quod ad ipsum lectionum ordinem, is est talis. Mane singulis diebus hora quinta cum Antonio de Werter praecepta dialectices Sturmii repeto, lecto prius capite ex Bibliis. Sequenti hora eorundem explicatorem Sevenum audio, qui jam legit de syllogismorum mixtione,

quae propterea difficilior jam mihi videtur, quod praecedentia in eo auctore non audiverim. Septima hora Sturmii est, qui secundum librum rhetoricorum Aristotelis explanat, diebus Lunae, Martis et Mercurii. Reliquis diebus relegimus lectionem ex Demosthene, qui sequenti hora a Seveno explicatur. Nona stilo attributa est. Post meridiem prima partitiones oratorias audio a Seveno; altera hora Sturmius librum de finibus bonorum et malorum legit: postrema orationem pro Quintio Sevenus: quarta rursus stilo, quinta lectioni epistolarum Ciceronis est dicata. Post prandium et coenam annotationes describo, aut musicam cum aliis exerceo. Haec sunt, quae tibi significanda esse putavi. Tu Deum ora mecum, ut gubernet studia et nostros conatus ad suam gloriam. Me quoque excusato apud Georgium, quod nihil scripserim; tempus enim defuit, et haec ipsa mane ante lucem vix potui exarare. Pridie vero ejus diei, quo haec scripsi, alia erant a me transscribenda, quae Sturmius ad Werteros de studiorum ordine misit, quaeque dedimus proxime ei, qui nobiscum huc veniebat, Wicelebii equiti, ut ad vos perferri curaret. Haec celerrime. Vale. Ex Argentorato. 25. Sept. 1548. Jacobus. Saluta meo et Blasii nomine Annam sororem, si scripseris ad eam. — Anna Ranivora Georgium salutat et rogat Lutheri orationes, quas Papa impressit."

Eodem anno, die 26. mensis Novembris, scriptae esse videntur hae litterae: „Andreae Fabricio fratri germano charissimo suo — Misenae zu S. Afran. S. D. P. Quae Georgius jam accepit de artificiosa compositione a Joanne Sturmio dictata, ea magnum commodum tuis studiis allatura esse non dubito: idque tum apparebit, quum illa in legendo et scribendo adhibueris. Explicationem, quam Sturmius post dictationem addit, adjicere non potui, quod plura sunt, quam ego describere possem, sine jactura reliquorum studiorum. Si quae tamen in iis erunt, quae non intelliges, aut Georgius tibi explanabit, aut aliquando ipse leges in Sturmii explicatione, quam diligenter mecum Antonius Werterus consignat. Quod scribis de locis communibus colligendis, in eo tibi non possum satisfacere quemadmodum cuperem; nullos enim collectos adhuc habent Werteri, a quibus petendi essent. Te rogo, si quid in graecis habes, quod mihi utile futurum est, sive pertineat ad grammaticam, sive ad phrases, ut mecum communices, si potes commode. Georgium vero meo nomine

petas, ut exemplar Elegantiarum suarum mihi donet, quas scit me non habere. Misissem ego tibi et Georgio exemplaria bina orationum contrariarum Aeschinis et Demosthenis, quas Wendelino Rihelio Sturmius imprimendas dedit: et sunt nunc impressae totae praeter praefationem; sed ante nundinas Francofurdianas nulla exemplaria dicit se venditurum Wendelinus, quod veretur, ne in alterius typographi manus veniant, quod illi esset fraudi. Eas autem orationes, ut ex Antonio audivi, voluit inscribere Heinrico de Witzleuben; sed mutavit consilium, et inscribet Julio Pflug. Vale. Argentorati VI. Cal. Dec.

Jacobus."

Se quam in Portensi schola impenderat versibus condendis operam non neglexisse Argentorati, hac epistola ad fratrem Andream die primo mensis Decembris anni 1548 missa testatur Jacobus Fabricius.

Quamquam oculos etiam delectant illa videntis. —
Sunt hic Musarum quae studiosus amet.
Sunt hic ingeniis namque excellentibus, atque
Qui decorant multum docta Lycea, viri.
Quos inter princeps et rector Sturmius unus,
Mellitum eloquium cujus ab ore fluit.
Hic superat tantum reliquos sapientia et arte,
Quantum tu stellas lumine, Phoebe, tuas.
Hujus ab ore viri summa est pendere voluptas,
Hujus totum animum sermo legentis habet.
Hunc, quum mane dies hiberno tempore clara,
Audio, flammigeris exserit ora plagis.
Fit stridor calamo, quum vox audita loquentis,
Et juvenes chartis omnia verba notant.
Non juvat esse pigrum scribendo, sed tamen opto,
Ut magis facilis sit mihi saepe manus.
Vertit Aristotelis libros sermone latino,
Rhetorice eloquio lumen habetque suo.
Explicat et libros Ciceronis, quale bonorum
Extremum et summum quod sit in orbe malum.
Et sunt qui reliquas artes claramque mathesin,
Quique docent, Paeon, qui quoque, Phoebe, tuas,
Quique legunt sacra de relligione volumen,
Explanantque aliis biblia quidquid habent.
Hic me Seveni delectant ora, docendi
De vera fidus qui ratione docet.

Ordinibusque novem schola quum distincta celebris,
Doctorem proprium singula classis habet.
Cunctarum sed non rationem scribere possum,
Omne nec institui significare tibi.
Praecipuum novisse sat est, nil forte requiris
Amplius; in cunctis optima scire sat est.

„Andreae Fabricio fratri germano charissimo suo — Misenae S. Misissem tibi libenter, Andrea, orationes duas contrarias cum commentariis Sturmii et epistolas, quas nunc Erythraei vocant, cum antea Sturmii dicerentur, ex Ciceronis, ut scis, collectae; sed onerare hunc nuntium non liquit: longa enim via est, et is Lipsiensis est privatim ad nescio quem nobilem hujus ditionis missus, mihique ignotus omnino. Illi tamen libelli apud vos jam facile comparari poterunt, quia sunt Francofurti Lipsiam allati. Sed illum Sturmii, qui habebit doctrinam periodorum et sententiam Halicarnassei Thurii de eadem re, mittam ad te, quam primum exierit, et ego potero; numos enim ad eum comparandum ex munere fratris, quod tu misisti, ego accepi. Sturmius in eo tardius jam, quam quum inciperet, solet pergere; ita ante pentecostes festum vix absolvet. Erat enim major quam putaveramus."

„Nobiles nostri Theodericus et Heinricus egregiam operam litteris navant, et in proximis progressionibus illi duo in tertiam classem sunt deducti, et Theodericus etiam praemium habuit in quarta classe, qua proximo semestri fuit. Jam habent praeceptorem Erythraeum, quem etiam audiunt in tertia classe duo Comites de Schwartzburgk, quorum Jo. Sturmii frater Jacobus est paedagogus, quia una cum illis in classe est una hora per diem. Reliqui duo sunt tardiores. Ego hactenus audivi praecepta rhetorica et dialectica a Seveno, et nunc domi partim per me, partim cum domino Antonio soleo repetere. In Graecis adhuc audio Sevenum, qui hoc toto anno legit orationem Aeschinis contra Demosthenem, non tamen absolvit, sed reliquit, jamque sequente anno rursus incepturus est, si primam Philippicam Demosthenis prius absolvit, quam legit primae et secundae classis pueris, donec absens jam revertatur Theobaldus illius classis praeceptor."

„Libellus Sturmii de periodis nondum est inceptus imprimi,

sumque ipse spe mea frustratus, quod ante duos menses me habiturum credidi. Jam vero neque dictitavit totum, neque explicuit, sed facturum se promisit, cum fuerit impressus. Quod si fiet, non faciam, ut possis eum amplius desiderare. Vides ergo moram in me fuisse nullam, sed potius tecum idem me expetivisse semper. Iste vero libellus de periodis inscribetur sorori regis Angliae Elizabethae, non ei, de quo ante ad vos scripsi. Id effecerunt nuper litterae quaedam Rogeri Aschami Cantabrigiensis (eas attulit secum uxor defuncti jam Fagii in Anglia), qui in litteris grecis et latinis instituit eandem reginam, ut ita excellat, quemadmodum legas in scheda imposita ex litteris ipsius ad Sturmium. Eas autem integras duabus de caussis non misi, primum quia sunt valde prolixae, et ego otium, ut describerem, non habui, deinde quod intelligo, eundem cupere imprimi una cum Sturmii libello.

De ratione, quam Sturmius jam instituit in eligendis locis ad imitandum ex Cicorone, scripsi ad Georgium. Eam si ita, ut incepit hac septimana, persequetur, magnum adferet omnium studiis adjumentum. Exorsus est hanc rationem a narratione orationis Quintianae, et in prima lectione quaedam de imitando disseruit, in altera genera dicendi ex Cicerone et Hermogene explicavit, in tertia, quae proxima est, exposuit partem Quintianae narrationis; in qua praeclarum audi judicium de Luthero et Erasmo: „Erasmus eloquens, acutus, disertus, jocator in scribendo: Lutherus acutus, dialecticus scriptor, dialecticus magnus, scriptor severus, acer defensor suae opinionis. Sic aliquis dicere posset, ut Cicero de Quintio in hac oratione: Erasmus est eloquens, sed una in re parum circumspectus, qui contra illum scripsit de libero arbitrio. Ab altera parte credebant, Erasmum magis callidum esse quam bonum. Beda indoctus, barbarus, ineptus.“ Sed has fortasse lectiones, si per otium licuerit describere, aliquando habebitis. De syntaxi graeca egi cum Crusio: is faciet quod petit frater. Ab eo etiam uterque jam accipitis litteras.“

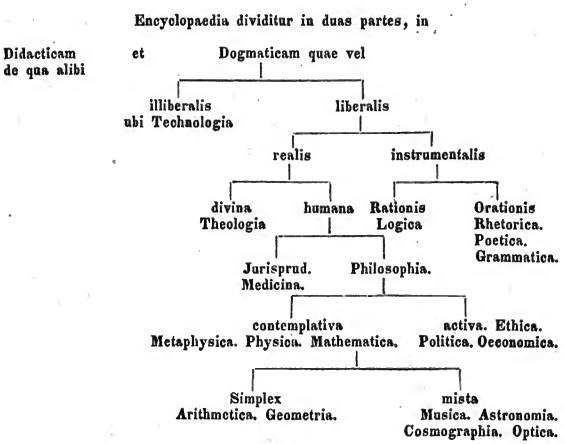
Beilage B.

Wolfgang Ratich. Literatur.

Ratich verfaßte eine Menge Schriften. Ich kenne folgende:

1. Encyclopaedia universalis pro Didactica Ratichii. Cothenis 1619. Wahrſcheinlich mit einer „Allunterweiſung", welche Maßmann (ſ. u.) aufführt, einerlei. Dieſe Encyklopädie begreift auf 13 Seiten faſt nur Definitionen von 32 wißenſchaftlichen Disciplinen. Z. B. Quid est Encyclopaedia? — Enc. est habitus omnium entium intelligibilium mentem humanam rite informandi. Quomodo dividitur? In Dogmaticam et Didacticam. Quid est Dogmatica? — Dog. est habitus quascunque disciplinas methodice explicandi. u. ſ. w.

Zum Schluß findet ſich folgender Ueberblick.



2. Grammatica universalis pro Didactica Ratichii. Cothenis 1619. Sie gibt wie die Encyklopädie, in katechetiſcher Form, auf 20 Seiten meiſt Definitionen. Z. B.

Quid est Grammatica? — Gr. est habitus instrumentarius ad purum sermonem.

Quot sunt in puro sermone consideranda? — Duo: Essentia et Affectio.

Quid est essentia puri sermonis? — Essentia puri sermonis est illius cum probatis autoribus congruentia. etc.

An dieſe Katecheſe ſchließt ſich ein tabellariſcher Ueberblick der lateiniſchen Conjugationen und Declinationen. Die Encyklopädie wie die Grammatik ſind jedoch wenig geeignet, um Ratichs Methode aus denſelben kennen zu lernen.

3. Methodus institutionis nova.... Ratichii et Ratichianorum edita studio M. Johannis Rhenii. Lipsiae 1626. Hierin ſind folgende Tractate:

a. Wolfgangi Ratichii in methodum linguarum generalis introductio.
b. Ratichianorum quorundam Praxis et Methodi delineatio in lingua latina, quae et in caeteris linguis exemplaris loco esse potest.
c. Artickel auf welchen fürnehmlich die Ratichianiſche Lehrkunſt beruhet.

Rhenius ſagt in der Vorrede: er habe dieſe 3 Schriften aus der Hand ſeines Freundes Ratich erhalten, zwei davon ſind von Augsburger Mitarbeitern Ratichs. Mein verehrter Freund, Herr Rector Vömel in Frankfurt, theilte mir dieſelben gütigſt mit; ſie ſind zur Charakteriſtik der Ratichiſchen Methode ſehr wichtig. Ich citire a. Methodus b. Praxis. c. Artickel.

Ratich hat, außer den unter 1. u. 2. aufgeführten Lehrbüchern noch folgende herausgegeben, welche Jöcher, Schwarz und Maßmann anführen. Ich konnte ihrer nicht habhaft werden, wiewohl ich mich deshalb nach Köthen wandte, wo ſie erſchienen.

Nova Didactica. 1619.
Rhetorica.
Physica. (Allgemeine Naturkündigung.)
Metaphysica. (Weſenkündigung.)
Compendium Grammaticae latinae.
Compendium Logicae. 1621. (Kurzer Inbegriff der Verſtandlehre.)
Griechiſche Sprachübung. 1620.
Lehrbüchlein für die angehende Jugend.

Jede dieſer Schriften hat den Zuſatz pro Didactica Ratichii. —

4. Memorial, welches zu Frankfurt auf dem Wahltag Anno 1612

den $^{27}/_{28}$ Mai dem deutschen Reich übergeben. Dieses schriftliche Memorial befindet sich auf dem Frankfurter Stadt-Archive.

An diese Schriften Ratichs schließen sich zunächst folgende wichtige Gutachten von Zeitgenoßen des Mannes an:

5. Kurtzer Bericht von der Didactica, oder Lehrkunst Wolfgangi Ratichii, Darinnen er Anleitung giebt, wie die Sprachen, Künste und Wissenschaften leichter, geschwinder, richtiger, gewisser und vollkömmlicher, als bißhero geschehen, fortzupflantzen seynd. Gestellet und ans Licht gegeben durch Christophorum Helvicum SS. Theologiae Doctorem und Joachimum Jungium Philosophum, Beyde Professoren zu Giessen. Gedruckt im Jahr 1614.

Diesen Bericht erhielt ich (wie den folgenden) durch meinen Freund, Professor Maßmann, welcher denselben mit bedeutenden Zusätzen im ersten Heft des 7. Bandes der freimüthigen Jahrbücher der deutschen Volksschulen von Schwarz, Jahrgang 1827, hat abdrucken laßen.

6. Bericht von der Didactica, oder Lehrkunst Wolfgangi Ratichii, Darinnen er Anleitung gibt, wie die Sprachen gar leicht und geschwinde können ohne sonderlichen Zwang und Verdruß der Jugend fortgepflantzet werden. Auf begeren gestellet und beschrieben durch etliche Professoren der Universität Jena, in welchem zugleich auf etlicher nichtige und vergebliche Einrede geantwortet wird. Jehna 1614.

Am Ende des Berichts sind unterschrieben: A. Grawerus der H. Schrifft Dr. und Professor. Zacharias Brendel Phil. et Med. D. et Prof. publ. Balthasar Gvaltherus M. Hebräischer und Griechischer Sprache Professor. M. Michael Wolfius Physices Prof. publ. Ich citire „Grawer."

7. Bericht vom newen Methodo: wie es in den Schulen des Weymarischen Fürstenthumbs mit Unterweisung der Jugend gehalten werden soll, allermeist so viel betrifft die deutschen Classen, item in etwas auch mit belangende die die lateinischen Classen der Grammaticken. Gestellet durch Johannem Kromeyer F. S. Hofsprediger und der General-Superintendenz verordneten Inspectorem daselbst. Weymar bey J. Weidnern. 1619.

Auch diese wichtige Schrift verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Prof. Maßmann, welcher sie auf der Münchner Bibliothek fand.

8. Vnterthänige Relation. Von der Lehrart Herrn Wolfgangi Ratichii. Königl. Maytt. vndt der Reiche Schweden Hochverord-

neten Raths vndt Cantzlers Excellentz zu eigenen handen vberliefert im Quartier Großen-Sömmerda den 15. Martii anno 1634.

Zum Schluß: Signatum Erfurdt am 10. Martii 1634.

Hieronymus Brückner D. Joh. Matthäus Meyfart.
Stephanus Ziegler. SS. Th. D.

Diese, an den Kanzler Oxenstierna gerichtete Relation, hat Herr Director Dr. Niemeyer in einem Examenprogramm, Halle 1840, abdrucken laßen, in welchem er außerdem bedeutende Beiträge zur Charakteristik des Ratichius gibt. Das Original jener Relation ist auf der herzoglichen Bibliothek in Gotha aufbewahrt. Zu jenen Beiträgen gehören Auszüge aus einer, ebenfalls in Gotha sich befindenden Abschrift einer Ratichschen Schrift, deren Titel: „Die allgemeine verfaſſung der christlichen Schule, welche in der wahren Glaubens Natur und Sprachen Harmony, auß Heiliger Göttlicher Schrifft, der Natur und Sprachen anzustellen, zu bestetigen und zu erhalten, zu der Lehr Art Ratichj. Beschrieben durch..., Rat. Symb. Gewohnheit verschwind, Vernunfft überwind, wahrheit plaßfind. Kranich-Feld. 1632."

Ein zweites Programm des Herrn Dr. Niemeyer vom Jahre 1841 setzt die interessanten Mittheilungen über Ratichius fort, ich citire das Programm von 1840 durch „Niemeyer A." das zweite durch „Niemeyer B." [1]

Beilage C.

Pädagogische Werke des Comenius.

1. **J.** A. Comenii Janua linguarum reserata aurea sive seminarium linguarum et scientiarum omnium, hoc est, compendiosa latinam (et quamlibet aliam) linguam, una cum scientiarum, artiumque omnium fundamentis, perdiscendi methodus, sub titulis centum, periodis mille comprehensa. Editio postrema, prioribus castigatior et mille circiter vocabulis auctior, cum versione germanica et gallica, absolutissimoque titulorum et vocum indice. Amstelodami apud Joannem Janssonium. 1642.

1) Möchte Herr Dr. Niemeyer uns mit einer genauen Geschichte des Ratichschen Aufenthalts in Cöthen beschenken, welchen er gewis mit Recht als den Culminationspunkt von Ratichs pädagogischem Experimentiren ansieht.

Die erste Ausgabe kenne ich nicht. Die Vorrede des Comenius ist unterschrieben: Scribebam in exilio 4 Martii 1631.

2. J. A. Comenii Physicae ad lumen divinum reformatae Synopsis. Lipsiae 1633.

3. J. A. Comenii Orbis sensualium pictus, hoc est omnium fundamentalium in mundo rerum et in vita actionum, Pictura et Nomenclatura. Editio secunda, multo emaculatior et emendatior. Noribergae Typis et sumptibus Michaelis Endteri. 1659. Die sichtbare Welt, das ist aller vornehmsten Welt-Dinge und Lebens-Verrichtungen Vorbild und Benahmung.

Die erste Ausgabe kenne ich nicht. Von spätern Editionen besitze ich einen Orbis pictus quadrilinguis, lateinisch, deutsch, italienisch u. französisch, welchen Coutelle 1755 bei Endter herausgab.

4. J. A. Comenii Opera didactica omnia, variis hucusque occasionibus scripta, diversisque locis edita, nunc autem non tantum in unum, ut simul sint, collecta, sed et ultimo conatu in Systema unum mechanice constructum, redacta. Amsterdami impensis D. Laurentii de Geer excuderunt Christophorus Cunradus et Gabriel a Roy. Anno 1657. 4 Voll. Folio.

Im ersten Theile findet sich folgendes zwischen den Jahren 1627 und 1642 Geschriebene.

1. De primis occasionibus quibus huc studiorum delatus fuit Author, brevissima relatio.

2. Didactica magna. Omnes omnia docendi artificia exhibens.

3. Schola materni gremii, sive de provida Juventutis primo sexennio Educatione.

4. Scholae vernaculae delineatio.

5. Janua latinae linguae primum edita. Ein Abdruck der ersten Edition der Janua.

6. Vestibulum ei praestructum.

7. Proplasma Templi Latinitatis Dav. Vechneri.

8. De sermonis Latini studio.

9. Prodromus Pansophiae.

10. Variorum de eo Censurae etc.

Der zweite Theil enthält die vom Jahre 1642 bis 1650, besonders in Auftrag der Schweden verfaßten Schriften, nämlich:

1. De novis Didactica studia continuandi occasionibus.

2. Methodus linguarum novissima.

3. Lat. linguae Vestibulum, Rerum et linguae cardines exhibens

4. Januae linguarum novissimae Clavis, Grammatica latino-vernacula.

Der dritte Theil begreift die von Comenius in Ungarn vom Jahre 1650 bis 1654 verfaßten Schriften, nämlich:

1. De vocatione in Hungariam relatio.

2. Scholae pansophicae delineatio.

3. De repertis studii pansophici obicibus.

4. De ingeniorum cultura.

5. De ingenia colendi primario instrumento, Libris.

6. De reperta ad Authores latinos prompte legendos et clare intelligendos facili, brevi, amoenaque via.

7. Eruditionis scholasticae pars I. Vestibulum, Rerum et linguae fundamenta ponens.

8. Eruditionis scholasticae pars II. Janua rerum et linguarum structuram externam exhibens. Hierin

a. Lexicon januale.

b. Grammatica janualis.

c. Janualis rerum et verborum contextus, Historiolam rerum continens. Eine umgearbeitete Janua reserata, 100 Artikel und 1000 Sätze wie in der ersten Edition.

9. Eruditionis scholasticae pars III. Atrium rerum et linguarum ornamenta exhibens. Hierbei eine Schrift die in 100 Artikeln 1000 Sätze enthält, der Janua ähnlich, aber eine Stufe höher als diese.

10. Fortius redivivus, sive de pellenda Scholis ignavia.

11. Praecepta morum in usum Juventutis collecta. Anno 1653.

12. Leges bene ordinatae scholae.

13. Orbis pictus. Nur Ankündigung.

14. Schola Ludus: h. e. Januae Linguarum praxis comica. — Wiederum ungefähr der Inhalt der Janua reserata in dialogischer Form.

15. Laborum scholasticorum in Hungaria obitorum Coronis. Schulrede zum Abschied von Patak 1654 gehalten.

Der vierte Theil enthält die in Amsterdam bis zum Jahre 1657 verfaßten Schriften.

1. Vita gyrus, sive de occasionibus vitae, et quibus Autorem in Belgium deferri, iterumque ad intermissa didactica studia redire contigit.

2. Parvulis parvulus, Omnibus omnia, h. e. Vestibuli latinae linguae Auctarium, voces primitivas in sententiolas redigens.

3. Apologia pro latinitate Januae linguarum.

4. Ventilabrum sapientiae, sive sapienter sua retractandi ars.

5. E scholasticis labyrinthis exitus in planum, sive Machina didactica mechanice constructa.

6. Latium redivivum, hoc est, de forma erigendi latinissimi Collegii, seu novae romanae civitatulae, ubi latina lingua usu et consuetudine addiscatur.

7. Typographeum vivum, hoc est: ars compendiose et tamen copiose ac eleganter sapientiam non chartis sed ingeniis imprimendi.

8. Paradisus juventuti christianae reducendus, sive optimus scholarum status, ad primae paradisiacae scholae ideam delineatus.

9. Traditio lampadis,[1] hoc est studiorum sapientiae christianaeque juventutis et scholarum, Deo et hominibus devota commendatio. —

10. Paralipomena didactica.

Zuletzt kann erwähnt werden, daß Comenius die Theologia naturalis sive liber Creaturarum des Raymundus de Sabunde umarbeitete. Das Buch erschien 1661.

Beilage D.

Hausordnung im Philanthropin.

Um 5 Uhr weckt ein Hausbedienter einen Famulanten, dieser einen Lehrer und die übrigen Famulanten. Dann visitirt der Lehrer die Stuben derselben, sieht, ob die Sachen in guter Ordnung sind, und die Geschäfte gehörig verrichtet worden. Um ein Viertheil vor 6 Uhr wird von einem Hausbedienten oder Famulanten die Reveille geschlagen. Dann stehen alle Lehrer und Philanthropisten auf. Darauf besucht der jedesmalige Lehrer und Inspicient alle Zöglinge auf ihren Stuben, und bemerkt diejenigen, welche er in irgend einer Sache der Nachlässigkeit schuldig findet. Wann nun die Philanthropisten unter Auf-

1) Baco de Augm. sc. 6, 2 hat denselben Ausdruck, jedoch in einem andern Sinn.

ſicht angezogen und gereinigt ſind, verſammeln ſie ſich im Auditorio IV. zur Morgenandacht. Nach Endigung derſelben gehen alle zum Frühſtück, und dann, während des Winters um 8 Uhr, während des Sommers um 7 Uhr, in die Lehrſtunden. Es wird aber in denſelben folgendes getrieben:

Für die erſte Claſſe der größeren Penſioniſten.

Von 8 — 9 Bildung des Geſchmacks und des deutſchen Stils, vom Profeſſor Trapp, über gewählte Theile aus Ramlers Batteux, aus Schützens Lehrbuch zur Bildung des Verſtandes und des Geſchmacks, aus Sulzers Vorübungen. Dieſes nur in den erſten 3 Tagen der Woche. In den 3 folgenden wird die natürliche Religion und Moral, über Baſedows natürliche Weisheit im Privatſtande, vom Profeſſor Trapp gelehrt.

Von 9 — 10 Tanzen bei Tänzer, Reiten bei Bereuter Schrödter, unter der Aufſicht von Feder und Hauber, abwechſelnd, die ganze Woche durch, außer Mittwoche und Sonnabend. Jenes geſchieht im Aud. IV., dieſes auf der hochfürſtlichen Reitbahn.

10 — 12. In der lateiniſchen Sprache lehrt Baſedow in ſeinem Hauſe entweder die alte Hiſtorie (mit dem Zubehör) oder die praktiſche Philoſophie, nach Ciceronis libris de officiis.

12 — 1. Tiſchzeit.

1 — 2. Mäßige Leibesübung: als Dreſchen, Hobeln und Tiſchlern, in denen von unſerm Landesvater eingeräumten Zimmern des fürſtl. Dietrichſchen Pallaſtes.

Von 2 — 3 Mont. und Dienſt. Geographie von Hauber, über Pfennigs Geographie. Mittw. Kenntniß des menſchlichen Körpers, und etwas von der Chymie, bei dem hochfürſtlichen Hofrath und Leibmedicus Kretzſchmar, in ſeinem Hauſe, wo die Praeparata und Inſtrumente vorhanden ſind. In den 3 letzten Tagen Uebung im mathematiſchen Zeichnen, bei Prof. Wolke.

3 — 5. Uebung in der franzöſiſchen Sprache und in der Univerſalhiſtorie, von Prof. Trapp, über Schröckhs Univerſalhiſtorie und über histoire universelle par Millot, in 5 Tagen. Am Sonnabend hält Hauber in dieſer Stunde ein Zeitungs-Collegium, um die Staatsverfaſſungen und merkwürdigen Begebenheiten den Erwachſeneren nach und nach bekannt zu machen.

5 — 6. Mathematik von Buße, über Eberts nähere Anweiſung zu den philoſophiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften, in den

ersten 3 Wochentagen; in den 3 letzten die Physik über Errlebens Naturlehre.

6 — 7. Einige Kenntniß des Himmels und der Erde, bei Wolke, nach Schmids Buche von den Weltkörpern, 2mal in der Woche, 4mal Griechisch bei Danner, über Rector Struths chrestomathiam graecam, über Luciani Timonem und Xenophontis memorabilia Socratis.

Für die zweite Classe der Größeren.

Von 8 — 9. Gleicher Unterricht mit der ersten Classe bei Prof. Trapp.

9 — 10. Reiten und Tanzen mit der ersten Classe abwechselnd, d. i. die heute reiten, tanzen morgen, und die heute tanzen, reiten morgen. Ausübung der Rechenkunst für Einige, bei Prof. Trapp.

10 — 11. Latinität von Hauber, über Auctores in Basedowii chrestomathia hist. antiq.

11 — 12. Latinität von Danner, über Basedowii chrestomath.

1 — 2. Drechseln und Hobeln mit der ersten Classe, abwechselnd.

2 — 3. Handzeichnen bei Doctor Samson. Einige nehmen an dem Unterricht der ersten Classe Theil. Einige haben Ausübung der Rechenkunst bei Buße.

3 — 5. Gleiche Beschäftigung mit der ersten Classe.

5 — 6. Mathematik bei Danner, in 3 Tagen; in den übrigen Tagen nehmen Einige an dem Unterricht der ersten Classe Theil, und Einige haben Privatbeschäftigung.

6 — 7. Englisch über den Vicar of Wakefield, bei Prof. Trapp.

Für die erste Classe der kleineren Philanthropisten.

Von 8 — 9. Uebung im Deutschlesen, bei Jahn; die Lesebücher sind von Rochows und Weißens Kinderfreund, Campens Sittenbüchlein für Kinder in gesitteten Ständen, Feddersens Beispiele der Weisheit und Tugend, Funks kleine Beschäftigungen für Kinder, Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand.

9 — 10. Uebung im Schreiben, bei Vogel, mit der zweiten Classe abwechselnd, die ganze Woche durch. Und lehrreicher Umgang bei Rector Neuendorf, auf seiner Stube oder beim Spatzierengehen.

10 — 11. Latinität bei Feder, über Phaedri fabulas, Büschingii librum latinum, und über gewählte Stücke aus Basedowii libro elementari und chrestomathia Colloquiorum Erasmi.

11 — 12. Französisch bei Jasperson.

1 — 2. Musik, und Freistunde unter Feders Aufsicht.

2 — 3. Uebung im Handzeichnen, bei Doctor Samson, unter der abwechselnden Aufsicht von Jasperson, Vogel und Spener.

3 — 4. Uebung im Tanzen, bei Tänzer, unter Vogels Aufsicht.

4 — 5. Französisch bei Spener, über gewählte Stücke aus Basedows Manuel d'éducation.

5 — 6. Lateinisch bei Feder, über gewählte Stücke aus dem lateinischen Elementarbuche.

6 — 7. Eine Freistunde zum Umgange, unter Neuendorfs Aufsicht. (Siehe oben.)

Für die zweite Classe der kleineren Philanthropisten.

8 — 9. Uebung im Schreiben, bei Vogel.

9 — 10. Rechtschreibung und Freistunde zum Umgange, abwechselnd mit der ersten Classe. (S. erste Classe.)

10 — 12. Lateinisch bei Wolke.

1 — 2. Wie bei der ersten Classe.

2 — 3. Zeichnen, wie oben.

3 — 4. Tanzen, wie oben.

4 — 5. Französisch bei Jasperson, über gewählte Stücke aus dem Manuel d'éducation.

5 — 6. Uebung im Lesen lehrreicher Bücher, bei Jahn, auf seiner Stube.

6 — 7. Freistunde zum Conversiren mit Neuendorf. Den 1sten und 15ten Tag jedes Monats wenden die kleineren Philanthropisten an zum Briefschreiben. An zweien Nachmittagen in der Woche wird spatzieren gegangen.

Beilage E.

Pestalozzi. Literatur.

1) Pestalozzis Werke. 15 Bände. Tübingen bei Cotta. 1819—1826.
Hierin:

a. Lienhard und Gertrud. Theil 1 — 4.

b. Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Th. 5.

c. An die Unschuld, den Ernst und den Edelmuth meines Vaterlands. Th. 6.

d. Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts. Th. 7.

e. Ueber Gesetzgebung u. Kindermord. Th. 7. u. 8.

f. Ueber die Idee der Elementarbildung. Eine Rede, gehalten in Lenzburg. 1809. Th. 8. [1]

g. Pestalozzis Brief an einen Freund über seinen Aufenthalt in Stanz. Th. 9. [2]

h. Ansichten über Industrie, Erziehung u. Politik. Th. 9.

i. Rede an mein Haus, gehalten den 12. Jänner 1818. Th. 9.

k. Figuren zu meinem Abc-Buch. (Fabeln.) Th. 10.

l. Ansichten und Erfahrungen, die Idee der Elementarbildung betreffend. Th. 11. [3]

m. Ueber die Grundsätze und den Plan einer im Jahre 1807 angekündigten Zeitschrift. Th. 11.

n. Bericht an die Eltern und an das Publicum über den Zustand und die Einrichtungen der Pestalozzischen Anstalt im Jahre 1807. [4] Th. 11.

o. Ein Wort über den Zustand meiner pädagogischen Bestrebungen und über die Organisation meiner Anstalt im Jahr 1820. Th. 11.

p. Einige Reden an mein Haus in den Jahren 1808. 1809. 1810. 1811 u. 1812. Th. 11.

q. Christoph und Else. Th. 12.

r. Pestalozzis Schwanengesang. Th. 13.

s. Zahl- und Formlehre. Th. 14.

t. Form- und Größenlehre. Th. 15.

u. Rede, den 26sten April 1826 in Langenthal gehalten. Th. 15.

Gegen diese Gesammtausgabe sind einige treffende Ausstellungen gemacht worden. [5] Zuerst: daß sie unvollständig sei. Es fehlt:

a. Agis, über die spartanische Gesetzgebung. (Pestalozzis erste Schrift.)

1) „So ist ein großer Theil der Lenzburger Rede Hrn. Niederers Werk" Biber S. 11. Sie erschien zuerst in der „Wochenschrift für Menschenbildung."

2) Erschien ebenfalls früher in der „Wochenschrift für Menschenbildung."

3) Früher erschienen unterm Titel: „H. Pestalozzis Ansichten, Erfahrungen u. Mittel zur Beförderung einer der Menschennatur angemessenen Erziehungsweise. Leipzig 1807."

4) Früher erschienen in der Wochenschrift für Menschenbildung, in der Gesammtausgabe erhielt sie aber wichtige Zusätze.

5) Von Herrn Heußler.

b. Die Abendstunde eines Einsiedlers. [1]

c. Ein Schweizer-Blatt, in 2 Bänden. 1782. 1783. [2]

d. „Pestalozzis Elementarbücher", besonders das von ihm selbst verfaßte „Buch der Mütter". Tübingen 1803. Die „Anschauungslehre der Maßverhältnisse" u. die „Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse", von Krüsi ausgearbeitet, sind für Pestalozzis Wirken eben so wichtig, als die von Schmid herrührende Zahl-, Form- u. Größenlehre, im 14ten u. 15ten Bande der Werke Pestalozzis. [3]

e. Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat, von Pestalozzi. Bern 1802.

f. Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf u. Iferten, von Pestalozzi. Leipzig 1826.

g. Die Kinderlehre der Wohnstube (in Rossels Monatschrift).

h. Wochenschrift für Menschenbildung. 4 Bände. 1807—1811. Der Brief Pestalozzis über seinen Aufenthalt in Stanz, der Bericht über die Anstalt in Iferten und die Lenzburger Rede sind, wie erwähnt, aus der Wochenschrift entnommen.

i. Pestalozzis Erziehungs-Unternehmung im Verhältniß zur Zeit-Cultur (von Niederer). 1812. Hierin ein Brief Pestalozzis an Niederer.

k. Erklärung gegen Herrn Chorherr Bremi's drey Dutzend Bürkliſche Zeitungsfragen, von Pestalozzi. Iferten 1812.

Mit Recht wird auch getadelt, daß Lienhard und Gertrud, wie es in der Gesammtausgabe steht, „überarbeitet und durch Einmischung von Ansichten, die seinen spätern Lebenssphären angehören, verunstaltet" sei.

Der Schriften über Pestalozzi und seine Bestrebungen haben wir eine große Menge. Ich will nur einige der bedeutendern anführen:

1) Briefe aus München-Buchsee über Pestalozzi u. seine Elementar-Bildungsmethode von W. von Türk. 2 Thle. Leipzig 1806.

2) Mittheilungen über H. Pestalozzis Eigenthümlichkeit, Leben

1) Erschien zuerst in Iselins Ephemeriden 1780, und ward in der Wochenschrift für Menschenbildung 1807 wieder abgedruckt.

2) Ich kenne dieß nicht, weiß daher nicht, ob es ganz von Pestalozzi verfaßt ist. Um das Jahr 1798 gab er noch „ein Schweizer Volksblatt" von der Regierung autorisirt heraus.

3) Seltsam, daß der Redacteur dieser Gesammtausgabe Werke von Pestalozzi wegließ, eigene aufnahm!

und Erziehungs-Anstalten, von Henning (in Cöslin). In Harnisch, „Schulrath an der Oder.“ Erste Lieferung. 1814.

3) Johann Heinrich Pestalozzi nach ihm selbst u. Andern geschildert von Dr. W. B. Mönnich. In den „Zeitgenossen. Leipzig 1831“.

4) Pestalozzis Leistungen im Erziehungssache, von Dr. Heußler, Lehrer am Gymnasium zu Basel. Basel 1838.

5) Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens. Mit besonderer Berücksichtigung auf Pestalozzi u. seine Anstalten, von J. Ramsauer. Oldenburg 1838.

6) Amtlicher Bericht über die Pestalozzische Anstalt, von Johann Ith, Dekan u. Präsident des Erziehungsraths in Bern. 1802.

7) Pestalozzis Idee eines ABC der Anschauung von Herbart. Göttingen 1804.

8) Bemerkungen gegen Pestalozzis Unterrichts-Methode, von Steinmüller, Pfarrer. 1803.

9) Aufsätze für u. gegen die Pestalozzische Unterrichtsmethode. 1806.

10) Beitrag zur Biographie Heinrich Pestalozzis, von Eduard Biber. 1827. (Wichtige Actenstücke zur Kenntnis der letzten 14 Lebensjahre Pestalozzis; im Urtheil über Pestalozzi ein Non plus ultra von Impietät u. Ungerechtigkeit.)

Beilage F.

Abendstunde eines Einsiedlers.

Der Mensch, so wie er auf dem Throne und im Schatten des Laubdaches sich gleich ist, der Mensch in seinem Wesen, was ist er? Warum sagens die Weisen uns nicht? Warum nehmens die erhabnen Geister nicht wahr, was ihr Geschlecht sey? Braucht auch ein Bauer seinen Ochsen und lernt ihn nicht kennen? Forschet ein Hirt nicht nach der Natur seiner Schaafe?

Und ihr, die ihr den Menschen brauchet und saget, daß ihr ihn hütet und weidet, nehmet auch ihr die Mühe des Bauern für seinen Ochsen? Habt auch ihr die Sorge des Hirten für seine Schaafe? Ist eure Weisheit Kenntniß eures Geschlechts um eure Güte, Güte erleuchteter Hirten des Volks?

Was der Menſch iſt, was er bedarf, was ihn erhebt, und was ihn erniedrigt, was ihn ſtärket, und ihn entkräftet, das iſt Bedürfniß der Hirten der Völker, und Bedürfniß des Menſchen in den niedrigſten Hütten.

Allenthalben empfindet die Menſchheit dieſes Bedürfniß. Allenthalben ſtrebet ſie mit Mühe und Arbeit und Drang empor. Darum welken ihre Geſchlechter unbefriedigt dahin, und ruft das Ende der Tage der mehrern Menſchheit laut, daß die Vollendung ihrer Laufbahn ſie nicht geſättigt habe. Ihr Ende iſt nicht die Reifung vollkommner Früchte der Jahrszeit, die nach vollendeter Beſtimmung ſie zur Ruhe des Winters hinabſinken läßt.

Warum forſchet der Menſch Wahrheit ohne Ordnung und Endzweck? Warum forſchet er nicht nach den Bedürfniſſen ſeiner Natur, daß er darauf baue, den Genuß und den Seegen ſeines Lebens? Warum ſucht er nicht Wahrheit, die ihn in ſeinem Innerſten befriedigt, die ſeine Kräfte entwickelt, ſeine Tage erheitert, und ſeine Jahre beſeligt?

Befriedigung unſers Weſens in ſeinem Innerſten, reine Kraft unſerer Natur, der Segen unſers Daſeyns, du biſt kein Traum. Dich zu ſuchen, und nach dir zu forſchen iſt Ziel und Beſtimmung der Menſchheit, und auch mein Bedürfniß biſt du und Drang meines Innerſten dich zu ſuchen, Ziel und Beſtimmung der Menſchheit.

Auf welcher Bahn werde ich dich finden, Wahrheit die mich zur Vervollkommnung meiner Natur emporhebt? Der Menſch von ſeinen Bedürfniſſen angetrieben, findet die Bahn zu dieſer Wahrheit im Innerſten ſeiner Natur.

Alle reinen Segenskräfte der Menſchheit ſind nicht Gaben der Kunſt und des Zufalls. Im Innern der Natur aller Menſchen liegen ſie mit ihren Grundanlagen. Ihre Ausbildung iſt allgemeines Bedürfniß der Menſchheit.

Standpunkt des Lebens, Individualbeſtimmung des Menſchen, du biſt das Buch der Natur. In dir liegt die Kraft und die Ordnung dieſer weiſen Führerin; und jede Schulbildung die nicht auf Grundlage der Menſchenbildung gebaut iſt, führt irre.

Der befriedigte Säugling lernt, was ihm ſeine Mutter iſt auf dieſer Bahn, und ſie bildet in ihm Liebe, das Weſen des Danks, ehe der Unmündige kann den Schall von Pflicht und von Dank hören laſſen,

und der Sohn, der seines Vaters Brod isset, und sich mit ihm an seinem Heerde wärmt, findet den Segen seines Wissens und der Pflichten des Kindes auf dieser Bahn der Natur.

Alle Menschheit ist in ihrem Wesen sich gleich, und hat zu ihrer Befriedigung nur eine Bahn. Darum wird die Wahrheit, die rein aus dem Innersten unsers Wesens geschöpft ist, allgemeine Menschenwahrheit seyn, sie wird Vereinigungswahrheit zwischen den Streitenden, die bei Tausenden ob ihrer Hülle sich zanken werden.

Mensch du selbst, das innere Gefühl deiner Kräfte ist der Vorwurf der bildenden Natur.

Allgemeine Emporbildung dieser innern Kräfte der Menschennatur zu reiner Menschenweisheit, ist allgemeiner Zweck der Bildung auch der niedrigsten Menschen. Uebung, Anwendung und Gebrauch seiner Kraft und seiner Weisheit in den besondern Lagen und Umständen der Menschheit ist Berufs- und Standesbildung. Diese muß immer dem allgemeinen Zweck der Menschenbildung untergeordnet seyn.

Auf Einfalt und Unschuld gegründete Weisheit und Kraft ist in jeder Lage und jeder Tiefe der Menschheit segnender Theil, so wie sie in jeder Höhe ihr unumgängliches Bedürfniß ist.

Wer nicht Mensch ist, in seinen innern Kräften ausgebildeter Mensch ist, dem fehlt die Grundlage zur Bildung seiner nähern Bestimmung und seiner besondern Lage, die keine äussere Höhe entschuldigt! Zwischen dem Vater und dem Fürsten, zwischen dem mit schweren Nahrungssorgen beladenen Dürftigen, und dem unter noch schwerern Sorgen seufzenden Reichen, zwischen dem unwissenden Weib und dem berüchtigten Vielwisser, zwischen dem trägen Schlummerer und dem Genie, dessen Adlerskraft in alle Welt wirkt, sind Klüfte. Aber wenn dem Einen in seiner Höhe reine Menschlichkeit mangelt, so werden finstere Wolken ihn da umhüllen, indem in niedrigen Hütten gebildete Menschlichkeit, reine, erhabne und befriedigte Menschengröße von sich strahlet.

So lechzet in seiner Höhe ein Fürst nach weisen und gerechten Gesetzen für seine Gefangene, aber vielleicht wirft er den goldverfüllten Beutel umsonst zum Preis dar. Heb' er im Kriegsrath, in seinem Jagd- und Rentamte Menschlichkeit und im Innern seines Hauses reinen Vatersinn empor, so wird er Richter und Hüter seiner Gefangenen weise und ernst und väterlich bilden.

Ohne dieses ist der Schall erleuchteter Gesetze der Schall von der Liebe des Nächsten im Munde herzloser Menschen.

So fern bist du vielleicht, Fürst, von dem Segen der Wahrheit die du suchst.

Indessen handeln Väter im Staub unter deinen Füßen weise mit ungerathenen Söhnen. Fürst, lerne in den Thränen ihrer Nachtwachen und in dem Kummer ihrer Tageslasten Weisheit für deine Gefangene, und gieb dein Recht über Leben und Tod Männern, die auf dieser Bahn Weisheit suchen. Fürst, der Segen der Welt ist gebildete Menschlichkeit, und nur durch sie wirket die Kraft der Erleuchtung und der Weisheit und der innere Segen aller Gesetze.

Ausgebildete Kraft der Menschheit, diese Quelle ihrer starken Thaten, und ihrer ruhigen Genießungen ist kein ungebildeter Drang und kein täuschender Irrthum.

Die Bahn der Natur, welche die Kräfte der Menschheit enthüllet, muß offen und leicht, und die Menschenbildung zu wahrer beruhigender Weisheit einfach und allgemein anwendbar seyn.

Die Natur enthüllet alle Kräfte der Menschheit durch Uebung, und ihr Wachsthum gründet sich auf Gebrauch.

Ordnung der Natur in der Bildung der Menschheit ist die Kraft der Anwendung und Ausübung seiner Erkenntnisse, seiner Gaben und seiner Anlagen.

Daher ist der Mann der Einfalt und Unschuld, der, indem er mit reiner folgsamer Anwendung seiner Erkenntnisse, und mit stillem Fleiße jede seiner Kräfte und Anlagen übet und braucht zur wahren Menschenweisheit von der Natur gebildet, du hingegen der Mann, der diese Ordnung der Natur in seinem Innersten zerrüttet, und den reinen Sinn der Folgsamkeit seiner Erkenntnisse schwächt, für den Genuß des Segens der Wahrheit unfähig wird.

Mensch, Vater deiner Kinder, dränge die Kraft ihres Geistes nicht in ferne Weiten, ehe er durch nahe Uebung Stärke erlangt hat, und fürchte dich vor Härte und Anstrengung.

Wenn die Menschen dem Gange dieser Ordnung voreilen, so verstören sie in sich selbst ihre innere Kraft, und lösen die Ruhe und das Gleichgewicht ihres Wesens in ihrem Innersten auf.

Sie thun dieses, wenn sie *eher* als sie durch die Realkenntniß

wirklicher Gegenstände ihren Geist zur Wahrheit und Weisheit lenksam gebildet haben, sich in das tausendfache Gewirre von Wortlehren und Meynungen hineinwagen, und Schall und Rede und Worte anstatt Wahrheit aus Realgegenständen, zur Grundlage ihrer Geistesrichtung und zur ersten Bildung ihrer Kräfte machen.

Die künstliche Bahn der Schule, die allenthalben die Ordnung der Worte, der freyen wartenden langsamen Natur vordringt, bildet den Menschen zum künstlichen Schimmer, der den Mangel innerer Naturkraft bedeckt, und Zeiten wie unser Jahrhundert befriedigt.

Der widrige erschöpfende Drang für den bloßen Schatten der Wahrheit; der Drang für Ton und Schall und Worte von Wahrheit, wo gar kein Interesse reizt, keine Anwendung möglich ist; die Hinlenkung aller Kraft des wachsenden Menschen für die Meynung harter einseitiger Schullehrer, die tausendfachen Künsteleyen des Wortverkehrs und der Modelehrart, die zur Grundlage der Menschenbildung gelegt werden, dies alles ist mühselige Abführung von der Bahn der Natur.

Auch erzwungene und steife Ordnungsfolge ist nicht in der Lehrart der Natur. Wäre sie es auch, sie würde Einseitigkeit bilden, und ihre Wahrheit würde nicht in die Fülle des ganzen Wesens der Menschheit sanft und frey hineinfallen.

Der harte Gang dieser bildet im Menschen die Wahrheit nicht zur sanften Dienerinn der Menschheit, nicht zur fühlenden guten Mutter, deren Freud und Weisheit die Freude und das Bedürfniß ihrer Kinder ist.

Die Kraft der Natur, obwohl sie unwidersprechlich hinführt zur Wahrheit, hat keine Steifigkeit in ihrer Führung; der Schall der Nachtigall tönt im finstern Dunkel, und alle Gegenstände der Natur wallen in erquickender Freiheit, nirgends ist ein Schatten einer zudringlichen Ordnungsfolge.

Der Mensch verliehrt das Gleichgewicht seiner Stärke, die Kraft der Weisheit, wie sein Geist für einen Gegenstand zu einseitig und zu gewaltsam hingelenkt ist. Darum ist die Lehrart der Natur nicht gewaltsam.

Aber in ihrer Bildung ist Festheit, und in ihrer Ordnung haushälterische Genauheit.

Bildung der Menschen zur Wahrheit, du bist Bildung ihres Wesens und ihrer Natur zu beruhigender Weisheit.

Mensch forschest du in dieser Ordnung der Natur nach Wahrheit,

so findest du sie, wie du sie brauchest, für deinen Standpunkt und für deine Laufbahn.

So wie sie dir Bedürfniß deiner Ruhe und deines Friedens ist, Mensch, so wie sie dir in deinen nähesten Angelegenheiten sicherer Leitstern, so wie sie Stütze ist, auf der dein Leben ruhet, so ist sie dir Segen.

Du kannst auf dieser Laufbahn nicht alle Wahrheit brauchen.

Der Kreis des Wissens, durch den der Mensch in seiner Lage gesegnet wird, und dieser Kreis fängt nahe um ihn her, um sein Wesen, um seine nähesten Verhältnisse an, dehnt sich von da aus, und muß bey jeder Ausdehnung sich nach diesem Mittelpunkte aller Segenskraft der Wahrheit richten.

Reiner Wahrheitssinn bildet sich in engen Kreisen, und reine Menschenweisheit ruhet auf dem festen Grund der Kenntniß seiner nähesten Verhältnisse und der ausgebildeten Behandlungsfähigkeit seiner nähesten Angelegenheiten.

Diese Menschenweisheit, die sich durch die Bedürfnisse unserer Lagen enthüllet, stärkt und bildet unsere Wirkungskraft und die Geistesrichtung die sie hervorbringt, ist einfach und fest hinsehend, sie ist von der ganzen Kraft der in ihren Realverbindungen feststehenden Naturlagen der Gegenstände gebildet, und daher zu jeder Seite der Wahrheit lenksam.

Kraft und Gefühl und sichere Anwendung ist ihr Ausdruck.

Erhabene Bahn der Natur, die Wahrheit zu der du führst, ist Kraft und That, Quelle, Bildung, Füllung und Stimmung des ganzen Wesens der Menschheit.

Zwar du bildest den Menschen, nicht ein schneller Schimmer oder Wuchs, und der Sohn der Natur ist beschränkt, seine Rede ist Ausdruck und Folge vollendeter Sachkenntniß.

Das zerstreute Gewirr des Vielwissens ist eben so wenig die Base der Natur.

Der Mensch, der mit leichtem Flug jedes Wissen umflattert, und nicht durch stille feste Anwendung seine Erkenntniß stärkt; auch dieser verliert den heitern, festen aufmerksamen Blick, das stille, wahrer Freuden empfängliche Wahrheitsgefühl.

Schwankend wird der Gang der Männer, die in Wirrwarr ihres Vielwissens zwar viel Rederey finden, ihr aber den stillen Sinn reiner Menschenweisheit aufopfern. Beym Lärmgeräusch ihres Stolzes wirft

du nahe um sie, in den Verhältnissen, in denen die Kraft des gesegneten Weisen hell strahlet, leere Oeden und Dunkelheit finden."

Auch die trägen leeren Oeden der finstern Unwissenheit führen ab von der Bahn der Natur. Mangel der Kenntniß deiner Natur, Mensch, schränket dein Wissen enger ein, als die Bedürfnisse deines Wesens. Verdrehung der ersten Grundbegriffe deiner Beziehung, und tödtende erdrückende Tyranney, Vorenthaltung aller Wahrheits- und Segensgenieſſungen, unnatürlicher Mangel allgemeiner Nationalerleuchtung in den besten wesentlichen Bedürfnissen und Verhältnissen der Menschheit verdunkeln dich, wie der schwere Schatten der Nacht den Erdkreis verdunkelt.

Die Ausübung von Thaten gegen das innere Gefühl des Rechts untergräbt die Kraft unserer Wahrheitserkenntniß, sie verwirrt den reinen Sinn der edlen hohen Einfalt unserer Grundbegriffe und unserer Grundempfindungen.

Daher beruht alle Menschenweisheit auf der Kraft eines guten, der Wahrheit folgsamen Herzens und aller Menschensegen auf diesem Sinne der Einfalt und Unschuld.

Bildung der Menschheit in diesem reinen Sinn der Einfalt und Unschuld, du bist Vatersorge der Menschheit, daß die unverdorbenen Grundlagen des Herzens, den Gang seiner Geistesentwicklung schützen und richtig leiten.

Der Mensch muß zu innerer Ruhe gebildet werden. Genügsamkeit mit seiner Lage, und mit ihm erreichbaren Genieſſungen, Duldung, Achtung und Glauben an die Liebe des Vaters bei jeder Hemmung, das ist Bildung zur Menschenweisheit.

Ohne innere Ruhe wallet der Mensch auf wilden Wegen. Durst und Drang zu unmöglichen Formen rauben ihm jeden Genuß des nahen gegenwärtigen Segens und jede Kraft des weisen, geduldigen und lenksamen Geistes. Wenn das Gefühl nicht mehr von innerer Ruhe beseelt ist, so entnervet seine Kraft den Menschen in seinem Innersten, und plagt ihn mit finstern Qualen in Tagen, in denen der heitere Weise lächelt.

Der ungenügsame Mann ärgert sich im Kreise seines Hausegens, daß sein Tanz am Galatag, seine Geige im Konzert, und seine Theses im Hörsaale nicht ausgezeichnet wurden.

Ruhe und stiller Genuß sind die ersten Zwecke der Menschenbildung, und die Schooskinder seiner Zeit. Mensch, dein Wissen und deine Ehrbegierde müssen diesen hohen Zwecken untergeordnet werden, sonst werden Neugierde und Ehrbegierde nagende Qualen und Unsegen.

Mensch, du lebst nicht für dich allein auf Erden. Darum bildet dich die Natur auch für äußere Verhältnisse und durch sie.

So wie diese Verhältnisse dir nahe sind, Mensch, sind sie zur Bildung deines Wesens für deine Bestimmung dir wichtig!

Immer ist die ausgebildete Kraft einer nähern Beziehung Quelle der Weisheit und Kraft des Menschen für entferntere Beziehungen.

Vatersinn bildet Regenten, Brudersinn Bürger. Beyde erzeugen Ordnung im Hause und im Staate.

Die häuslichen Verhältnisse der Menschheit sind die ersten und vorzüglichsten Verhältnisse der Natur.

Der Mensch arbeitet in seinem Beruf, und trägt die Last der bürgerlichen Verfassung, damit er den reinen Segen seines häuslichen Glücks in Ruhe genieße.

Daher muß die Bildung des Menschen für seine Berufs- und Standeslage dem Endzweck der Genießungen reiner häuslichen Glückseligkeit untergeordnet werden.

Daher bist du, Vaterhaus, Grundlage aller reinen Naturbildung der Menschheit.

Vaterhaus, du Schule der Sitten und des Staats.

Erst bist du Kind, Mensch, hernach Lehrjunge deines Berufs!

Kindertugend ist der Segen deiner Lehrlingstage und erste Bildung deiner Anlage zum Genuß aller Segnungen deines Lebens.

Wer von dieser Ordnung der Natur abgeht und Staats-, Berufs-, Herrschafts- und Dienstbarkeitbildung unnatürlich hervordränget, der lenkt die Menschheit ab vom Genuß der natürlichsten Segnungen, auf klippenvolle Meere.

Seht ihr's nicht, Menschen; fühlt ihr's nicht, Söhne der Erde, wie eure obern Stände in ihrer Bildung ihre innere Kräfte verlieren! Siehst du nicht, Menschheit, wie ihre Abweichung von der weisen Ordnung der Natur leeren und öden Unsegen unter sie und von ihnen hinab in's Volk bringt? Fühlst du es nicht, Erde, wie die Menschengeschlechter von dem reinen Segen ihrer häuslichen Verhältnisse abweichen,

und allenthalben sich auf wilde schimmernde Schaubühnen hindrängen, um ihr Wissen zu spiegeln und ihren Ehrgeitz zu kützeln.

In ferne Weite wallet die irrende Menschheit.

Gott ist die näheste Beziehung der Menschheit.

Auch dein Haus, Mensch, und sein weisester Genuß beruhigt dich nicht immer.

Gewalt und Grab und Tod ohne Gott zu leiden, hat deine sanft, gut und fühlend gebildete Natur keine Kräfte!

Gott, als Vater deines Hauses, als Quell deines Segens — Gott als dein Vater; in diesem Glauben findest du Ruhe und Kraft und Weisheit, die keine Gewalt, kein Grab in dir erschüttert.

Der Glaube an Gott ist die Stimmung des Menschengefühls in dem obersten Verhältniß seiner Natur; er ist vertrauender Kindersinn der Menschheit gegen den Vatersinn der Gottheit.

Der Glaube an Gott ist die Quelle der Ruhe des Lebens — die Ruhe des Lebens ist die Quelle innerer Ordnung — die innere Ordnung die Quelle der unverwirrten Anwendung unserer Kräfte; die Ordnung in der Anwendung unserer Kräfte wird wiederum Quelle ihres Wachsthums und ihrer Bildung zur Weisheit — Weisheit ist Quelle alles Menschensegens.

So ist der Glaube an Gott die Quelle aller Weisheit und alles Segens, und Bahn der Natur zur reinen Bildung der Menschheit.

Glaube an Gott, du bist der Menschheit in ihrem Wesen eingegraben, wie der Sinn vom Guten und Bösen, wie das unauslöschliche Gefühl von Recht und Unrecht, so unwandelbar fest liegst du als Grundlage der Menschenbildung im Innern unserer Natur. —

Glaube an Gott, du bist Volksantheil in jeder Tiefe, in jedem Weltstriche, du bist Kraft der Menschheit in jeder Höhe und ihre Stärke in jeder Tiefe.

Glaube an Gott, du bist *nicht* Folge und Resultat gebildeter Weisheit, du bist reiner Sinn der Einfalt, horchendes Ohr der Unschuld auf den Ruf der Natur — daß Gott — Vater ist.

Kindersinn und Gehorsam ist *nicht* Resultat und *stete Folge* einer vollendeten Erziehung, sie müssen *frühe* und *erste* Grundlagen der Menschenbildung seyn.

Das Staunen des Weisen in den Tiefen der Schöpfung, und sein

Forſchen in den Abgründen des Schöpfers iſt nicht Bildung der Menſchheit zu dieſem Glauben. In den Abgründen der Schöpfung kann ſich der Forſcher verlieren, und in ihren Waſſern kann er irre umhertreiben, ferne von der Quelle der unergründlichen Meere.

Gott, Vater, Gottes Daſeyn in der Hütte der Menſchen — Gott im Innerſten meines Weſens — Gott — Geber ſeiner Gaben und meiner Lebensgenießungen, das iſt die Bildung der Menſchheit zu dieſem Glauben, das iſt die Kraft der Natur, die allen Glauben auf Genuß und Erfahrung gründet.

Oder rühren dich, Menſch! ich rufe ins Volk — rühren dich, Menſch, die Lehrſätze von überwiegendem Guten. Tröſtet oder beruhigt dich das, daß Glück oder Unglück im Ganzen überwiege. Wenn Flammen des Jammers über deinem Scheitel brennen und dich zerſtören — tröſtet dich dieſes Gerede der Weiſen?

Aber wenn dein Vater dein Weſen in deinem Innern ſtärket, dir deine Tage erheitert, deine Kraft zum Leiden emporhebt, und das Uebergewicht der Segensgenieſſungen dir ſelbſt in deinem Innern enthüllet, dann genießeſt du die Bildung der Natur zum Glauben an Gott.

Das Brod, das mein Kind aus meiner Hand iſſet, bildet ſein Kindergefühl, und nicht ſein Staunen über meine Nachtwachen und meine Sorgen für ſeine ſpätern Jahre. Viel Urtheil über mein Thun iſt Unbeſonnenheit, die ſein Herz verführen und von mir ablenken kann.

Einfalt und Unſchuld, reines menſchliches Gefühl für Dank und Liebe iſt Quelle des Glaubens.

Im reinen Kinderſinn der Menſchheit erhebet ſich die Hoffnung des ewigen Lebens, und reiner Glaube der Menſchheit an Gott lebet nicht in ſeiner Kraft ohne dieſe Hoffnung.

Der Fußtritt des Tyrannen über ſeine Brüder, über die Kinder ſeines Gottes erſchüttert im Innerſten die Menſchheit. Die Reihen ſeiner Erſchlagenen, ihre Witwen und Waiſen heulen, zittern, hungern, glauben und ſterben.

Iſt Gott Vater der Menſchen, ſo iſt der Tag ihres Todes nicht der Tag der Vollendung ihres Weſens.

Iſt ein Sinn für Wahrheit in dir, Menſch! Rede! Streitet es nicht wider den Sinn deines Innerſten zu glauben, daß Gott Vater der Menſchen iſt — und daß doch alſo das Weſen dieſer Elenden vollendet ſey.

Gott ist nicht Vater der Menschen, oder der Tod ist nicht die Vollendung unsers Wesens.

Mensch, dein innerer Sinn ist dir sicherer Leitstern der Wahrheit und deiner Pflicht; und du zweifelst, da dieser Sinn so mächtig Unsterblichkeit dir zuruft?

Glaube an dich selbst, Mensch, glaube an den innern Sinn deines Wesens, so glaubest du an Gott und an die Unsterblichkeit.

Gott ist Vater der Menschheit, Kinder Gottes sind unsterblich.

Im Innersten deiner Natur, Mensch, liegt das, was Wahrheit, Unschuld und Einfalt mit Glauben und Anbetung höret.

Aber Einfalt und Unschuld ist nicht der Theil aller Menschen.

Vielen ist innerer Sinn der Menschennatur Spiel des Traumes, und Glauben an Gott und Unsterblichkeit, auf diesen innern Sinn gebaut, verachteter Vorwurf ihrer Kunst.

Gott, der in meinem Wesen mit Kraft und Stärke, Wahrheit, Weisheit und Seligkeit, Glauben und Unsterblichkeit lehret, Gott — den alle Kinder Gottes hören — Gott, den die ganze sanfte, fühlende, reine, liebende Menschheit versteht und ganz gleich versteht; Gott — sollt ich nicht Gehör geben der Lehre, die im Innersten meines Wesens mir und meiner Natur wahr ist und wahr seyn muß — sollt ich nicht glauben, was wär ich, was thät ich?

Glaube an Gott ist Scheidung der Menschheit in die Kinder Gottes, und die Kinder der Welt; ist Glaube an die Vatergüte Gottes, Glauben an die Unsterblichkeit.

Gott, Vater der Menschheit, Mensch, Kind der Gottheit, das ist der reine Vorwurf des Glaubens.

Dieser Glaube an Gott ist Stimmung der Menschheit in ihren Verhältnissen zu ihrem Segen.

Vatersinn und Kindersinn, dieser Segen deines Hauses, Mensch, ist Folge des Glaubens.

Der Genuß deiner Rechte, Hausvater, die wonnevolle Ergebung deines Weibes, und das innige seelenerhebende Dankgefühl deiner Kinder ist Folge deines Glaubens an Gott.

Glauben an meinen Vater, der Gottes Kind ist, ist Bildung meines Glaubens an Gott.

Mein Glaube an Gott ist Sicherstellung meines Glaubens an meinen Vater und an jede Pflicht meines Hauses.

So verbindest du, erhabene Natur, in deiner Bildung meine Pflichten und meine Genieſſungen, und an deiner Hand wallet der Mensch von genossenen Segnungen zu neuen Pflichten.

Alle Menschheit, Fürst und Unterthan, Herr und Knecht, bildet sich zu den besondern Pflichten ihres Standes durch Genuß ihrer ersten Naturverhältnisse.

Der Fürst, der Kind seines Gottes ist, ist Kind seines Vaters.

Der Fürst, der Kind seines Vaters ist, ist Vater seines Volks.

Der Unterthan, der Kind seines Gottes ist, ist Kind seines Vaters.

Der Unterthan, der Kind seines Vaters ist, ist Kind seines Fürsten.

Stand des Fürsten, Bild der Gottheit, Vater einer Nation. Stand des Unterthans, Kind des Fürsten, der mit ihm Kind Gottes ist. Wie sanft und stark und fein ist dieses Gewebe der Naturverhältnisse der Menschheit.

O Menschheit in deiner Hoheit!

Aber vergebens ist das Gefühl deiner Würde beym gesunkenen Volke.

Ich darf deinen Rang nicht nennen, Hausvater. Was bist du? und was kannst du seyn? Ochs am Baren. Herr deines Hauses. Bild des Fürsten in deiner Hütte, o Menschheit in deiner Tiefe! O Herr und Vater Aller!

In jeder Tiefe ist der Knecht seinem Beherrscher in seinem Wesen gleich, und ist die Befriedigung des Bedürfnisses seiner Natur ihm schuldig.

Emporzubilden das Volk zum Genuß der Segnungen seines Wesens ist der Obere Vater des Untern.

Und alles Volk ruhet, im Genuß seines Hausegens, in reinem Kinderzutrauen gegen den Vatersinn seines Herrn, und wartet auf die Erfüllung ihrer Vaterpflicht in der Auferziehung und Emporbildung ihrer Kinder zu jenem Segensgenuß der Menschheit.

Ist dieses Wachen der Menschheit ein Traum? Ist ihre kindliche Hoffnung Bild des Schlummers und der Erschlaffung in ihrer Tiefe?

Glauben Gottes, du bist die Kraft dieser Hoffnung.

Fürsten, die an Gott glauben, und den Bruderstand der Menschheit erkennen, finden in diesem Glauben Stimmung zu jeder Pflicht ihres Standes. Sie sind Männer mit Gotteskraft zum Segen ihrer Völker gebildet.

Fürsten, die den Vaterstand der Gottheit und den Bruderstand der Menschheit verleugnen, finden in diesem Unglauben die Quelle der schrecklichsten Zernichtung des Glaubens an ihre Pflichten. Sie sind Männer des Schreckens, und ihre Kraft wirket Verheerung. In der Anerkennung der obersten Vaterwürde Gottes versichern die Fürsten sich des Volkes Gehorsam als die Sache der Gottheit.

Und der Fürst, der in dem Gehorsam gegen Gott nicht die Quelle seiner Rechte und seiner Pflichten suchen will, bauet seinen Thron auf den mißlichen Sand des Volksglaubens an seine Stärke.

Der Glaube an Gott ist in dieser Anerkennung das Band des Fürsten und seines Volks, das Band der innern Vereinigung der Segensverhältnisse der Menschheit.

Unglauben, Verleugnung des Bruderstandes und der Bruderpflichten der Menschheit, Verkennung und Verachtung der Vaterrechte Gottes, trotzende Kühnheit im Mißbrauch gegenseitiger Gewalt ist Auflösung aller reinen Bande der Segensverhältnisse der Menschheit.

Die Priester sind die Verkünder des Vaterstandes der Gottheit und des Bruderstandes der Menschheit, und ihr Stand ist der Mittelpunkt der Vereinigung der Naturverhältnisse der Menschheit zu ihrem Segen durch den Glauben an Gott.

Der Glaube an Gott ist die Quelle alles reinen Vater- und Brudersinns der Menschheit — die Quelle aller Gerechtigkeit.

Gerechtigkeit ohne Vatersinn und ohne Brudersinn ist ein schimmerndes Unding ohne Segenskraft.

Stolze Gerechtigkeit, Aussprüche nach Jahrelangen Frevlerkünsten, die Gesetzverständige und Gerichtshöfe nähren, ist Mummerey von Gerechtigkeit, die nicht Volkssegen ist.

Sicherheit, Unschuld und Gefahrlosigkeit, diese Quellen reiner Volkstugend, diese Folgen einer weisen und väterlichen Gerechtigkeit, sind Folgen des Glaubens.

Kühner auffahrender Muth gegen Unschuld, Recht und Wahrheit, diese Beweise des Mangels reiner und starker Vaterkraft der Landesgerechtigkeit sind Folgen des Unglaubens.

Gewaltthätigkeit und freche kühne Anmaßungssucht gegen Recht und Unschuld im Nationalgeist ist Quelle der Nationalentkräftung, und so ist Unglauben Quelle dieser Entkräftung.

Und hingegen ist Vatersinn und Kindersinn im Nationalgeist Quelle alles reinen Nationalsegens.

Also ist Volksglauben an die Gottheit Quelle aller reinen Nationaltugend, alles Volkssegens und aller Volkskraft.

Sünde ist Quelle und Folge des Unglaubens. Sie ist Handlung der Menschen gegen das innere Zeugniß unsrer Natur von Recht und Unrecht. Sünde, Quelle der Verwirrung unserer ersten Grundbegriffe und unsers reinen Naturgefühls. Sünde: Verlust des Glaubens an dich selbst, Mensch, und an deinen innern Sinn, Verlust deines Glaubens an Gott, Verlust deines Kindersinns gegen ihn.

Oeffentliche Sünde: Trotz der Menschheit gegen die Gottheit.

Abscheu gegen die Sünde: reines Gefühl des Kindersinns der Menschheit gegen Gott, Ausdruck und Folge des Glaubens der Menschheit an die Offenbarung der Gottheit im Innern seiner Natur.

Abscheu gegen öffentliche Sünde: Gefühl des Kindes gegen den Mann, der seines Vaters und seiner Mutter spottet.

Nationalabscheu des Volks gegen öffentliche Sünder, Pfand und Siegel des Nationalglaubens und des Kindergefühls eines Volks gegen seinen obersten Herrn.

Nationalabscheu des Volks gegen den öffentlichen Trotz seiner Fürsten gegen die Gottheit ist Beweiß der Nationaltugend und ihrer Schwächung der Kraft des Glaubens des Gehorsams des Volks gegen seinen obersten Herrn.

Unglauben: Quelle der Zernichtung aller innern Bande der Gesellschaft.

Unglaube der Obern: Quelle des Ungehorsams der Untern.

Vaterherz und Vatergaben der Obern pflanzen und sichern den Gehorsam der Untern.

Der Unglaube zernichtet die Quelle des Gehorsams.

Unter einem Herrn, der nicht Vater ist, kann die Volksstimmung nicht Empfindung eines reinen denkenden, im Kindergehorsam gesegneten Volkssinns werden.

Die Folgen des Unglaubens: — täglich steigende Laster, täglich abnehmende Vatergüte, willkührliche Gewalt ohne Segenszweck, bizarre unnatürliche Regierungsfrazen, drückende Zwischengewalt, Aussaugen des Markes vom Volk, sich vermindernde Volkskraft gegen diese Zwischen-

gewalt, sind unter einer ungläubigen, die Rechte der Gottheit und der Menschheit verachtenden Regierung unvermeidlich.

Die Volksempfindung des unnatürlichen Gebrauchs der Vaterrechte ist Auflösung der Kraft der reinen Bande der Natur zwischen dem Fürsten und seinem Volke.

Sie, diese gute mütterliche Menschennatur knüpfet die Bande der bürgerlichen Verhältnisse durch den Segen gegenseitiger Genießungen.

Und es ist Volksempfindung, Nationalgefühl des Segens dieser Genießungen, welches diese Verhältnisse durch Dank, Liebe und Glauben des Volks an seinen Fürsten weihet und heiligt. Denn hier ist aller Vaterlandsliebe und Bürgertreue heilige Quelle.

Ich berühre Saiten, die ungespannt liegen und nicht im Modeton klingen. Verhöhne sie, Tänzerton, trillernde Verläumdung, überschrei ihre Kraft. Wahrheit und reiner Menschensinn macht unbesorgt.

Alle Kraft der Menschheit wirket nur Segen durch ihren Glauben an die Gottheit, und der Vatersinn des Fürsten, diese einzige Quelle alles Volkssegens, ist Folge seines Glaubens an Gott.

Mensch! so nieder du auch stehest! Ist dein Fürst Kind deines Gottes, so ist seine Gewalt Vaterkraft.

Harter, unbescheidner Gebrauch seiner Rechte ist nicht Vatersinn, ist nicht Sinn des Glaubens an Gott, es ist Verderbung der obersten Angelegenheiten des Fürsten und seines Landes, Verderbung des reinen Kindersinns der Nation gegen Fürsten.

Dennoch darf ich diese so allgemeine Sitten der einsichtigen Fürstendienerschaft nicht Hochverrath nennen.

Aber was ist's minder, wenn sie das Vaterrecht des Fürsten als ein Recht zu Gutem und Bösem und zu Gerechtem und zu Ungerechtem darstellen? —

Was ists minder, wenn sie im Namen des Fürsten den Hausfegen stören, das Eigenthum nicht schonen, und Unschuld mit Schimpf und Schande belegen?

Band der Vereinigung der Menschheit zu ihrem Segen, Glaube des Fürsten und seines Volks an den obern Herrn der Menschheit, Glaube Gottes, du bist es allein, der die Menschheit vor dieser Klippe sichert.

Aller Unglauben ist unbescheiden, aber der Glaube an Gott, der

Kindersinn der Menschheit gegen die Gottheit, ist stille Erhabenheit in jeder Kraft ihrer Wirkung.

Glänzende, blitzende Erschöpfung ihres Wesens, kühner lachender Muth bei Gefahr und Zerstörung ist die Kraft der Menschheit, die vom Kindersinne gegen Gott abweichet.

Ernster haushälterischer Gebrauch jeder kleinen Anlage, Sehnsucht nach Stärkung seiner Kraft, ist die Bahn der Natur zur Bildung und Stärkung aller Kräfte und in jeder Tiefe und in jeder Schwäche ist es Richtung des reinen Kindersinns der Menschheit gegen Gott.

Hang zu niederm Schimmer, Drang, Anlagen und Kräfte zu spiegeln und seine Schwäche zu bemänteln, ist Richtung auch der niedrigsten schwächsten Menschheit, die von dieser bildenden Bahn der Natur abgewichen ist.

Aeußere und innere Menschenhöhe auf dieser reinen Bahn der Natur gebildet, ist Verstand und Vatersinn gegen niedere Kräfte und Anlagen.

Mensch in deiner Höhe, wiege den Gebrauch deiner Kräfte nach diesem Zwecke.

Vatersinn hoher Kräfte gegen die unentwickelte schwache Heerde der Menschheit.

Reiner Segen der Menschheit, du bist Kraft und Folge des Glaubens.

O meine Zelle, Wonne um dich her! auch du bist Folge dieses Glaubens.

Heil mir und meiner Hütte.

Darum, daß die Menschheit an Gott glaubt, ruhe ich in dieser Hütte.

Glauben des Volks an die wahren Priester der Gottheit ist Quelle der Ruhe meines Lebens.

Priester der Gottheit, sind die Repräsentanten des reinen Vaterstandes der Menschheit.

Deine Kraft, Geweiheter, ist Gottes Erleuchtung!

Gottes Erleuchtung ist Liebe, Weisheit und Vatersinn.

O wer nach meiner Hütte wallet, wäre ich auch Schatten der Kraft meiner Gottheit.

O Sonne, du Bild ihrer Kraft, dein Tag ist vollendet! Du gehest unter an meinem Berge, o Tag meiner Vollendung. — O Hoffnung des kommenden Morgens, o Kraft meines Glaubens.

Ich baue alle Freiheit auf Gerechtigkeit, aber ich sehe in dieser

Welt keine versicherte Gerechtigkeit, als bei der zur Einfalt, Frömmigkeit und Liebe gestimmten, und in dieser Stimmung erleuchteten Menschheit.

Alle Familiengerechtigkeit, welche die größte, reinste und allgemein in aller Welt genossene Gerechtigkeit ist, hat im Ganzen nur Liebe zu ihrer Quelle — und dennoch wirket sie, in der Einfalt aller Völker, allgemeinen Segen der Welt.

So wie alle Gerechtigkeit auf Liebe ruhet, so ruhet auch Freiheit darauf. Reiner Kindersinn ist die wahre Quelle der Freiheit, die auf Gerechtigkeit ruhet; und reiner Vatersinn ist die Quelle aller Regierungskraft, die Gerechtigkeit zu thun und Freiheit zu lieben, erhaben genug ist.

Und die Quelle der Gerechtigkeit und alles Weltsegens, die Quelle der Liebe und des Brudersinns der Menschheit, diese beruht auf dem großen Gedanken der Religion, daß wir Kinder Gottes sind, und daß der Glaube an diese Wahrheit der sichere Grund alles Weltsegens sey. In diesem großen Gedanken der Religion liegt immer der Geist aller wahren Staatsweisheit, die reinen Volkssegen sucht, denn alle innere Kraft der Sittlichkeit, der Erleuchtung und Weltweisheit ruhet auf diesem Grund des Glaubens der Menschheit an Gott.

Und Gottesvergessenheit, Verkenntniß der Kinderverhältnisse der Menschheit gegen die Gottheit, ist die Quelle, die alle Segenskraft der Sitten, der Erleuchtung und der Weisheit in aller Menschheit auflöset. Daher ist dieser verlorne Kindersinn der Menschheit gegen Gott das größte Unglück der Welt, indem es alle Vatererziehung Gottes unmöglich macht, und die Wiederherstellung dieses verlornen Kindersinns ist Erlösung der verlornen Gotteskinder auf Erden.

Der Mann Gottes, der mit Leiden und Sterben, der Menschheit das allgemein verlorne Gefühl des Kindersinns gegen Gott wieder hergestellt, ist der Erlöser der Welt, er ist der geopferte Priester des Herrn, er ist Mittler zwischen Gott und der gottesvergessenen Menschheit. Seine Lehre ist reine Gerechtigkeit, bildende Volksphilosophie, sie ist Offenbarung Gottes des Vaters, an das verlorne Geschlecht seiner Kinder.

Beilage G.

Pestalozzi über Niederer und Schmid.

Niederer.

„Es läßt sich die Art, wie Niederer meine Sache ansieht, nicht von der Art, wie ich sie selber ansehe, trennen. Es schien mir selber lange nicht so, und mußte mir lange nicht also scheinen. Seine Ansichten und Urtheile sind beinahe alle Resultate seiner Reflektionen. Ich weiß kaum, was reflektiren ist; meine Urtheile und Ansichten sind beinahe alle Resultate meiner immediaten Anschauung und meiner belebten Gefühle. Zu dem verstand ich seine Sprache nicht; aber seine Schutzschrift hat mich sie verstehen gelehrt; ich konnte nicht satt werden, sie zu lesen; ich fand mich selbst fast in jeder Zeile und bestimmt klarer ausgesprochen, und tiefer durchgedacht, als ich mich und meine Meinung je über das Erziehungswesen, über den mütterlichen Instinkt, über die Natur und das Wesen der Schule, über das Institut u. s. w., kurz über alle Grundsätze und Ansichten, um die es jetzt wesentlich zu thun ist, erkannt und ausgesprochen.

Er hat indessen wirklich Eigenthümlichkeiten an sich, die ich oft mit Mühe trage, weil sie den Meinigen gradezu entgegenstehen. Aber seine Freundschaft überwiegt alles, was ich in meinem Leben in der Freundschaft genossen und auch nur geträumt. Was kann der Mensch für seinen Freund mehr thun, als wenn er um seinetwillen aus einem sichern, ruhigen und befriedigenden Leben heraustritt, und sich für ihn in eine unsichere, unbefriedigende, drückende und in vielen Rücksichten gefährliche Lage hineinstürzt? Das hat Niederer gethan. Er hat um meinetwillen seine Pfarrey, auf der er wirksam, geachtet und glücklich lebte, verlassen, und sich zu einer Zeit an mich und an meine Armuth angeschlossen, und in die Arme aller meiner Verlegenheiten geworfen, in welcher mein Werk in mir selber noch nicht reif, und ich aller äußern Hülfe und Mitwirkung für dasselbe beynahe gänzlich beraubt war. In diesem Zeitpunkt stellte er, der einzige Mann, der einen Grad von literarischer Kultur ansprechen konnte, sich an meine Seite, und gab sich allen Gefahren der Theilnahme preis, denen ihn mein Unternehmen aussetzen konnte, und wirklich aussetzte. Ueber das Persönliche empor, geht seine Freundschaft auf den Zweck meines Lebens, für die ich mich durch mein Leben so oft verlassen sah. Seine Persönlichkeit nähert sich der meinigen so

wenig, als meine der seinigen. Ich möchte sagen: er mangelt von dieser Seite oft der Näherung gemeiner neben einander wohnender Menschen; aber sein Leben ist seine Freundschaft; sein Bleiben, sein Ausharren für meine Zwecke; selber sein Kampf, den er anhaltend mit sich selbst und mit seiner Persönlichkeit besteht, um meinen Lebenszwecken immer mehr zu seyn; selber seine Widersprüche, selber sein Widerstand gegen meine Persönlichkeit, wenn er sie mit meinen Zwecken im Conflikt findet, beweiset das Edle, das Außerordentliche, das Reine seiner Freundschaft. Würde er weniger widerstehen, er würde weniger lieben!"

„Erklärung gegen Herrn Chorherr Bremi's Zeitungsfragen. S. 28."

* * *

„Schon im Anfange unserer Vereinigung in Burgdorf trat ein junger Geistlicher von einer überwiegenden Bildung, voll Feuer und Kraft und stillem, aber innerlich gewaltsamen Streben in unsere Mitte, beobachtete in sich selbst geschlossen den Gang unserer Bestrebungen, schien aber im ersten Zeitpunkt seines Daseyns nichts weniger als einen überwiegenden Einfluß auf die allgemeine und praktische Leitung unserer Angelegenheiten zu suchen; im Gegentheil, sein ganzes Benehmen zeigte anfänglich sehr klar, daß er durch freies, eigenes, selbstständiges Nachdenken den psychologischen Fundamenten der Grundsätze und des Wesens der Idee der Elementarbildung ernster, allgemeiner und tiefer, als irgend Jemand in unserer Mitte nachforschte; dadurch kam er auch sehr bald dahin, durch sich selbst ein eignes System von der Idee der Elementarbildung in sich selbst zu bilden, das zwar freilich sich durchaus durch keine Grundlage praktischer Erfahrungen genugsam zu innerer Reife und äußerer Anwendbarkeit gestaltete, aber ihn selbst träumerisch von der Unfehlbarkeit und Ausführbarkeit desselben so weit begeisterte, daß er soviel als auf einmal und plötzlich anfing, mit großer Lebhaftigkeit, frei und gewaltsam in den ganzen Umfang unsres Thuns einwirken zu wollen, und sich allmälig einen allgemeinen überwiegenden Einfluß auf denselben und hiefür einen hohen Grad meines Zutrauens zu ihm zu verschaffen wußte. Sein excentrisches Wesen belebte in ihm die entscheidende Neigung, Schwächen, Fehlern und Lücken meines Hauses durch wissenschaftliche Erläuterungen der Begriffe, die unsern Bestrebungen zum Grunde lagen, entgegen zu wirken. Er glaubte zuverlässig, mit dem Zauberschlag heiterer Begriffe,

aber oft auch nur vielbedeutender Wörter, den Wachsthum unsers Verderbens, dessen Größe er tief fühlte, still zu stellen und durch wörtliche Erheiterung beherrschen zu können, was er durch das Uebergewicht seines Einflusses weder geistig genugsam zu leiten, noch praktisch befriedigend zu bedienen, am allerwenigsten aber durch thatsächliche Uebungen schöpferisch hervorzubringen vermochte. Die absoluten Ansprüche, die Niederer für seine Ansichten machte, gingen von Ideen aus, die er noch nicht in ihrem ganzen Umfang und Zusammenhang in sich selbst zu einem klaren und bestimmten Bewußtseyn gebracht, indem er sich in einer metaphysischen Darstellung seiner Begriffe versteigerte, für die er weder einen soliden Hintergrund von Anschauungserkenntnissen in sich selbst trug, noch fähig war, dieselben auf irgend eine Art in einfachen, klaren und deutlichen Worten auszudrücken und sie irgend jemand auf diese Weise genugsam verständlich zu machen. Das Meiste, was er suchte, wollte und worauf er antrug, stand in unsrer Mitte wie eine Lufterscheinung und knüpfte sich durchaus an keine Realität der Fundamente unsers wirklichen Lebens bei einander an. Er war so viel als allgemein ungewandt und beinahe unfähig, zur Ausführung einer seiner hochtönenden Ideen auch nur die entfernteste praktische Handbietung zu leisten. Er wußte es selbst, und forderte oft mit einiger Zudringlichkeit, daß das, was er in seinem Kopfe auf eine idealische Weise zusammenstellte, andere nicht nur ebenso in ihrem Kopfe auch also ihn befriedigend zusammenstellen, sondern sogar mit ihren Händen, und zwar ohne viel Ansprache auf seine Mitwirkung, ihn befriedigend ausführen sollten."

„Meine Lebensschicksale von Pestalozzi S. 29."

Schmid.

„Ich muß die Kraft, die uns in diesem bösen Zustand noch allein zusammen zu halten fähig schien, von ihrem Ursprung aus ins Auge fassen. Schon in Burgdorf, im Anfange der keimenden, bösen Folgen unsrer unnatürlichen Vereinigung, kam von den Tyrolerbergen ein Knabe zu uns, der von allen Folgen der Verkünstelung unserer Zeitkultur auch nicht eine Spur in sich selbst trug, aber innerlich von einer stillen Naturkraft begabt war, deren weitführende Tiefe in unsrer Mitte niemand ahnete. Auch ich selbst nicht. Aber unerklärliche Gefühle zogen mich vom Augenblick seiner Erscheinung in unserm Kreise an ihn hin, wie

ich mich noch nie an irgend einen Zögling hingezogen fühlte. — Sein Leben war vom ersten Augenblick an stille, auffallende Thatkraft, in sich selbst geschlossen, nach katholischer Weise im höchsten Grad religiös, in der Religiosität einfach und kraftvoll, nach allem strebend, was er für sich zu können und zu wissen nothwendig erachtete. Er überflügelte in den Uebungen der elementarischen Bildungsmittel der Geistes- und Kunstkraft bald alle seine Lehrer und ward in diesen Uebungen bald Lehrer derer, die ihn vor weniger Zeit als das ungebildetste Kind, das je in unsre Anstalt getreten, ins Auge gefaßt. Dieser Sohn der Natur, der noch heute der Zeitkunst nichts dankt und nach allem, was er geleistet, den äußerlichen Formen jeder wissenschaftlichen Kultur beinahe so fremd ist als in der Stunde, da er von den Bergen herab, mit seinem Ave Maria im Munde und mit dem Rosenkranz im Sack, aber mit Kraft im Kopfe, mit Ruhe im Herzen und mit freiem Muth in jedem Streben, in unsre Mitte trat, erregte durch sein ganzes Benehmen in unsrer Mitte ganz außerordentliche Erwartung und belebte auf meiner Seite die Anhänglichkeit, die mich beinahe in der ersten Stunde an ihn hinzog, in einem gleich hohen Grade.

Schmid rückte indessen in der stillen Ruhe, in welcher er sich Jahre lang thätig ausbildete, seinem Jünglingsalter entgegen; und dieses, von seiner ersten Erscheinung an als außerordentlich anerkannte Naturkind mußte in seiner, durch vielseitige Erfahrungen des wirklich praktischen Lebens allein entfalteten Kraft im Denken und Handeln die Unnatur der Schwachheitsverkünstelung unsrer Vereinigung und alles unsers Thuns und Lassens bald sehr tief fühlen, und säumte auch, sobald er durch den entschiedenen Einfluß seiner überwiegenden Kraft den Anfang eines anerkannten Rechts dazu sich verschafft hatte, nicht, sich mit tyrolerischer Offenherzigkeit gegen die Anmaßungen der einseitig beschränkten Tabellenphantasten, eben wie gegen diejenigen der beschränkten und ebenso einseitigen als oberflächlichen Lobreden unsrer wissenschaftlichen Unterrichtsweise, hauptsächlich aber gegen die sich allmälig immer mehr einschleichende Anstrengungslosigkeit, Zerstreuungssucht, Unordnung, Insubordination und die damit verbundne Vernachlässigung positiver Pflichten zu erklären, und forderte sammt und sonders ohne allen Rückhalt von den Gliedern unsrer Vereinigung vom Morgen bis am Abend Ausübung alles dessen, was jedes Glied einer Haushaltung, die in einem guten

Zustand bestehen will, immer als seine Pflicht erkennen muß. Er verwarf dabei eben so laut und eben so bestimmt jede Anmaßung von der Höhe und Wichtigkeit unsrer Grundsätze und Bestrebungen, die sich nicht thatsächlich in unsrer Mitte bewährte, als eitles Geschwätzwerk und fragte bei allen diesfälligen Aeußerungen, von wem sie auch immer herkamen, nur, wie macht man denn das? wie übt man's aus? und wo diesfalls keine Antwort erfolgte, die ihn befriedigte, wollte er nichts weiter davon hören. Dieses Benehmen mißfiel denn aber bald und allgemein in einem sehr hohen Grade."

„Meine Lebensschicksale." S. 22—24. 34. 35.

Beilage H.

Fremde,

welche sich längere oder kürzere Zeit im Institut aufhielten.

A. Preußen.

Preist und Henning aus Rügenwalde in Pommern; Kawerau aus Elbing; Krätz und Rendschmidt aus Schlesien; Preuß und Patzig aus Ostpreußen; Bernhard der ältere und jüngere; Hänel aus Breslau; Graf, Regierungsrath in Königsberg; Plamann, Vorsteher einer Anstalt in Berlin; Baier, Pastor zu Altenkirchen auf Rügen; Krüger, Oberlehrer zu Bunzlau; Lautz, Schüler von Fichte; Delbrück, Geh. Rath.

B. Sachsen.

Tillich, der als Professor in Dessau starb; Krug, Direktor der Bürgerschule in Zittau; Thiriot aus Leipzig; Fröbel aus Thüringen; Nonne, Vorsteher eines Schullehrer-Seminars in Hildburghausen; Burkhard, Pastor in Groß-Korbetha; Blochmann aus Dresden; Hientzsch, Thomasschüler in Leipzig.

C. Frankfurt am Main.

Karl Ritter; Mieg, Brigade-Prediger in Frankfurt.

D. Braunschweig.

Schacht (in Darmstadt.)

E. Würtemberg.

Zeller, Königl. Preuß. Ober-Schulrath; Kieser; Denzel, sonst Direktor des Landschullehrer-Seminars und Pastor zu Eßlingen.

F. Bayern.

Schmeller.

G. Baden.

Ladomus; Marx; Stern; Gersbach.

H. Nassau.

Delaspée, Vorsteher der Erziehungsanstalt in Wiesbaden.

I. Mecklenburg.

von Türk, Regierungsrath (in Potsdam); Kortüm (in Heidelberg).

K. Schweiz.

Nägeli aus Zürich; Pfeiffer aus Lenzburg; Orelli aus Zürich; Ruckstuhl aus Luzern; Olivier (in Dessau).

Herzogin von Sachsen-Meiningen, mit dem Erbprinzen; Raupach aus Liegnitz; Groß-Kanzler von Beyme aus Berlin; Graf Kapo d'Istria; Herzog Ferdinand von Würtemberg; Staatsrath von Gruner; General Kosziusko; Engländer Bell; Frau von Wolzogen; Frau von Staël; Karoline Rudolphi; Betti Gleim.

K. K. HOFBIBLIOTHEK WIEN

WIEN

Inhalt des zweiten Bandes.

Neue Bildungsideale und Bildungsmethoden.
Kampf, Wechselwirkung und allmähliche Vermittelung zwischen dem Alten und Neuen.

Von Bacos Tod bis zum Tode Pestalozzis.

	Seite
Die Neuerer	3
1. Wolfgang Ratich	11
2. Der dreißigjährige Krieg	43
3. Comenius	46
4. Das Jahrhundert nach dem westphälischen Frieden	98
5. Locke	110
6. A. H. Francke	134
7. Die Realschulen	157
8. J. J. Rousseau	170
9. Philanthropin	242
10. Pestalozzi	287
Beilagen.	395

Verbeßerungen.

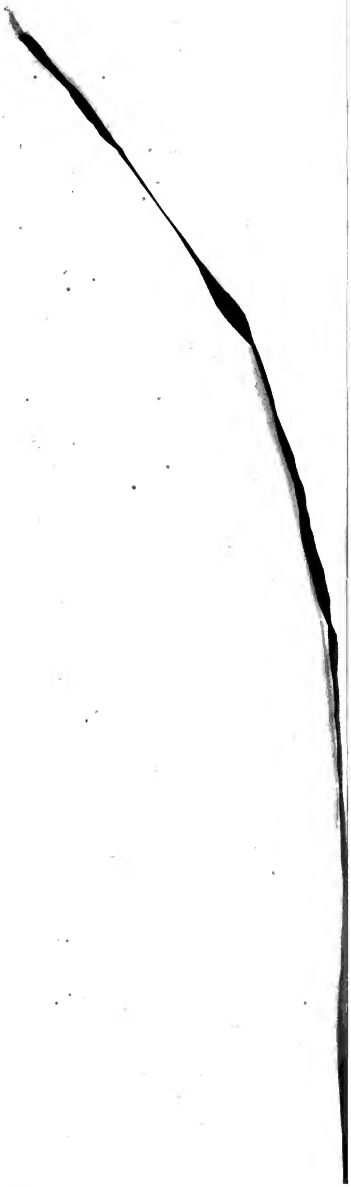
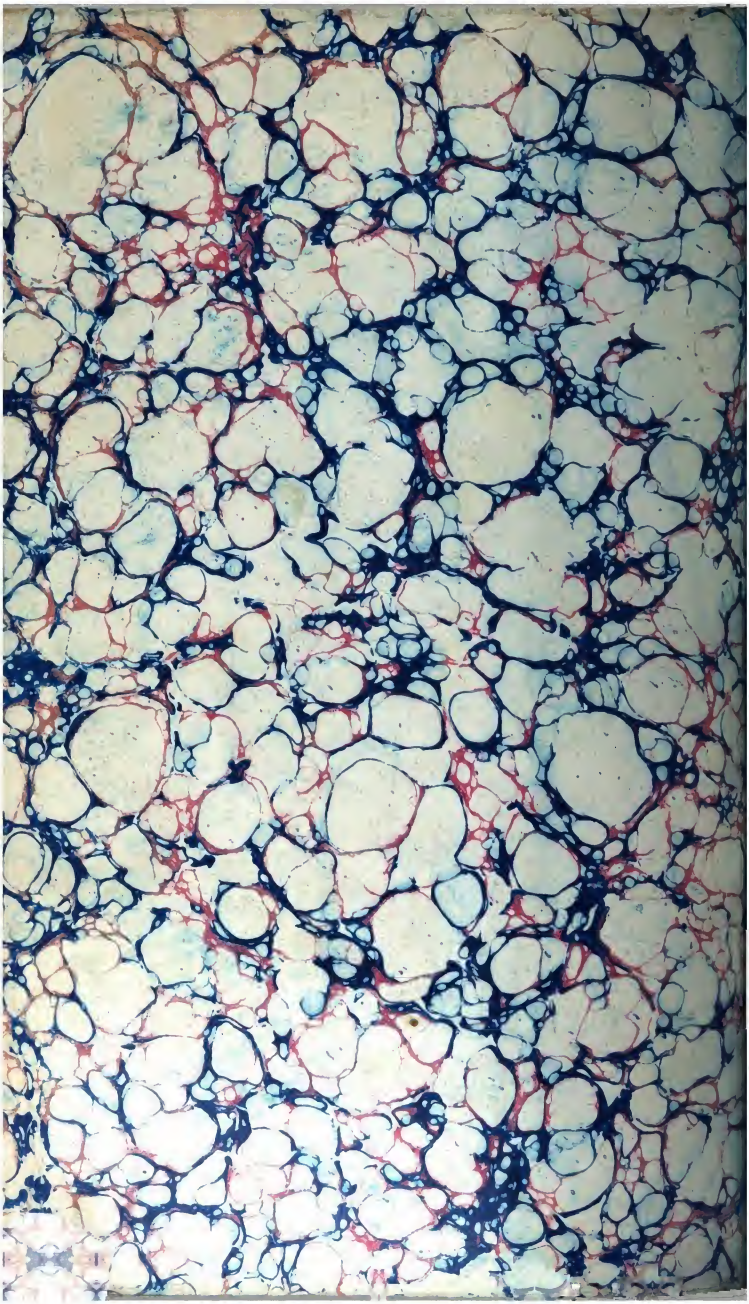
Erſter Theil. S. 235 Z. 4 v. o. ſt. Ulm l. Lindau.

Zweiter Theil. S. 50 Z. 1 v. u. ſt. regam l. regiam.

S. 57 Z. 3 v. u. ſt. remper l. rem per.

S. 151 Z. 19 v. o. ſt. zwei Jahre l. drei Jahre.

S. 183 Z. 8 v. u. ſt. eben l. geben.



Österreichische Nationalbibliothek
+Z155071808